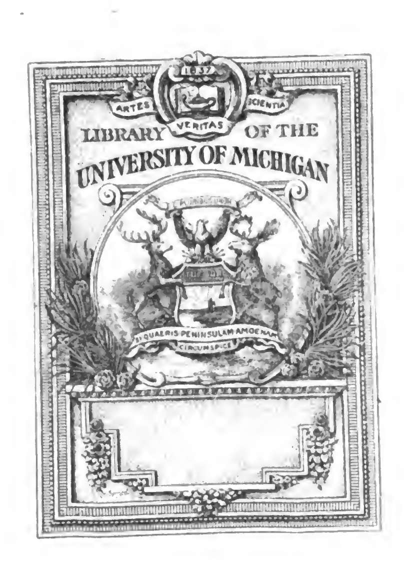
# Gesammelte Aufsätze


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




838
H419

# Gesammelte Aufsätze

von

Rudolf Haym.



Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1903.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

# Vorwort.

In einer Zeit allgemeiner Entmutigung übernahm Rudolf Haym die Herausgabe der Preußischen Jahrbücher, um mit dem Beistande gleichgesinnter Freunde unser Volk aus lähmender Erstarrung loszulösen und seinem Drange nach freier Kraftentfaltung, der heißen Sehnsucht nach vaterländischer Macht und Ehre Ausdruck und Stetigkeit zu verleihen. Es entsprach seiner geschulten Denkweise, daß er das öffentliche Bewußtsein nicht nur in dem rasch entbrennenden Kampfe zu lenken, sondern die Bewegung des deutschen Geistes auch in größeren Aufsätzen zu veranschaulichen und hiermit zugleich sich im Zusammenklang mit den eigenen Berufsarbeiten zu erhalten suchte. In jenem verwirrenden Streite haben die Jahrbücher sichtlich zur Klärung und Sammlung der öffentlichen Meinung, zur Verständigung über die nächsten Ziele beigetragen; ja ich stehe nicht an zu behaupten, daß sie selbst in ihrem nicht seltenen Widerspruch die Staatsregierung auf dem richtigen Wege festgehalten und weiter getrieben haben.

Es würde aber nicht im Sinne Hayms sein, seine damaligen Kampfesbeiträge jetzt zu wiederholen, in einer Lage, die weit mehr der Einigung als der Aufregung der nationalen Kraft bedarf. Auch unter den wissenschaftlichen Abhandlungen finden sich einige, zu deren unverändertem Abdruck er sich, wie ich bestimmt versichern darf, nicht verstanden haben würde. Ich rechne hierzu die über Mac Aulay, Jahrb. V. 1860, dessen geistige und nationale Schranken er später deutlich erkannte, und über Fichte, VII. 1861, den er nachmals in seiner romantischen Schule eingehender und seiner Bedeutung angemessener gezeichnet hat. Aus anderen Gründen würde er die Aufsätze über G. Freitags Fabier III. 1859, den Stieberschen Prozeß IV. 1860, Fr. v. Raumer VIII. 1861, das Lessingdenkmal IX. 1862, über Fr. Schlegel und die Lucinde XXIV. 1869 und über Klaus Groth XXVII. 1871 ausgeschlossen haben.

Wenn Haym sich überhaupt gelegentlich dem Wiederabdruck seiner Aufsätze wenig geneigt zeigte, so hatte dies vorwiegend seinen Grund darin, daß er, der streitlustigen Tageslitteratur entrückt, sich zur allseitigen Würdigung auch abweichender Anschauungen gedrängt und befähigt fühlte, wenn sie nur aus vaterländischer oder allgemein sittlicher Wurzel erwachsen waren. Nicht daß es ihm früher an Gerechtigkeit gefehlt hätte; aber mit der Freude über die neuerblühte Herrlichkeit seines Volks und mit dem klaren Einblick in die auch dem Philosophen gesteckten Erkenntnisgrenzen war seine Stimmung, ohne an Leben und Stärke zu verlieren, friedlicher, sein Denken harmonischer geworden. Die Durchdringung von Milde und Tiefe hatte wie überall so auch in diesem freien Geiste eine Wärme und Leuchtkraft erzeugt, die die bekämpften Irrtümer nicht nur zergliederte, sondern als Erscheinungsformen, als verschiedene Farbentöne in dem Gesamtbilde des behandelten Gegenstandes aufwies und ausglich. Das heißt: der kritische Philosoph war allmählich zum Psychologen, zum Historiker geworden. Die sachliche Schärfe des Urteils war geblieben; gewachsen war die Fähigkeit, fremde Naturen nach ihrer Eigenart zu würdigen. Muß ich noch besonders sagen, daß in gleichem Verhältnis sein eigenes Wesen eine Fülle von Harmonie und Liebe gewann, die auch seiner sprachlichen Darstellung den eigentümlichsten, seinen Sprachbildern den anmutigsten Ausdruck sicherte? Alles dieses und der Fortschritt in allem diesen breitet sich in den Aufsätzen unserer Sammlung aus; welche liebevolle Abklärung, welches zarte Verständnis seelischer Vorgänge in dem Gemälde eines deutschen Frauenlebens im Vergleich zu dem kraftvollen Ungestüm in der Schilderung Huttens?

Dazu kommt, daß diese Abhandlungen nicht nur in unserer Schriftwelt ihre Stellung für alle Zeiten behaupten werden, sondern zum Teil wenigstens Erscheinungen treffen, die noch heute wenn auch mit schwindendem Beifall wirken. Noch jetzt wird gelegentlich Varnhagen als Zeuge angerufen und die Ohnmacht, die an der Lösung strenger sittlicher, schwerer intellektueller Aufgaben verzweifelt, beruhigt sich über ihre bequeme Fügsamkeit gern mit der Bezugnahme auf Schopenhauer und Ed. von Hartmann.

Diese Erwägungen haben die Auswahl unter Hayms Aufsätzen bestimmt: es kam nicht nur darauf an, für ein möglichst treues Lebensbild des Verewigten seine eigenen Gedankenreihen zu verwenden, sondern in diesem Spiegel auch unserem Volke zu vergegenwärtigen, was es an seinem treuen und reichen Geiste besessen, was es von ihm nachzuahmen und nachzubilden habe.

So wird der Leser auch verstehen und billigen, daß die Schreibweise der Wörter genau so wiedergegeben ist, wie Haym sie in lieber Gewohnheit ungeachtet der unleugbaren Säuberung unserer Rechtschreibung festhielt; selbst die Interpunktion, die nicht selten an das Lessingsche Vorbild erinnert, bekundet das Streben nach Verständlichkeit und Kraft des Ausdrucks. Auch diese scheinbaren Nebendinge durften nicht unbeachtet und unbehütet bleiben bei einem Gelehrten, der sich allmählich und stetig aus der früher an Mac Aulay genährten Vorliebe für die Antithese zu edler und lichtvoller Einfachheit durchgerungen hat. Möchte diese überall durchblickende Wahrhaftigkeit seines Wesens, die Stärke und Reinheit seiner Empfindung, sein ausgebildeter und unantastbarer Gerechtigkeitssinn vorbildlich in einer Zeit wirken, die an diesen Tugenden wahrlich keinen Ueberfluß hat.

Halle a. S., d. 18. Mai 1903.

**Wilhelm Schrader.**

# Inhalt.

# Ulrich von Hutten.

D. F. Strauß, Ulrich von Hutten. Zwei Theile, Leipzig bei Brockhaus 1858.

---

So lange es eine deutsche Wissenschaft giebt, wird die Erinnerung an die Wirkung nicht verloren gehen, welche in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts die theologisch-kritischen Werke von David Friedrich Strauß in der gelehrten wie ungelehrten Welt hervorbrachten. Der Fortbestand des Christenthums schien an die Frage geknüpft, ob die Beweise, die das „Leben Jesu" für den mythischen Charakter der evangelischen Erzählung geltend machte, zu widerlegen, oder ob sie unwiderlegbar seien. Und so bald wenigstens schienen sie nicht widerlegt werden zu sollen. Wie immer in ähnlichen Fällen, entstand in dem Lager der Zionswächter ein tumultuarisches Geschrei, daß das Feuer gelöscht werden müsse, aber die am lautesten schrieen, waren keinesweges die Geschicktesten, und die vorhandenen oder in Eile herbeigeschafften Löschanstalten erwiesen sich nur zum geringeren Theil zweckmäßig und wirksam. Der Mann, der den Brand veranlaßt hatte, ließ sich die Betriebsamkeit und den Tumult der Gegner wenig anfechten. Mitten im Streite fand er die Laune und die wissenschaftliche Ruhe, die Vorragendsten seiner Angreifer dadurch unschädlich zu machen, daß er ihnen und der Welt ihr wohlgetroffenes Bild entgegenhielt. Während aber die „Streitschriften zur Vertheidigung des Lebens Jesu" auf diese Weise zu einer in vielen Punkten vernichtenden Charakteristik der zeitgenössischen Theologie wurden, so schritt alsbald ihr Verfasser in seinem Werk über die „christliche Glaubenslehre" von der Kritik der Evangelien zu einer Kritik der Dogmatik fort. Hatte er zuvor die Ursprungsgeschichte des Christenthums in Mythus, so löste er nun die dogmatischen Vorstellungen oder ließ sie vielmehr durch ihre eigene Geschichte sich selbst in speculative Ideen auflösen. Das Resultat dieser zwiefachen Kritik lief beide Male auf dasselbe hinaus; ja, daß das Bedürfniß christlicher Frömmigkeit bei diesem Standpunkt seine Rechnung nicht finde, dies ward völlig klar

erst, nachdem es durch das zweite Werk zum Vorschein gekommen, in welchem Sinne Strauß sein Versprechen verstand, „das kritisch Vernichtete dogmatisch wiederherzustellen."

Eben hiemit indeß war zugleich ein Wendepunkt in der öffentlichen Meinung über die Bedeutung dieses neusten „Angriffs auf das Christenthum" eingetreten. Die Dogmatik hatte den wissenschaftlichen Hintergrund der im Leben Jesu geübten Kritik enthüllt. Durch die sicheren Züge des kritischen Scharfsinns, durch die meisterhafte Gruppirung von Gründen und Thatsachen sah man ein Gewebe philosophischer Ueberzeugungen hindurchscheinen, welches offenbar jenem Scharfsinn die Richtung, diesen Gründen und Thatsachen eine bestimmte Farbe gegeben hatte. Ein philosophisches System, an fesselnder Gewalt, an Fülle der Ressourcen, an auskunftreicher Beweglichkeit keinem früheren vergleichbar, war die Voraussetzung des Kritikers gewesen. Es war schon jetzt möglich, diesem System gewisse Härten und Einseitigkeiten nachzuweisen, und es war erlaubt, an der Absolutheit und Unwiderleglichkeit desselben zu zweifeln. Ja, der Mann gerade, welcher mit so ungemeinem Geschick die kritischen und historischen Motive der Hegel'schen Philosophie in Wirksamkeit gesetzt, hatte den speculativen Apparat derselben, indem er ihn benutzte, zugleich beschädigt, verändert und theilweise als unbrauchbar bei Seite geworfen.

So kam es, daß die Erschütterung, welche die Theologie und nicht die Theologie bloß durch diesen neusten Anlauf des Rationalismus erfahren hatte, bei weitem nicht in dem Maaße nachhaltig war, als die Gefahr anfangs groß geschienen hatte. Obgleich viel fehlte, daß die einzelnen kritischen Nachweisungen des Lebens Jesu entkräftet worden wären, obgleich man noch weit davon entfernt war, über das Vergängliche und das Bleibende der demselben zu Grunde liegenden philosophischen Anschauungen ein sicheres Urtheil zu haben, so legte sich doch die allgemeine Aufregung wunderbar rasch, und der Streit zog sich ins Enge und Stille. Die fach- und handwerksmäßige Theologie kehrte, wie billig, in ihr altes Bett zurück. Eine wissenschaftlich rasch lebende Generation wandte bald ihre Aufmerksamkeit Theorien zu, die den Vorzug der Gründlichkeit durch radicale Verwegenheit und den Vorzug der Klarheit durch Handgreiflichkeit ersetzten. In geräuschloser Arbeit widmete sich nur eine kleine Gruppe von Forschern der Aufgabe, die Strauß'sche Kritik ihres constructiven Charakters mehr und mehr zu entkleiden, und ihre negativen Ergebnisse durch ein positives Eingehn auf das wirklich Historische zu berichtigen. Nur langsam konnten sich der Natur der Sache nach diese Nachwirkungen des gegebenen An-

stoßes entfalten — um so langsamer und unbemerkter, je weniger es der Wissenschaft gestattet sein sollte, die bisher in Anspruch genommene Alleinherrschaft zu behaupten. Interessen ganz anderer Art nahmen den öffentlichen Geist Deutschlands in Besitz. Statt über Geschichte und Mythus stritt man über Monarchie und Republik, statt der Frage über das Verhältniß des Glaubens zum Wissen debattirte man über den Unterschied des absoluten vom suspensiven Veto, über Staatenbund und Bundesstaat, über directe und indirecte Wahlen. Auf lange Zeit schien Deutschland durch die Bewegung des Jahres 1848 von seinen theologisch-philosophischen Scrupeln geheilt, und wie im Leben, so schien fortan auch in der Wissenschaft nur dasjenige gelten zu sollen, was einen unmittelbaren Bezug auf den Staat und die politische Praxis habe.

Charakteristisch war es, wie sich bei diesem Verlauf des theologischen Handels der Anstifter desselben verhielt. Er war mit einer im Wesentlichen fertigen Ueberzeugung gleich anfangs vor das Publicum getreten. Sein erstes Werk war nach Form und Inhalt so reif, wie Werke sonst nur am Schlusse einer langen schriftstellerischen Laufbahn zu sein pflegen. Dem Werthe des Werkes entsprach der Erfolg. Die Erstlingsarbeit eines jungen Tübinger Repetenten setzte die Federn aller theologischen Professoren in Bewegung und die halbe gebildete Welt in Schrecken. Ein solcher Anfang kann kein glücklicher genannt werden. War es schwer, so anzufangen, so war es schwerer, in entsprechender Weise fortzufahren. Alles eigne Verdienst des Autors bestand darin, daß er die Denkweise eines die Zeit beherrschenden philosophischen Systems in ihrer Anwendung auf die Theologie consequent und einseitig zu Ende gedacht hatte. Es war daher sein natürliches Schicksal, daß er eine Wirkung hervorbrachte, die zu steigern seine Mittel nicht ausreichten. Er war um den Preis ein berühmter Theologe geworden, daß er sich selbst aus der Theologie herausschrieb; er hatte dem Hegel-schen System eine glänzende Frucht nur dadurch abgewonnen, daß er sich selbst aus diesem System herausphilosophirte. Wie daher das Fundament sank, auf dem er gestanden, so war für's Erste seine Rolle ausgespielt. Er mochte sich damit trösten, daß er einen Gedanken in die Welt geworfen, den zu fassen und zu tragen die Welt noch nicht reif sei. Seine Neigungen und Fähigkeiten waren im Grunde so untheologische! Selbst seine Sympathie für die Speculation beruhte weniger auf speculativem Talent, als auf dem ästhetischen Reiz, den ein System, und auf dem logischen Interesse, den eine scharfsinnige Dialektik für ihn hatte. Warum doch mußte der Zufall einen Geist von so

Lessing'scher Anlage, von so reinem Verstande, von so feinem Sinn für die Form, von so richtigem Blick für alles Individuelle mit nichts so früh und so ernstlich in Verbindung bringen wie mit den am meisten scholastischen Theilen der Wissenschaft! Er hielt Stand auf diesem Boden, so lange, bis er formell das Begonnene zu einem völligen Abschluß gebracht, und so lange der Widerspruch ihn zu Kampf und Vertheidigung nöthigte. Mit dem Zeitpunkt, in welchem der Welt dieser Streit gleichgültiger wurde, wurde er ihm selbst widerwärtig. Im Handgemenge mit den Theologen hatte er den großen Haufen derselben gründlich verachten gelernt. Voll Widerwillen und überzeugt, daß die alte Burg der Thorheit sobald nicht zu erschüttern sei, kehrte ihr furchtbarster Gegner ihr den Rücken. Er beschloß, seinem Genius und dem Dienste freundlicherer Götter zu leben. Ein umgekehrter Hutten, wandte er sich von der Theologie zum Humanismus, — einem Staatsmann ähnlich, der von der Aufregung des öffentlichen Amtes Erholung, für Fehlschlagen und Enttäuschungen Trost in einer friedlichen und privaten Lieblingsbeschäftigung sucht.

Noch inmitten der Hitze des großen wissenschaftlichen Streites hatte Strauß gelegentlich einzelne Proben von seinen ästhetischen Neigungen und Talenten gegeben. Hatte schon die reinliche Eleganz, die geschmackvolle Sauberkeit seiner wissenschaftlichen Darstellung einen ungewöhnlichen Formsinn offenbart, so zeigte ein Aufsatz, wie der über Justinus Kerner, daß es dem negativen Kritiker keineswegs an dem Willen und der Fähigkeit fehle, auch positiv in fremde Eigenthümlichkeiten, wie verschieden immer von den seinigen, verstehend und anerkennend einzugehn. Zwei Naturen schienen in dem Einen Manne zu sein, und zwei Naturen waren wirklich in ihm.

Wenn Strauß nach der Vollendung der Dogmatik immer ausschließlicher und wie mit geflissentlicher Um- und Abkehr sich zu jenem Genre individualisirender Charakteristik wandte, so lag der Grund davon in der eigenthümlichen, in Wahrheit doppeltheiligen Zusammensetzung seines Wesens. Es ist das Allgemeinste, und es ist wieder das Einzelnste, was seinen Geist reizt. Wenn schon die Aufmerksamkeit auf den logischen Zusammenhang von Abstractionen und allgemeinen Ideen den Philosophen machte, so wäre Strauß ein geborener Philosoph. Wenn schon der Sinn für die Beobachtung und Analyse des Individuellsten, des Details der Wirklichkeit, den Dichter machte, so wäre er unter den Dichtern einer der Ersten. Allein zum Dichter, zum Philosophen, zum Historiker gehört eine durch Tiefe des Gemüths, durch Macht der Empfindung und Phantasie vermittelte Ver-

schmelzung jener zwiefachen Fähigkeit. Schon der Historiker, und er vielleicht am meisten, bedarf des Talents, das Einzelne in dem Allgemeinen, die Idee als Gestalt, und in Gestalten und Thatsachen die Idee zu sehn. Von diesem Talent besitzt Strauß nur die Elemente. Daher die Beschaffenheit seiner Evangelienkritik und seiner Dogmengeschichte; daher die Beschaffenheit seiner Biographien und biographischen Essais. Auf beiden Gebieten entwickelt er die entgegengesetzte, beidesmal eine glänzende, aber beidesmal auch eine einseitige Virtuosität. Eine Geschichte wie die vom Ursprung des Christenthums, in welcher alles Individuelle durch die vom religiösen Bewußtsein geleitete Phantasie verdeckt und bis zur Unkenntlichkeit verwischt ist, wird er völlig in Ideen auflösen, und nicht einmal den Versuch wird er machen, den Mythus zur Geschichte sich wieder verdichten zu lassen. Bei der Lebensgeschichte eines Dichters andererseits oder eines Gelehrten, für welche die authentischen Acten in seinen Händen sind, wird er sich mit Vorliebe in das Einzelnste und Persönlichste vertiefen und sich begnügen, den Horizont eines solchen Lebens in den allgemeinsten Zügen anzudeuten. Seine historische Kritik wird allzu philosophisch und constructiv, seine historischen Darstellungen werden ein wenig zu mikroskopisch und philologisch sein. Er wird jetzt, wie in seiner kritischen Geschichte der Dogmatik, das Individuelle fast unberücksichtigt lassen und Ideen lediglich aus Ideen pragmatisiren; er wird unmittelbar darauf aus dem Weitesten sich ins Engste zurückziehn, und wird, wie in dem Leben Frischlin's, mit behaglicher Mikrologie ein Bild der Zeit aus lauter Bildern und Bilderchen zusammensetzen.

War aber sonach die Biographie, auf deren Boden sich Strauß nach dem Verlassen des alten Kampfplatzes hinübergerettet, nicht etwa ein bloßes Exil für ihn, sondern ein Boden vielmehr, auf dem er mit einem Theil und vielleicht mit dem besten Theil seiner Kräfte sich gleich heimisch fühlen durfte, wie auf dem früheren, so war auch keinesweges jeder Verkehr zwischen beiden Gebieten, jede Continuität zwischen der ersten und der zweiten Periode seiner Schriftstellerei abgebrochen. Immer noch, wenn auch ὑπόδρα ἰδών, sah der Biograph zurück auf das feindliche Lager, dem er den Rücken gewandt hatte. Halb war es ein ihm anhaftendes Schicksal, daß er, wohin er sich auch wandte, die finsteren Mächte und die aufdringlichen Gestalten nicht aus dem Gesicht verlieren konnte, die ihm so viel, und denen er selbst so viel mehr zu schaffen gemacht hatte; halb fühlte er es als eine Pflicht, dasjenige als eine nebenhergehende Tendenz seiner nunmehrigen Mußebeschäftigung zu verfolgen, was er früher wohl als die alleinige Aufgabe seines

Lebens betrachtet hatte. Der Orthodoxie und ihren verstockten Anhängern bei jeder Gelegenheit so viel Schaden wie möglich zuzufügen: diese Absicht zieht sich durch alle Arbeiten seiner zweiten Periode hindurch. Wenn ihm im Jahre 1847 eine in seine Hände gelangte Sammlung Schubart'scher Briefe den Anstoß zur Darstellung des Lebens dieses unglücklichen Dichters gab, so war es ihm zwar vor Allem dabei um die Charakteristik des Dichters und des Menschen zu thun, ja, die verspätete Erscheinung des Buchs legte dem ächt patriotischen und freimüthigen Manne auch die Beziehung auf die neuesten politischen Ereignisse nahe: aber mit jener Charakteristik wie mit der Blosstellung des Despotismus des Herzogs Karl von Württemberg ging die polemische Schilderung jenes unsittlichen und unnatürlichen Pietismus Hand in Hand, den die Rieger und Gehülfen dem Hohenasperger Gefangenen anquälten. Das kleine Buch über das Leben Märklin's hatte sogar eine noch positivere Tendenz — die Tendenz, an einem concreten Beispiel zu zeigen, wie die Weltanschauung des Verfassers sehr wohl mit sittlicher Tüchtigkeit, mit Freudigkeit an den Freuden und Mühen des Lebens bestehen könne. Das Leben Frischlin's endlich versetzt uns in die Zeit der Blüthe oder doch des Aufblühens protestantischer Orthodoxie; so oft der Held der Biographie nach seiner händelsüchtigen Art mit den Theologen in Conflict geräth, so darf er sicher auf die Sympathie seines Biographen zählen: — der theologische Zopf ist es vorzugsweise neben dem Universitätszopf, von dem wir die ergötzlichsten und hin und wieder boshaftesten Schilderungen lesen.

Es war, sobald sich Strauß nun weiter nach einem biographischen Thema umsah, die glücklichste Wahl, die er treffen konnte, wenn er auf Ulrich von Hutten verfiel. In der That: so dunkel waren inzwischen die Zeiten geworden, daß es sich lohnte, von Anspielungen und Seitenblicken wieder einmal zu einem directeren Angriff überzugehn. Wie befriedigt sich auch unser Verfasser innerlich bei seiner nunmehrigen biographischen Thätigkeit fühlen mochte: eine noch ganz andre Befriedigung mußte sich seiner bemächtigen, wenn mit dieser neuen Thätigkeit zugleich zu den alten Zielen zurückgelenkt werden konnte. Dunkel waren die Zeiten in zwiefacher Beziehung geworden. Die nationalen Hoffnungen waren einen Augenblick hell aufgeflammt — nur um durch die nachfolgende politische Reaction wieder um so tiefer herabgedrückt zu werden; im Gefolge der politischen Reaction aber greift bis auf diesen Augenblick die kirchliche dergestalt um sich, daß der Protestantismus von außen wie von innen gefährdet erscheint. Gerade gegen diejenigen Punkte richtet

sich der Druck der Zeiten, die unserem Verfasser am meisten am Herzen liegen. In Ulrich von Hutten vereinigte sich das nationale mit dem protestantischen Pathos, und Ulrich von Hutten war überdies, wie Strauß selbst, ein Humanist. Es war ein Gedanke, eben so würdig des Verfassers des Lebens Jesu wie des Biographen von Märklin und Frischlin, wenn Strauß den Entschluß faßte, dieser „Zeit der Concordate", einer Generation, die zu gleichgültig die Bedrohung ihrer nationalen Güter und ihrer religiösen Freiheit mit ansieht, das Bild des Mannes vorzuführen, der im feurigsten Kampf um Beides gerungen und noch mit sterbenden Lippen die Hoffnung des Sieges bekannt hat.

Wir veranschlagen diesen Entschluß so hoch, daß wir nur mit Schüchternheit unser Urtheil über die Ausführung desselben hinzuzusetzen wagen. Die ganze formelle Meisterschaft des Verfassers, sein Talent in der kritischen Ermittelung der Thatsachen, in der ansprechenden und lebenswahren Darstellung derselben, sein feiner ästhetischer Tact, sein Sinn für und seine Achtung vor dem Individuellen, seine bis zur Aengstlichkeit saubere und accurate Manier, seine Geschicklichkeit in der Vertheilung und Gruppirung des Stoffes — das Alles hat er seit seinen ersten Schriften vielleicht nie in so glänzender Weise bewährt wie in dieser letzten. Es ist vielleicht nichts an dieser biographischen Kunst zu tadeln, als eben die Kunst. Wie groß sie ist, sie ist dieser großen Zeit und diesem mächtigen Stoff nicht völlig gewachsen. Das Verhältniß war ein günstigeres bei der Darstellung jenes Poeten- und Professorenlebens aus der nachreformatorischen Periode. Die Periode allgemeiner Gährung, jener Gährung, aus welcher endlich der große Durchbruch zu einer neuen Gestaltung des geistigen und des socialen Lebens hervorging, ist nicht wohl zur Anschauung zu bringen, wenn die Biographie nicht in etwas über die Grenzen der Biographie hinausgeht. Auch Strauß weiß, daß es unmöglich ist, Hutten zu schildern ohne seine Zeit zu schildern. Dieser Aufgabe nach dem Maße seiner geistigen Mittel und innerhalb der Grenzen der Biographie zu genügen, schlägt er den sinnigen Weg ein, die Einzelfigur seines Helden mit den Einzelfiguren fast aller seiner Freunde zu umgeben. Aber wie sinnig dieser Weg ist: er will für eine Zeit nicht ausreichen, in der das Ganze schlechterdings mehr bedeutete als das Einzelne, und in der die Tugenden wie die Fehler der Individuen mehr als jemals unter dem Einfluß eines allgemeinen genius epidemicus standen. Nur im Zusammenhang mit diesem Genius ist das Pathos des Helden vollkommen zu begreifen und

vollkommen zur Darstellung zu bringen. Der eigentliche Historiker ist daher hier im entschiedenen Vortheil vor dem bloßen Biographen, und selbst die Aushülfe einer rhetorischen Behandlung des Stoffes würde Vorzüge vor der bescheidenen, mehr genreartigen unseres Verfassers bieten. Die künstlerische Haltung desselben geht zuweilen in Kleinkünstelei, seine Sauberkeit und Genauigkeit in philologische Mikrologie über. Wir würden zuweilen ein schlagendes charakteristisches Wort einer langen, in indirecter Rede sich hinziehenden Analyse einer Hutten'schen Schrift, und wir würden ein andermal ein kurzes Urtheil von praktischem Werthe einer längeren Kritik von ästhetischem Gehalte vorziehn. Ein etwas größerer und ein etwas freierer Zug müßte nach unserem Gefühl durch das Ganze gehn. Der letzte Zweck wenigstens der Biographie würde auf diese Weise gewisser erreicht sein; so, wie es ist, ist das Werk ein Maximum in dem von Strauß so glücklich cultivirten biographischen Genre, aber ein Beweis zugleich, daß dieses gefällige und anmuthige Genre selbst an den Ernst der Wirkung nicht heranreicht, die eine Figur wie Hutten's hervorbringen müßte, und die sie nach der Absicht des Verfassers hervorbringen sollte. Noch die Schlußworte des Buches bezeugen es, worin diese Absicht bestand. Sie wollen den Schatten Hutten's in zürnender Stellung festgehalten wissen. In dieser Stellung, heißt es, „möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos auf's Neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender wo möglich denen, welche im Schooße des Protestantismus selbst ein neues Pabstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben, den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehn!" Der Schatten Hutten's, wir zweifeln nicht daran, wird seine Schuldigkeit thun —: allein das Buch über Hutten könnte den Geist etwas lebendiger athmen, den dieser Epilog so schön und so kräftig ausspricht. Es giebt eine Stelle in der Vorrede, die dem Eindruck richtiger entspricht, welchen wir zu häufig bei der Lectüre empfanden. „Möchte", sagt Strauß, „meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde!" Aber nicht mit dem Aerger der Gegner darf der Biograph Hutten's sich begnügen; er sollte sich, meinen wir, mehr als es der Fall ist, durch den siegeslustigen Eifer seines Helden über das Gefühl der Bitterkeit erheben lassen; er sollte nicht die Keulenschläge desselben mit Nadelstichen begleiten, und nicht das Gold der Hutten'schen Schriften in

die kleine Münze von Motto's gegen die Theologie von heute umprägen.

Was wir aber auch ausstellen möchten, nicht sowohl an diesem Bilde von Hutten, als an der Manier, mit der es gezeichnet ist — es ist im Ganzen doch ein so getreues und correctes Bild, daß es Jedem möglich sein wird, die praktischen Motive, die das Leben des Mannes in sich schließt, aus dieser Darstellung heraus zu lesen. Unterstützt von dem unermüdlichen Sammler und dem gründlichsten Kenner der gesammten Hutten-Literatur, unterstützt von Eduard Böcking in Bonn, hat Strauß die gediegenste und urkundlichste Arbeit geliefert, die sich denken läßt. Die Nation ist ihm dafür zum Dank verpflichtet. Es heißt einen Theil dieses Dankes abtragen, wenn wir im Folgenden den Versuch machen, den Inhalt seines Buches dem Interesse eines noch größeren Leserkreises zu erschließen. An der Hand des zuverlässigsten Führers sei es uns gestattet, das Leben des größten deutschen Publicisten — das kürzeste und thatenreichste, das je ein Schriftsteller lebte — noch einmal zu durchlaufen. Auf Originalität macht diese unsere Erzählung keinen Anspruch. Sie wird ihren Zweck erreicht haben, wenn sie auf die Bedeutung jenes Lebens hie und da ein Licht wirft, welches in der Strauß'schen Darstellung durch die Masse des Details und die auf diese verwandte Sorgfalt verdeckt ist.

Es war nicht viel mehr als sein ritterliches Blut, was Ulrich von Hutten durch seine Geburt auf den Lebensweg mitbekam. Sein elterliches Haus war die Steckelburg, einer jener zahllosen Sitze feudaler Selbstwilligkeit und Gewaltthätigkeit, deren Trümmer den Beginn einer neuen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bedeuten. Hier erblickte Ulrich am 21. April des Jahres 1488 das Licht der Welt. Sah er hinter sich, so mochte er sich einer langen Ahnenreihe, eines Geschlechtes erfreuen, das seit sechs Jahrhunderten zur Blüthe der fränkischen Ritterschaft gehörte. Keine geringe Mitgift war ihm damit zu Theil geworden. Es hing daran jener kampflustig anstürmende Muth, jene unvergleichliche, am Siege nie verzagende Tapferkeit, jener durch Leiden nicht zu dämpfende Glaube, die sanguinische Thatenlust, der männliche Trotz, das Alles überwältigende Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit. Mit diesen ritterlichen Eigenschaften, die sich mit einem behenden und beweglichen Geiste verbanden, ist Hutten derjenige geworden, als den die Geschichte ihn kennt: der Kampfgenosse Luther's im Streite gegen das Papstthum, der Ritter der neuen Zeit gegen die alte. In Wehr und Waffen sah er sich selbst am liebsten abgebildet: den Ritter sehen auch wir in

dem Dichter und Redner, in dem Humanisten wie in dem Reformator. Die Bedeutung Hutten's besteht darin, daß er es — ähnlich wie drei Jahrhunderte später der Ritter vom Stein — für keinen Raub an seinem Adel achtete, sich in den Dienst gemeiner Wahrheit und Freiheit, in den Dienst der großen die Zeit umgestaltenden nationalen und humanen Interessen zu begeben. Die Schicksale und der Ausgang Hutten's hinwiederum haben keinen anderen Grund, als daß er von dem Ritterthum der alten Zeit doch noch zu viel in die neue hinübernahm, daß der ritterliche Reformator doch noch mehr Ritter als Reformator war.

Ganz anders freilich hatten es die Eltern mit ihm im Sinn. Sie bestimmten ihren Erstgeborenen für den Mönchsstand und brachten ihn zu diesem Behuf im eilften Lebensjahre in das benachbarte Stift Fulda. Der mönchischen Unterweisung jedoch widerstrebte der Geist, der mönchischen Zucht die Sinnesart des Knaben. Und schon gab es auch andere Männer von Adel, welche Bildung edler dünkte als die gewöhnliche Rohheit ihres Standes und die neue humanistische Bildung edler als die scholastische. Aus Italien hatte Eitelwolf von Stein sich die Liebe und den Geschmack für die antikirchliche Wissenschaft geholt; in brandenburgischen Staatsdienst berufen, blieb er dieser Liebe treu, ja, er benutzte diese Stellung, um auf alle Weise die Sache der Gelehrsamkeit zu fördern. Der Gönner aller Gelehrten, wurde er der Befreier des jungen Hutten, den er gelegentlich bei einem Aufenthalt in Fulda kennen lernte. Den Vater zwar brachte Eitelwolf's Fürsprache von dem einmal für den Sohn gefaßten Lebensplan nicht ab, allein von Anderen erkannt, erkannte nun das junge Talent sich selbst. Ehe Hutten noch ein Gelübde zu brechen hatte, entzog er sich, ein Sechszehn- oder Siebenzehnjähriger, durch die Flucht dem verhaßten Klosterleben.

Es war des Klösterlichen auch auf den damaligen Universitäten noch mehr als zu viel. Die bonae litterae hatten noch nicht lange begonnen, neben dem Wust der theologisch-philosophischen Gelahrtheit Fuß zu fassen. Nur die Letztere war im Besitz aller akademischen Ehren und Privilegien: die Ersteren mußten mit Gast- und Nebenrollen vorlieb nehmen. Der Name eines „Poeten“ war im Munde der zünftigen Gelehrsamkeit von nicht besserem Klange als noch heutzutage der eines Schöngeistes oder eines Litteraten, und die Doctoren des Rechts und der Schrift blickten auf die junge Philologie mit ähnlichem fachmäßigem Hochmuth wie sie noch heut und heut wieder die Philosophie betrachten. Die Humanisten nichts desto weniger ließen es sich nicht

leid sein, als das „fünfte Rad am Wagen" zu gelten, wie es in den Dunkelmännerbriefen heißt; von der einen hohen Schule vertrieben, schlugen sie ihren Lehrstuhl an einer anderen und wieder einer anderen auf, und entschädigten sich für die Mißgunst, die ihnen von der Zunft zu Theil ward, durch die Gunst, mit der eine lernbegierige Jugend, die Hoffnung des heranwachsenden Geschlechts, ihrer Unterweisung lauschte. Nach dieser Unterweisung gelüstete es auch unseren Hutten. Wir folgen seinem Biographen nicht in die resultatlose Untersuchung, ob er sich zuerst nach Köln oder zuerst nach Erfurt wandte. Gewiß ist, daß ihn im Jahre 1506 der Name des Rhagius Aesticampianus nach der neu eröffneten Frankfurter Universität lockte, und neuerdings festgestellt ist es*), daß er schon im Herbst des nächsten Jahres dem verehrten Lehrer von hier nach Leipzig folgte. Die Jugendfreundschaften, die er an diesen Orten schloß, führen uns in den Kreis der vorragendsten Männer der jüngeren Poeten- und Humanistengeneration. Die Freundschaft mit Crotus Rubianus reicht am weitesten zurück. Sie fand später in der gemeinschaftlichen Abfassung der Obscurantenbriefe ihr charakteristisches Denkmal: — Crotus, der launige, allezeit aufgelegte, ironisch-witzige Gesell war vermöge seines scharfen Sinns für das Lächerliche vielleicht am meisten geeignet, den jungen, von Lebenslust sprudelnden Hutten zu fesseln und ihn für das antipfäffische Lager zu werben, ehe er noch reif genug war, mit selbstständiger Gesinnung die Gegner zu hassen und zu verachten. Es begegnet uns weiter der liebenswürdige, gradherzige, sorg- und arglose Eoban Hesse, er, der unter so vielen Poeten vielleicht am meisten ein wirklicher Poet war, — es begegnet uns — „der eigentliche Herrscher in dem Erfurter Kreise" — der Gothaer Canonicus Mutianus Rufus, ein Mann, grundverschieden von dem unruhigen, thatendurstigen Hutten, eine jener Naturen, die freiwillig die Rolle des Zuschauers statt der des Mitspielers wählen, deren Ehrgeiz durch Bequemlichkeit in den mäßigsten Schranken gehalten wird, denen das Haus und der Kreis der Freunde wichtiger und ein besserer Schauplatz des Wirkens erscheint als die Welt**). Im Umgang mit solchen Freunden, wozu zahlreiche Bekanntschaften von anderen vorragenden Humanisten kamen, war er mittlerweile selbst zum Poeten und aus einem

*) Vergl. Literarisches Centralblatt 1857 Nr. 48.

**) Die Straußische Charakteristik der genannten Persönlichkeiten findet eine vortreffliche Ergänzung durch das gleichzeitig erschienene Buch von Kampschulte, die Universität Erfurt in ihrem Verhältniß zu dem Humanismus und der Reformation, Erster Theil: der Humanismus; Trier 1858.

Lernenden ein Lehrer geworden. In diese seine Studienzeit fallen die ersten Specimina seiner lateinischen Muse. Gern mag man an Stücken wie z. B. das „Lobgedicht auf die Mark" die Versfertigkeit des jungen Dichters loben; es ist übrigens, wie sich von selbst versteht, „Probewerk und Jüngerarbeit", und auch die bescheidene Weise, in welcher Strauß von diesen Exercitien auf die Gesinnung des Dichters zu schließen wagt, müssen wir ablehnen.

Die ersten Verse, die mehr als Verse waren, die erste Arbeit, die das Gepräge des Hutten'schen Geistes trug, entstand, wie billig, erst nachdem der Dichter etwas Erkleckliches erlebt hatte. Es war vermuthlich im Herbst des Jahres 1509 als er in Greifswald anlangte und sich in die dortige Universitätsmatrikel einschreiben ließ. Die Zwischenzeit zwischen seinem Leipziger und diesem Greifswalder Aufenthalt ist in ein Dunkel gehüllt, welches auch sein neuster Biograph nicht aufzuhellen vermocht hat. Ein gutes Stück Welt- und Lebenserfahrung fällt in diese ungeordnetste und ungebundenste Periode von Hutten's Jugend. Ein fahrender Poet hat er sich nach dem Norden gewandt. Hatten bisher, da sich ihm der Vater versagte, die Vettern und Freunde ausgeholfen, so treibt er jetzt völlig mittellos und als ein Verschollener in der Welt umher. Frühzeitig hatte er dabei die bitteren Früchte zu kosten, die von „zu viel Freiheit" erwachsen. Das mit poetischer Licenz behandelte Leben rächte sich grausam; in immer neuen Anfällen von der Krankheit beschwert, die er bis an sein Ende mit sich herumschleppte, ein Bettler an den Thüren der Bauern, ein Ulysses zu Land und auf dem Meere, — wie er und seine Freunde später diese Erlebnisse homerisirten — so fand er erst in Greifswald eine Zufluchtsstätte. Und auch wohlmeinende Gönner meinte er gefunden zu haben. Henning Lötz, ordentlicher Professor des Rechts in Greifswald und Bürgermeister Lötz, der Vater des Professors, nahmen sich freigebig der Noth des Poeten an: sie kleideten ihn und schossen ihm Geld vor. Das Verhältniß hielt, so lange es halten konnte. Uneigennützige Großmuth war es sicher nicht, was die vornehmen Herren zu ihren Wohlthaten bestimmte, ein gewissenhafter Schuldner war unser Student sicher nicht, und noch sicherer kein kriechender Client. Bald zeigte es sich, daß diese Menschen nicht zusammenpaßten, und da die Verpflichtung auf der Seite des Poeten war, so war auf seiner Seite auch aller Nachtheil des Verhältnisses. Wir werden der Wahrheit nicht weit vorbeigehn, wenn wir sagen, daß Hutten, um Wiedererstattung der genossenen Wohlthaten gedrängt, den Entschluß faßte, „durchzubrennen". Wir sind, auch wenn wir mit diesem studentischen

Ausdruck das Richtige getroffen haben sollten, nicht pedantisch genug, ein hartes Urtheil über einen solchen Jugend- und Geniestreich fällen zu wollen, aber auch wenn wir es wären, so müßte das, was nun folgte, uns zur entschiedensten Parteinahme für Hutten bestimmen. Die Lötze nämlich begingen an dem armen Musensohn einen Act der niedrigsten und feigsten Brutalität. Lötzische Diener überfallen ihn, wie er in den letzten Tagen des Jahres 1509 bei strenger Kälte zu Fuß von Greifswald nach Rostock wandert, ziehen ihn halb nackend aus, rauben ihm das Einzige, was sein eigen ist — wenige Bücher, die er mit einigen eignen Dichtungen in ein Bündel geschnürt hat. Die Lötze wollten den Dank für ihre Wohlthaten haben: er sollte ihnen nicht vorenthalten werden. Sie hatten in Wahrheit den Dichter nicht ärmer, sondern reicher gemacht, denn ihr Bubenstück hatte ihm nicht blos einen Stoff, sondern auch die Leidenschaft zum Dichten gegeben. Kaum hatte er sich in Rostock von dem Schlage erholt, kaum einen Kreis von eifrigen Zuhörern um sich versammelt, als er sich auch zur Rache an seinen Beleidigern rüstete. In den zwei Büchern Querelen gegen die „Lossier" fühlte und entfaltete unser Ritter zum ersten Mal seine Stärke in derjenigen Gattung von Production, in der er bis auf den heutigen Tag nur wenige ebenbürtige Nebenbuhler finden sollte. Seine erste Muse war der Zorn; sein eigentliches Genre, in Prosa und in Versen, in deutscher wie in lateinischer Sprache, ist bis an's Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn die Invective gewesen. Er begann mit der Klage über ein selbsterlittenes Unrecht, mit der Schmähschrift gegen die tückischen Gastfreunde von Greifswald — er endete mit der Expostulatio gegen Erasmus, mit dem Vorwurf, daß dieser aus Feigheit die Sache der Reformation verlassen und verrathen habe.

Nichts kann bezeichnender für jene Zeit sein, die allererst das ABC der Dichtung, und zwar von den Alten wieder erlernen wollte, als daß nicht sowohl diese Elegien, in denen der Dichter mit dem Angriff auf seine Feinde das Lob seiner Gönner und Zunftgenossen mischte, in denen er lebhaft und beredt Selbsterlebtes und Persönliches zum Vortrag brachte, — daß nicht diese Elegien sondern ein, ein Jahr später in Wittenberg verfaßtes didaktisches Gedicht, ein hexametrischer Katechismus über die Kunst, Verse zu machen, ihn zuerst vor den Zeitgenossen als Dichter legitimirte und ihn in weiteren Kreisen bekannt machte. Das geschickt und behaltbar abgefaßte Regelbüchlein fand bald seinen Weg in die Schulen und erlebte zahlreiche Auflagen. Hätten nur diese dem Verfasser auch Brod oder Geld eingebracht! Leider aber finden wir denselben in Wittenberg, wohin er sich am

Schlusse des Jahres 1510 von Rostock aus begeben hat, noch eben so mittellos wie früher. Mit dem Vater will sich, welche Mühe sich auch Freund Crotus giebt, noch immer kein Verhältniß wiederherstellen lassen; kein Wunder, daß auch ein Unterstützungsgesuch, mit dem Hutten sich an das Kloster in Fulda wendet, ohne Erfolg bleibt. In der kläglichsten Verfassung durchzieht er im Sommer 1511 Böhmen und Mähren. Sein Ziel ist diesmal Wien, wo der Humanismus durch Konrad Keltes' Wirksamkeit Terrain gewonnen hatte. In einer Humanistenpension daselbst findet er endlich, nachdem er schon unterwegs, in Olmütz von dem Bischof Stanislaus Thurzo anständig ausgestattet worden, die gastlichste Aufnahme, und er vergilt dieselbe den Vadianus, Marius Rhetus, Peter Eberbach, den Mitgliedern des Contuberniums, durch die Erzählung von seinen Irrfahrten. Vielmehr, noch ein anderes Gastgeschenk hatte er für sie mitgebracht. In Hutten's Studienzeit nämlich waren die ersten Unternehmungen Kaiser Maximilian's gegen Venedig gefallen. Maximilian war, wie hoch seine Entwürfe auch flogen und wie vertrauensvoll er den Feldzug von 1508 eröffnet hatte, nicht glücklich gewesen. Nur große Erfolge aber hätten die Stände mit der Eroberungspolitik des Kaisers aussöhnen können: unter dem Schein, als ob es ihnen ganz um die wichtigere Ordnung der innern Verfassung des Reichs zu thun sei, weigerten sie sich den Kriegsplänen und Hülfsforderungen Maximilian's. Ja, wie günstig sich die Aussichten gegen die Venetianer gestalteten, seit die Franzosen, jetzt mit dem Kaiser verbündet, den glänzenden Sieg bei Agnadello über sie davon getragen hatten — eben jetzt, wo die Interessen der inneren und die der äußeren Politik des Reichs der glücklichsten Combination fähig gewesen wären, warfen sich beide feindselig auseinander; die Stände antworteten auf das Verlangen des Kaisers auf dem Reichstag zu Augsburg 1510 so ablehnend, wie sie das Jahr zuvor auf dem Reichstag zu Worms geantwortet hatten; antworteten um so mehr so, da sich Venedig inzwischen erboten hatte, den Frieden mit einer Summe Geldes und einem jährlichen Tribute zu erkaufen. Begreiflich, daß bei dieser Lage der Dinge die Sympathien unsres Ritters ganz auf der Seite des Kaisers waren, der gegen das Gold der reichen Republik sein Schwert in die Wagschaale werfen wollte. Für die Größe und Macht Deutschlands, für den Glanz und Ruhm der deutschen Kaiserkrone, für diese von der Erinnerung an eine große Vergangenheit getragenen Ideen sprach Alles in ihm: seine Jugend, seine ritterliche und seine poetische Phantasie. Diese Ideen gingen ihm durch den Sinn, wie er sich auf dem

Wege nach Wien befand, und leicht gestalteten sie sich zur dichterischen Ansprache an den Kaiser, worin dieser aufgefordert wird, sich nicht länger von der übermüthigen Kaufstadt verhöhnen zu lassen, sondern, gestützt auf die Kraft der deutschen Stämme, loszubrechen, um den schönsten Sieg zu erringen. Man sieht, der reizbare und bewegliche Geist Hutten's ergreift mit Begier jeden Stoff, an dem das Feuer der Leidenschaft sich entzünden kann, und der Leidenschaft leiht sich willig das natürliche Talent und der an den Alten gebildete Sinn für die Form her. Mit derselben aufstachelnden Beredsamkeit fährt er jetzt gegen die Krämer von Venedig daher wie nur kürzlich erst gegen die Lossier; vielmehr, er wird beredter über der Schmach des Vaterlandes als über der persönlichen Unbill. Und — so übersprudelnd und so pleonastisch ist jetzt, wie später, sein Talent — sogleich macht er noch in einem zweiten Gedicht seinen patriotischen Empfindungen Luft, in welchem er den Beweis führt, daß die Deutschen von heute noch immer ihren Vorfahren ebenbürtig seien. Wenn Hutten dabei die kriegerische Tüchtigkeit seiner Landsleute preist, so wird er zugleich zum Apologeten der neuen Bildung, die sich auf zwei große nationale Erfindungen stützt und den heute Lebenden auch die Gabe verlieh, die eignen Thaten durch Rede und Dichtung zu verherrlichen. Fürwahr ein Dichter, der im eigentlichsten Sinne der Mann seiner Zeit ist! Der Glaube an Gegenwart und Zukunft ist mächtig in ihm. Mit dem vollen Gefühl seiner selbst verbindet sich die Lust, einem Zeitalter anzugehören, in dem es sich lohnt, zu leben und zu wirken, zu dichten und zu kämpfen.

Es ist wahrscheinlich, daß Hutten in Wien seine akademische Lehrthätigkeit wiederaufzunehmen vorhatte; ebenso wahrscheinlich, daß sein keckes Gebahren einen Conflict mit dem Pedantismus des alten Wesens daselbst herbeiführte und seinen Plan vereitelte. Nun gab es Ein Mittel, sich den Vater wieder zu versöhnen, ohne den humanistischen Studien und Beschäftigungen zu entsagen. Daß sein Ulrich jemals in die Kutte kriechen könne, davon hatte der Alte die Unmöglichkeit begriffen; wenn der Sohn nur die brodlosen Künste lassen und statt dessen die juristische Laufbahn versuchen wollte! In Italien war der Humanismus und war das Rechtsstudium zu Hause, und so empfahl sich jetzt unserem Ritter die Reise dorthin von zwei Seiten. Im April 1512 ist er in Pavia angelangt. Er hört wirklich juristische Vorlesungen. Aber Alles hat sich diesmal gegen ihn verschworen. Von seiner Krankheit grausam geplagt, fällt er überdies den in der Stadt von den Schweizern belagerten Franzosen in die Hände. Schon hält er

sich für einen verlorenen Mann und dichtet sich die Grabschrift. Nun dringen die Schweizer ein; abermals wird Hutten geplündert und elend umhergeschleppt; mit Mühe kauft er sich los, um der unglücklichen Stadt den Rücken zu wenden und im Juli in Bologna anzulangen. Aber auch in Bologna ergeht es ihm nicht besser als in Pavia. Ein Lobgedicht, das er im Namen der in der Stadt weilenden Deutschen auf den kaiserlichen Gesandten, den Bischof Matthaeus Lang verfaßte, trug ihm nicht einmal ein Wort des Dankes ein. Er sah sich, um das nackte Leben zu fristen, genöthigt, Kriegsdienste zu nehmen. Des Rechtsstudiums wegen war er nach Italien gegangen: die kriegerischen Ereignisse, deren Schauplatz jetzt Italien war und in die er sich selbst so unmittelbar verwickelt sah, unterbrachen seine Studien, um dafür dem Menschen und dem Dichter zu gute zu kommen. Gerade nur in der Bewegung und Zerstreuung eines solchen Lebens konnte ein Büchlein entstehen, wie die „Epigramme an den Kaiser Maximilian", ein Büchlein, das ebenso von der reichen Erfahrung des Dichters wie von seiner kecken Laune, seinem Dichter- und Kriegermuth Zeugniß ablegt. Es sind nicht, wie in dem Göthe'schen Epigrammenbüchlein, Gaukler, Volk, und „was noch niedriger ist", sondern es sind die im Kampf begriffenen Mächte, die Freier um Italia, es ist der deutsche Adler, der gallische Hahn und der venetianische Löwe, die uns mit dem wechselnden Getriebe des Kriegs und der Politik, mit Schlachten und Belagerungen, mit Bündnissen und Friedensschlüssen vorgeführt werden. Und zwar haben wir in dem Büchlein zum guten Theil, „geharnischte" Epigramme; ihre Spitze ist gegen die Venetianer gegen die Franzosen — zuletzt gegen den Pabst gerichtet. Zum Vorspiel der Kämpfe, die Hutten's späteres Leben ausfüllen sollten, wird hier zuerst der Widerspruch zwischen der päbstlichen Würde und dem kriegerischen Auftreten Julius' II., es wird die Sittenlosigkeit des Pabstes und mit der Lächerlichkeit die Schändlichkeit seines Ablaßhandels in den stärksten Ausdrücken, in den beißendsten Wendungen gerügt.

Das indeß war es freilich nicht, was Hutten nach der Meinung seines Vaters aus Italien hatte zurückbringen sollen. Er hatte es nie der Mühe werth gehalten, sich einen akademischen Grad zuzulegen: er kam jetzt, im Jahre 1514, als derselbe Nichts, ohne Amt und Würde, ohne Titel und ohne Geld zurück, wie er gegangen war. Bei dem ungnädigen Empfange, der ihm daher von den Seinigen zu Theil ward, war es ein Glück, daß ihm noch immer in Eitelwolf von Stein ein eifriger Gönner lebte. Eitelwolf stand jetzt in Diensten des

Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der zum Erzbischof von Magdeburg und 1514 auch zum Erzbischof von Mainz gewählt worden war. Mainz sollte nach seiner Idee ein Sitz des Humanismus werden. Durch ein Festgedicht auf den Einzug des neuen Erzbischofs mußte sich daher Hutten demselben empfehlen. Ein Geschenk und das Versprechen späterer Anstellung, wenn er erst seine Studien in Italien vollendet haben werde, war die Folge. Es war die letzte Gunst, welche Eitelwolf seinem alten Schützling hatte zuwenden können; schon im Sommer 1515 — Hutten hielt sich eben einer Cur wegen in Ems auf — erfuhr derselbe den Tod des edlen Freundes, den er noch in der Vorrede zu jenem Festgedicht seinen der Bildung abgewandten Standesgenossen als Muster vorgehalten hatte. Wer kann sagen, wie sich das Verhältniß zum Mainzer Hofe gestaltet haben würde, wenn Eitelwolf gelebt hätte? Wichtiger jedenfalls für den Augenblick war eine andre Todesbotschaft, welche unseren Ritter fast gleichzeitig erreichte — die Nachricht von der Ermordung eines seiner Vettern durch den wilden Herzog Ulrich von Württemberg.

Hans von Hutten — der Sohn Ludwig's von Hutten, eines vorzugsweis angesehenen Familienmitgliedes, dem auch unser Dichter bereits Unterstützung verdankte — war der Stallmeister des Württembergischen Herzogs. Des Herzogs zudringliche Liebe zu seines Dieners jungem Weibe hatte diesen zu abwehrenden Vorstellungen veranlaßt, und es war zu Auftritten gekommen, in Folge deren der Herzog einen tödtlichen Haß auf den ehemaligen Günstling warf. Für eine Schuld, die ganz sein eigen war, nahm er an diesem die schnödeste Rache, heimtückisch lockte er ihn in's Verderben, auf einem einsamen Ritt durch den Wald stieß er ihn, wehrlos wie er war, nieder, beschimpfte noch den Leichnam. Eine That von so ausgesuchter Feigheit, Rohheit und Schändlichkeit mußte die Angehörigen wie die Standesgenossen des Ermordeten auf's Heftigste aufregen. Unter den Ersten, die sich erhoben, war Ulrich von Hutten. Hatte doch er nicht blos sein Schwert, sondern seine Feder zur Verfügung — eine Feder, die nur auf die Gelegenheit wartete, sich in ihrer ganzen leidenschaftlichen Kraft zu zeigen. Hutten's Lebensschicksale und Hutten's Schriftstellerei wurden auf's Tiefste in dieses Familienereigniß verwickelt. Eine ganze Reihe von schriftstellerischen Arbeiten verdanken demselben ihren Ursprung. Sofort war er mit einem Trauergedicht auf das klägliche Ende seines Verwandten und mit einem Trostschreiben an dessen Vater bei der Hand. Weiter jedoch wandte er sich, um die Agitation gegen den Mörder zu unterstützen, zur Form der Rede, und

jede neue Phase in dem Jahre lang sich hinziehenden Handel ist durch eine Hutten'sche Oratio bezeichnet.

Diese Reden nun gehören zu dem Merkwürdigsten, was er geschrieben, und werfen auf den Geist des poetischen Humanismus jener Zeit ein grelles Licht. Dem classischen Alterthum selbst ist es eigenthümlich, des Stoffs des Lebens und der Natur sich nur durch das Medium der schönen Form zu bemächtigen: die ganze Existenz der Griechen steht gleichsam in der Schwebe zwischen denjenigen Mächten, welche der Gestaltung durch die Phantasie einen härteren Widerstand entgegensetzen. Bei allem Zauber, welcher die Schöpfungen ihres Geistes umgiebt, können daher wir Heutigen uns nicht erwehren, ihnen eine Ueberschätzung der Form zum Vorwurf zu machen. Es giebt eine Tiefe der Innerlichkeit, zu der sie nicht durchdrangen, und auch die Wirklichkeit stellt dem Geiste, der sie bewältigen soll, Aufgaben, die nicht im Spiel gelöst werden, mit denen man sich nimmermehr auf blos aesthetische Weise abfinden kann. Schon die Römer mit ihrer praktischen, auf Zweck und Wirkung gerichteten Sinnesweise geriethen bei der Reproduction der griechischen Kunstthätigkeit in einen Widerspruch, der sich in jeder Zeile eines römischen Dichters fühlbar macht. Was bei den Griechen Natur und Wahrheit gewesen, wird bereits bei ihren ältesten Nachahmern Kunst und Halbwahrheit. Die Poesie verwandelt sich in Rhetorik, und wenn die Beredsamkeit des Demosthenes noch wie eine ergreifendere Dichtung wirkt, so halten sich die gelungensten Stellen in Virgil und Horaz höchstens auf der Grenze poetischer und rednerischer Wirkung. In erhöhtem Maaße mußte sich dieser Widerspruch bei der erneuerten Wiederaufnahme des Classicismus zu Anfang der modernen Zeit geltend machen. Die Schüler der Schüler Griechenlands, waren die Humanisten noch entschiedener die bloßen Nachahmer der Alten. Um die Befriedigung der tieferen Bedürfnisse des Gemüths durch die Entartung der neuen Religion betrogen, von der Unform des wirklichen Lebens abgestoßen, flüchteten sie sich in die Welt der schönen Formen, die allein das Alterthum zurückgelassen hatte. Wie hätte sie aus dieser Welt nicht der ewig lebendige Geist jener Vergangenheit anwehen sollen: — aber was war selbst dieser Geist, verlassen von der Realität, aus und in der er sich einst gebildet hatte? Der Cultus des Alterthums mußte nothwendig zum Götzendienst der Form, und die Vorherrschaft der Form zur Lüge werden. Der Rohheit der bisherigen Bildung gegenüber war diese Wendung eine Rettung des Geistes, allein das sittliche und das Gemüthsleben bedrohte sie mit neuen Gefahren. Wo irgend ein tieferes

Bedürfniß in den Geistern sich regte, da suchte es sich, im Contrast zu der Beschäftigung mit den classischen Formen, in mystischen Grübeleien nebenher zu befriedigen. Nur die oberflächlichen Geister, die mediocren Ingenien, die leichten Talente und die seichten Charaktere konnten ganz in diesem humanistischen Treiben aufgehn. Erasmus war gerade deshalb der Virtuos der neuen Bildungs-, Denk- und Redeweise, der classische Vertreter des neuen Classicismus in Deutschland. Es ist andererseits gerade dies die Bedeutung der Hutten'schen Lebensgeschichte, daß sie uns an einer individuellen Erscheinung zeigt, wie, früher oder später, der tiefere Gehalt des neuen Lebens den Cultus der Form durchbrechen und das Menschliche das Humanistische überwinden mußte. Wir sehen für jetzt gerade an Hutten's leidenschaftlichem Wesen die innere Unwahrheit der Renaissance-Poesie und -Rhetorik nur in besonders greller Weise zum Vorschein kommen. Jetzt dient ihm jene tragische Familiengeschichte, der Frevel des Mörders, der Schmerz des Vaters lediglich als Folie, um seine Fertigkeit in lateinischer Gelegenheitsdichtung und Gelegenheitsbriefstellerei an den Tag zu legen. Jetzt wieder vermischt sich die wahre Leidenschaft, die aus der Brust kommt, mit den einstudirten Formen, dem Geist und der Manier antiker Beredsamkeit. Die Reden gegen Ulrich von Württemberg sind zur Hälfte Reden, zur Hälfte Declamationen. Man weiß nicht, ob das Leben, oder ob die Schule mehr Theil an ihnen hat, ob sie mehr von dem ursprünglichen Gefühl eingegeben, oder mehr mit bewußter Kunst ausgearbeitet sind. Ihr Pathos ist das Pathos des Schauspielers, der, wie sehr er auch eine fremde Rolle spielt, sie doch immer aus dem Innern heraus, mit dem Material der eignen Empfindung spielen muß. Aber so weit zugleich überwiegt das formelle vor dem sachlichen Interesse, daß der Redner willkürlich seine Reden zurückdatirt und wirkliche Ereignisse wie fingirte Vorwürfe und Motive behandelt; ja, so sehr wirkt diese künstlerische Unwahrhaftigkeit auf die ganze Behandlung ein, daß Hutten es sich nicht übel nimmt, nicht blos in maaßlose rhetorische Uebertreibungen zu verfallen, sondern auch wissentlich seine Anklagen mit Verläumdungen zu versetzen, und Personen und Thatsachen in falschem, wenn nur in desto wirkungsvollerem Lichte zu zeigen.

Diese Reden indeß führen uns schon um mehrere Jahre weiter in unsres Ritters Lebensgeschichte; nur die erste war unmittelbar nach der Frevelthat des Herzogs im Sommer 1515 niedergeschrieben. Schon im Herbste hatte sich Hutten zum zweiten Mal nach Italien aufgemacht. Noch eben hatte er sich über die Stichelreden der Seinigen,

nach deren Meinung er nichts war und nichts gelernt hatte, lustig gemacht und hatte in diesem Sinne eine schon früher geschriebne poetisch-philologische Bagatelle, den „Nemo“, jenen Niemand nämlich, auf den immer alle Schuld geschoben werde, der Alles könne, Alles wisse u. s. w., mit einem neuen Vorwort versehen, in der er sich seinem Freunde Crotus selbst als den leibhaftigen Niemand präsentirte. Aber wie sehr er bei dieser Gelegenheit auf die Commentatoren und Glossatoren des Corpus juris schilt: er hatte sich dennoch bereit finden lassen, nunmehr mit einer Unterstützung Seitens seines Erzbischofs von Mainz, das abgebrochne Rechtsstudium wiederaufzunehmen. Zu diesem Zweck hält er sich nun in Rom, und, nachdem er sich hier für die Ehre seiner Landsmannschaft und seines Kaisers gar ritterlich mit fünf Franzosen geschlagen und sich dadurch böses Blut gemacht hat, in Bologna auf. Allein das Rechtsstudium mundete ihm herzlich schlecht. Während er sich pflichtmäßig mit demselben befaßte, lagen ihm überwiegend doch die humanistischen Allotria am Herzen. Er benutzte den Aufenthalt in Bologna, um Unterricht im Griechischen zu nehmen und den Lucian und Aristophanes zu lesen. In Rom überdies wie in Bologna entstanden ihm unter der Hand eine Reihe kleiner Poesien. Der Eindruck, den das verderbte Rom auf ihn machte, Rom, wo Tugend und Seligkeit käuflich und nichts Römisches mehr zu finden sei, der fortdauernde Gegensatz ferner zwischen dem ritterlichen Kaiser und der Fischer- und Krämerstadt in den Lagunen, die kriegerischen Velleitäten Maximilian's, — dies und Aehnliches gab den Stoff zu jenen Dichtungen her. Einen andren Stoff zu schriftstellerischer Thätigkeit hatte Hutten aus der Heimath mitgebracht. In Bologna verfaßte er die zweite und dritte seiner Ulrichsreden, und für denselben Gegenstand suppeditirte ihm jetzt auch die Bekanntschaft, die er mit Lucian gemacht hatte, eine neue Form. Wie für die gesammte humanistische Jüngerschaft, so ist für Hutten diese Susceptibilität für den Reiz der Form, diese Fähigkeit, sich in den verschiedensten Gattungen umherzuwerfen, vorzugsweise charakteristisch. Gewiß aber war von allen Literaturformen, nächst der der Rede, der rednerischen und brieflichen Ansprache, keine unserem Hutten so gleichsam auf den Leib gewachsen wie die des Dialogs. Eine Nachahmung Lucianischer Todtengespräche nun ist der „Phalarismus“. Es ist eine Satire auf den Herzog Ulrich, der in die Unterwelt steigt, um sich hier von dem renommirtesten Tyrannen der Vorzeit Rath und collegialische Unterweisung zu holen. Ein gewagtes Spiel, welches Hutten spielte, indem er so auf jede Weise die Rache des mächtigen Fürsten

herausforderte! Wiederholt gingen ihm Warnungen wegen der Nachstellungen desselben zu. Das Jacta est alea, welches er zum ersten Mal statt des früheren Wahlspruchs Sinceriter citra pompam auf den Titel des Phalarismus setzte, war wohl an der Stelle, — und doch sollte es auf den späteren Schriften des Mannes noch mehr an der Stelle sein und eine Bedeutung bekommen, die er sich nur kaum noch träumen ließ.

Zwar, längst schon war derselbe in einen Kampf verwickelt, von weit universellerer Bedeutung als die persönliche sowohl wie die Familien- und Standesfehde, für die er seine Feder in Bewegung gesetzt hatte, in einen Kampf, dessen Austrag sogar wichtiger war als Maximilian's erfolgloser Hader mit Italien. Es war nicht der Kampf um einen unrealisirbaren Besitz auf Grund eines zweifelhaften Rechtstitels. Es war nicht ein Kampf, dessen Hauptmotive Rache, wenn auch gerechte Rache, und Standeseifersucht, wenn auch verzeihliche Eifersucht war. Es war auch nicht, und es war am allerwenigsten ein Einzelkampf, der Kampf eines beleidigten Poeten gegen die Brutalität eines unbezahlten Gläubigers. Es war der Kampf der Bildung gegen halb-gelehrte Unwissenheit, der Kampf echter Wissenschaft gegen abstruse und geschmacklose Scheinwissenschaft. Gegenüber stand in diesem Kampfe Kriticismus und Dogmatismus, das rein menschliche Interesse für das Wahre und Schöne und das mit dem heuchlerischen Schein der Heiligkeit umgebene Pfaffeninteresse. Um Reuchlin schaarten sich die Jünger des Humanismus, um ihn, den Begründer eines wissenschaftlichen Studiums des alten Testaments, den Zweiten nach und neben Erasmus, gegen Angriffe zu schützen, die der verworfenste der Apostaten angezettelt, die der dümmste und hochfahrendste der Ketzerrichter aufgenommen und denen das bornirte Geschrei des ganzen Pfaffengesindels Nachdruck gab. Ein getaufter Jude, Pfefferkorn hatte den industriösen Gedanken gehabt, seine Ueberläuferstellung zu einem einträglichen Geschäft für sich auszubeuten. Er trat also, wie Apostaten pflegen, mit einer Denunciation gegen seine früheren Glaubensgenossen auf und brachte, im Einverständniß mit den Kölner Theologen, die Confiscation und Verbrennung aller Judenbücher als gotteslästerlicher und christenfeindlicher Schriften in Vorschlag. Die Speculation war großartig und sinnreich; sie stützte sich auf den Glaubenseifer in beiden Lagern, sie rechnete auf die Unwissenheit in dem einen und zielte auf das Gold in dem andern. Aber es war unumgänglich, nicht blos den Kaiser und die Pfaffen, sondern auch das Ansehn und die Gelehrsamkeit des ersten Kenners der hebräischen

Sprache, das Votum Reuchlin's für sich zu gewinnen. Gerade hier indeß hatte sich der Jude verrechnet. Durch kaiserlichen Befehl um ein Gutachten über das beantragte Bücher-Auto-da-fe angegangen, sprach sich Reuchlin in einem Sinne aus, der seinem guten Verstande, seiner Wahrheitsliebe, seiner Milde und Menschlichkeit gleich sehr zur Ehre gereichte. Bald sollte er erfahren, wie gefährlich es sei, solche Gegner zu durchkreuzen. Er hatte dem Juden ein Geschäft, den Pfaffen einen Spaß und einen Triumph verdorben. Hurtig war Pfefferkorn mit einem Libell und einer Anklage, die auf Bestechung lautete, auf dem Büchermarkt. Reuchlin antwortete mit einer Schrift unter dem Titel „Augenspiegel", und an diese knüpfte sich nunmehr der weitere Streit. Vom Schriftenwechsel kam es bald zu einem förmlichen Inquisitionsprozeß. Der Dominicanerprior Jacob Hochstraten, Ketzermeister für die Diöcese Köln, forderte kraft seines Amtes Reuchlin vor seinen Richterstuhl. Der erste Act indeß des Inquisitionsdrama's brachte dem Pfaffen Beschämung, dem Angeklagten Freisprechung und Ehrenrettung. Doppelter Grund für jenen, die Sache mit allem Eifer weiter zu verfolgen. Er appellirte an den Pabst. An Leo X. wandte sich getrost auch Reuchlin, und so wurde nun, nachdem Hochstraten persönlich nach Rom citirt worden, die ganze Angelegenheit vor einer vom Pabste ernannten Commission von achtzehn Prälaten verhandelt. Gerade während Hutten's zweitem Aufenthalt schwebten diese Verhandlungen; sie endeten, obgleich Hochstraten und seine Dominicaner kein Mittel der Bestechung und der Einschüchterung unversucht gelassen, mit einem für Reuchlin günstigen Urtheilsspruche. Die Verkündigung dieses Urtheils zwar ließ der Pabst anstehn; er half sich schließlich, um es mit keiner Partei zu verderben, mit einem die ganze Sache niederschlagenden Mandat; auch dies indeß war eine Niederlage der Obscurantenpartei und eine Demüthigung für das Haupt derselben.

Was jedoch die Niederlage und die Demüthigung vollständig machte, das war der Umstand, daß inzwischen der ganze Handel mit viel entschiedenerem Erfolge vor einem anderen Tribunal, vor dem der gebildeten öffentlichen Meinung Deutschlands, zum Spruche gebracht worden war. Gerade im Kampf und Gegensatz erhob sich das Selbstgefühl der Vertreter der neuen Bildung auf den höchsten Gipfel. In dieser Sache zuerst bildete sich das ohnehin lebendige Gefühl der Solidarität der humanistischen Interessen zu einer vorher nicht gekannten Stärke aus. Jetzt zuerst wuchsen die überall verstreuten Poeten zu einer compacten Oppositionspartei zusammen, und jetzt zuerst empfand und

erprobte diese Partei die tiefere praktische und ethische Bedeutung, die in der Bildung, die sie pflegten, verborgen war. Eine Sammlung von Briefen namhafter Humanisten an Reuchlin ward im Jahre 1514 veranstaltet: man drängte sich, in dem exercitus Reuchlinistarum enrollirt zu werden, wie derselbe auf dem zweiten Blatte dieser Briefsammlung verzeichnet war. In diesem stattlichen Heere dienten aber in den vordersten Reihen auch Hutten und Hutten's nächste Freunde. Erst der kämpfende Humanismus war die Sache, an welche dieser sein ganzes Herz hängen konnte. Des Sieges im Voraus sicher, verfaßte er, in Gemeinschaft, wie es scheint, mit einem gleich unruhigen und stürmischen Geiste, mit Hermann von dem Busche, schon vor seiner zweiten Reise nach Italien, den triumphus Capnionis, eine poetische, von Allegorien durchzogene Darstellung der schmählichen Niederlage der Finsterlinge, welche als Gefangene, geschmückt mit dem ganzen Apparat des Obscurantismus, vor dem triumphirenden Capnion und seiner Gefolgschaft dahergeführt werden. In einer Elegie an den Cardinal Adrian intercedirte er für den angeklagten deutschen Gelehrten, und selbst das Schicksal eines in Halle hingerichteten unglücklichen Juden, der zufällig ein Namensvetter des kölnischen Pfefferkorn war, wurde ihm Anlaß zu einer boshaften Verhöhnung des Letzteren. In Rom und in Bologna sofort verfolgte er mit stets wachsendem Interesse den schwankenden Gang der gerichtlichen Verhandlung und gab von letzterem Orte aus den Freunden briefliche Nachricht von dem Stande der Sache. Diese Briefe, ein Brief an Pirkheimer vor Allem und einer an Reuchlin, athmen Zuversicht und Muth; sie sind voll von jenem jugendlichen Sanguinismus, der kein Fehlschlagen kennt und aus der Gefahr nur siegesgewisse Kampflust schöpft. „Denn wenn Du richtig von mir dächtest", so wendet er sich an den ehrwürdigen Reuchlin, „so könntest Du mir nicht schreiben: verlaß die Sache der Wahrheit nicht! Ich sie oder Dich, ihren Führer, verlassen! Kleingläubiger Capnion, der Du Hutten nicht kennst! Nein, wenn Du sie heute verließest, würde ich den Krieg erneuern. Und glaube nicht, daß ich für mein Unternehmen untüchtige Gehülfen habe. Ich schreite einher, von Genossen umringt, deren jeder Einzelne, Du darfst es glauben, jenem Gesindel gewachsen ist, — und Capnion's Preis wird von Munde zu Munde fliegen!"

Und wohl hatte er Recht, sich der Genossen zu rühmen. Sie waren es, die inzwischen dem Kampfe eine Wendung gegeben hatten, die Hutten zwar mitzumachen ganz der Mann war, auf die er jedoch für sich allein schwerlich verfallen wäre. Im Jahre 1516 war der

Erste Theil der Epistolae obscurorum virorum erschienen, jene Briefe, in denen die Gegner in ihrer eigenen barbarischen Sprache und mit ihrem eigenen Lichte beleuchtet wurden, jene Schrift, in welcher der Mutterwitz deutscher Volksdichtung die glücklichste Allianz mit der Bildung und dem Formsinn des Humanismus schloß, jene „Nationalsatire", wie Herder sie nennt, „voll Geist, Feuer, Witz und treffender Detailwahrheit". Auf diese Briefe näher einzugehn, dürfen wir uns schon deshalb ersparen, da sie um soviel öfter vielleicht besprochen sind, als selten sie heutzutage gelesen werden. Wir dürfen es vollends, da sie von Strauß nunmehr in einer Weise besprochen sind, welche jede frühere Besprechung in Schatten wirft. Sollten wir an dieser Partie seiner Arbeit etwas aussetzen, so wäre es nur dies, daß es wahrscheinlich noch vollständiger gelungen wäre, den Lesern eine Vorstellung von den famosen Briefen zu erwecken, wenn der Berichterstatter dem Reiz widerstanden hätte, lediglich durch das Mittel der Beschreibung und Kritik die Wirkung zu erzielen, die zuletzt doch nur durch das Werk selbst hervorgebracht werden kann. Er selbst fühlt, daß nach aller Beschreibung des seltsamen Buches, mindestens in der Sprache desselben ein unbeschreibliches Etwas — ein Stück des groteskesten Humors — zurückbleibt, welches keine Nachbildung erreichen kann. Wenn hieran alle künstlerische Geschicklichkeit und Feinheit des Darstellers scheitert, so hätte er sich die Frage vorlegen sollen, ob denn nicht der ganze Zuschnitt seines Buches Leser voraussetze, denen zwei oder drei Originalmittheilungen aus dem Text der Dunkelmännerbriefe die leichteste und beste Anschauung von denselben gewährt hätten? Wir stimmen übrigens vollkommen mit der Anerkennung überein, welche Strauß insbesondere auch dem ästhetischen Werthe der Epistolae neben und im engsten Zusammenhange mit ihrer culturhistorischen Bedeutung zu Theil werden läßt. Wir halten endlich dafür, daß es ihm gelungen ist, die Frage über die Urheberschaft der Briefe in der Hauptsache soweit zur Entscheidung zu bringen, als dies der Natur der Sache nach möglich ist. Der eigentliche Humorist in dem jüngeren Kreise der Reuchlinisten war Crotus. Von Crotus rührt die Idee und rühren die meisten Stücke des Ersten Theils jener satirischen Episteln. Gleich anfangs und noch mehr weiterhin, lieferte Jeder seine gelungensten Einfälle zu dem Werk, das um so besser wurde, je bunter es ausfiel. Das Lachen hat eine ansteckende Wirkung; die Stimmung, welche dem Crotus den glücklichsten und wirksamsten aller literarischen Späße eingegeben hatte, war in dem Kreise der jungen humanistischen Talente die allgemeine; sie waren alle mehr oder

weniger auf Nachahmung und formelle Production angelegt und dazu vorzugsweise eingeschult. Was Wunder, wenn Hutten, der talentvollste, der beweglichste und eifrigste unter ihnen, am raschesten von der Ansteckung ergriffen wurde, wenn vor Allem er sein Pathos und seine satirische Laune zu dem Humor des Freundes herabstimmte, um sich mit ihm der vernichtenden Wirkung des unauslöschlichen Gelächters zu erfreuen? Er hatte kaum in Bologna die erste Sammlung der Briefe zugeschickt bekommen, als er seinen Landsleuten ähnliche von seiner eignen Feder vorlas. Es ist wahrscheinlich, daß schon die zweite Ausgabe des ersten Theils auch Beiträge von Hutten enthielt; es ist unzweifelhaft, daß der im Jahre 1517 erschienene Zweite Theil hauptsächlich von ihm verfaßt und redigirt ist. Römische Localbeziehungen machen sich in diesem zuerst bemerklich, und ernste Ausfälle gegen das italiänische Plünderungssystem, die Sittenlosigkeit der höheren Geistlichkeit, die Frechheit des Ablaßhandels mischen sich, als Parabasen gleichsam, in die Aristophanische Haltung des Ganzen, ohne dieser und der satirisch-humoristischen Wirkung der Briefe Abbruch zu thun. Es sind die Gesichtspunkte, und es ist die Gesinnung Hutten's — die unverkennbaren Spuren seines Geistes und seiner Feder.

Auf italischem Boden gab es für einen solchen Mann keine dauernde Sicherheit. Mannichfache Widerwärtigkeiten, ja ernstliche Gefahren, die seine deutsche Herkunft und sein Freimuth ihm zuzogen, hatten ihn schon im Frühjahr 1517 genöthigt, Bologna zu verlassen, um über Ferrara auf die Einladung zweier Vettern, die sich nach dem Morgenlande einschiffen wollten, nach Venedig zu gehn. In vollem Maße erfuhr er hier die Gastfreundschaft des Humanismus, wie wenig er auch durch die politische Tendenz seiner Poesie dazu berechtigt schien. Gut war es, daß er in Venedig auch seinen Crotus fand. Dieser war es, der ihn von dem romantischen Project abbrachte, die Fahrt nach dem Morgenlande mitzumachen. Nachdem er im strengsten Incognito noch auf wenige Tage nach Bologna zurückgegangen war, trat er daher die Rückreise nach der Heimath an. Schon vor Mitte Juli befand er sich in Augsburg. Höhere Ehren warteten seiner hier als in Venedig. Von Kaiser Maximilian, der sich eben hier aufhielt, hatte der Dichter der „Aufmahnung“ und der „Epigramme“ doppelt auf Dank und Anerkennung Anspruch. Auf die Verwendung des gelehrten Augsburger Patriciers Conrad Peutinger, in dessen Hause er gastliche Aufnahme gefunden, ward er feierlich vom Kaiser mit dem Dichterkranze gekrönt, den Peutinger's Tochter für ihn gewunden hatte, und alsbald machten die Freunde auch weitere

Pläne für ihn zu einer Anstellung, sei es am kaiserlichen, sei es am erzbischöflich Mainzischen Hofe. Einstweilen indeß hatte unser Poëta laureatus wichtigere Dinge im Kopf. Seit einem ersten Aufenthalt in Italien waren die Stellen in seinen Schriften immer häufiger geworden, in denen er kirchliche Sünden und Mißbräuche mit mehr als der gewöhnlichen, dem ganzen Humanistenlager gemeinschaftlichen Feindseligkeit angriff. Von diesen beiherlaufenden Angriffen sollte jetzt zu einem Hauptangriff fortgegangen werden. Die Waffe, womit dieser Schlag geführt wurde, hatte er gleichfalls aus Italien mitgebracht. Noch am Tage vor seiner Abreise aus Bologna hatte er bei seinem dortigen Landsmann Cochlaeus ein Exemplar der Schrift des Laurentius Valla über die erlogene Schenkung Constantin's an Pabst Sylvester gesehen. Er hatte sich eine Abschrift davon nachsenden lassen und war nun voll Ungeduld, das Geschoß abzudrücken, welches die päbstlichen Anmaßungen in Ausübung weltlicher Herrschaft in ihrem Mittelpunkt treffen mußte. Er war jetzt nicht mehr der Niemand, der er früher gewesen. Mit dem Diplom seiner Poetenwürde in der Tasche, durfte er sich auf seiner väterlichen Burg sehen lassen, und hier sofort schrieb er zu der merkwürdigen Schrift eine merkwürdige Vorrede. Er beging den „Jugend-, Helden- oder Eulenspiegelstreich", wie Herder sich ausdrückt, den von ihm veranstalteten Druck jener Schrift mit einer Widmung an Leo X. zu versehen, und in dieser Widmung die herbsten Angriffe gegen das Pabstthum und die Päbste hinter ironischen Lobsprüchen auf die Wahrheitsliebe und die Rechtschaffenheit des gegenwärtigen Pabstes zu verstecken. Wir adoptiren geflissentlich den Herder'schen Ausdruck. Derselbe trifft sicher näher zur Wahrheit, als die Ansicht von Strauß und Böcking, daß der Herausgeber durch diese Wendung sich einigermaßen habe decken wollen. Hutten wußte zu gut, mit wem er es zu thun hatte, als daß er auf das Schaamgefühl des Gegners hätte speculiren sollen. Solche Politik war überdies, auch wenn es nicht an sich eine schlechte Politik gewesen wäre, sehr wenig in seiner Weise; ihn reizte offenbar die Bosheit und die Keckheit des Einfalls; — es war die Uebersetzung des Humors der Dunkelmännerbriefe in den ernsten und satirischen, in den ächten Geist und Stil Hutten's.

Wie dem jedoch sei: den Boden des Humanismus hatte Hutten auch mit dieser Arbeit noch keineswegs verlassen. Es war die Schrift eines italiänischen Humanisten, die der deutsche sich zu eigen gemacht hatte, und der classische Stil, die glänzende Rhetorik derselben hatten ihn mindestens eben so sehr wie ihr Inhalt angelockt. Sein Auf-

treten aber macht ihn auch noch immer nicht unbrauchbar zum Dienste eines Kirchenfürsten, der am liebsten des Pabstes oder doch der finanziellen Verpflichtungen gegen den Pabst ledig geworden wäre, um daheim selbst den Pabst zu spielen. Hutten ist jetzt wirklich in Mainzische Dienste eingetreten; im Auftrage seines Erzbischofs macht er eine Reise in das Hoflager des Königs von Frankreich, ist dann abwechselnd mit dem Kurfürsten in Halle und wieder allein in Mainz, um sich endlich, zur Zeit des Reichstags, 1518 in Augsburg einzufinden. Mehr aber als das. Die erste Kunde, die ihm um diese Zeit von Luther's Angriff auf den Ablaßhandel gekommen war, behandelt er mit der ganzen, fast frivolen Vornehmheit des Adligen und des Gelehrten, gegenüber der Plebs der Pfaffen und Mönche. Es ist ihm, wie er zu Anfang 1518 in einem Briefe an den Grafen Nuenar von Köln schreibt, eben recht, wenn dieses Gesindel sich selbst in gegenseitigem Streite zerfleische, damit über ihrer Aller Untergang die junge Bildung sich triumphirend erhebe. Diese Bildung, im Zusammenhange freilich mit ihren sittlichen Wirkungen, ist noch immer sein letztes Ziel; um ihretwillen, wie er in demselben Briefe bekennt, läßt er sich jetzt, wie schon früher, das huldigende und das Dienstverhältniß an einem Fürstenhofe gefallen. Sowohl das Ziel mithin, wie die Mittel betreffend, steht er noch immer an einem ganz anderen Orte, als wo die Reformation stand. Nicht die religiös-sittliche, sondern die intellectuelle Erneuerung des Lebens gilt ihm als das Erste. Für einen geistigen Aristokratismus kämpfend, hält er es ebendeshalb mit den Großen, und steht er abgewandt von einer Bewegung, die, herabgreifend bis in die untersten Schichten, das Bedürfniß Aller befriedigen und eine universelle Umkehr herbeiführen sollte.

In Hutten's innerstem Wesen nichts desto weniger lag der Punkt, ihm selbst noch unbewußt, in welchem, als in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt seine eigenen Bestrebungen mit denen jenes Mönches zusammentreffen sollten, der nur eben begonnen hatte, die Blicke der Welt auf sich zu lenken. Durch sein Wissen und seine Erziehung gehörte Hutten dem Humanismus, durch seine Natur und sein Gemüth gehörte er der Reformation an. Durch Zweierlei hatte er schon bisher bewiesen, daß sein Geist nicht rein in den Zielen der neuen philologisch-ästhetischen Bildung aufging, sondern, an diesen gemessen, einen Ueberschuß von Gesinnung und strebender Kraft besaß. Ganz anders doch als die Erasmus und die Crotus, nicht bloß heftiger, sondern vor Allem auch ernster hatte er den Kampf gegen das Pfaffenwesen geführt. Er hatte ihn als eine Herzenssache geführt und hatte nament-

lich die sittliche Fäulniß der römischen Herrschaft über die Geister und Gewissen hervorgehoben. Mit viel tieferem Gefühl andererseits und mit viel ächterer Leidenschaft als die meisten übrigen Poeten hatte er die Sache der Bildung mit der Sache der Freiheit und die Sache der Freiheit mit der der Nation identificirt. Nicht bloß geläufige Gesichtspunkte waren ihm, wie den Uebrigen, der Gedanke der nationalen Selbstständigkeit und Größe, der nationalen Einheit im Gegensatz zu dem bisherigen Particularismus: sie waren ihm bitterer Ernst, sie lagen ihm im Gemüthe — es brachte sein Blut in Wallung, wenn er sich sagen mußte, daß die Unverschämtheit der Römlinge nicht am wenigsten auf ihrer geringen Meinung von dem Verstande und Urtheil der Deutschen beruhe. Ein recht schlagendes Zeugniß von dieser seiner Denkweise abzulegen, gab ihm jetzt der Augsburger Reichstag Veranlassung. Maximilian nämlich hatte sich, halb im Interesse der Herrichtung einer einheitlichen Heerverfassung, halb aus Ritterlichkeit, für den Plan des römischen Hofes, gegen die Türken zu Felde zu ziehen, enthusiasmirt. Zur Unterstützung dieses Planes verfaßte Hutten seine „Türkenrede". Es ist eine Rede, so widerspruchsvoll wie jener Plan. Das Widersprechende und Unhaltbare der Combination, in und außer Deutschland die kaiserliche Macht zu steigern und zugleich doch auf die Ideen und Vorspiegelungen des Pabstes einzugehn, kam in Hutten's Rede auf die eclatanteste Weise zum Vorschein. Mit der einen Hand stützt er das kriegerische Project, um es mit der andern zu untergraben. Nicht heftiger donnert er gegen den Erbfeind der Christenheit als gegen den Erbfeind der deutschen Nation. Die ganze Rede ruht auf der Voraussetzung, daß es diesmal selbst dem Pabst mit dem Türkenkrieg Ernst sei: ihr halber Text besteht in Ausfällen gegen die unter lügnerischen Vorwänden bisher betriebene Ausbeutung der deutschen Nation durch die Curie. Die Freunde, auf deren Zureden sich Hutten dazu verstehen mußte, diese antirömischen Excurse für's Erste zu streichen, hatten so Unrecht nicht, und begreiflich war es andrerseits, daß er auch mit der verstümmelten Rede den praktischen Zweck derselben nicht besser erreichte. Die Türkenhülfe wurde von den Ständen nicht bewilligt; die Rede war, wie Hutten selbst sich ausdrückte, zum Spiel geworden. Für ihn selbst freilich war sie dennoch kein Spiel gewesen. Er hatte in ihr seinem Herzen über die beiden Dinge Luft gemacht, die ihn neben seinen humanistischen Bestrebungen am meisten bewegten. Es war politisch verkehrt und zweckwidrig, gerade diese Gelegenheit zu wählen, um gegen die List, die Habgier und die Kriegslust des Pabstes zu polemisiren. Es war ebenso unzweck-

mäßig, gerade in diesem Zusammenhange den deutschen Fürsten Einigkeit, Unterordnung unter den Kaiser, Gemeinsinn und nationales Zusammenhalten zu predigen. Was aber gegen Hutten's politischen Verstand, das spricht nur desto mehr für seine Gesinnung. Wir müssen ihn lieben, wie wir Maximilian lieben, mit dessen Anschauungen und Plänen er sich identificirt hatte. Die poetische Phantasie und das ritterliche Blut hatte ihm wie diesem einen Streich gespielt. Offenbar jedoch: sollten seine Polemik gegen Rom und seine Mahnungen an die Nation nicht so erfolglos bleiben wie Maximilian's ganze Thätigkeit, so mußte zum Träger und Anknüpfungspunkt derselben etwas Anderes werden als der Türkenkrieg. Nichts Anderes war dieses Andere als die Reformation — aber noch ein volles Jahr sollte vergehen, ehe Hutten in Luther den wahren Bundesgenossen, in seinem Unternehmen den Schwerpunkt seiner eigenen Bestrebungen erkennen lernte.

Wir eilen, mit Hutten diesen entscheidenden Zeitpunkt zu erreichen. Es ist in der Zwischenzeit vor Allem der mehr und mehr sich entwickelnde Widerspruch zwischen der Natur, den Neigungen und der Denkweise unseres Schriftstellers und zwischen seiner Stellung am erzbischöflichen Hofe, was wir gewahr werden. Denn von der einen Seite zwar mußte dieses Hofleben ihn anlocken. Es war so, wie er seinem Freunde Wilibald Pirkheimer, dem gelehrten und hochgebildeten Nürnberger Rathsherrn, in einem höchlich anziehenden und charakteristischen Schreiben auseinandersetzte: das bloße Gelehrtenleben war nicht für ihn; er bedurfte des Umgangs mit Menschen; er war nicht frei von Ehrgeiz; er fühlte mächtig den Trieb in sich, nach außen zu wirken. Zugleich jedoch waren die Menschen, mit denen der Hof ihn zusammenführte, so wenig nach seiner Art, so sehr unter seinem eigenen Maaße! Für seinen Ehrgeiz sowohl wie für seinen Thätigkeitstrieb war dies ein so beschränkter, ein so beengender Wirkungskreis! Es gab so viel hier zu thun und so wenig zu wirken! Gerade sein Bestes konnte er hier nicht verwerthen, gerade mit seinen tiefsten Ueberzeugungen kam er hier unaufhörlich in Collisionen, die zu vermeiden seiner rücksichtslosen Natur so schwer wurde! Er war in der That ein höchst seltsamer, ein wahrhaft anomaler Hofmann. Noch in Augsburg verfaßte er ein Gespräch über das Hofleben, in welchem er ein wenig schmeichelhaftes Bild von dem glänzenden Elend in der Nähe der Fürsten entwarf. Auf Burg Steckelberg sodann, wohin er sich Ende des Jahres begeben, — „in der freien Luft seiner heimischen Berge" — vergaß er vollends den Hofmann. Seine durch die Censur rücksichtsvoller Freunde vordem

verstümmelte Türkenrede giebt er nun vollständig, mit allen ihren Freimüthigkeiten gegen den Feind jenseits der Alpen heraus, ja, wie zur Entschuldigung, versieht er sie mit einer Ansprache „an alle freien und ächten Deutschen", in der er für sich die Freiheit, die Wahrheit zu sagen, und von allen Vaterlandsfreunden den Muth der Freiheit fordert. Und doch, sobald er Anfang 1519 nach Mainz zurückgekehrt ist, entsinnt er sich auch gleich wieder, wie sehr die Sache der Bildung fortwährend noch des Schutzes hochgestellter Patrone bedürftig ist. Er macht seinem Fürsten ein Neujahrsgeschenk mit der merkwürdigen Schrift über den morbus Gallicus und dessen Heilung durch das Guaiakholz und er verfaßt zu einer neuen in Mainz gedruckten Ausgabe des Livius eine die mäcenatischen Verdienste des Kurfürsten in den verbindlichsten Wendungen feiernde Zueignung.

So getheilt zwischen Neigung und Abneigung, schwankend zwischen Rücksichten und Rücksichtslosigkeit, ergriff er ohne Zweifel mit Freuden die eben jetzt sich bietende Gelegenheit, das Hofleben mit dem Lagerleben zu vertauschen. Es galt endlich die Verwirklichung der Rache gegen Herzog Ulrich von Württemberg. Gegen diesen nämlich rüstete jetzt, nach dem Tode Kaiser Maximilian's, der schwäbische Bund, und mit Feder und Schwert ist alsbald Hutten von Neuem für die alte Sache thätig. Sie ist es, die ihn mit Franz von Sickingen zusammenführt. An Sickingen's Seite macht er den Feldzug mit; im Lager und während einer gemeinsamen, vom glänzendsten Erfolge gekrönten Action knüpft sich das Freundschaftsverhältniß, welches so bedeutsam für Beide, so verhängnißvoll für Hutten werden sollte. So aber sollte es werden im Zusammenhang mit des Letzteren Hinwendung zu der Lutherischen Reformation.

Nur ein Möndsgezänk, wie wir sahen, hatte Hutten in Luther's ersten Angriffen gegen den Ablaßhandel erblickt, und es schien sich in der That dabei ursprünglich um eine ganz und gar innerkirchliche Frage zu handeln. Vom Mönchsthum war Luther ausgegangen; an sich selbst hatte er die ganze Aeußerlichkeit der katholischen Ethik, aber er hatte sie innerlich, unter den tiefsten Seelenkämpfen erfahren. Der Gegensatz gegen das alte Kirchenthum brach hier an diesem selbst, wie eine furchtbare, lange versteckte Krankheit aus, welche den Organismus entweder zerstört oder zur Genesung hindurchrettet. Rasch entwickelte sich die Krisis; von der Opposition gegen einzelne Mißbräuche ging der Augustinermönch zur Verwerfung des ganzen Katholicismus, zur Bestreitung der päbstlichen und der Concilienautorität, zur Appellation an das Zeugniß der Schrift und des eigenen

Geistes fort. So weit war er bereits durch die Leipziger Disputation getrieben worden, und nun trugen ihn die Wellen der ringsum aufgeregten geistigen Bewegung der Nation weiter. Nun brachte ihm eigenes Studium die Resultate der neuen Theologie, nun brachte ihm Melanchthon die Waffen der humanistischen Gelehrsamkeit, brachte ihm das von Hutten edirte Werk des Laurentius Valla mit einem neuen Beweise neuen Zorn und wachsende Kampflust entgegen. Alle diese oppositionellen Elemente faßte er in der Enge der intensivsten religiösen Empfindung zusammen, um sie, nach dem Hindurchgang durch diesen Punkt im lebendigen Gemüthe, desto wirksamer gegen den Feind zu führen. Und das war der Moment, in welchem auch Hutten seine Stellung zur Reformation änderte. Sein ganzes Wesen war Liebe zur Wahrheit und zur Freiheit. In dieser Liebe und in unbezähmbarer Fehdelust hatte er sich und sein Talent in den Dienst des Humanismus begeben. Ohne diesen verlassen zu müssen, sah er jetzt in Luther's Werk seinem ganzen Streben ein höheres Ziel gesteckt und einen tieferen Grund gelegt. Es war eine seltsame Ironie des Schicksals, daß in demselben Augenblicke, in welchem ein unabsehbares Feld von Kämpfen, gefährlicher als alle früheren, vor Hutten's Blick sich öffnete, Aussichten auf eine friedlich beschränkte Existenz und Träume häuslichen Glücks durch seine Seele gingen. Sein Kurfürst nämlich entband ihn bald nach der Rückkehr aus dem württembergischen Feldzuge von allem Dienst und ließ ihm sein Gehalt als Pension. Da träumte er von Hochzeit und von gelehrter Muße. Er benutzte die letztere zu einigen literarischen Spielen. In dem einen um diese Zeit entstandenen Dialog hadert und marktet er mit der Fortuna: sie soll ihm etwa das geben, was zu besitzen ein größerer Dichter in bekannten Versen sich glücklich gepriesen hat — „Mäßiges, doch viel". In einem anderen Dialog führt er ein schon ernsteres Gespräch mit seinem alten Plagegeist, dem Fieber, welches seine dialogische Muse schon früher einmal citirt hatte. Auch in diese harmlosen Spiele indeß mischt sich überall ein ernsteres Interesse — eben das Interesse, welches ihn aus dem ersehnten Hafen der Ruhe bald für immer auf ein stürmisches Meer verschlagen sollte. Denn nein! das war nicht die Zeit, in welcher ein Mann wie dieser hätte Frieden halten und Ruhe genießen können. Rasch schlug das Feuer, das in seinem Innern gezündet hatte, als lodernde Flamme aus. Ehe er es nur selbst wußte, war er zum Lutheraner geworden. Schon warb er seinen Sickingen, wie während des württembergischen Feldzugs für die Reuchlinische, so nun für die Lutherische Sache. Auf Steckelberg schrieb

er zu Anfang des Jahres 1520 seinen Dialog „Vadicus" oder „die römische Dreifaltigkeit". Es war die offene Absage, es war sein Kriegsmanifest gegen Rom. Keine Rücksicht fesselt länger des Schriftstellers Feder, kein ästhetisches Bedenken mildert die Härte seines Angriffs — er ist ganz nur in der Sache und in der Leidenschaft für dieselbe. Rom wird als der Sitz der Lüge, der Anmaßung und der Raubsucht, der römische Hof als ein Pfuhl aller Verdorbenheit charakterisirt; das deutsche Volk, der junge Kaiser Karl voran, wird aufgerufen, das schmähliche Joch abzuwerfen, die Kirche zu nationalisiren und zu reinigen. Ein endloses Thema! Einmal ergriffen von dem neuen Geiste, ruht nun Hutten nimmer. Der tiefere ethische Gehalt der reformatorischen Bewegung, die dadurch gewonnene vollere Ueberzeugung von der Verworfenheit des römischen Systems, die angeborenen ritterlichen Anschauungen, die humanistischen Tendenzen, die nationalen Gesichtspunkte, Alles strömt fortan in ein breites Bett zusammen. In künstlerisch höher gegriffener Form wiederholt der Dialog: „die Anschauenden", die polemischen Pointen des Vadiscus, indem er zugleich mit Lucianischer Laune den Legaten Cajetan sich zur Zielscheibe der Verhöhnung ausersieht. Von allerwärts sucht Hutten die Waffen zusammen, säubert sie vom Rost, schärft sie zu neuem Gebrauch. Eine auf der Fuldaischen Bibliothek aufgestöberte Schrift für Heinrich IV. gegen Gregor VII. versieht er mit einer Zueignung an den Bruder des Kaisers, um durch diesen auf Karl selbst einzureden; einer andern, zufällig in seine Hände gekommenen Sammlung antipapistischer Documente setzt er einen Gruß „an alle Freien in Deutschland" vor, denn gesprengt habe er nun die Bande der Geduld und wolle hervortreten, wie er sei. „Schon", so ruft er, „ist an der Bäume Wurzel die Axt gelegt und ausgerottet wird jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, und des Herrn Weinberg gereinigt werden. Das sollt ihr nicht mehr hoffen, sondern nächstens mit Augen sehen. Nicht unerfahren, nicht schwach sind eure Führer zur Wiedergewinnung der Freiheit. Beweiset nur ihr euch unerschrocken und erlieget nicht mitten im Kampfe. Denn durchgebrochen, ja durchgebrochen muß endlich werden, mit solchen Kräften zumal, mit so gutem Gewissen, unter so günstigen Umständen, in einer so gerechten Sache. — Es lebe die Freiheit! Ich hab's gewagt!"

In der That, schon hatte er mit all' diesen Veröffentlichungen das Mögliche gewagt. In Briefen überdies spornte er die Freunde, von denen Einige bereits gegen die Reformation bedenklich zu werden anfingen: ob nicht auch sie einmal etwas für Deutschlands Freiheit zu

wagen gedächten? Und wie schon früher durch Melanchthon, so trat er nun auch direct mit dem Wittenberger Reformator in briefliche Verbindung. „An mir", schrieb er am 4. Juni von Mainz aus an Luther, „hast Du einen Anhänger für jeden möglichen Fall; darum wage es, mir inskünftige alle Deine Pläne anzuvertrauen. Verfechten wir die gemeine Freiheit, befreien wir das unterdrückte Vaterland!" Aber noch mehr. Nicht bloß durch Stillsitzen und Schreiben meinte er die große Sache fördern zu müssen. Obgleich bereits von allen Seiten bedroht und gewarnt, obgleich wohl wissend, daß Eck ihn in Rom denuncirt habe, beschloß er, an Kaiser Karl's Hofe zu Brüssel sich bei Erzherzog Ferdinand Gehör zu verschaffen und diesem die Sache der Reformation ans Herz zu legen. Fruchtloses Wagniß! Er hatte von Glück zu sagen, daß er heil und ungefährdet nach Mainz zurückgelangte. Auch in Mainz jedoch war keine Sicherheit mehr für ihn. An mehrere deutsche Fürsten hatte der Pabst das Ansinnen gestellt, den Aufwiegler, den Pasquillanten nach Rom auszuliefern; von dem Kurfürsten von Mainz insbesondere, dem Protector Hutten's, hatte er nachdrücklich dessen Bestrafung gefordert. Half sich nun der Kurfürst mit halber Willfahrung und diplomatischer Entschuldigung, so blieb Hutten nichts Anderes übrig, als bei dem ritterlichen Freunde Zuflucht zu suchen, den er schon früher für die Sache gewonnen, und den er nun vollends zum Rüstzeug in dem Kriege gegen Rom zu verwenden hoffte. „Herbergen der Gerechtigkeit" nannte Hutten die Burgen Franzens von Sickingen; denn schon manchen verfolgten Freund der Reformation hatten sie gastlich geschützt. Von einer derselben, von der Ebernburg aus führte denn auch er zunächst den Federkrieg gegen Rom weiter. Sein erstes Geschäft war, so laut wie möglich über Gewalt und Unrecht zu klagen, den Kaiser, die Fürsten, die Nation zu Hülfe und Wehr aufzurufen. In einem Sendschreiben an Karl V. setzt er auseinander, daß seine Angelegenheit des Kaisers Angelegenheit sei. Dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen zeigt er, wie es den Fürsten vor Allem obliege, ihre Macht mit dem Muthe der Ritter zu vereinigen, um die evangelische Lehre wiederherzustellen und die Nation nicht knechten zu lassen. An den Kurfürsten Albrecht von Mainz und an dessen Rath Rotenhan schreibt er, wie nicht sowohl seine als der Römlinge Sache eine verzweifelte sei. Und er wendet sich endlich mit seinen eifrigsten und flammendsten Worten an die Gesammtheit der Nation, an „alle Fürsten jedes Standes und Ranges, an Adel und Gemeine in Deutschland"; in den Schutz seines Volkes befiehlt er sich: denn um des Vaterlandes und der Wahrheit willen habe er ge-

kämpft und gelitten, sei er jetzt der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung.

War aber schon in diesen Klagschriften, die sofort gesammelt veröffentlicht wurden, und ihren Verfasser in der Theilnahme der Nation hoch emporhoben, — war schon hier mit Klage- und Hülferuf fortwährend der heftigste Angriff Hand in Hand gegangen, so regte alsbald der weitere Verlauf des Luther'schen Handels den unermüdlichen Kämpen zu neuen Brandschriften auf. Man war zu Rom jetzt inne geworden, daß man dem drohenden Abfall mit Ernst, mit der Zusammennahme aller Kräfte begegnen müsse. Mit den Dominicanern daher wurde Freundschaft geschlossen: noch bei Lebzeiten Reuchlin's erhielt Hochstraten Genugthuung, durften die Kölner ein zu ihren Gunsten lautendes päbstliches Breve an den Kirchthüren anschlagen lassen. Die Aufhetzungen Eck's trugen ihre Früchte. Es war diesem gelungen, Maaßregeln gegen Hutten zu veranlassen; es gelang ihm, gegen Luther die Bulle zu erwirken, die dessen ketzerische Bücher zum Feuer verurtheilte, den Ketzer selbst, wenn er nicht widerriefe, für ausgestoßen aus der Kirche erklärte. Zur Ausführung dieser Sätze erschienen nunmehr Eck und Aleander in Deutschland; wetteifernd entledigten sie sich ihres Auftrags; noch im September ward die Bulle in Meißen, Merseburg und Brandenburg angeschlagen —, in Mainz zuerst brannten die Luther'schen Schriften. Ein Brand, meinte Hutten, der in den Herzen aller Guten brennen müsse, am verderblichsten für den Pabst, und den er vergeblich werde zu löschen suchen. So war es in der That, und Hutten vor Allen suchte ihn zu schüren. Er ist der Gelegenheitsschriftsteller wie er sein muß. Unglaublich eifrig und rührig, ist er stets fertig und bei der Hand; immer ist er dem Feinde auf den Fersen, und nie begnügt er sich, ihn geschlagen zu haben, sondern er verdoppelt und verdreifacht seine Schläge; — es war ein ganzer Köcher von Pfeilen, den er jetzt auf Anlaß der neusten Maaßregeln Roms in das Lager des Gegners abschnellte.

Wir haben schon zu Eingang dieses Aufsatzes angedeutet, wie nach unsrer Ansicht unser Biograph oft zu lange bei der ästhetischen Seite der Hutten'schen Schriftstellerei verweile. Wir finden uns dadurch in der praktischen Theilnahme, die das literarische Wirken Hutten's vorzugsweise einflößt, gehemmt und beeinträchtigt. Der Lorbeer auf dem Haupte desselben scheint uns eine unbedeutende Zier, verglichen mit dem Schwerte in seiner Hand. Wie sehr namentlich seine früheren Schriften Kunstwerke sind oder zu sein streben: sie sind immer noch mehr Handlungen, Thaten. Seit der Wendung indeß, welche

Hutten vom Humanismus zur Reformation genommen, bekommt die Form seiner Schriften selbst praktische Bedeutung. Mit Recht macht Strauß darauf aufmerksam, wie charakteristisch es ist, daß in diesen späteren Schriften je länger, je mehr die classischen Reminiscenzen gegen die eingestreuten Bibelstellen zurücktreten. Noch charakteristischer aber und innerlich bedeutsamer ist ein anderer Wechsel. Das religiöse, das kirchliche Interesse der Reformation eignete sich Hutten immer nur nach dem Maaß seiner ursprünglichen Natur an. Es genügte ihm, daß Luther's Sache die Sache der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Freiheit sei; die theologische Sprache, die er zu führen sich befleißigte, sprach er daher immer nur wie eine angelernte Sprache, sprach sie weder geläufig noch besonders geschmackvoll. Aber die Sache der evangelischen Wahrheit war zugleich die Sache der Nation, war im besten Sinn eine volksthümliche Sache. Hier war der eigentliche Coincidenzpunkt zwischen Hutten's ursprünglichen und zwischen den Motiven der Reformation. Ihrem theologischen Charakter konnte er sich nur nicht entziehen: ihr volksthümlicher Charakter riß ihn fort. Nur auf diesem Punkte daher war sein Uebertritt von dem humanistischen auf den reformatorischen Boden vollständig. Es war kein Zwang für ihn und es kostete ihn keine Entsagung, den Aristokratismus der gelehrten Bildung mit dem Demokratismus der großen religiösen Neuerung zu vertauschen. Was war diese Letztere anders als eine Verdeutschung des bisher römischen Christenthums? Die Muttersprache der Reformation war die deutsche Sprache. Deutsch daher mußte reden und schreiben, wer das Volk für des Volkes Sache, wer die deutsche Nation zur Emancipation von dem römischen Joche aufregen wollte. Es ist in der Ordnung, daß Strauß dem epochemachenden Entschlusse Hutten's, vom Lateinischen zum Deutschen überzugehn, ein besonderes Capitel widmet. Man kennt die Hutten'schen Verse:

„Latein ich vor geschrieben hab'
Das war eim Jeden nit bekannt:
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach'."

So klar war das Bewußtsein des Mannes über den Schritt, den er zu thun im Begriffe stand; — der Erfolg und die Wirkung entsprach dem Entschluß und den Motiven desselben. Wer so deutsch dachte, wie hätte er nicht deutsch auch zu reden im Stande sein sollen? Die biblische

Phraseologie stand dem Ritter schlecht genug zu Gesichte: zu dem Dialekt seiner Zeit und seines Volkes hatte er kaum gegriffen, als er ganz neue und bisher ungeahnte schriftstellerische Kräfte zu entfalten begann.

Es hing aber diese Wendung zu der Sprache, die Jedermann verstand und verstehen sollte, unmittelbar zusammen mit den größeren Dimensionen, welche die reformatorische Bewegung selbst genommen hatte. Die päbstliche Bulle zunächst hatte Hutten, wie billig, in lateinischer Sprache glossirt. Ueber die Verbrennung der Lutherschen Schriften zu Mainz ließ er ein gereimtes deutsches und gleichzeitig ein hexametrisches lateinisches Gedicht ausgehn. Allem Zorn aber, der in ihm glühte, machte er Luft in der köstlichen „Klag und Vermahnung gegen dem übermäßigen, unchristlichen Gewalt des Pabsts und der ungeistlichen Geistlichen". Der ganzen Christenheit und voran dem Vaterland deutscher Nation will diese gereimte Rede „zu nutz und gut" geschrieben sein, sie will handeln von dem, was die Nation beschwert und was ihr noth thut; will sie aufrütteln insgesamt, den Kaiser, den Adel, die Städte, daß sie treu verbündet sich selbst helfen. Man muß diese Reformationsrede in deutscher Sprache mit den lateinischen Ulrichsreden vergleichen, um inne zu werden, welch' ein köstliches Ding es bei aller Schriftstellerei um die Wahrhaftigkeit ist. Um wie viel ergreifender wirken diese unbeholfenen Meistersängerreime als jene gefeilten ciceronisirenden Declamationen! Es ist, als ob der hochgebildete, in der Kunst der Rede und des rednerischen Effects geschulte Mann die Laute der Kindheit, als ob er mit der Muttersprache die Einfalt und Wahrheit der Natur wiedergefunden habe. Er ist hier derselbe mächtige Redner, der er dort war — er ist um so mächtiger jetzt, weil er von Herzen zu Herzen redet, weil nicht sowohl er die Sprache, als die Sprache und mit der Sprache die Sache ihn in der Gewalt hat.

Und wie glücklich traf es sich, daß das Publicum, welches Hutten für seine neue Schriftstellerei sich ersehen hatte, ihm in seinem Sickingen gleichsam persönlich und unmittelbar nahetrat! Zwischen Luther und Sickingen sehen wir ihn nun gleichsam in die Mitte genommen: von beiden empfängt er in verschiedener Weise die Impulse zu seinem Schreiben und Thun. Als er zuerst während des württembergischen Feldzugs Franzens nähere Bekanntschaft gemacht hatte, da wußte er denselben nicht besser zu rühmen, als daß in ihm die bewunderte Tugend der Alten wiederaufgelebt sei. Er hatte ihn jetzt als Freund in der Noth erprobt, an den er sich, „als an eine feste, unerschütterte Wand" anlehnen durfte —: er rühmte ihn jetzt als den

deutschesten, als den adlichsten deutschen Mann, als den — so lauten seine eignen Worte — „der zu dieser Zeit, da Jedermann bedäucht, deutscher Adel habe etwas an Strengheit der Gemüther abgenommen, sich dermaßen erzeigt und bewiesen hat, daß man sehen mag, deutsch Blut sei noch nicht versiegt, noch das adelich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt." Gleich nach dem ersten Besuche, den er Franz im Frühjahr 1519 abgestattet, hatte er für ihn seinen ersten Dialog vom Fieber, an dem der Ritter beim Vorlesen Gefallen gefunden, in's Deutsche übersetzt. Für ihn und damit für die Nation übersetzte er jetzt, in den ersten Tagen des Jahres 1521, „in der Gerechtigkeit Herbergen" auch seine übrigen bisher erschienenen antipapistischen Dialoge und versah sie mit der schönen Widmung, der wir die obigen Worte entnommen haben. Ihn vermuthlich hatte er als Vermittler im Auge, wenn er, abermals in deutscher Sprache, für Kaiser Karl eine Art von Denkschrift „wie allwegen sich die Päbst gegen den deutschen Kaisern gehalten haben" ausarbeitete. Der tapfere Rittersmann, der „vertraute und tröstliche Freund" stand hinter ihm und war ihm im Sinne, wenn er um dieselbe Zeit in immer neuen Versen den frohen Muth aussprach, mit dem er die Sache der Wahrheit trotz alledem und alledem aufgenommen und sie durchfechten werde, wenn er in immer neuen Variationen, in gereimten Vor- und Nachreden zu den Dialogen oder gelegentlich in einem sangbaren Liede sein „Ich hab's gewagt" in die Welt rief. Mit diesem Freunde fühlt er sich stark, der Schaar seiner Feinde zu trotzen; schon längst fließen ihm die Thränen seiner frommen Mutter vergebens, ja, auch wenn die Nation seinem Mahnen kein Gehör gäbe, — es wäre ihm leid, aber das Ende würde er dennoch getrost erwarten. Fürwahr, ein schönes Bild, wie Hutten im Winter von 1520 auf 21 seinen Sickingen immer tiefer in die Schriften des Reformators einführt und ihn fest macht in dem Glauben an die große Angelegenheit, der er seinen Arm leihen soll! „Am gastlichen Tische der Ebernburg" — wir lassen einen Augenblick unseren Biographen selbst reden — „sitzen in den Winterabenden zwei deutsche Ritter, in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit. Der Eine ein Flüchtling, der Andere sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der Jüngere, ist der Lehrer; der Aeltere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größern Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet."

Eine Unterweisung und eine Schriftstellerei ist das, die durchaus auf praktische Ziele lossteuert; welche bestimmte Gestalt aber die Letzteren um diese Zeit in Hutten's Kopf angenommen hatten, zeigen

seine nächsten, diesmal wieder lateinisch und in dialogischer Form abgefaßten Schriften. Es ist die Combination der politisch-nationalen mit der kirchlichen Reform, was ihm vorschwebt. Von der Allianz, die er zwischen Luther und Sickingen, zwischen der religiösen Bewegung und dem deutschen Ritterthum eingeleitet hatte, blickt er nach weiteren Bundesgenossen um sich. Er wünscht wohl noch immer solche Bundesgenossen in dem Kaiser und in den Fürsten zu finden. Einem angesehenen deutschen Fürsten, dem Pfalzgrafen Johann von Simmern sind die neuen Dialoge: die Bulle, der erste und zweite Monitor und die Räuber, zugeeignet; es fehlt in den Dialogen selbst nicht an mahnenden Ansprachen an die Fürsten. Gering ist schon die Hoffnung, die der Schriftsteller auf den von Pfaffen umgebenen und geleiteten Karl V. setzt. Er beschränkt sich in Beziehung auf diesen auf Rath und Warnung; — er läßt zugleich deutlich durchblicken, daß der Gehorsam gegen den Kaiser, falls dieser sich von seiner Umgebung nicht emancipire, mit nichten die höchste und letzte Pflicht sei. Hutten stand hier mit seinen Anschauungen und Plänen auf dem zerklüfteten Boden der politischen Verhältnisse Deutschlands. In der wichtigsten Krisis, welche die Nation noch je durchgemacht hatte, sah sie sich von ihrem berufenen Führer verlassen. Von Geburt und Gesinnung war Karl V. dem Volke entfremdet, dessen Haupt er geworden war. Ohne Herz für Deutschland, ohne Verständniß für die hier gährenden politischen, ohne Gefühl und Interesse für die neuen religiösen Elemente, richtete sich seine Sorge einzig darauf, daß die deutschen Verhältnisse seine spanisch-italienischen Herrschaftspläne nicht durchkreuzten. Was half es, bei dieser Lage der Dinge, daß das Verlangen nach Reform durch alle Stände des Reichs ging? Kein einsichtig gebietender Wille griff alle die vielfach auseinandergehenden und sich kreuzenden Reformtendenzen zusammen. Vereinzelt neben einander, feindlich gegeneinander standen die Glieder des Reichs. Da streiten sich auch in Hutten die reineren und idealeren Gesichtspunkte mit den Vorurtheilen, den Ab- und Zuneigungen seines Standes. Auch in ihm lebt etwas von dem Groll, den die Ritterschaft gegen die Fürsten als ihre Unterdrücker hegte. Seine politische Einsicht von der Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns der Stände ist niemals vollkommen in Einklang mit seinen politischen Wünschen und Phantasien. Am liebsten denkt er sich doch den Ritterstand, geführt und vertreten von seinem Sickingen, als den eigentlichen Träger einer staatlichen, moralischen und religiösen Neugestaltung. So erscheint Sickingen in den neuen Gesprächen als der Hauptwortführer, als derjenige zugleich, der, wenn

alle anderen Hülfen versagen, das große Werk auch wohl allein auf seine Schultern nehmen könnte. Es reizt die Einbildungskraft des ungeduldigen Reformers, den Kampf, den zwei Weltmächte mit einander führen, sich wie eine ritterliche Fehde vorzustellen. Es muß „durchgebrochen" werden — das ist das Einzige, was ihm ganz feststeht, und in dem leidenschaftlichen Verlangen nach diesem Durchbruch kann er es sich als möglich denken, daß die große Umgestaltung mittelst eines kecken Handstreichs gelinge. Oder wenn doch ohne den Nachdruck der Macht und der Massen schlechterdings nichts erreicht werden kann — wie wäre es, wenn sich die Ritter mit den Städten verbündeten? Es ist wahr, zwischen diesen Beiden auch bestand eine weite Kluft. Gegen das Princip der Geburts- und der Waffenehre stellte sich das Bürgerthum auf das Princip der ehrenden, friedlich ernährenden Arbeit. Die kampf- und raublustigen Bewohner der Burgen waren die gebornen Feinde der Ordnung und des Verkehrs, die in den Mauern der Städte ihren Sitz aufgeschlagen hatten, und der Kaufmann, der waarenbeladen seine Straße zog, sah mit Verwünschungen zu den Burgen, den Sitzen der Räuber und Wegelagerer, den Herbergen der Ungerechtigkeit empor. Aber dennoch liefen die Interessen Beider auch wieder zusammen. Der Städter theilte die Antipathie des Ritters gegen die großen Ritter, gegen die Fürsten, welche, ohne noch aufgehört zu haben, Räuber zu sein, angefangen hatten, Tyrannen zu werden. In den Städten regte sich eben so mächtig wie auf den Burgen der Haß gegen das Pfaffenthum, viel mächtiger noch der Sinn für die neue Bildung: in der Empfänglichkeit für die Reformation begegnete sich der Wetteifer beider Stände. Die Freundschaft, welche Hutten persönlich mit Männern wie Peutinger und Pirkheimer pflegte — warum sollte sie, zum Frommen der guten Sache, sich nicht zu einer Befreundung des Ritterthums mit dem Bürgerthum erweitern lassen? Seltsam, sehr seltsam war die Art und Weise, wie Hutten seinen Antrag stellte. Ohne ein einziges der Vorurtheile aufzugeben, die er mit der Muttermilch eingesogen hatte, opfert er, des Zweckes wegen, dem Princip nach, alle im Ganzen. Die Politik der neuen und die Romantik der alten Zeit vereinigen sich in seinem Kopf und Herzen zu einem wunderlichen Gemisch. „Die Räuber", heißt das Gespräch, in welchem er jene Idee einer nothwendigen Verbindung der beiden Stände zum ersten Mal bestimmter entwickelt. Die Ritter, das ist der Sinn und Verlauf des Dialogs, heißen vorzugsweise Räuber; allein die Kaufleute, welche das deutsche Geld außer Landes schleppen und dafür, mit den Mitteln des Luxus, Verweichlichung und Sittenverderbniß einführen, sind

schlimmere Räuber. Die schlimmsten freilich sind auch sie nicht. Ihnen thuen es die Schreiber und Juristen, diesen wieder thuen es die Pfaffen voraus. Diesen schlimmsten und gefährlichsten Räubern gegenüber gilt es daher ein festes Zusammenhalten der Städte und der Ritter: — zum Pfaffenkrieg müssen beide gemeinschaftliche Sache machen. Der Dialog, der mit gegenseitigem Schmähen und Drohen begonnen, endet damit, daß Hutten und Sickingen sich mit dem Kaufmann, den sie belehrt haben, die Hände schütteln. Es blieb nur übrig, daß sich Hutten für die beabsichtigte Allianz gleichzeitig auf die gemeinschaftliche Antipathie beider Stände gegen die Fürsten stützte. Bald genug nahm er auch diese Wendung. Durch den Verlauf der Dinge selbst schien je länger, je mehr eine rasche und durchgreifende Besserung der Verhältnisse, eine solche, wie sie der stürmische Mann wünschte, nur mit Hülfe der unteren Stände herbeizuführen. Der Reichstag zu Worms hatte das Bündniß der beiden höchsten Gewalten an den Tag gebracht, und Person und Lehre des Reformators war durch diese Verbindung geächtet worden. Mit dem Mai 1522 war überdies, während der Abwesenheit des Kaisers, die Reichsregierung an ein Regiment übergegangen, welches die Städte sowohl wie die Ritterschaft bei Seite schob und den Evangelischen zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gab. Da wiederholte Hutten in deutscher Sprache das Thema der „Räuber“: er schrieb die „Beklagung der Freistätte deutscher Nation“, ein Gedicht, „daß Mancher im Regiment nit lacht, er sei König, Bischof, Fürst oder Graf“. Wie früher zum Bunde gegen die Pfaffen, so forderte er nun die „frommen Städte“ auf, um des gemeinsamen Interesses, um der Vertheidigung der Luther'schen Lehre willen, mit dem Adel zusammen auch den tyrannischen Fürsten Widerstand zu leisten. Es lag nicht fern, daß er noch einen Schritt weiter ging — daß er, wie den Städter, so auch den Bauer zu versöhnen und gegen die Pfaffenherrschaft aufzubieten versuchte. Wir wissen nicht, ob er es wirklich gethan, denn es bleibt unentschieden, ob von ihm „der neue Karsthans“, das Gespräch herrührt, welches zuerst die Idee entwickelte, die sich später in Götzens Hauptmannschaft über die Bauern und in dem Bauernkriege verwirklichen sollte. Je nach der Entscheidung dieser Frage aber wird man auch darüber sich eher entscheiden, ob Hutten's „Entschuldigung wider Etlicher unwahrhaftiges Ausgeben, als sollt er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft sein“, erst in diesen Zeitpunkt oder schon in die ersten Periode seiner deutschen Schriftstellerei fällt.*)

*) Letzteres ist Strauß' Ansicht. Für Ersteres erklärt sich Böcking a. a. O. S. 140.

Wie dem jedoch sei: die Gedanken, welche diese späteren Schriften Hutten's uns kennen gelehrt haben, führen uns direct zum Verständniß der Katastrophe, an die sich das tragische Ende unsres Helden knüpft. Was Hutten wollte, war mehr als was sich unter den gegebenen Umständen durchsetzen ließ; seine Ideen und Wünsche eilten der Zeit voraus, während sie doch andrerseits wiederum hinter dem wahrhaft Zeitgemäßen zurückblieben. Es war das unzweifelhaft Richtige, wenn Hutten sich mit dem Gedanken einer universellen, alle Gebiete des Lebens gleichmäßig umfassenden Reform trug und wenn er dafür eine Vereinung aller Klassen der Gesellschaft unter dem Vorgange des Kaisers in Aussicht nahm. Es war unzweifelhaft falsch, wenn er eine theilweise und allmähliche Verwirklichung jener Reformgedanken, eine Abschlagszahlung auf die große Forderung verschmähte, und wenn er mit einem kleinen Bruchtheil der Mittel dasjenige durchzusetzen meinte, was kaum die Summe aller durchzusetzen im Stande gewesen wäre. So kam er zuerst dahin, daß die Mittel dem Zweck nicht entsprachen, und kam folgerecht dahin, daß ihm der Zweck selbst unter den Händen sich verschob. Hutten verstand nichts von der „Geduld des Weltgeistes" und von der „unendlichen Langeweile der Geschichte". Diese Geduld machte ihn ungeduldig und diese Langeweile machte ihn zornig. Während der populäre Anklang und der Widerhall, den seine Schriften fanden, ihn spornte, so reizte und verstimmte ihn ebensowohl die Lauheit und die Mäßigung Andrer. Schon hatte er bitterlich über den Abfall oder das Zurückbleiben mehr als Eines alten Freundes zu klagen, und schon hatte ihm Luther geschrieben, daß nicht mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten, daß die Kirche nicht anders als durch die Macht des Wortes wieder hergestellt werden dürfe. Der Reichstag zu Worms, wie wir so eben schon sahen, gab seinem Eifer und seinen Hoffnungen einen neuen Aufschwung. Angesichts der Bemühungen, die von römischer Seite gemacht worden waren, die Versammlung im Voraus gegen Luther einzunehmen, schleuderte er von der Ebernburg aus seine Invectiven gegen die päbstlichen Nuncien und gegen die Prälatenbank des Reichstags, versuchte er in zwei Sendschreiben an den Kaiser, diesen von der Sache der Pfaffen abzuziehn. Wie er den Ausgang erfuhr, erreichte sein Enthusiasmus für Luther, seine Entrüstung über dessen Gegner den höchsten Punkt. Aber eben jetzt sah er sich völlig gelähmt. Je mehr er stampfte und glühte, desto mehr mußte er sich von den Einen seine Heftigkeit, von den Andern sein Zögern und die Nichterfüllung seiner Drohungen vorwerfen lassen. Hielt doch selbst Sickingen die Zeit

zum Losschlagen noch nicht gekommen. Seinen Ruhm zu mehren und seine Stellung im Reiche zu verstärken, führte dieser für den Kaiser ein Heer gegen Frankreich, und damit hatte Hutten für's Erste die „starke Wand" verloren, an die allein er sich anlehnte. Wie um seiner Unruhe Luft zu machen oder sich über die Ohnmacht seines Zornes zu täuschen, tummelt er sich, nachdem er die Ebernburg verlassen, im Jahre 1521 und 1522 in einer Reihe kleinerer, zum Theil persönlicher Fehden. Sie waren das Vorspiel der Unternehmung, welche jetzt folgen sollte. Nicht lange nachdem Hutten seine Beklagung der Freistädte deutscher Nation geschrieben, kam es wirklich zu der bewaffneten Reformation, von der er so viel geträumt und mit der er beständig gedroht hatte.

Die Pläne Hutten's waren im Wesentlichen auch die Pläne Sickingen's; mit Recht nennt Ranke die „Beklagung" ein Manifest der Gesinnungen, die man gegenwärtig in Sickingen's Umgebung hegte. Schon in den lateinischen Dialogen vom Jahre 1521 hatten die beiden Freunde wie aus Einem Munde gesprochen: Hutten hatte Sickingen Aeußerungen in den Mund gelegt, wie die, daß er auf seine eigne Hand etwas wagen werde, falls der Kaiser alle Erwartungen täusche, daß er sich fühle, für Deutschland zu thun, was Ziska für Böhmen gethan habe. Wenn ein Unterschied zwischen Beiden bestand, so war es der, daß der Jüngere um so ungeduldiger zum „Durchbrechen" drängte, je mehr er nur an die Sache dachte, daß der Aeltere um so viel bedächtiger die gelegene Zeit und die zureichenden Kräfte in Anschlag brachte, als er nicht blos die Sache, sondern ebenso sehr sich selbst, nicht blos die deutsche Freiheit und die evangelische Wahrheit, sondern vor Allem seine persönliche Machtstellung im Reich im Auge hatte. Sein biederer Sinn und sein gerader Verstand hatte ihn der Reformation gewonnen: er öffnete seine Burgen den verfolgten Anhängern Luther's, richtete zuerst den gereinigten Gottesdienst auf der Ebernburg ein, versuchte sich selbst sogar als Schriftsteller zur Vertheidigung der neuen Grundsätze. Aber freilich: sein evangelisches Christenthum mußte sich mit den etwas rohen Rechtsbegriffen des Ritters, es mußte sich mit der Politik des Mißvergnügens und Ungehorsams, des Widerstands und der Rebellion, es mußte sich endlich mit Plänen persönlichen Ehrgeizes vertragen. Er war ein so ritterlicher und mächtiger Ritter, daß er sich mit den Fürsten, ja mit dem Kaiser rivalisiren zu können fühlte. Die Beschwerden der Ritterschaft über das Reichsregiment und das Kammergericht, über die fürstlichen Zölle und Gerichte dachte er zu Stützen seines Aufstrebens zu machen.

Mit Beidem aber lehnte er sich in gutem Glauben an die religiösen Motive, und was immer die letzte Perspective seines Handelns war — er selbst dachte sich das Ziel nicht getrennt von dem Siege der evangelischen Wahrheit und Freiheit, von der Abwerfung des „antichristlichen Gesetzes der Pfaffen". Waren diese Pläne nur um Weniges unreiner als die Pläne Hutten's, so waren sie auch nur um Weniges reifer und bedachter. Der Feldzug nach Frankreich war nicht glücklich gewesen. Seit der Rückkehr aus diesem wandte sich daher Sickingen zu anderen Entwürfen. Nun schien auch ihm die Zeit gekommen, die Hutten schon länger für reif gehalten. Er stellt sich an die Spitze der rheinischen Ritterschaft, um das Fürstenthum mit bewaffneter Hand zu überfallen, die Einheit des Reichs und die Freiheit von Rom herzustellen. Für die neue Zeit wird ganz in der Weise und mit den Waffen der alten gekämpft. Im Namen Gottes und kaiserlicher Majestät kündigt Sickingen unter Vorwänden von mehr als zweifelhaftem Titel dem Erzbischof von Trier — einem Fürsten und Pfaffen — Fehde an. Ohne genügende Vorbereitungen unternimmt er den Angriff, rückt er vor die festen Mauern von Trier. Da hatte nun Hutten, was er gewollt, — eine Fehde von den größten Dimensionen, einen Handstreich zu Gunsten der Reformation! Der Ausgang war, wie er der Natur der Sache nach sein mußte — er entschied sich schneller und in tragischerer Weise als man erwarten durfte. Der Erzbischof vertheidigte die Stadt hartnäckig; die benachbarten und mitbedrohten Fürsten sind zu seiner Hülfe. Sickingen weicht und wirft sich in das festeste seiner Schlösser, auf Landstuhl. Aber wie dick die Mauern und wie hoch auf Felsen gegründet — sie können gegen das wohlbediente Geschütz der Belagerer nicht Stand halten; eine Kugel trifft den Führer selbst zum Tode. Wie Landstuhl, so war ein Theil der Burgen von Sickingen's Verbündeten schon früher erobert worden; eine nach der andern sinken jetzt auch die übrigen: bald bezeugen die Trümmer von mehr als funfzig Festen, daß die Macht der Ritterschaft für immer gebrochen ist, — gerade dem Fürstenthum hat der übereilte Angriff zum Siege verholfen. — —

So war die Politik rasch und schmählich gescheitert, die Hutten vor Allem zu ihrem intellectuellen Urheber hatte, — die Politik, die Waffen mit dem Wort, „die ritterliche Streitbarkeit mit der geistigen Bewegung" in Verbindung zu bringen. Unmittelbar an diesem Fehlschlagen hing das Verhängniß des ritterlichen Redners und Agitators; mit Sickingen's Rolle war auch die seinige ausgespielt. In Deutschland war seines Bleibens nicht länger: er suchte, unter Ab-

lehnung einer Einladung in den Dienst Königs Franz von Frankreich, in der Schweiz eine Zuflucht. Hier endet er wie er begonnen. Mittellos und krank, ein Exulant, selbst im Exil nur geduldet, hält er sich zuerst in Basel, dann im Augustinerkloster zu Mühlhausen, in Zürich bei Zwingli, endlich auf der Insel Ufnau im Züricher See auf. Nicht sein Geist, wohl aber der Körper erlag hier der furchtbaren Krankheit, deren neuste Anfälle er durch verschiedene Heilversuche unter der Pflege treuer Menschen noch bis zuletzt zu bewältigen hoffte. Ende August 1523 ist er gestorben. Wir denken in der That, daß er nicht zu früh starb; denn wie viel näher ihm auch Zwingli als Luther stehen mochte — es war weniger die Reformation als die deutsche Reformation, an deren Schicksal sein Leben hing. Aber man hat gesagt, daß er an gebrochnem Herzen gestorben sei. Nichts kann irriger sein. Nur der Tod selbst konnte dieses feste Herz brechen, und wir haben überreiches Zeugniß, wie hoch es noch unter allem Ungemach seiner äußeren Lage, noch in den peinvollen Stunden der Todeskrankheit, allem Fehlschlagen zum Trotz für die Ideen —, ja für die praktischen Pläne seines Lebens schlug. In Mühlhausen traf ihn die Kunde von des Sickingers Ende. Es war eine Kunde zum Verzweifeln in einem ohnehin verzweifelten Zustande. Für Hutten jedoch gab es nichts dergleichen. „Mich", schrieb er am 28. Juli von Zürich aus an den alten Freund Eoban in Erfurt, „mich hat die Flucht zu den Schweizern geführt, und ich sehe einer noch weitern Verbannung entgegen. Denn Deutschland kann mich in dem Zustande, wie es gegenwärtig ist, nicht dulden; in Kurzem jedoch hoffe ich diesen Zustand durch Vertreibung der Tyrannen zum Bessern geändert zu sehn — —; der Ueberbringer dieses hat von mir eine Schrift gegen die Tyrannen, die er zum Druck besorgen soll. Widme hierin, ich bitte Dich, mir und ihm Deine Dienste." Aber die Dinge standen schlimmer als Hutten dachte. Eine Schrift, eine Hutten'sche Schrift gegen die siegreiche Tyrannis der Fürsten zu veröffentlichen war in diesem Momente ein bedenkliches Unternehmen, und Eoban, weit entfernt die hochfliegenden Exulantenhoffnungen und das Rachegefühl seines Freundes zu theilen, hatte im Gegentheil für die „Tyrannen" Partei ergriffen und sich ihres Sieges über die „Räuber" erfreut: — der Libellus in tyrannos ist spurlos verloren gegangen.

Erhalten, zum Glück, ist uns ein anderes Denkmal aus dieser letzten Periode von Hutten's Leben, eine Schrift, in der er den besten Theil dieses Lebens und seiner Stellung zu den die Zeit bewegenden Mächten noch einmal formulirt hat. Er war im Irr-

thum, wenn er die Niederlage Sickingen's lediglich für eine Niederlage der Freiheit, für einen Triumph des Unrechts und der Tyrannei hielt. Mitten inne stehend in der Krisis, in der sich unter Schmerzen und Wehen eine neue Zeit aus dem Schooße der alten loswand, war er in diesem Punkt nicht im Stande, gerecht und unparteiisch zu sein. Standesvorurtheile und persönliche Beziehungen blendeten seine Augen; der Glanz einer ritterlichen Heldenthat verdeckte ihm den Dämmerschein des im Nebel heraufziehenden Morgens. Derselbe adliche Sinn aber stand erleuchtend seinem Urtheil zur Seite in einer anderen die Zeit nicht weniger tief berührenden Streitfrage. Das ganze Lager der Humanisten theilte sich in eine rechte und eine linke Seite; die Einen waren bei den ästhetisch-philosophischen Interessen stehen geblieben, die Anderen hatten sich mit Hutten zu den tieferen und umfassenderen Motiven der von Luther vertretenen Bewegung hinübergewandt. Zu den Ersteren gehörte Erasmus. Er war der glänzendste Repräsentant der humanistischen Denk- und Studienweise, und Keiner hatte ihn in dieser Stellung bereitwilliger anerkannt, Keiner dem Meister hingebendere Verehrung gewidmet als Hutten. Aber in Erasmus verkörperte sich zugleich die ganze Schwachmüthigkeit, die ganze Eitelkeit, der feine geistige Epikuräismus und die feige Charakterlosigkeit, die bis auf den heutigen Tag dem selbstgenügsamen Gelehrten- und Literatenthum anhaftet. Nicht genug, daß er schon längst über das stürmische Wesen und den Feuereifer Hutten's den Kopf geschüttelt und ihm Mäßigung gepredigt hatte, nicht genug, daß er sich schon längst besorgt geäußert hatte, daß in der Aufregung des religiösen Streites die Stimme der Musen wieder übertönt, die kaum aufgegangenen Saaten der besseren Studien wieder zertreten werden würden: — je länger, je mehr verwandelte sich seine Theilnahme an der Reformation in eine erklärte Abneigung, in furchtsame Wegwendung und Lossagung von den neuen Principien. Er war ängstlich beflissen, die Sache, die er vertreten, von der Sache, die Luther vertrat, zu scheiden. Unter dem Schein, als ob er nur gegen die extremen Auswüchse der Bewegung protestire, wurde er thatsächlich zum Parteigänger für das Alte. Es war offenbar, daß es ihm mehr um Frieden als um die Wahrheit, und um den Frieden mehr seiner eignen Person als der Sache wegen zu thun sei. In der That, der Kern seiner Friedensliebe war Eigenliebe, und die Kehrseite jener Talente, durch die er die Zeitgenossen entzückt hatte, war eine niedrige Gesinnung. Während seines Aufenthalts in Basel hatte Hutten die Erfahrung davon an sich selbst gemacht. Den Freund, der wiederholt für ihn in die Schranken getreten

war, hatte Erasmus schmählich verleugnet; den Flüchtling, dessen Zustand selbst Feinde mitleidswürdig finden mußten, hatte er zu sehn und zu sprechen verweigert, und so kopflos und kindisch hatte ihn die Feigheit gemacht, daß er diese Weigerung hinter den Vorwand log, daß er nicht die Ofenwärme und Hutten nicht seine ungeheizte Stube vertragen könne. Es kam hinzu, daß dem Letzteren in Mühlhausen eine kleine Schrift des Erasmus zu Gesicht kam, welche die ganze Stellung des berühmten Humanisten zu der Sache der Reformation auch dem blödesten Auge klar machte. Hutten hielt sich nicht länger. Erasmus hatte nun den „Monitor" gefunden, den er sich früher selbst neben seinen tausend Lobern gewünscht hatte. Nach einer ärgerlichen Privatverhandlung zwischen beiden Männern erschien die Expostulatio cum Erasmo. Sie stellte die Lügen und Verläumdungen desselben als das was sie waren, seine glattzüngige Mäßigung, seine mattherzige Unparteilichkeit als das maskirte Selbstgeständniß des Abfalls dar. Der herausgeforderte aber erwiederte den Angriff mit seiner Spongia; — er suchte den Angriff mit einem Schwamm abzuwischen, der zu viel von dem eigenen Schmutz enthielt und zu viel auf den Gegner sprützte, um die beabsichtigte Wirkung zu thun.

Die eingehende und unparteiische Weise, mit welcher Strauß Schrift und Gegenschrift, sowie die Veranlassung des Streites analysirt, macht dieses Capitel seines Buches zu einem der interessantesten. Gestehen wir nichts desto weniger, daß uns die Goldwage, mit welcher er wägt, zu fein scheint, und daß wir lieber auf die volle Genauigkeit verzichteten, um das Zünglein stärker nach der Einen Seite sich neigen zu sehen. Der Spinozistische Satz, daß die Leidenschaften der Menschen wie Linien, Flächen und Körper betrachtet werden müßten, hat uns niemals einleuchten wollen. Es ist, dünkt uns, zu viel von dieser Spinozistischen Denkart in dem Urtheil unsres Verfassers. Wohl recht, daß Erasmus von vorn herein dadurch gegen seinen Gegner im Nachtheil ist, daß dieser der Vertreter einer neuen, im Aufsteigen begriffenen, jener der Träger der unmittelbar voraufgegangenen Geschichtsepoche ist. Wohl recht, daß der Conflict beider Männer der Conflict zweier geschlossener Standpunkte ist, und daß jeder dieser Standpunkte — einseitig wie sie beide sind — ein relatives Recht, aber ebenso ein Unrecht, seine Schuld und sein Schicksal hat. Aber nicht blos zwei Richtungen, zwei Epochen und Standpunkte, sondern innerhalb derselben zwei Menschen treffen hier auf einander. Wie aus ihrer Zeit, so mag man diese Menschen aus ihrer Natur erklären — man muß zuletzt, trotz Allem, den Einen hassen und den Anderen lieben. Mensch gegen

Mensch gewogen, erscheint ganz unsagbar Hutten gegen Erasmus im Vortheil. Die Fehler des Ersteren sind in Wahrheit die Fehler seiner Tugenden; seine Leidenschaftlichkeit, seine stürmische und darum nicht überall gerechte Angriffsweise hat die reinste Hingebung an eine große Sache zur Widerlage; allezeit hat er den Muth seiner Ueberzeugung gehabt; das stolze Bewußtsein davon trieb die Röthe des Zornes gegen einen Mann auf seine Wangen, der so klug für sich und so willenlos für die Sache war. Und wo immer Hutten im Eifer über das Ziel hinausschoß: der Gegner sorgte dafür, daß ihm nichts davon zu Gute kam. Seine Schuld hatte jener vielleicht übertrieben; sie bestand weniger im Abfall, als in lauer Parteinahme, im feigen Rechnungtragen, im zweideutigen Tergiversiren. Aber seine Vertheidigung war schlimmer als seine Schuld. Sie war so gewunden, so kühl berechnet, so boshaft und so ungroßmüthig! Die Kampfweise der Beiden unterschied sich wie sich die Menschen unterschieden: die Rhetorik Hutten's, um mit Lessing zu reden, war ungesittet, die Erasmische Eleganz war unmoralisch.

Wenn wir aber geneigt sind, über Hutten, den Menschen mit parteiischer Gunst zu urtheilen, so sind wir dagegen nicht im Stande, seine persönliche und geschichtliche Bedeutung ganz so hoch zu veranschlagen, wie, einzelnen Aeußerungen zufolge, sein neuster Biograph zu thun scheint. Wir gestehen, daß wir ihn mehr lieben als bewundern. Wir lieben ihn um seiner Treue, seiner Tapferkeit, seines nie verzweifelnden Glaubens willen. Sein brausendes und auffahrendes Wesen, die Schroffheiten und Härten seines Charakters liegen auf der Oberfläche. Der Mann, der sich selbst nicht schonte, wird auch der Freunde nicht immer geschont, er wird sie oft mit einem schneidenden Wort verletzt haben, um sie durch ein launiges wieder zu versöhnen. Die besten unter ihnen trug er Zeitlebens in einem treuen Gemüthe, und der Gluth seines Zornes gegen die Feinde des Lichts kam nur die Innigkeit der Verehrung gegen die Geister gleich, die er als seine Führer und Meister anerkannte. Wir glauben es dem Eoban auf's Wort, daß der Mann, der für gewöhnlich eine so strenge Miene zeigte, gelegentlich totus amabilis sein konnte. Gerade diejenigen, die ihm tiefer in's Herz sahen, erfuhren und erkannten die gründliche Liebenswürdigkeit seiner Natur. Immer sorgend um Recht und Wahrheit und Freiheit, war er sorglos nur um sich und seine eigensten Angelegenheiten. Seine Schwächen waren die Schwächen des Zeitalters, seine Thorheiten kommen auf Rechnung der Jugend und eines Temperaments, dem es an Zeit fehlte, sich zu setzen und zu reinigen. Er hat die einen wie die

andern nicht blos mit Leiden gebüßt, sondern durch Thaten vergessen gemacht. Bewundern wir immerhin diese Thaten, nur hüten wir uns, sie zu überschätzen! Die regsamste Empfänglichkeit, verbunden mit dem ungeduldigsten Thatendurst charakterisirt den Mann. Daher geschah es, daß in ihm wie in keinem andern seiner Zeitgenossen alle Tendenzen der Reformationsbewegung, die weltlichen wie die geistigen, die reifen wie die unreifen, die, welche sich durchsetzten, die, welche zu Boden fielen, zur Erscheinung kamen. Dessenungeachtet wäre es falsch, wenn man ihn in Vergleich mit Luther auf der einen, mit Erasmus auf der andern Seite für den „umfassenderen Geist" erklären wollte. Der beweglichere ist darum noch nicht der umfassendere Geist. Als Gelehrter kann sich Hutten nicht mit Erasmus: er kann sich mit Luther weder an Tiefe noch an praktischer Umsicht messen. Vor Beiden hat er den politischen Eifer voraus, aber diesem Eifer entsprach bei Weitem nicht seine Einsicht. Seinen politischen Ideen fehlte es ebenso sehr an Klarheit wie an Consequenz, und den großen Gedanken, daß mit der religiösen die staatliche Wiedergeburt der Nation verbunden werden müsse, ist er nicht im Stande gewesen in einem irgend durchführbaren Programm zu formuliren. Er war ein großer Dränger, Treiber und Mahner, aber weder auf geistigem noch auf politischem Gebiet wahrhaft productiv und originell. Er war ein vortrefflicher Agitator, aber ein schwacher Organisator. Luther griff weniger weit, aber er holte unendlich tiefer aus; er beschied sich, im Ziel wie in den Mitteln, während Hutten jenes verfehlte und in diesen sich irrte. Die Wahrheit ist, daß die übertriebene Gunst, welche die Nachwelt dem Letzteren zuzuwenden in beständiger Versuchung ist, gerade an die Fehler und an das Fehlschlagen des Mannes geknüpft ist. Es lockt uns die romantische Mischung in dem Thun und Treiben des ritterlichen Reformators: unser ganzes Mitgefühl wird wach gerufen durch den traurigen Ausgang desselben. Endlich aber und vor Allem. Die Ideen, welche Hutten angeklungen, die Bestrebungen, denen er sich zum Opfer gebracht, ragen bis in die neuste Gegenwart hinein. Noch heute sind dieselben wenig mehr als unrealisirte Ideen und Bestrebungen. Noch heute beklagen wir, daß uns statt der ganzen nur eine halbe Reformation gelungen ist. Noch heute fordern wir die politische Freiheit als Ergänzung der religiösen und fühlen heute stärker als je, daß auch die Letztere nur zusammen mit der Ersteren voll und segensreich sich entfalten kann. Und noch ein anderes Moment kommt hinzu. Wenn eine Zeitlang durch die Reformation und deren nächste Entwickelung auch die humanistische Bildung zurückgedrängt wurde, so ist es in

dieser Beziehung später zu einer glänzenden Wiederaufnahme der reformatorischen Tendenzen gekommen. Der literarische Trieb der Nation hat sich kräftiger als irgend ein anderer entwickelt. Als eine Nation, die ihres politischen Reformators noch immer harrt, mögen wir gern in Hutten den Propheten dessen anerkennen, was uns jetzt wie damals noth thut. Als eine schreibselige Nation sind wir außerdem geneigt, den Schriftsteller als solchen zu schätzen, und zu übersehen, daß seine Schriftstellerei so viel mehr praktisches Pathos als praktische Wirkung hatte. So ist es der Prophet und der Publicist, mit dem wir sympathisiren. Sein Name wird in alle Zukunft in Verbindung nicht allein mit Sickingen's, sondern auch mit Luther's Namen genannt werden, — aber mit unbefangnerem Urtheil wird erst die Generation ihn nennen, die seine Ideale verwirklicht sehen und an der Gediegenheit dieser Wirklichkeit einen Maaßstab für den Sanguinismus seiner Rhetorik haben wird.

---

# Schiller
## an seinem hundertjährigen Jubiläum.

Längst war in unserm Vaterlande die Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag in Aussicht genommen, als das Geräusch der Waffen zugleich mit allen festlichen Veranstaltungen auch die festliche Stimmung zu übertäuben drohte. Die Wolken indeß verzogen sich; den Ehren des Dichters ist kein Abbruch geschehen; es war und ist uns Zeit gegönnt, an dem Anblick seines Lebens und Geistes uns für kommende Ereignisse zu stärken.

Wir sind geneigt, in der That, die Umstände zu preisen, unter denen diese Säcularfeier begangen worden ist. Sie kommen dem Dichter sowohl wie uns selbst zu Statten; denn sie nöthigen uns, ihn von Neuem mit ernsterem und über das Gemeine erhabenem Gemüthe zu betrachten. Nicht Schiller's, fürwahr, ist die Schuld, daß sein Name Manchem als eine Trivialität gilt. Wenn die Klänge und die Ideen seiner Dichtungen durch den populären Gebrauch und durch die Gewohnheit des Besitzes abgeschliffen sind, so ist die Mahnung jüngstvergangener Tage eben recht gekommen, diese Schätze von Frischem zu untersuchen, sie der trivialen Betrachtung, dem trivialen Lobe und nicht am wenigsten auch der trivialen Tendenz zu entreißen, um sie fortan höher zu achten und besser zu verwerthen.

Der richtige Weg dazu ist, Dank dem geschichtlichen Zuge unserer Literatur, nicht verkannt worden. Man hat gefühlt, daß es kein besseres Mittel gebe, den Dichter gleichsam zum zweiten Mal für die Nation geboren werden zu lassen, als wenn man ihr sein Lebensbild vorführte, ihr mit dem Dichter den Menschen zeigte, den Menschen, wie er aus sich und aus seiner Zeit sich entwickelte, wie er war und wurde und strebend sich vollendete. Zu den allbekannten älteren Lebensgeschichten hat sich so eine Anzahl neuer gesellt. Mehrere von diesen kündigen sich ausdrücklich, und zwar die von J. Scherr auch äußerlich — durch ein fast allzu prächtiges Gewand — als Jubelschriften an. Auch den Stil des eben genannten Buches möchten wir einen Festtagsstil nennen. Wesentlich neue Gesichtspunkte haben wir nicht in demselben gefunden. Neue Forschungen liegen weder der Charakteristik von Schiller's Zeit, noch der Darstellung seiner persönlichen und künstlerischen Entwicklung zu Grunde. Wohl aber hat der Verfasser mit großer Geschicklichkeit das gedruckt bereitliegende Material zusammengefaßt und dasselbe in bunter Schilderei und lebendiger Erzählung zu einer Biographie gestaltet, deren Motive sich im Ganzen auf dem Niveau des gebildeteren populären Interesses für Schiller bewegen. — Einen sehr entgegengesetzten Eindruck macht die Schrift von Julian Schmidt. Niemand erwartet von dem Verfasser der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts einen Panegyricus auf Schiller und Niemand eine glatte Erzählung oder eine stätig fortschreitende Entwicklung. Auch die Erzählung wird hier zum Urtheil, und auch die Entwicklung gleicht einem Faden von tausend Knoten. Die Stärke des Verfassers ist offenbar nicht die Combination, und wiederum ist auch sein Respect vor den Thatsachen größer, als sein Sinn für dieselben. Er hat dagegen einen zur Virtuosität ausgebildeten Sinn für die Einzelwahrheit, für dasjenige, was wir das Empirische im Ideellen nennen möchten. Sein Buch daher ist schwach und höchst ungleichmäßig in der Composition: kaum wird man den Titel correct finden können. In der Erzählung ist es ohne Leichtigkeit und Anmuth; nur zu oft, wo es die Darlegung des Factischen gilt, flüchtet es mit unverhüllter Unbeholfenheit oder Bequemlichkeit zu der lästigen und breiten Manier des nackten Excerpirens. Dazwischen jedoch ist eine Fülle der frappantesten Bemerkungen und Aperçüs eingestreut; auch diese zwar zum Theil von einer Härte, daß man gegen ihre Richtigkeit aus der Tiefe und dem lebendigen Zusammenhang des Ganzen Einwendungen erheben möchte —: ihre Summe nichts desto weniger erscheint als ein so respektables Aggregat von Richtigem, daß

es der Wahrheit mindestens sehr nahe kömmt. Denn zutrauensvoll legt hier ein sittlich gesunder und durchaus tüchtiger Sinn seinen eigenen, oft erprobten Maaßstab an den Dichter und seine Werke. So kann es nicht fehlen, daß sich ein reicher Gewinn ergiebt; ist doch in vieler Beziehung das Beurtheilte von verwandter Natur, ist es doch überdies von so gediegener Beschaffenheit, daß es der umstandslosesten Behandlung ebenso gut gewachsen ist, wie es andrerseits noch die zarteste und anschmiegendste belohnt. — Den strengeren biographischen Zweck verfolgt am meisten das Palleske'sche Werk. Wir verdanken demselben zahlreiche neue Feststellungen, wie sie durch die Benutzung bisher unbekannter Documente oder noch nicht erschöpfter Quellen möglich wurden: der Geist gewissenhafter und fleißiger Forschung charakterisirt in erster Linie die Arbeit. Solcher Fleiß entspringt aber aus der liebenswürdigsten Wärme, die den Verfasser für seinen Gegenstand beseelt. In der That, die Liebe für seinen Helden ist unzweifelhafter als die Reife seines Urtheils. Während er auf der einen Seite nur allzu oft in den Fehler des Panegyrikers und Apologeten um jeden Preis verfällt, so gelingt es ihm doch nicht durchweg, die wahrhaft epochemachenden Wendungen und den inneren Gang von Schiller's Leben eindringend nachzuzeichnen und zu klarer Anschauung zu bringen. Oft, insbesondere in den rein erzählenden Partien, ist das Detail Herr über ihn geworden. Wichtiges und Unwichtiges tritt mit gleichem Werth neben einander auf, und die mosaikartige Zusammenstellung ergiebt kein charakteristisches Bild. Wir müßten ferner wünschen, daß die Liebe für den Gegenstand auch stark genug gewesen wäre, um die Eigenliebe des Verfassers etwas mehr in Schranken zu halten. Ein Subjectivismus macht sich sowohl in der Darstellung als zwischen derselben bemerklich, welcher der Geschichtschreibung schlecht ansteht. Es sind nicht gerade die lichtvollsten und treffendsten Entwicklungen, welche uns mit der meisten Prätension vorgeführt werden. Damit verbindet sich eine Tendenz der Herabsetzung früherer Arbeiten, die z. B. dem bei aller Pedanterie verdienstlichen Hoffmeister gegenüber nichts weniger als motivirt, und eine Tendenz der Polemik, die z. B. der Schmidt'schen Kritik gegenüber viel mehr gereizt als durchschlagend und siegreich ist. Dieselbe subjektive Färbung bezeichnet die schriftstellerische Form unsers Buchs. Es giebt schöne Stellen in diesem Buche, Stellen, die uns den Redner und Dichter verrathen, aber sie wechseln mit anderen, in denen der unnatürliche, gesuchte und bald poetisch, bald philosophisch geschraubte Ausdruck keineswegs wohlthuend wirkt. Dem Ganzen endlich fehlt es an ebenmäßiger Durcharbeitung. Es

mag individuelle Gründe haben, daß nicht nur der Dramatiker Schiller vor dem Geschichtschreiber und Philosophen, sondern auch der Theaterdichter vor dem Dramatiker bevorzugt ist. Noch anders verhält es sich mit dem offenbaren Mißverhältniß zwischen der Oekonomie des ersten und des zweiten Bandes. Wir geben unbedenklich dem rascheren Fluß und der knapperen Behandlung im zweiten Bande den Vorzug, aber wir haben darum nicht weniger den Eindruck, daß der zweite Band so kurz nur wurde, weil der erste so lang geworden, daß der Verfasser früher an's Schreiben ging, ehe er seines Stoffes vollständig mächtig war.

Doch es kann unsere Absicht nicht sein, die neueste Schillerliteratur — geschweige denn die unbedeutenderen Gelegenheitsschriften darunter — erschöpfend zu kritisiren. Die genannten Werke sollen uns vielmehr zur Anknüpfung, und sie werden uns überdies zum fortlaufenden Anhalt für die Skizze dienen, die wir selbst im Folgenden von der Entwicklung und dem geistigen Gehalt dieses großen Lebens zu entwerfen vorhaben. Sämmtliche neuere Lebensgeschichten des Dichters haben vor den älteren den ungeheuren Vorsprung, daß inzwischen — um von allem Andern zu schweigen — durch den Briefwechsel mit Körner die unschätzbarste Quelle für die Erkenntniß des inneren Lebens, der intimsten Beziehungen, Regungen und Wandlungen des Dichters eröffnet wurde. In dieser Hinsicht wird unsere Aufgabe sich darauf beschränken, die entscheidenden Momente mit möglichster Schärfe und mit möglichst treuem Verständniß hervorzuheben. In der Beurtheilung aber des Schiller'schen Genius und seiner Werke machen sich bis auf diesen Augenblick zwei Richtungen bemerkbar. Fast mit dem Tode Schiller's hat eine neue Epoche des deutschen Lebens begonnen. In Consequenz dieser Epoche und späterer nationaler Erfahrungen hat sich allmählich eine realistische Denkweise bei uns ausgebildet, die dem idealsten unserer Dichter theils mit nüchterner Kritik, theils mit vornehmer Nichtachtung entgegengetreten ist. Andererseits hat sich dem gegenüber ein Eifer der Rettung und Vertheidigung geregt, der eine gute Sache durch Parteilichkeit und Enthusiasmus zu verderben droht. Unbekümmert um den Streit der Parteien hat sich die Popularität des Dichters im Ganzen und Großen sicher erhalten. Es wird eine Rechtfertigung dieses Nationalurtheils bedeuten, wenn wir zweitens versuchen, zwischen altklugem Tadel und jugendlichem Preise das richtige Gleichgewicht herzustellen. —

Es giebt wenig Lebensbeschreibungen großer Männer, deren Anfang nicht einen peinlichen Eindruck machte. Die Begierde, den Genius

von seinem Ursprung an und schon in den allerersten Stadien seines Werdens zu belauschen, macht den Biographen entweder zur Beute des Mythus oder verführt ihn zu kecken Deutungsversuchen. Löst sich dann der Mythus von einer Kritik, wie sie Boas an der Kindheitsgeschichte Schiller's geübt hat, in eine Reihe sehr gleichgültiger und gewöhnlicher Hergänge auf, so sollte man sich billig auf die Untersuchung beschränken, was die Heimath und das elterliche Haus dem Kinde auf seinen Lebensweg mitgegeben haben. Schiller's Schicksale und seine Bildung waren so, daß sie den Schwaben in ihm nicht auswachsen ließen. Er spricht selbst von seiner „Entschwäbung", und doch hat namentlich Vischer mit Glück auf diejenigen Töne seiner Poesie hingewiesen, die ein Landsmann des Dichters noch anders empfindet, als wir Andern. Bedeutsame Züge knüpften Schiller's Bild an das seiner Eltern. Sanft und fromm, schlicht und anspruchslos, innig und treu, so wird die Mutter geschildert. Von dem, was die eigenthümliche Größe des Sohnes bezeichnet, finden wir mehr noch in dem Vater die Spuren. Ernste Pflichttreue, eine gewisse unruhige Strebsamkeit, ein arbeitsvolles Hinausdrängen über das Nächste charakterisiren ihn. Ein geistiger Sinn, ein lebhafter Bildungstrieb, verbunden mit einem Zuge zur Bizarrerie hebt ihn über seinen Stand und über das Alltägliche hinaus. Es ist Poesie genug in dieser Erscheinung; Poesie auch in den Eindrücken, die dem Knaben während des Aufenthalts der Eltern in Lorch durch die romantisch-anmuthige schwäbische Landschaft zu Theil wurden. Während der Schulzeit in Ludwigsburg kamen die Eindrücke des prächtigen Hoftheaters hinzu: — man darf annehmen, daß die Bestimmung des Knaben zum Theologen bereits ernstlich bedroht war, als die Wünsche der Mutter, seine eigene Meinung und der Unterricht der Schule noch ganz auf dieses Ziel hingerichtet waren.

Wie dem sei: erst mit der Zeit, wo der Vierzehnjährige für die militärische Pflanzschule des Herzogs Karl Eugen eingezogen wurde, beginnt die Entwicklungsgeschichte des Dichters deutlicher zu werden. Man hat sich neuerdings, in dem Streben nach historischer Treue und Gerechtigkeit, darin gefallen, die Tendenzen des Herzogs und den Geist seines Instituts in günstigerem Lichte darzustellen. Mit demselben, ja mit noch größerem Rechte jedoch würde man das Erziehungssystem Friedrich Wilhelm's I. entschuldigen oder vertheidigen. In den allgemeinen Bedingungen der Zeit findet ohne Zweifel der landesväterliche Despotismus Karl Eugen's seine Erklärung; ja, wir mögen die Energie des Mannes bewundern, der es, nachdem er in seiner Jugend gewaltthätig im Freveln gewesen war, in seiner zweiten

Regierungshälfte seinem eignen heißen Blute abgewann, im Freveln mäßiger und gewaltthätig vorzugsweise im Wohlthun zu sein. Allein Tyrannei drückte allem seinem Thun ihren Stempel auf, und eigenwillige Härte vergiftete sein Wohlwollen wie seine Wohlthaten. Ein Zögling der Akademie, ein jüngerer Freund Schiller's, Wilhelm von Wolzogen, hat uns in seinem Tagebuche eine Anekdote überliefert, die uns von den Gefühlen, die der Herzog in seinen Untergebenen erweckte, eine Vorstellung geben mag. Im Begriff, nach Paris zu reisen, war Wolzogen aus einem der Thore von Stuttgart gefahren. Unweit von seinem Wege ist eben der Herzog mit der Einrichtung eines Manövers beschäftigt. Um jeden Preis muß eine Begegnung mit dem Fürsten vermieden werden, und unser Reisender läßt daher seinen Wagen vorausfahren, um zu Fuß in anderer Richtung einen Umweg einzuschlagen. Es war überflüssige Mühe gewesen; denn bald zeigte es sich, daß nur die Adjutanten des Herzogs auf den Weg zugekommen waren. Erst nach anderthalb Stunden indeß kann Wolzogen seinen Kutscher wieder einholen. „Der Bursch“ — sagt das Tagebuch — „war nämlich infolge einiger früheren Erfahrungen von einem so panischen Schrecken vor dem Herzog besessen, daß er sich nur in weitester Entfernung vor ihm sicher glaubte!“ So gefürchtet war der Fürst, den die Zöglinge der Militärschule gelehrt wurden, ihren Vater zu nennen und höher zu verehren, als die eigenen Eltern. Was ist die pedantische Zucht und Clausur einer Klosterschule gegen das Schicksal dieser Zöglinge, das auserlesene Spielzeug und die bevorzugten Lieblinge Karl Eugen's zu sein! Das Bild dieses fürstlichen Schulmeisters, der am Arm seiner Maitresse die Säle der Anstalt durchwandert, um sich seiner Creaturen, der Dressur und der dressirten Huldigungen derselben zu freuen, — dieses Bild gehört zu den widerwärtigsten, die wir kennen. Wie immer die Anstalt übrigens versorgt sein mochte: nimmermehr war das ein gesunder sittlicher Boden, auf welchem eine Natur wie die Schiller's sich an den hohlen Stil der crassesten Schmeichelrednerei gewöhnen mußte, während er im Stillen bereits die Feder zu seinen Räubern angesetzt hatte.

Diese Natur half sich, wie sie konnte. Wenn Schiller nach zweijährigem Aufenthalt in der Akademie die erste Gelegenheit benutzte, um sich von der Jurisprudenz zu der Medicin hinüberzuwenden, so war es wohl ursprünglich damit nur auf eine Flucht vor dem Pedantismus und der Trockenheit jenes ersteren Studiums abgesehn, in Wahrheit jedoch wurde das neue Studium für ihn zugleich zu einer theilweisen Rettung vor dem Erziehungszwang, dem Formen- und Paradedienst

des Instituts überhaupt. Es war in etwas die Einflüsterung des Mephistopheles an den Scholaren dabei im Spiel. Er suchte oder er fand wenigstens in der Medicin die naturmäßigste Disciplin, diejenige, die ihrem Eingeweihten am meisten Licenzen und die ihm am meisten Entschädigung für die Entbehrungen, Beschränkungen und Gênen innerhalb des maschinenmäßigen Getriebes der Anstalt verhieß. In diesem Sinne trieb und nutzte er sie. An ihrem Materialismus zuerst ersättigte er seinen Durst nach dem Idealen; das medicinische Studium concurrirte mit der Dichtkunst, ihn über die Regel- und Zwangswelt der Akademie hinauszuheben.

Die Dichtkunst und die schöne Literatur war nach dem Plane der Anstalt nur als ein Mittel zur Dressur und als ein Prunkstück zugelassen: sie wurde darum nicht weniger zum Vehikel eines Geistes, der mit dem Geiste jener Dressur auf's Schärfste contrastirte, ihn untergrub und verhöhnte. In der Gemeinsamkeit des Lebens auf der Militärschule schlossen sich die ersten Jugendfreundschaften, und sie schlossen sich — ähnlich wie in jenem Göttinger Kreise — um die Standarte der Poesie. In der französischen, in der jüngeren deutschen Literatur der Zeit, da eben wehte die Luft, nach deren Genuß es diese Jünglinge gelüstete. War dieselbe doch wesentlich das Product derselben Verhältnisse, der gleichen Engen und Härten, die sich im Kleinen in Herzog Karl's Erziehungsinstitut wiederholten. An der Ursprungsstätte des absolutistischen Staates hatten sich am raschesten die verderblichen Wirkungen desselben, mit dem Schimmer der Macht die Verderbniß des Gemüths und die Verstimmung des Gewissens entwickelt. Ebendort hatte zuerst ein geistiger Horizont sich gebildet, der diese Zustände drohend umspannte und beleuchtete. Die Philosophie und die Satire hatten den Kampf begonnen. Zur bewegenden Macht aber wurde die graue Weisheit des Materialismus und der Spott Voltaire's, als Beides durch Rousseau in die Sprache des geistreichen Herzens übersetzt wurde. Es ist ein in der Hauptsache durchaus richtiger Griff, wenn Kuno Fischer den jugendlichen Schiller fast ausschließlich aus Rousseau zu erklären versucht hat. In Rousseau vollendete und formulirte sich die Denkweise des Jahrhunderts. Er allererst gab dem Ziel des allgemeinen Sehnens den richtigsten und scheinbar verständlichsten Namen. Er nannte es mit demselben Namen, den auch die aufklärerischen Theorien der Zeit an der Stirn trugen. Dem bisherigen Streben, die Natur zu erkennen, gab er die ergreifende Wendung, sie zu empfinden, zu lieben und praktisch herzustellen. Wenn man bis dahin das Natürliche überwiegend dem Uebernatürlichen, so

setzte er es überwiegend dem Geschichtlichen gegenüber. Die Natur war ihm Alles, was er in der geschichtlichen Welt schmerzlich vermißte — sie war nichts Andres als der Widerschein seines eignen eigensinnigen, verletzlichen, aber laut und heftig pulsirenden Herzens. So verherrlicht er die schöne einsame Natur; so träumt er sich in Zustände, wie sie vor aller Geschichte gewesen; so flüchtet er sich in die reinen Empfindungen von Freundschaft und Liebe, wie sie nur in den Zwischenräumen der geschichtlichen Welt einen Platz haben; so wird er auf der einen Seite zum Hypochonder und Misanthropen, und so entwirft er auf der andern Seite das Programm der Revolution.

Durch zahlreiche Canäle drangen die Einflüsse Rousseau's auf den jungen Dichter ein. Aus dem Liede von Fingal hauchte ihn dieselbe melancholische Natur und dieselbe elementare Empfindungsweise an, deren Pikanterie er in der neuen Heloise gekostet hatte. Verwandte Töne klangen ihm aus dem Schwung und Schwulst der Klopstock-schen Oden und aus den musikalischen Gemälden der Messiade entgegen. In dem Werther, welcher zündend in den poetischen Kreis der Akademie hineinfiel, war mehr als Rousseau. Hier zum ersten Mal brach die Empfindsamkeit ganz wahr aus den tiefsten Tiefen einer bewegten und schmerzlich erschütterten Menschenbrust hervor, wahrer, wie wir denken, als die jungen Akademiker es zu verstehen vermochten — auch Göthe wurde ihnen durch Rousseau interpretirt. Ergänzt und modificirt aber wurden die Rousseau'schen Einflüsse durch Andres. In das Geleise des geistreichen Materialismus trieb den Jüngling, wie wir bereits sahen, sein Studium. Und weiter. Nicht die weiche Sehnsucht nach dem Natürlichen und Idyllischen vermochte ihn auszufüllen. Schon in dem Pathos der Klopstock'schen Oden fand er eine andre Saite angeschlagen. Feurige Jugend träumt heroische Thaten, um die Kluft zwischen der verachteten und peinlichen Wirklichkeit und dem Ideal des Herzens auszufüllen. Von dem Hirtenleben ist das Heldenleben die Kehrseite; die oppositionelle Phantasiestimmung setzt sich aus idyllischen und aus heroischen Träumen zusammen. Ihre erste Nahrung finden die letzteren in den auch von Rousseau gepriesenen Heldenbildern des Plutarch. Noch direkter aber darf der Dichter der Räuber das Pathos des Thatendranges aus der zeitgenössischen Literatur schöpfen. Neben dem Werther stand der Götz. Wir bezeichnen mit diesen Namen die beiden entgegengesetzten und doch wieder zusammenklingenden Grundtöne der damaligen Literaturstimmung. Dem empfindsamen trat seit dem Ausgange der sechziger Jahre der pathetische Naturalismus zur Seite. Auf dem Gebiete des Drama's bekanntlich

fand der letztere seinen natürlichen Tummelplatz; an Shakspeare glaubte man das dramatische Complement zu Rousseau zu besitzen; — ihn und seine Natürlichkeit nachzuahmen, zu überbieten wurde die Losung unserer dramatischen Sturm- und Drangliteratur. Unseren Schiller sehen wir ganz in die Atmosphäre dieser Literatur eingetaucht. Nur erst wenig war er für jetzt im Stande, aus der ersten Hand zu schöpfen. Shakspeare war ihm nicht Rousseauisch genug. Der große Dramatiker — wir dürfen diesem späteren Selbstgeständniß auf's Wort glauben — empörte ihn durch die Naivetät seiner Natürlichkeit. Nur das durch den Verstand reflectirte Bild der Natur begriff er, nur das abstracte Pathos, nur den puren Sturm und Drang. Er las also, ja er studirte den Briten, aber seinem Geschmack und Bedürfniß sagten einstweilen viel besser jene übertreibenden Imitatoren Shakspeare's zu. Eins der Stücke, die er frühzeitig verschlang, war Gerstenberg's Ugolino. Mächtig wirkten auf ihn die Stücke von Klinger. Ein gutes Zeugniß für seinen Verstand, daß er daneben doch die correctere Structur, die feinere psychologische Motivirung, den sorgfältig ausgearbeiteten Dialog von Leisewitz' Julius von Tarent zu schätzen wußte, und daß er nicht versäumte, in dieselbe Schule zu gehn, die Leisewitz so sichtlich zu gute gekommen war, — in die Schule des Dichters von Miß Sara Sampson und Emilia Galotti.

Wie sich nun unter solchen Einflüssen die innere Welt des Dichters gestaltete, davon liegen uns zweierlei Documente vor. Nur kaum ließen die wissenschaftlichen Probearbeiten Schiller's den künftigen Meister der Prosa und den Entdecker wichtiger philosophischer Sätze ahnen: laut verkündete seine erste größere poetische That der Welt, daß hier ein dramatisches Talent ersten Ranges aufgestanden sei.

Es ist gut beglaubigt, daß die ersten Ansätze zu den Räubern schon im Jahre 1777 gemacht wurden, daß aber während zweier Jahre das Project jenes Stückes wieder zurückgeschoben wurde, und daß in dieser Zeit die medicinischen Studien alles Ernstes von dem jungen Manne betrieben wurden. Er hoffte, schon im Jahre 1779 mit seinem Cursus zu Ende zu kommen, und so schrieb er vorschriftsmäßig seine Dissertation: „Philosophie oder Physiologie". Ihre ganze Haltung indeß war nichts weniger als vorschriftsmäßig. Der Schrift wurde das Imprimatur versagt, weil sie nach dem Urtheil der Professoren bei allen Spuren von Geist dunkel, überstiegen, voll verwegener Systemsucht und voll Unbescheidenheit in der Kritik fremder Ansichten war. Das Urtheil war begründet. Soweit wir dasselbe nach dem er-

haltenen Fragment controliren können, so strebte der junge Autor mit allseitig unzulänglichen Kräften über das, was gelehrt und gelernt wird, hinaus, um auf seine eigene Hand das Getriebe des physisch-geistigen Lebens systematisch zu erklären. Er setzte der auf Erfahrung und Wissen beruhenden Doctrin einen kecken, trotz aller Schematik und aller zur Schau getragenen Methode verworrenen und unzusammenhängenden philosophischen Traum entgegen, gegen die Medicin der Schule ein seinsollendes eignes System, angeknüpft an den hochgegriffenen Gesichtspunkt von der Bestimmung des Menschen. Immerhin mag man finden, daß schon in diesem neuerungssüchtigen Dilettantismus der titanische Geist der Räuber vorspukt: — in viel näherer Beziehung zu diesem Stück steht ein etwas späteres wissenschaftliches Specimen des jungen Candidaten. Nach dem erhaltenen Repuls nämlich steigerte sich begreiflich seine Sehnsucht nach Befreiung, und diese Stimmung war es, die ihn jetzt in die Welt seiner Phantasien, zu den bei Seite gelegten Blättern seines Drama's zurückführte. Inhalt und Entstehungsweise der Räuber war ganz Insubordination. Ungeachtet des bevorstehenden Examens, aller Inspection zum Trotz brachte er sein Stück von Scene zu Scene vorwärts. Was Wunder, wenn daneben die neue Dissertation, die er nach dem Fiasko der ersten zu schreiben hatte, eine keineswegs reglementsmäßigere Physiognomie bekam? Jedes Blatt der neuen Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen" hätte eigentlich den Lehrern der Anstalt sagen müssen, daß man diesem Eleven umsonst den Shakspeare confiscirt habe, ja, daß es seltsam zugehen müsse, wenn derselbe nicht bereits irgend ein dramatisches Opus unter der Feder habe. Die Abhandlung, um es kurz zu sagen, war wesentlich eine physiologisch-psychologische Studie des Dramatikers. Die Beispiele, mit denen sie den Connex der physischen und geistigen Natur des Menschen zu belegen sucht, sind überwiegend nicht vom Krankenbett, sondern von der Bühne entnommen. In diesem Sinn wird Gerstenberg's Ugolino, Shakspeare's Julius Cäsar, — wird die angebliche Tragödie eines englischen Dichters: Life of Moor citirt. Es kann hier und an anderen Stellen scheinen, als ob der Poet mit dem Mediciner nur seinen Spott treibe, allein die Wahrheit ist, daß Beide im Einverständniß sind, daß Beide sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Von dem Mediciner hat der Dichter „den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele" gelernt; hierauf legt die Abhandlung den Hauptaccent; nur mit Hülfe der englischen Moralphilosophie tritt sie von hier auf die mittlere An-

sicht zurück, die das menschliche Leben aus einem Compromiß zwischen Leib und Seele construirt, und flüchtet endlich, bei der Frage der Unsterblichkeit angelangt, zu der Auskunft, welche Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" als eine Hypothese hinstellte.

Und nun wenden wir das Blatt! Es ist uns vergönnt, in den poetischen Spiegel zu sehen, zu welchem jener medicinisch-philosophische Versuch die glanzlose Folie bildet. Das Erste, was uns aus diesem Spiegel entgegenblickt, ist die Physiognomie von Franz Moor. Die Dissertation citirt die Worte des Junkers, und der Junker wieder nimmt seine Weisheit, beinahe wörtlich, aus der Dissertation. Nur wenig geht die Menschenkenntniß, die der Dichter mit der Schöpfung dieser Figur an den Tag legt, über die des theoretisirenden physiologischen Anfängers hinaus. Er ist hier wie dort Dilettant, und die Folge ist, daß er uns in Franz Moor jenes seltsame Ungeheuer vorgeführt hat, von dem er selbst gestand, daß es die Natur niemals so hervorbringen könne. Nicht blos an diesem Einen Punkte indeß berührt sich der Dichter und der Mediciner. Es wimmelt bekanntlich in diesem Stück von Rohheiten, Nacktheiten und Gräßlichkeiten. Die Renommistereien und Bestialitäten der Spiegelberg und Genossen haben denselben physikalischen Hintergrund wie die verbrecherische Sophistik des Junkers: das Drama macht in erschreckender Weise Ernst mit jenem forcirten Cynismus, den Jeder aus der Conversation junger Mediciner kennt. Selbst Amaliens Liebe ist davon angesteckt, ja man kann die psychologische Anschauung, der die Regungen der Seele zu einem Gegenstande sinnlich zergliedernder, bis auf's Fleisch schneidender Betrachtung geworden sind, in fast alle Scenen und Charaktere des Stücks hineinverfolgen. Zuweilen, ja häufig ist es hier wie in den übrigen Erstlingsstücken, der dramatischen Phantasie des Dichters gelungen, aus dieser Tendenz nach dem natürlichen Wirklichen sich zur Darstellung des Wahren zu erheben. Einen „gesunden Realismus" jedoch, der dem Dichter später abhanden gekommen sei, vermögen wir nicht mit Julian Schmidt darin anzuerkennen. Nicht das Detail kann hier entscheiden, sondern die Zeichnung der Charaktere im Ganzen. Es finden sich Adern des echtesten Goldes in diesen: im Ganzen sind sie aus der weichsten Masse, aus Phantasien und Empfindungen, aus Stimmungen und Abstractionen zu ziemlich unförmlichen Gebilden zusammengesetzt. Wenn jener physiologische Realismus dem Dichter später fehlte, so schärfte sich sein Auge dagegen für die Auffassung der historischen und moralischen Wirklichkeit. Was er auf der einen Seite verlor, gewann er auf der anderen

reichlich wieder. Er wurde um so dramatischer, je mehr er das Drastische verschmähte, und seine Figuren wurden um so viel wahrer, je mehr sich das Interesse für das, was sie ihm bedeuteten, mit dem Interesse für ihren realen Kern und Stoff in's Gleichgewicht setzte.

Mit dem naturalistischen Moment jedoch, bei dem wir bis hieher verweilten, hängt auch der Gesammtcharakter der Räuber auf's Engste zusammen. Man hat das Stück als ein erstes Selbstbekenntniß des Dichters bezeichnet, und noch neuerdings ist dieser Gesichtspunkt von Kuno Fischer ebenso sinnreich wie elegant durchgeführt worden. Es wird, denken wir, dabei sein Bewenden haben dürfen. Das Stück trägt durchaus die Farbe jener Weltansicht, die der Dichter unter dem persönlichen Druck seiner Erziehung doppelt begierig aus seinen Lieblingsschriftstellern in sich eingesogen hatte. Karl Moor spricht als dramatische Figur die eigensten Sentiments des Dichters aus, wenn er Pfui über das tintenklexende Säculum ruft, in welchem sich die Menschen die gesunde Natur durch abgeschmackte Conventionen verrammeln und in welchem das Gesetz zum Schneckengange verdorben habe, was Adlersflug geworden wäre. Der heißblütige Knabe wagt es, an dieses Gesetz sich nicht zu kehren und den Flug des Adlers zu fliegen. Der abstracte Heroismus wird seine Moral und tritt mit souveränem Trotz der Moral der Welt entgegen. Um den geringen Preis, daß zahlloses Blut an den Fingern des Räubers klebt, ist dieser Räuber übrigens der Tugendhafte, der bessere Mensch, und die Welt, gegen die er Krieg führt, ist dagegen, aller ihrer Gesetzlichkeit zum Hohn, voll Unsittlichkeit und Heuchelei, voll Scheinheiligkeit und Spitzbüberei. Nicht das Vorwort, worin Schiller seinem Drama den frommen Zweck als Aushängeschild umgiebt, „das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen" — nicht dies Vorwort, sondern das poetische Nachwort: „Monument Moor's des Räubers" offenbart uns des Dichters intimste Stellung zu seinem Stück. Danach ist Moor der „majestätische Sünder", der, über Ruhm und Schande erhaben, ein Gegenstand der Bewunderung und des Mitleids sein soll. Des Mitleids. Denn nur nothgedrungen spielt er die Rolle des Rebellen und Zerstörers. Angesichts der „gesunden Natur" ist er zahm wie ein Kind. Er ist nicht nur ein großmüthiger Räuber — er ist auch frömmer, weichherziger, zärtlicher, treuer, gewissenhafter als alle andern Sterblichen. Sein ganzer Heroismus ist im Grunde Sentimentalität, Sehnsucht nach dem Paradies der unschuldigen, ursprünglichen Natur, und seine blutige Laufbahn ist fortwährend von idyllischen Anwandlungen unterbrochen. Das ist, wir wiederholen es, in der That

ein Selbstbekenntniß des Dichters. Was Julian Schmidt dagegen einwendet, scheint uns in keiner Weise zutreffend. Denn schon richtig: Schiller war nicht so sehr Karl Moor, als er der Dichter des Karl Moor war. Es ist ferner wahr: er hat nicht allein diesen, sondern er hat gleichzeitig andere Charaktere aus seiner Subjectivität heraus erschaffen. Es ist wahr endlich: er verhielt sich so durchaus dramatisch zu seinen Schöpfungen, daß er sich ebenso jetzt mit ihnen identificirte, wie er sich dann wieder ihnen gegenüberstellte. Er dichtete bekanntlich seine Figuren, indem er sie mit ekstatischem Gebahren selbst tragirte. Er trat dann wieder aus der Rolle des Dichters und Acteurs in die des Recensenten hinüber und führte vor den Augen des Publicums in einer Selbstkritik mit seinem eignen Stück Komödie auf. Ist diese gesticulirende Lebendigkeit aber eine Instanz gegen oder für die Wesensverwandtschaft von Karl Moor und dem Dichter? Das gerade ist ja das Charakteristische des Letzteren, daß er ganz und gar in der Selbsttäuschung dramatischer Leidenschaftlichkeit aufgeht. Das andererseits ist das Charakteristische auch der Figur des Räubers, daß er nur die Einbildung eines großen Mannes, daß seine Entschlüsse, seine Grundsätze, seine Handlungen sammt und sonders nur objectivirte Empfindungen und Phantasien sind. Wenn man mit Recht sagen kann, daß die verbrecherische Gesinnung Karl Moor's nicht im Gemüthe des Dichters lag, so muß man mit demselben Rechte sagen, daß auch das Gemüth Karl Moor's von dem eigentlichen Gifte dieser Gesinnung frei ist. Niemand behauptet, daß Karl Moor die Selbstdarstellung von Schiller's Charakter sei: einen fertigen Charakter, feste Ueberzeugungen und Grundsätze hatte der junge Mann noch nicht darzustellen; er bestand ganz aus Stimmungen und Einbildungen, aus flüssigen Meinungen und unklaren Sehnsuchten. Das Glänzendste und Wunderlichste davon drängte es ihn, in einem bunten, in einem selbst wieder flüssigen und schwankenden Bilde zu fixiren: — dieses Bild war der Räuber Karl Moor.

Und doch: auch von dem, was später zum Charakter werden konnte, liegen die ersten Anzeichen in diesem merkwürdigen Stück. Gerade die Leidenschaft, der Ernst der Phantasie, womit einer paradoxen Weltanschauung Gestalt gegeben wird, verräth einen ganz andern Hintergrund. Die schlichte Rechtschaffenheit des alten Daniel ferner, und die Beredsamkeit des wackeren Pastor Moser — auch das gehört zu den Selbstbekenntnissen des Dichters. Diese simple Moral, diese bibelfeste Frömmigkeit: es sind theure Erinnerungen seiner Kindheit, deren Kern auch noch in späterer Zeit gegen den skeptischen Ver-

stand und gegen die gaukelnde Phantasie des Mannes Stand gehalten haben. Mehr aber als das. Zum Drama formen und schließen sich diese prächtigen dramatischen Scenen gerade nur durch den bewußten Conflict zwischen der Phantasiemoral, die sein Herz, und zwischen der prosaischen Moral, die sein Gewissen erfüllt. Er selbst weiß zuletzt am besten, daß es ein Rechnungsfehler ist, wenn Karl Moor durch die Heldenthaten in den böhmischen Wäldern die Welt meint verbessern und die Vorsehung rechtfertigen zu können. Durch den Haupthelden selbst wird am Schlusse des Stücks die Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge als das ausgesprochen, was sie in Wahrheit ist, als ein verwegenes und verbrecherisches Spiel, das nur durch das Opfer des Frevlers gesühnt werden kann. Die Elendigkeit des Bestehenden hat zum Relief für die Größe des Helden gedient, aber in diesem Bestehenden selbst giebt es einen ideellen, unantastbaren Kern: — wir wissen, wenn wir dieses Stück aus den Händen legen, daß der Verfasser desselben nicht in Verwilderung, weder in ästhetischer noch in sittlicher Verwilderung untergehen wird. —

Erst nach seiner Entlassung aus der Akademie hatte Schiller die Räuber vollendet. Er war, mit einer armseligen Gage als Regimentsmedicus angestellt, aus einem herzoglichen Eleven ein herzoglicher Diener geworden. Jetzt erst, gerade während sie äußerlich etwas gelockert schienen, wurde es Ernst mit seinen Fesseln. Eine gefährliche Situation! Die verkümmerten Studentenjahre mußten ja nachgeholt werden, und Schiller that sein Bestes, sich schadlos zu halten. Von seiner ärztlichen Praxis bringt er uns selbst auf die launigste Weise den übelsten Begriff bei. Sein Zuhause wird uns von Scharffenstein als ein malerisches Quodlibet von Armseligkeiten geschildert. Der Dichter wohnte und wirthschaftete mit einem ehemaligen Commilitonen zusammen, und beide waren darin einig, daß Ordnung und gute Oekonomie mit Freiheit unverträglich sei. Die Akademie aber war nicht blos ein Gefängniß, sondern auch eine Art Kloster gewesen. Bekanntlich verdankt diesem Umstande die Hauswirthin des Dichters, eine damals dreißigjährige Hauptmannswittwe, die Unsterblichkeit. Durch das wunderlichste Quidproquo verwandelte sie sich mittelst der naiven Phantasie des Dichters in seine Laura: es entstanden jene grandiosen Liebesgedichte, in denen Sinnlichkeit und Metaphysik die Stelle der Liebe vertreten. Auch andere Motive aus den Räubern aber fing der junge Dichter an mit seinen Cumpanen in Scene zu setzen. „Wie wär's", sagt Roller in der zweiten Scene des ersten Acts, „wenn wir uns hinsetzten und ein Taschenbuch oder einen Almanach oder so was Aehn-

liches zusammensudelten und um den lieben Groschen recensirten, wie's wirklich Mode ist?" Regimentsmedicus Schiller hatte schon auf der Akademie dann und wann ein Gedicht drucken lassen: er redigirte jetzt eine Zeit lang eine Art politischen Wochenblattes und gab noch nach dem Erscheinen der Räuber eine poetische Anthologie heraus, um in dieser alle überschüssigen Lebenssäfte zu Versen und ein übersprudelndes Talent zu Gelde zu machen. Wie seltsam es klingen mag: die Schlechtigkeit dieser Gedichte ist ihre beste Entschuldigung. Man sieht durch dieselben in eine Verwilderung, in eine Lebens- und Gemüthsverfassung, die uns entsetzen müßte, wenn es nicht offenbar wäre, daß der Dichter seine Empfindung gleichsam nur in der Person seiner Phantasie reden läßt, daß er auch hier mehr Dramatiker als Lyriker ist. Wir stimmen nichts desto weniger Gödeke bei: es war gut, daß Schiller durch einen plötzlichen Ruck aus einer Atmosphäre herausgehoben wurde, die seiner Phantasie eine so ungesunde Nahrung zuführte und früher oder später auch seiner sittlichen Natur gefährlich zu werden drohte. Die Veranlassung zu der Katastrophe waren die Räuber. Enthusiastisch hatte die Menge das Stück aufgenommen, das am 13. Januar 1782 zum ersten Mal über die Mannheimer Bühne gegangen war. Nur in der Ordnung war es, daß der Herzog von Württemberg nicht ganz wie die Studenten und wie das große Publikum darüber urtheilte; war er doch nichts weniger als ein Alphons von Ferrara, wenn er auch gern ein Ludwig XIV. von Frankreich gewesen wäre. Es mußte also wohl eine Collision geben zwischen dem Dichter und zwischen dem Geschmack und dem Despotismus des Fürsten. Zum Ausbruch kam dieselbe durch die politische Denunciation, die sich an eine der harmlosesten Stellen des Drama's knüpfte. Es erfolgte die herzogliche Weisung, die dem Vogel das Singen verbot, die den Dichter von seinem Beruf, von all' seinen Hoffnungen und Ruhmesaussichten absperrte. Sein Ungehorsam zog ihm eine Verschärfung des Verbots und einen vierzehntägigen Arrest zu, — und jetzt war das Dienstverhältniß und die Poesie so gegeneinandergestellt, daß eins dem andern geopfert werden mußte. Es ist überflüssig, die Flucht zu erzählen: dieses Stück Dichterlebens ist in Jedermanns Gedächtniß, seit der treue Gefährte dieser Flucht ihr liebenswürdigster Erzähler geworden ist. Auch über Dalberg's Benehmen aber ist das Urtheil festgesetzt. Obgleich Schiller die beste Legitimation seines Dichterberufs — den während des letzten Sommers in Stuttgart entstandenen Fiesko — nach Mannheim mitgebracht hatte, so wollte doch der freiherrliche Intendant nichts davon wissen. Bei seinem ersten Schritt in's Leben, den Fuß auf der Schwelle,

sah sich der junge Mann zurückgewiesen, enttäuscht, und zum zweiten Mal enttäuscht. Frühzeitig sollte er erfahren, welcher von den „beiden Tugendwegen" ihm zumeist zu gehen bestimmt sei. Man schriebe mit größerem Recht vor seine, als vor Göthe's Biographie das Wort des griechischen Dichters, daß nicht erzogen wird, wer nicht geschlagen wird. Schon jetzt begann sich dies Wort zu bewähren. Ihn irren nicht die bedenklichen Mienen und das Kopfschütteln der Freunde. „Ein vortrefflicher Kern" — wir wiederholen die Worte von Gervinus, — „eine heitere Männlichkeit, Ehre, Standhaftigkeit und ein wahrhaft gefaßtes Gemüth spiegelt sich bei jeder Gelegenheit in seinem Benehmen und seinen Aeußerungen in der damaligen Lage ab". Er erscheint uns auf einmal ein ganz Anderer, ein Besserer und Größerer, als während der Stuttgarter Zeit; — ein ganz Anderer auch, müssen wir hinzufügen, ein Jahr später. Durch den Entschluß, seine Fesseln zu sprengen und an seinen Dichterberuf den ganzen Einsatz seiner Existenz zu wagen, hatte sein sittlicher Geist Schwung und Spannung bekommen. Treu zahlte der poetische Genius für jenen Entschluß zurück. Eben jetzt stand derselbe in jugendlicher Kraft und Unbefangenheit dem Menschen zur Seite; er stützte seinen Muth; er hüllte ihn, wie Athene ihre Lieblinge, in eine schützende und unsichtbar machende Wolke. Inmitten aller Noth verkehrte der Dichter mit den Bildern seiner Phantasie. Sein Geist arbeitete rastlos. Er hatte während der Flucht den Gedanken zu einem neuen Trauerspiel ergriffen: ihn beschäftigte der Plan von Kabale und Liebe. In der heißesten Arbeit an seinen Stücken sehen wir ihn in Oggersheim; — er ist endlich, nachdem auch der umgearbeitete Fiesko zweimal von Dalberg zurückgewiesen worden, in die Nothwendigkeit versetzt, das Asyl in Bauerbach aufzusuchen, das eine edle Freundin, Frau von Wolzogen ihm gleich anfangs für den äußersten Fall zur Verfügung gestellt hatte.

Deutlich genug nun spiegelt sich das Leben, die innere Gestalt und Entwickelung des Dichters während der eben skizzirten Periode in den neuen zwei Dramen, deren letztes erst in Bauerbach zum Abschluß kam. Es scheinen auf den ersten Blick nur Variationen auf das Thema der Räuber. Auf einen Wink von Rousseau wird Fiesko zum Helden des zweiten Stückes, und Fiesko ist gleichsam ein andrer Karl Moor. Auch er dürstet vor Allem nach Größe, welches Verbrechen dieser Größe auch anklebe; auch über seinen Geist fliegen wechselnd erhabene und schmelzende Empfindungen; er ist ein Ausbund von Genialität, ein verwegener und leichtsinnig großmüthiger Lebensspieler, ein politischer Virtuos, ein Mann von imponirender Gewalt für Männer, von be-

zauberndem Eindruck auf Weiber. Hier beginnt, wie uns dünkt, der Unterschied von dem früheren Stück. Auf den Helden selbst, auf den „wollüstigen" Fiesko ist etwas von dem übergegangen, was in den Räubern ganz auf die Umgebung des Helden abgelagert war, und was sich auch hier in Julia und Gianettino, in Calcagno und Hassan stärker concentrirt. Man erinnere sich, wann und in welcher Atmosphäre das Stück entstand. Nur so erklärt es sich, daß Verrina gegen Fiesko zu kurz kam, — die Herabstimmung des Ideals: statt Brutus Alkibiades. Denn nicht etwa, als ob die Alkibiadeszüge nur unwillkürlich in die Physiognomie des Fiesko gerathen wären, als habe der Dichter eigentlich ein kaltes Napoleonsgesicht zeichnen wollen, als habe er diesen Charakter „nach einem andern Modell angelegt, nach einem andern gedichtet". Von Hause aus vielmehr war sein Herz und sein Blut bei dieser Schöpfung betheiligt: der politische Intrigant würde ihm nie zum Vorwurf geworden sein, wenn nicht der sinnliche und wandelbare Mensch sein Interesse gewonnen hätte. Keinen Fortschritt ferner bezeichnet das neue gegen das ältere Stück, wenn wir nach der Idee des Ganzen suchen. Wie unklar der Dichter sich selbst war, wie sehr ihm effectvolle Scenen zur Hauptsache wurden, geht unter Anderm aus der Bereitwilligkeit hervor, mit der er den ursprünglichen Schluß zum Behuf der Aufführung durch das Aufsetzen einer neuen Erhabenheits- und Großmuthspointe verstümmelte. Es ist unnöthig, von der Unnatur namentlich der Frauencharaktere des Stücks zu reden. Kein ethisches Motiv endlich und kein natürlicher Zusammenhang entschuldigt hier wie in den Räubern einzelne Gräßlichkeiten, — jene forcirte Leidenschaft und jene grimmassirende Sprache, die sich ganz ähnlich bei Klinger und Gerstenberg finden. Aber Eins, nichts desto weniger, entschuldigt und entschädigt für alle diese Sünden. Es war der erste Versuch des Dichters, seine Phantasie auf der gegebnen Unterlage der Geschichte arbeiten zu lassen. Er wurde innerlich der Geschichte, oder auch nur der „Staatsaction", die er zunächst in der Geschichte sah, mit nichten Herr. Er scheiterte bei dem Versuch, seine eigne innere Welt mit der Welt der historischen Thatsachen in Einklang zu bringen; die eine durchkreuzte vielmehr und verwirrte an allen Punkten die andere. Allein ein richtiger Instinct war es doch gewesen, der ihn schon jetzt auf das Feld geführt hatte, auf welchem später seine besten Lorbeern sprießen sollten, und erprobt hatte sich in dem Kampfe mit dem ungefügigen Stoffe sein Talent zur dramatischen Technik. Man muß bei Schöll oder Palleske nachlesen, wie eng er sich an das Ueberlieferte anschloß, um die un-

gemeine Geschicklichkeit zu bewundern, mit der er die historischen Hergänge zu einer Reihe dramatisch wirksamer, beweglich ineinander greifender, schlagfertig zum Ziele drängender Scenen verarbeitete. Er mußte diese Kunst später erst wieder entdecken: die Leichtigkeit, mit der er sie diesmal übte, ist ihm kaum wieder zurückgekehrt.

In wieder andere Schranken faßte sich die Excentricität des jungen Dichters in seinem d r i t t e n Erstlingsstück. Nicht blos, daß er dasselbe direct und von Hause aus den Forderungen der Bühne anpaßte, gegen die er in der ersten Vorrede zu den Räubern und wenig später in dem Aufsatz „über das gegenwärtige deutsche Theater" sich fast ebenso souverän aufgelehnt hatte, wie gegen die Welt der Conventionen, — nicht dies nur, sondern das alte Motiv, der Gegensatz von Natur und Convenienz, spielt selbst in einem engeren und bestimmter bezirkten Raume. Nicht der socialen Ordnung in Bausch und Bogen, sondern der an den Standesunterschied geknüpften Unnatur macht diesmal der Dichter den Krieg. Nicht in einen maaßlos aus- und übergreifenden Charakter, der „entweder ein höherer Mensch oder ein Teufel" sein mußte, sondern in zwei, zwar schwärmerisch, aber unschuldig liebende und glaubende Herzen verlegt er die Leidenschaft und die Empörung gegen jene Unnatur. Das macht: auch dies „bürgerliche" Trauerspiel lehnt sich an G e s c h i c h t e — an die s e l b s t e r l e b t e G e s c h i c h t e d e s D i c h t e r s an. An die Stelle der bloßen Z u s t ä n d e, deren phantasirtes Spiegelbild die Räuber waren, sind ernstere E r l e b n i s s e getreten. In Folge dieser Erlebnisse ist zunächst die Gemüthsverfassung des Dichters eine andre geworden. Lady Milford zwar ist ein ziemlich frappantes Seitenstück zu Karl Moor — eine Sünderin mit Tugendaffecten, eine Heldin mit Schäferphantasien. Im Ganzen jedoch steht diese heroische Figur im Hintergrunde; mehr denn gleichberechtigt stehen neben ihr die leidenden Sentimentalitäten mit vereinzelten heroischen Aufwallungen. Das ist das Eine. Noch wichtiger ist, daß die „Ordnung der Dinge", jene Ordnung, die in den Räubern als ein unbestimmtes Phantom erschien, eine ganz realistische Gestalt gewonnen hat. Erst Kabale und Liebe commentirt uns die Räuber, indem es uns in der Verdorbenheit und dem Zwang der damaligen socialen Verhältnisse, in der Verworfenheit der kleinen deutschen Höfe, in der Niedertracht der Regierungen und dem Verbrechen ihrer Werkzeuge die Dinge z e i g t, welche in den Räubern nur gemeint oder vielmehr nur dunkel und allgemein empfunden worden waren. Es hatte sich früher mit aller Empörung des Dichters gegen die geltende Welt und ihre Gesittung die servilste Huldigung vor dem

Fürsten vertragen, dem die poetische Phantasie unwillkürlich und gewohnheitsmäßig einen höheren Glanz lieh. Nach dem, was er jetzt erlebt hat, ist diese Unklarheit gewichen. Nicht freilich, um eine ungroßmüthige Rache zu nehmen, sondern einfach weil er jetzt die Wirklichkeit der Dinge sehen und greifen gelernt hatte, stellte er in Kabale und Liebe die Württemberger Verhältnisse und den Stuttgarter Hof dar, entnahm er der Erscheinung Herzog Karl's und der Gräfin von Hohenheim die Züge, die sich dann von selbst von ihrer individuellen zu mehr typischer Bedeutung erweiterten. Ein Zeichen nebenher, daß er überhaupt inzwischen ein Stück Welt mehr gesehen, ist die unübertreffliche Figur des Musikus Miller; hier in der That offenbart sich ein Realismus, von dem wir ebenso zugeben wie bedauern müssen, daß er dem späteren Schiller abhanden gekommen ist. Aber nie freilich sind auch so grell die lebensvollen Charaktere neben die hohlen, die Wirklichkeiten neben die personificirten Empfindungen und Phantasien gestellt worden. In Schranken faßt sich der Dichter in diesem Stücke nur, um dieselben ebenso oft zu überspringen, ja zuweilen scheint es, als ob innerhalb des engeren und deutlicher umgrenzten Terrains die Maaßlosigkeit nur um so ärger toben wolle. Vor Allem aber: die schlechte Welt, der er entfliehen will, hat sich dem Dichter verdeutlicht — zu der besseren, nach der er sich hinsehnt, fehlt ihm das Muster und die geschichtliche Folie; nur von seinem eignen unfertigen Selbst vermag er die Gestalten von Ferdinand und Louise zu copiren.

Und eben dieses Selbst ist es, was den Flüchtling jetzt in seinem Asyle quält. Einsam inmitten einer verschneiten Landschaft war er in der Verfassung: „ganz seiner Seele zu leben". Gerade in dieser Seele hatte er Pein und Sturm mitgebracht; er hatte nur allzuviel noch von seinem Ferdinand von Walter in sich. Wenn die Aufregung der letzten Wochen ihn getragen und in Spannung gehalten hatte, so spannte ihn die Ruhe und das Alleinsein ab. Seiner weicher gestimmten Seele entsinken die kühnen Entwürfe künftigen Ruhmes, um Träumen idyllischen Glückes Platz zu machen. In wandelbarer Laune wirft er sich unaufhörlich zwischen Enthusiasmus und Niedergeschlagenheit hin und her. In leidenschaftlich empfindsamen Briefen schüttet er sein volles Herz vor Frau von Wolzogen aus; im Mißverständniß seines überschwänglichen Suchens nährt er eine Flamme zu deren Tochter und quält er sich mit Grillen der Eifersucht; — dann wieder faßt er auf den unschuldigsten Anlaß ein Mißtrauen gegen seine Beschützerin und ist im Begriff, sich einem Herrn von Wurmb in die Arme zu werfen, einem Manne, der die Räuber fast auswendig weiß, der — so

schreibt er — „auf den ersten Anblick sein Busenfreund geworden ist". Wohl hat er Recht, wenn er an seinen nachmaligen Schwager, den Bibliothekar Reinwald in Meiningen schreibt, daß das Ganze seiner gegenwärtigen Situation „den Klang seines Gemüths verfälscht habe". An diesem nämlich, einem gesetzten, hypochondrisch-peinlichen, dabei jedoch empfänglichen und zuverlässig theilnehmenden Manne hatte das aufgeregte Wesen des Jünglings noch am meisten Halt. Im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit diesem sammelt und erholt er sich gelegentlich: diesem theilt er auch seine poetischen Pläne mit. Sie waren das Product und der Widerschein seiner dermaligen Stimmung. Seine Wahl entscheidet sich, — unter Zurückstellung des Konradin und der Maria Stuart — für den Don Carlos. Gerade unter der romanhaften Form, in der St. Real's Novelle ihm diesen Stoff entgegenbrachte, erkannte er in dem Infanten seines Gleichen. Den in dem peinlichsten Conflict des Herzens und der Verhältnisse sich aufreibenden, den weichen, enthusiastischen Jüngling, liebend wie Julius von Tarent, brütend über Thaten, aber thatenlos wie Hamlet — diesen Don Carlos concipirte er jetzt als sein eigenstes Ebenbild. Wie verschieden dieser neue Charakter von dem frevelhaft verwegenen Karl Moor, oder dem übermüthig selbstvertrauenden Fiesko! Und wie charakteristisch auch die Art und Weise, wie er jetzt diesen Stoff ergreift! Er ergreift ihn mit dem Gefühl der bedürftigsten Liebe. Der Winter hatte kaum eine dichterische Stimmung in ihm aufkommen lassen; mit dem Annahen des Frühlings jedoch beginnt es wieder mächtig in ihm zu treiben: im April 1783 ist er voll von seinem Gegenstand; „ich habe ihn", schreibt er an Reinwald, „statt meines Mädchens, ich trage ihn auf meinem Busen und schwärme mit ihm durch die Gegend herum."

Alles in Allem genommen war es gut, daß er nicht lange mehr in dieser Gegend schwärmen sollte: es war hohe Zeit, daß er in die Welt und unter Menschen zurückkehrte. Der berechnende Dalberg, der jetzt den Flüchtling nicht mehr scheute, den Dichter zu brauchen gedachte, gab wider Erwarten den Anstoß — eine Reise nach Mannheim führte zu Schiller's Engagement als Theaterdichter.

Nicht groß nun waren für das Mannheimer Theater die Resultate dieser Erwerbung. Krankheit lähmte die Thätigkeit des Dichters: innere und äußere Zustände lähmten seine dichterische Kraft, hemmten die Vollendung des dritten, für das erste Jahr neben Fiesko und Luise Millerin bedungenen Stückes. Allzu ideal andrerseits faßte der Dichter die Theaterwelt auf. Wohl war jener Aufsatz über die Wirksamkeit

einer „guten stehenden Schaubühne", mit dem er seine Aufnahme in die kurfürstliche deutsche Gesellschaft bezeichnete, etwas wie eine Schuldeclamation, aber doch verbarg sich hinter der rhetorischen Ausführung der ideale Sinn des Verfassers. Mit Gesichtspunkten aber wie der, daß die Bühne die Aufgabe habe, das Vergnügen zu humanisiren und das Spiel ästhetisch zu adeln, stand er in allzu abstracter Höhe über der dramaturgischen Praxis. Seine Wirksamkeit als Mitglied des Theaterausschusses lehrte ihn die bretterne Welt nicht blos von ihrer Glanzseite kennen, und mit dem Plan der Herausgabe einer dramaturgischen Zeitschrift scheiterte er zuletzt an der Kargheit des Intendanten. Es lag in der Natur der Sache, daß ein solches Verhältniß nicht von Dauer sein konnte; keiner von beiden Theilen war geneigt, es über das Probejahr hinaus zu verlängern.

Wäre es nur ebenso leicht gewesen, der ganzen Mannheimer Existenz ledig zu werden! Ein wahrer Knäuel von Verbindungen und Verbindlichkeiten hatte ihn umstrickt. Mit Schrecken gedachte er noch lange nachher seiner Verwicklung in die Theaterwirthschaft und nicht ohne Schaam seiner Coulissenbeziehungen. Einen einzigen Stern, und doch einen trügerischen Stern gab es in diesem Leben. Charlotte von Ostheim, geboren 1761 zu Waltershausen, war schon als Kind von der reizbarsten Organisation. In ziemlich früher Jugend hatte sie Vater und Mutter verloren. Niemand war einer Heimath und elterlicher Liebe so bedürftig wie sie: statt dessen war sie von einer Pflege und Erziehung in die andre übergegangen, und in reichlichen Thränen hatte sie als Mädchen den Schmerz des Verwaistseins ausgeweint. In unablässiger Phantasiethätigkeit suchte ihr Geist seitdem vergebens einen Schwerpunkt, suchte Nahrung und Entschädigung in den Mythen der Vorzeit, in den Träumen der Dichter, in den Symbolen der verschiedensten Bekenntnisse und Religionen. Denn ihrem Verlangen nach Liebe war auch später kein natürliches und festes Ziel beschieden gewesen. Ohne Neigung war sie in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre dem Major von Kalb vermählt worden, um durch diese Vermählung den Familienbesitz sichern zu helfen. So kam sie mit unbefriedigtem und verwundetem Gemüth im Mai 1784 nach Mannheim. Schon einmal — in Bauerbach — hatte Schiller die anziehende Gestalt, die weichen und feinen Züge dieses Gesichts mit den blauen träumerischen Augen gesehn. Man erneuerte die Bekanntschaft. Zwei warme und gleich ziellose Herzen, zwei gleich entzündliche und dem Enthusiasmus der Liebe wie des Ideals unbeschützt offene Seelen standen sich gegenüber und flossen ineinander. Ein reines, aber

schwärmerisch unklares, abwechselnd zur Grenze der höchsten Leidenschaftlichkeit sich steigerndes Verhältniß entspann sich. Wir sind zur Beurtheilung desselben vorzugsweise auf das eigne, auf das poetische Zeugniß des Dichters angewiesen. Die stürmischen Ausbrüche seines Carlos sind die dramatische Uebersetzung dessen, was er selbst empfand. Unvermerkt schob sich der Situation seines neuen Stücks sein eigenes Verhältniß zu Charlotte von Kalb unter; für sie sind ganze Scenen des Don Carlos geschrieben, und wenn der Charakter der Elisabeth mehr Wahrheit und Weiblichkeit enthält, als seine sonstigen Frauencharaktere, so ist es deshalb, weil wesentliche Züge desselben dem Bilde der Geliebten abgeschaut sind. Noch vorsichtiger aber als jene Carlosscenen ist das lyrische Selbstbekenntniß, die erschreckende Heftigkeit in der „Freigeisterei der Leidenschaft" auf die Wirklichkeit zu deuten. Auch als Lyriker, wir müssen es wiederholen, war der jugendliche Schiller Dramatiker, war er er selbst in der Rolle eines Andern. Mit der monologischen Form wechselt dabei eine dialogische. Da zumal, wo er Ueberzeugungen ausdrücken soll, ist der noch unfertige und unentschiedene, aber stets zur lebhaftesten Repräsentation geneigte Geist des Dichters gezwungen, sich zu spalten. Er vertritt z. B. — in jenem Jugendaufsatz „der Spaziergang unter den Linden" — mit gleichem Interesse die düstere Ansicht Wollmar's und die lebensheitere Edwin's. Er ist noch später, in dem philosophischen Gespräch im „Geisterseher", weder ausschließlich der Meinung des Prinzen, noch ausschließlich der Meinung von dessen Mitunterredner. Nur wenn man dies festhält, wird man auch jenes seltsame, mit der „Freigeisterei" ungefähr gleichzeitige Gedicht, „die Resignation" nicht mißverstehen. Auch dies Gedicht ist weder, wie die Einen wollen, eine Empfehlung, noch, wie Andere wollen, eine Verhöhnung der Resignation. Es ist dem Dichter ganz einfach Ernst mit dem, was er dem auftretenden Genius in den Mund legt. „Genuß" und „Glauben" sind ihm zwei gleichberechtigte Standpunkte: eine Wahl zwischen beiden hat er praktisch noch nicht getroffen. Wer aber so dramatisch dachte und dichtete, wie hätte ein Solcher nicht auch das Leben mit dramatischem Pathos auffassen sollen? — das Leben, und vor Allem die Liebe? Es giebt keinen größeren Gegensatz als die Art, wie Göthe in seiner Jugend liebte, und wie Schiller liebte. Das Verhältniß zu Friederike, zu Lotte, zu Frau von Stein ist jedesmal ein innigstes Anschmiegen; es erfüllt die ganze Seele des Dichters — er lebt von seiner Liebe. Bei Schiller, wie anders! Da giebt es ein enthusiastisches Aufflammen: aber das entzündete Feuer durchwärmt ihn weder noch verzehrt es ihn; er liebt

jedesmal nicht so sehr den Gegenstand selbst, als das, was seine Sehnsucht, seine Leidenschaft, seine Imagination aus dem Gegenstande macht. Sein idealisirendes Pathos schwebt beständig über seiner Liebe; er liebt nicht, wie Göthe, mit lyrischer Innigkeit, sondern mit dramatischer Lebendigkeit und Beweglichkeit. Er liebt eben deshalb gleichzeitig Wesen der verschiedensten Art, fortgerissen bald von seiner Sinnlichkeit, bald bestimmt von geistigeren und tieferen Bedürfnissen. „Es ist sonderbar", so schreibt er wenige Jahre später an Körner, „ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln". In eben dieser Weise, wie man mit Recht bemerkt hat, lieben auch die Helden in seinen ersten Stücken. Ferdinand von Walter schwankt einen Augenblick zwischen dem Bürgermädchen und der Maitresse. In das Spiel mit Doria's Schwester ist offenbar — zwar nicht das Herz, aber die Sinnlichkeit Fiesko's ganz ernstlich verwickelt. Im Don Carlos endlich geht die reine und bescheidene Hoheit der Königin neben der koketten Pracht und der zudringlichen Leidenschaft der Prinzessin Eboli her; der Prinz ist auf dem Punkte, untreu zu werden, und der Dichter ist es doppelt, wenn er sich in der Rolle des Pagen schon vorweg von dem schönen Munde einen Kuß geraubt hat. Auch in Mannheim, in der That, hat dieser Carlos-Schiller neben seiner Königin eine, oder gar mehrere Eboli. Er macht den Anbeter der liebenswürdigen Schauspielerin Katharina Baumann, und noch über seinen Mannheimer Aufenthalt trägt er sich mit einer Leidenschaft zu Margarethe Schwan, der schönen Tochter seines Freundes des Buchhändlers, einer Leidenschaft, die bekanntlich — sollen wir sagen so ernst, oder so wenig Leidenschaft war, daß er einen Heirathsantrag darauf wagte.

Genug des Einzelnen: — diese Mannheimer Existenz war eine zerstreuende und aufreibende, eine unwürdige, freuden- und hoffnungslose Existenz. Zum zweiten Mal ist dem Dichter der Versuch eines festen Berufes fehlgeschlagen; von alten und neuen Schulden gedrückt, ist er außer Stande, einen festen Lebensplan, ein irgend bestimmtes Ziel in's Auge zu fassen. Theaterliebschaften und Theaterfeindschaften. Unter so vielen Menschen, die ihn reizen, kein einziger, dem er sich mit ganzer Seele anschließen und der ihn zugleich leiten könnte. Um so niederdrückender das Alles, weil er fühlt, daß er die Schuld nicht mehr blos auf das Geschick, sondern zu einem Theil auf sich selbst zu schieben hat. Schon ist er daran, sich ganz diesen trübseligen Betrachtungen zu überlassen; mehr als einmal ist er versucht, sein Eigenstes und Bestes, seinen Dichterberuf und seinen Genius zu verwünschen.

Zuviel Licht jedoch hatte dieser Genius bereits ausgestrahlt: der Reflex desselben sollte jetzt mit dem Dichter zugleich dem Menschen zu gute kommen. Es war in der ersten Woche des Juni 1784, als Schiller durch eine seltsame Postsendung überrascht wurde. Ein Kreis ihm völlig unbekannter Menschen — Christian Gottfried Körner und dessen Braut, Minna Stock, deren Schwester Dora und Ludwig Ferdinand Huber — diese trugen ihm plötzlich in der liebenswürdigsten Weise den Ausdruck ihrer Verehrung und ihrer Sympathien entgegen. Ein Brief von Körner's Hand dollmetschte die begleitenden zarten Geschenke. Es war eine Huldigung, die man dem Genius darbrachte, eine Antwort aus begeisterter Seele auf die erhebenden Eindrücke, die man von Schiller's Muse empfangen hatte. Solcher Huldigung jedoch war der Dichter in diesem Augenblick nicht gewachsen. Nichts kann seine damalige Gemüthslage besser veranschaulichen als der Umstand, daß er solch' einen Brief volle sieben Monate unbeantwortet lassen mochte. Er fühlte sich nicht, solchen Menschen eben jetzt unter die Augen zu treten: das Barometer seiner Selbstachtung und Selbstzuversicht war auf Null gesunken. Immer wieder nichts desto weniger trat jener an sein besseres Selbst gerichtete Gruß tröstend und mahnend vor seine Erinnerung. Von daher entnahm er, als er nach der Lösung seines Verhältnisses zum Theater sich zur Herausgabe der Rheinischen Thalia entschloß, das Pathos für dieses neue Unternehmen. Die einzelne Erfahrung generalisirend, warf er sich mit jugendlichem Sanguinismus und mit der stürmischen Beredsamkeit seiner Lieblingshelden — dem Publicum in die Arme. Es war gleichsam eine zweite Flucht; er wechselte zum dritten Mal den Herrn; — er appellirte an die unsichtbare Gemeinde Derjenigen, die seine Dichtungen ergriffen, deren Herz er durch die hinreißende Sprache der Leidenschaft bewegt und mit dem seinigen sympathisiren gemacht hatte. Fast allgemein ist man übereingekommen, in dieser Wendung bloße Rhetorik, in dem Programm der Thalia nichts als eine Stilübung zu erblicken. Man könnte mit demselben Rechte Alles, was je aus Schiller's Feder geflossen, in die gleiche Kategorie stellen. Die Wahrheit ist: dieses Programm war die erste Antwort auf die Körner'sche Sendung; nur unter der Form der Freundschaft mit dem Publicum konnte die Journalistik eine höhere Bedeutung für ihn gewinnen, und nur in der Form einer — wir möchten sagen, heroischen Erklärung vermochte er diesem Gefühl der Sympathie zu genügen.

Und nun erst konnte auch die idyllische Seite dieses Verhältnisses zu ihrem Rechte kommen. Nun erst, in einer wehmüthigen Stunde, die

ihm das Unerfreuliche seiner derzeitigen Lage besonders nahe brachte, wagte er die Leipziger Freunde um Verzeihung zu bitten, und gestand er, daß ihre Briefe und Geschenke das Tostreichste gewesen, was ihm während der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren. Körner's zweiter Brief befestigte in Schiller den Glauben: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du! Und von Tage zu Tage drückender ward ihm nun der Mannheimer Horizont. „Meine Seele", schrieb er am 22. Februar 1785, „dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe." In dem Leipziger Kreise hoffte er das Alles zu finden. Wie rührend bat er, daß man ihn aufnehmen möge, wie bescheiden suchte er die Erwartung der Freunde von sich herabzustimmen, wie zuversichtlich versprach er sich von dieser Revolution seines Schicksals, daß er ein ganz anderer Mensch, und — so fügt er mit bescheidenem Muthe hinzu — daß er anfangen werde, Dichter zu werden!

Sein Glauben sollte nicht betrogen werden. Diese Menschen gehörten wirklich zusammen. Zwischen Körner und Schiller entspann sich eine Freundschaft, die von der edelsten Schwärmerei geknüpft, von der Besonnenheit ausgebaut und von der Treue durch's Leben festgehalten wurde. Menschlich hat dem Dichter kein Andrer näher gestanden. Nur Körner's Theilnahme versagte nie; sie bewährte sich ebenso bei den häuslichen und persönlichen Angelegenheiten — und zwar am preiswürdigsten bei jenen, die am leichtesten sonst die Freundschaft beeinträchtigen — und ebenso bei den höchsten, den idealen und sittlichen Angelegenheiten. Seinem Fach nach Jurist — er wurde bereits 1783 in Dresden als Consistorialrath angestellt — war er schon dadurch zum praktischen Rathgeber geeignet; er war es noch mehr durch die unbedingte Zuverlässigkeit und Bravheit, durch die Gleichmäßigkeit, Ruhe und Ueberlegtheit seines Wesens, durch die Nüchternheit seines Verstandes, durch die Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit, mit der er, bei aller Sicherheit seines Selbstgefühls, dem höher angelegten Freunde sich hingab. Unablässig zudem strebte dieser Mann in regem Bildungstriebe über die Schranken seiner Berufsthätigkeit hinaus. In Wissenschaft und Kunst ein vielversuchter Dilettant, machte er zwar immer von Neuem die Erfahrung seiner Unschlüssigkeit beim Produciren, aber nur, um sich desto mehr zum promptesten Beurtheiler fremder Production zu bilden. In das Leben des Poeten brachte er das unerläßliche Stück Prosa; das schöpferische Genie desselben begleitete er mit einer zwar nicht erschöpfenden, aber stets begründeten Kritik. Ein reiner und geübter Sinn für Poesie und Kunst,

eine behende Urtheilskraft befähigte ihn, trotz einer gewissen Trockenheit, im Ganzen sehr wohl dazu, der Mentor nicht blos für den Menschen, sondern auch für den Dichter und Schriftsteller zu sein.

Unschätzbar, daß sich unserem Dichter gerade jetzt, wo er dessen am bedürftigsten war, ein solcher Führer darbot. Glückliche Fügung, daß Körner gerade jetzt in der angeregtesten, in jugendlich poetischer Stimmung war, da er, dicht vor der Vereinigung mit seiner Braut, am Ziele langgenährter Wünsche stand. Diese Stimmung wurde von dem anderen Paare getheilt: Schiller reiste zu den glücklichsten Menschen. Mitte April 1785 empfing ihn Huber in Leipzig; nur besuchsweise findet sich gelegentlich auch Körner ein; der Dichter schlägt in dem nahen Gohlis seinen Sommersitz auf, mit der Thalia und dem Carlos beschäftigt. Selige Stunden, die er da, im Vollgefühl des neuen Glückes, mit den Leipziger Freunden und Freundinnen verbringt! Wir mögen etwas davon mitempfinden, wenn wir den Bericht Schiller's an Körner über solch' einen Tag lesen, wie der zweite Juli — wie begeisterte Entschlüsse, „den edlen Wettlauf zum Ziele von vorn anzufangen", enthusiastische Versicherungen treuer Freundschaft von Munde zu Munde laut wurden, und feierliche Andacht endlich Alle zu einer freudetrunkenen Gemeinde vereinte. Ja, in die Mitte dieser Gemeinde werden wir versetzt, wenn wir den Hymnus lesen, in welchem Schiller das Credo derselben zusammenfaßte. Denn aus solchen Stimmungen und in solcher Umgebung erwuchs das Lied an die Freude, jenes seltsame Gedicht, das die Wonne der Freundschaft preist und die Liebe zu den Millionen verkündet, das die Harmonie aller Wesen und den Urquell aller Harmonie in jubelnden Klängen feiert, das in die Freude der klingenden Pokale den Gedanken der Theodicee, den Glauben an eine allgemeine Versöhnung, das Gelübde erhabener Tugend und die Hoffnungen der Unsterblichkeit mischt. Das sind nicht die Töne tiefer und mächtiger Empfindung, sondern es sind die durcheinandertaumelnden Laute trunkener Ekstase. Nur im Zustande der bakchantischen Entzückung gelingt dem Dramatiker ein lyrischer Erguß. Aber er gelingt ihm wirklich: das Lied an die Freude hat in den jüngsterlebten Tagen der Festfeier die Probe seiner begeisternden Kraft auf's Glänzendste bestanden.

Anfang August endlich hatte Körner seine Braut heimgeführt; hieran knüpfte sich die Uebersiedelung Schiller's von dem einsam und herbstlich gewordenen Gohlis nach Dresden. Beinahe zwei Jahre, bis zum Juli 1787, lebt er nun in der Nähe der Körner'schen Familie. Er hat im Winter eine eigene Wohnung in der Stadt; während der Som-

merszeit lebt er großentheils in Körner's Weinberg bei Loschwitz an der Elbe, in einer Gegend, der er selbst eine „schwesterliche Aehnlichkeit mit dem Tummelplatz seiner frühen dichterischen Kindheit" absah. Hier und in dieser Zeit wurde endlich der Carlos vollendet. In Bauerbach, im Frühjahr 1783, war das Stück zuerst in Angriff genommen. Um Weihnachten des folgenden Jahres las er den ersten Act am Hofe zu Darmstadt in Gegenwart des Herzogs von Weimar vor und verdiente sich damit die Ernennung zum Sachsen-Weimar'schen Rath. Bruchstückweise erschienen die fertigen Scenen in der Thalia. Von Mannheim war die Arbeit mit nach Gohlis, von Gohlis nach Dresden gewandert. Wiederholt hören wir jetzt den Dichter klagen, wie langsam er damit weiter rücke. Im December 1786 ist die Ausarbeitung bis in die letzte Scene des Marquis Posa mit der Königin vorgeschritten — allein welch' ein Abstand zwischen der Begeisterung, mit der er drei Jahre früher für seinen Helden, wie für eine Geliebte, schwärmte, und der Kälte, mit der er jetzt die letzte Hand anlegt! „Ich zweifle", schreibt er, „ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag der Empfindungen, von denen ich eigentlich dabei durchdrungen sein sollte. Wissentlich muß ich mich übereilen. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist Alles!" In solcher Verfassung kommt er endlich zum Schluß; — es ist nur noch die Correctur der Druckbogen, die ihn beschäftigt, als er sich mit dem frühsten Frühjahr des folgenden Jahres zu einem mehrwöchentlichen Landaufenthalt in die Einsamkeit nach Tharand geflüchtet hat.

„Ein dramatisches Werk", so sagt Schiller selbst in einer oft citirten Stelle der Briefe, die er später zur Rechtfertigung und Verständigung über den Don Carlos in W i e l a n d's Merkur erscheinen ließ, „kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein." Zu lange, gesteht er, habe er sich mit dem Stücke getragen, und während dieser Zeit habe sich in ihm selbst Vieles verändert; er habe ein ganz anderes Herz zu dem vierten und fünften Acte, als zu den drei ersten mitgebracht. Dieses Geständniß, in der That, sagt Alles. Nur der Lebensgang Schiller's, seine inneren und äußeren Schicksale erklären uns die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Dichtung; nur aus dieser Dichtung wiederum können wir eine letzte Aufklärung über die innere Entwickelung, über die R e v o l u t i o n gewinnen, die mit ihm persönlich vorgegangen war.

Nicht jedoch, wie wir jetzt dieses Drama lesen, sondern wie es ursprünglich gedruckt ward, müssen wir es uns zu diesem Behufe gegen-

wärtig halten. Noch jetzt ist es für eine Bühnenaufführung von übermäßiger Länge —: es war in der Ausgabe vom Jahre 1787 noch einmal zu lang. Zum Theil war diese luxurirende Breite eine Folge des Verses, den der Dichter hier zuerst in Anwendung brachte, zum Theil jedoch hing sie mit den inneren Motiven zusammen, die der ersten Entstehung des Stücks zu Grunde lagen. In noch ganz anderem Sinne als die früheren war dieses, wie J. Schmidt mit Recht sich ausdrückt, ein „Drama der Stimmungen". Für den Ausdruck von Stimmungen ist die Lyrik die naturgemäße Form; die dramatische verhält sich incommensurabel dazu, sie wird sich mit allem Aufwand kein Genüge thun und auch auf dem weitesten Raum nicht leisten, was das Lied auf dem knappsten leistet. Die zerstreute, zerflossene, selbstquälerische Stimmung, jene Hamletsstimmung Carlos-Schiller's war von allen Stimmungen der Welt die am wenigsten dramatische. Von einer bloßen Stimmung aber hatten zur Zeit der ersten Conception unseres Stücks auch die Ideen des Dichters etwas an sich; auch diese Ideen waren unreif, unklar und unselbständig. Don Carlos sollte daher ursprünglich nicht blos die Freigeisterei der Liebe, sondern noch eine andre Freigeisterei in Scene setzen und illustriren. Das Stück sollte recht eigentlich ein Tendenzstück werden. Die Absicht des Dichters war, wie er an Reinwald schrieb, „in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen". Und er hielt Wort. In dem Beichtvater König Philipp's hatte er sich sein Opfer erlesen. Alles, was in dem Jahrhundert der Aufklärung gegen Pfaffentrug und Priesterheuchelei declamirt wurde, legte er seinem Carlos gleich in dem ersten Dialog mit Domingo in den Mund. Man darf sagen, daß die religiöse Freigeisterei des Infanten um Vieles radicaler ist als etwa die Denkweise Nathan's; — der Prinz ist im Zeitalter der Inquisition und unter der Regierung Philipp's II. nahezu ein Voltairianer, dem Pfaffenthum und Christenthum ungefähr gleich gilt.

Gerade dieser tendenziöse Radicalismus nun konnte bei der späteren Ueberarbeitung am leichtesten beseitigt werden. Auch noch mehr hätte die Ueberarbeitung thun können; allein selbst was den äußeren Zusammenhang der Handlung anlangt, giebt es bekanntlich Widersprüche in unsrem Stück, die noch heut bezeugen, wie wenig der Dichter, als er die letzten Acte hinzufügte, die früheren im Sinne hatte. Und doch ist das nur die Nebensache. Denn nicht nur vergessen hatte er die Maschinerie des dramatischen Hergangs: herausgelebt hatte er sich aus dem ursprünglichen Plan, aus der Stimmung und dem Pathos des

Stücks. Kein unbefangener Leser, der nicht fühlte, daß die Composition des Ganzen ungleich, daß die Exposition in der zweiten Hälfte dunkel und unklar ist. Den Grund haben wir bereits gehört. Sich selbst, wie er bis zum Ende seines Mannheimer Aufenthalts war, charakterisirt er, wenn er in den Briefen über Don Carlos den Infanten charakterisirt: „Ein weiches, wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, rein und unschuldig, voll Muth und Delicatesse — nur das Eine nicht, nur weise nicht." Seinen eigenen damaligen Zustand im Wesentlichen schildert er, wenn er die Situation seines Helden schildert: „In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab; zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht — so findet ihn die erste Liebe." Allein nun die Wendung des Dichters von Mannheim nach Dresden, die Entfernung von Charlotte, der Wechsel seines Umgangs, die Berührung mit tüchtigeren und gesetzteren Menschen, die Eroberung eines Freundes, wie Körner! „Carlos selbst" — um wieder die eigenen Worte Schiller's zu hören — „war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen." Mit dem Wechsel des Helden aber wechselt nun natürlich der ganze Plan des Stücks. Was anfangs als eine bloße Episode gemeint gewesen — die Pläne der beiden Freunde für Menschenrechte und Menschenfreiheit — das wird nun zur Hauptsache; was anfangs die Hauptsache gewesen — die Liebe des Infanten zu seiner Mutter — das wird nun zu einem zu überwindenden Interesse herabgesetzt. Die Selbstentwickelung des Dichters wird zur Entwickelungs- und Erziehungsgeschichte seines Carlos. Wie ursprünglich die bessere Liebe des Prinzen über die buhlerischen Künste der Eboli siegen sollte, so läßt er ihn nun durch die Ideen und die Tugend seines Posa auch über jene bessere Liebe Meister werden. Für diese Ansicht von der Sache tritt Schiller selbst als Gewährsmann ein. Wir denken, es giebt keinen besseren. Ein vortrefflicher Advokat in eigener Sache, zeigt er sich hier, wie sonst, noch vortrefflicher als Kritiker. Einen schlechten Dienst, fürwahr, erweist man ihm, wenn man den Dichter auf Kosten des Kritikers retten will: — es ist eine handgreifliche Paradoxie, wenn P a l l e s k e den Don Carlos für „einen der wunderbarsten Organismen, die je aus eines Dichters Seele gekommen", die Briefe über Don Carlos für eine „Concession an die flache Kritik und die stofflichen Sympathien der Zeit" erklärt!

Aber freilich, obgleich unser Stück, ästhetisch betrachtet, nichts weniger als ein wunderbarer Organismus ist, so fehlt es darum doch nicht an einer inneren Continuität zwischen den Motiven der ersten und denen der letzten Acte. Es ist eben die Continuität des sich entwickelnden, lebendigen Menschen, die Einheit zwischen dem vierundzwanzigjährigen und dem siebenundzwanzigjährigen Dichter. Schon der Carlos der ersten Acte ist nicht eine bloße Hamletsnatur: auch in ihm schon leben, wenn auch zurückgedrängt, die weltbeglückenden, menschheitbefreienden, reformatorischen Ideen des Posa. Ja, jene Liebe selbst, in welcher das Herz sich gegen die Convention auflehnt, hat zum Kern ihres Interesses denselben Gedanken, der in den späteren Acten nur universalisirt, der nun endlich auf die relativ berechtigtste Formel gebracht wird. Durch diese Formulirung gerade bildet der Don Carlos den Abschluß der ersten Periode des Dichters. Es ist ein weiter Abstand, aber es ist dennoch ein Zusammenhang zwischen dem Räuber Moor und dem Malteserritter. Wenn jener gegen die bestehende Ordnung der Dinge eine kindische und verbrecherische Opposition macht, so erhebt sich Posa gegen die Ordnung, wie sie unter König Philipp bestand, gegen den die Menschheit entwürdigenden katholisch-spanischen Despotismus; in seinen Mitteln ist, oder soll wenigstens eine verständige politische Wahl und Ueberlegung sein, und seine Ziele sind wesentlich rein und sittlich. Das Ideal des Maltesers ist die Herstellung eines Reiches der reinsten Humanität, der Verbindung des höchsten Glücks des Ganzen mit der höchstmöglichen Freiheit der Individuen. In diesem kosmopolitischen Ideale läutern sich nun die radicalen Invectiven des Infanten gegen Pfaffenthum und Priesterwirthschaft. Bis auf einen gewissen Grad wenigstens sucht der Dichter dem Auftreten dieses Idealismus historische Wahrscheinlichkeit und durch das Anknüpfen an den Befreiungskampf der Niederlande einen historischen Hintergrund zu geben. Aber wohlgemerkt freilich: es sind noch viel mehr die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, der Geist der Zeit, deren Kind der Dichter selbst war. Der Zweck des Marquis Posa ist nicht wesentlich verschieden von dem, was Maurer und Illuminaten erstrebten, von dem, was in dem Kopfe eines Joseph II., in der Einbildung eines Dalberg lebte, von dem, was den idealen Gehalt der französischen Revolution bildete. Ausdrücklich gestand Schiller, daß er es nicht für einen Raub an der Kunst achte, wenn er den Versuch gemacht habe, „Wahrheiten, die Jedem die heiligsten sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet

der Dichtung hinüberzuziehen". Er gestand damit, daß sein Stück noch immer, ja, daß es nun erst recht ein Tendenzstück sei. Aber aus einem Tendenzstück im kleinen war es jetzt ein Tendenzstück im großen Stile geworden.

Ein Tendenz-, ein Principienstück großen Stils, und doch noch immer ein Drama der Stimmungen! Der Abschluß einer Periode, und doch noch so wenig abgeschlossen in sich! Als das Product eines Uebergangszustandes steht es auf einem bei jedem Schritt von Neuem wankenden Boden, und wankend ist ebendeshalb — auch Posa's Charakter. Dieser Posa, um es kurz zu sagen, hat sich noch keineswegs mit seinen Idealen in ein volles Gleichgewicht gesetzt. Wie der Held der ersten Acte bereits viel von dem Malteser, so hat umgekehrt dieser noch viel von dem Prinzen an sich. Durch seinen Idealismus selbst zum politischen Intriguenspiel verführt, verdirbt er sich alsbald dieses Spiel durch die Wärme des Enthusiasmus, durch die poetischen Regungen, die ihn — wir wollen sagen, die den Dichter in der Ausführung dieses Charakters überraschen. So ist Posa mit all' seinen erhabenen Maximen ein Stümper gegen König Philipp, trotz aller Superiorität, die er gegen Carlos annimmt, nur um Weniges reifer und entwickelter als dieser. Auch ihn beherrscht noch der Eindruck des Moments, auch er ist von Stimmungen und Phantasiebildern fortzureißen. Seiner Rolle nicht gewachsen, in seinen politischen Entwürfen durch seine kosmopolitischen Ideen, in seinen Ideen durch seine Gefühle gekreuzt und genirt, bleibt ihm einzig der Ausweg eines Opfers, das er mit gebrochenem Herzen bringt. Es ist eine gewaltsame und ebendeshalb wehmüthige Lösung des Conflicts. Nicht freudig und heiter, sondern mit einem trüben Blick auf das Leben, das er hinter sich läßt, in der Stimmung der Resignation „hüllt er sich in die Größe seiner That". So ist Posa — denn ebenso war Schiller in der Zeit, wo er seinen Carlos vollendete. Er hatte den großen Schritt aus dem Phantasie- und Gefühlsleben des ersten Jünglingsalters in den sittlichen Ernst des Mannesalters gethan, aber noch fehlt viel, daß er zu vollkommener Männlichkeit ausgereift wäre. Scheidend wirft er einen thränenschweren Blick zurück. Noch schmerzen ihn die Wunden des Sieges, den er über so manche Täuschungen und Thorheiten seiner Jugend davongetragen; noch vermag er sich nicht heiter seines Sieges zu freuen; noch ist er seines neuen Glaubens, seiner Vorsätze, seiner Zukunft nicht sicher. Nur Eins, zum Glück, hat er vor seinem Helden voraus: — er überlebte die Katastrophe seiner Tragödie, und die

Zeit wird kommen, wo wir sein Gemüth mit der Welt versöhnt, wo wir ihn selbst daher zu neuen und vollendeteren Schöpfungen reif und rüstig finden werden.

Eine Trennung von seinen Freunden — in dieser Form stellte sich jene Katastrophe in seinem eigenen Leben dar. Zu sehr nämlich contrastirte seine dermalige Stimmung mit dem ruhigen und fertigen Glück des Kreises, dem er jetzt angehörte. Selbst in dem Körner'schen Hause vermißte er das poetische Element, das ihn, unter allem Elend und bei aller Zerfahrenheit seines vorigen Lebens gereizt hatte. War ihm, bei einem gelegentlichen Rückfall in seine frühere Weise — wie bei dem Abenteuer mit dem schönen Fräulein v. Arnim — die Ueberlegenheit seines Freundes Körner doppelt empfindlich, so glaubte er doppelt die „Degradation seines Geistes" zu fühlen. Unzufrieden mit sich selbst, machte er sich den Vorwurf, daß er auch den Freunden nicht genug bieten könne. Und wenig oder nichts bot ihm das übrige Dresden; denn er am wenigsten war danach angelegt, daß ihn Museen und Bildergallerien für mittelmäßigen Umgang hätten entschädigen können. Er sehnte sich nach reicherem und anregenderem Umgang. Wie Tasso daher seinen Fürsten, so bittet er seine Freunde, ihn zu entlassen. Wie Tasso nach Rom, so strebt er nach Weimar. Ihn lockt dort ein Wiedersehen mit Charlotte, es lockt ihn die Aussicht auf Ruhm, der Wunsch einer Erneuerung seiner Beziehungen zu Karl August. Von Weimar, so war der weitere Plan des Dichters, wollte er dann zu Schröder, dem Dirigenten des Hamburger Theaters, um diesen und dessen Bühne kennen zu lernen. Mehr aber als Alles — die Unruhe selbst läßt ihn nicht länger weilen; „geheilt von Allem, was ihn jetzt beklemmt," so hofft, so verspricht er nach kurzer Frist zu den Freunden zurückzukehren: überzeugt oder nicht überzeugt müssen diese in die Entfernung willigen.

Am 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an, und eifrig begann er, sich in der dortigen Welt zu orientiren. Eine noch junge literarische Berühmtheit kömmt er zu schon befestigten und anerkannten. Er kömmt, wie sich versteht, mit den höchsten Erwartungen von den Männern, deren Ruhm ihm bisher aus der Ferne imponirt hat. Er kömmt mit Bescheidenheit, ja mit Schüchternheit und doch wieder mit der Hoffnung, jenen Größen sich zugesellen zu dürfen, mit der Prätension, Aufmerksamkeit zu erregen, voll Verlangen zu hören, was man „in Weimar zu seinem Don Carlos sage." Der König, leider, dieses literarischen Kreises, Göthe ist noch in Italien abwesend, und die Art, wie sein Geist alle diejenigen gemodelt hat, die sich zu seinem Cirkel zählen, das

zur Schau getragene übertriebene „Attachement an die Natur," das diese Göthe'sche „Secte" auszeichnet, kann den neuen Ankömmling nicht wohlthätig berühren. Von Göthe muß er reden hören, und mit Bewunderung reden hören gleich bei seinem ersten Besuche bei Herder, und muß gleichzeitig die Erfahrung machen, daß er dem Letzteren nur eben dem Renommee nach bekannt ist. Nichts desto weniger ziehen die Beiden sich an, da er mit Herder wenigstens philosophische Ideen austauschen kann. Bequemer als mit diesem findet er den Verkehr mit Wieland. Der ältere, aber noch jugendlich frische Mann, liebenswürdig trotz aller Wunderlichkeiten, wendet dem jüngeren eine Art väterlicher Zuneigung zu. Wieland braucht Mitarbeiter für seinen „Deutschen Mercur": er findet den allerbrauchbarsten in Schiller, und Schiller wieder kann von der schriftstellerischen Routine des alten Prakticus sich Manches zu nutze machen. An Sternen zweiter und dritter Größe, an bedeutenden oder interessanten Frauen fehlt es vollends nicht. Bald genug ist unser Poet in alle Cirkel der vornehmen Welt von Weimar eingeführt. Nur mit dem Hofe, mit dem ihn gleich anfangs eine Einladung der Herzogin Mutter in Berührung bringt, will es ihm nicht recht glücken; ist doch der Herzog, eben jetzt in preußische Kriegsdienste getreten, nicht anwesend, und somit ein Hauptzweck von Schiller's Aufenthalt vereitelt.

Es war im Ganzen ein verwirrender, zum Theil ein verstimmender Eindruck, den so viele neue Dinge und Menschen auf den Dichter machten. Unruhe, Zerstreutheit und daneben Empfindlichkeit spricht aus seinen Briefen. Nur wenige Wochen, und mit dem Reiz der Neuheit ist der imponirende Glanz der Weimarischen Gesellschaft und ihrer Celebritäten entschwunden. Da jedoch zeigte es sich, daß der Schiller in Weimar nicht mehr der Schiller von Mannheim war. Es bedurfte kaum, daß der ehrliche Körner ihn merken ließ, wie unzufrieden er mit diesem dissipirten Wesen sei. Schon hatte der Dichter selbst das Mittel ausfindig gemacht, sich wieder zurechtzufinden. Es bestand einfach in dem Fallenlassen aller nach Außen gekehrten Prätensionen, es bestand darin, daß er wieder anfing, mehr für sich als in Rücksichten für und auf Andere, mehr in der Arbeit als in der Gesellschaft zu leben. Das äußere Bedürfniß, für seine Subsistenz zu sorgen, trifft mit dem inneren Bedürfniß der Sammlung zusammen, und so kömmt jetzt zuerst jener bewunderungswürdige, auch später nur durch Krankheit unterbrochene Fleiß über ihn, jener Fleiß nicht blos der unausgesetzten Thätigkeit, wie ihn Göthe hatte, sondern recht eigentlich der Fleiß der

Arbeit, ein Fleiß, wie er mehr den Gelehrten als den Dichter zu bezeichnen scheint.

Zwei Aufgaben namentlich hatte Schiller von Dresden mitgebracht. Es war ein Interesse des Tages, das er im Geisterseher für seine „Thalia" ausbeutete. Das Aufsehen, das die Wunderthaten und Betrügereien eines Cagliostro damals machten, setzte die Einbildungskraft des Dichters in Bewegung und forderte andrerseits seinen aufgeklärten Geist zur Opposition heraus. Die Aufgabe indeß, mit seiner Phantasie Taschenspielerei zu treiben, konnte ihn unmöglich lange fesseln; bald fühlte er, daß er zu gut dazu sei; abgestoßen von dem Absurden und Vulgären dieses Stoffes, schrieb er nur mit Widerwillen weiter und sprach er mit äußerster Geringschätzung von dem Geschriebenen. Erst als er zu denjenigen Partien kam, wo er den Geist gegen die Geister in's Feld führen durfte, erst bei den raisonnirenden und philosophischen Excursen faßte er neues Interesse für die Arbeit. Aber das Publicum freilich war mehr auf die Geistererscheinungen gespannt als auf die Philosophie des Autors. So kam es, daß der Roman ein Fragment blieb, dessen Werth nicht sowohl in der Erzählung, als darin besteht, daß es uns die aufklärerischen Tendenzen und die persönlichen Ueberzeugungen des Verfassers, statt in einem künstlerischen Bilde, vielmehr ziemlich nackt und unmittelbar vor Augen bringt.

Wenn nun aber der Geisterseher in Weimar zunächst vertagt wurde, so wurde statt der erdichteten die wirkliche Geschichte hervorgezogen. Der Dichter, der nur eben den Carlos vollendet hatte, freilich mit Anstrengung vollendet hatte, wendet auf einmal der Dichtkunst den Rücken. Mit Erstaunen hören wir aus seinem Munde, wie es auch einen „ökonomischen Ruhm" gebe. Nicht wenig erfreut ihn die Vorstellung, daß er sich jetzt zum ersten Mal in seinem Leben mit etwas „Solidem" abgebe; — er ist entschlossen, den Fluch von sich abzuwehren, den die Meinung der Welt über die Poesie, über diese „Libertinage des Geistes" verhängt habe! Nur eine Laune, so kann es zunächst scheinen, macht ihn den Musen abspenstig; nur die Noth des Lebens bringt ihn zu dieser „ökonomischen Schriftstellerei", bei der die Bogenzahl und das zu gewinnende Honorar eine so wichtige Rolle spielen. Und dennoch verhält es sich anders. Seine Phantasie hatte ihre mitgebrachten und ihre erworbenen Güter unsparsam verausgabt; rasch, zu rasch hatte der Dichter als Dichter gelebt; wie für sein sittliches so bedurfte er für sein geistiges Leben ein festeres Fundament und ein Stück Prosa. Schon in Dresden hatte er gefühlt, daß er

noch lernen, daß er seiner Seele neues Material zutragen müsse. Er fand dieses Material in der Geschichte. Wohlgemerkt jedoch: er fand nicht blos, sondern er trug ebensoviel von seinem Eigenen hinzu. Hinter dem Historiographen verschwindet nicht sowohl der Poet, als er vielmehr nur leicht und erkennbar in den Historiographen sich verkleidet. Sein ganzes Absehen, wenn er jetzt, durch sein letztes Drama darauf hingeführt, die Geschichte der niederländischen Rebellion, später die des dreißigjährigen Kriegs schreibt, ist ein ästhetisches. In der ersten Unbefangenheit und Scrupellosigkeit des poetischen Schaffens würde er es mit diesen Stoffen gemacht haben wie mit dem Stoff des Fiesco. Was in einer früheren und wieder in einer späteren Periode zu einem poetischen Drama, das wurde jetzt zu einer dramatischen Erzählung. Es ist ihm, äußerlich betrachtet, darum zu thun, im Gegensatz zu der gelehrtenmäßigen Nüchternheit der damaligen deutschen, im Wetteifer mit der ausländischen Geschichtschreibung, die Historie „aus einer trockenen in eine reizende Wissenschaft" zu verwandeln. Er steht innerlich noch anders zu der Sache. Die Lectüre von Watson's niederländischer Revolution hatte ihn selbst dichterisch angeregt. Was er als Dichter gelesen, wollte er nun als Dichter schreiben. Wie dieser Stoff sich in seiner eigenen Vorstellung gespiegelt, wie derselbe ihn bewegt und begeistert, so wollte er ihn reproduciren, um die selbstempfundene Wirkung „bleibend zu machen, zu vervielfältigen und zu verstärken."

Unser Urtheil über das, was auf diese Weise entstand, kann kurz sein, und es darf sich zugleich auf die späteren kleineren historischen Arbeiten, sowie auf die 1790 bis 1793 für den Göschen'schen Damenkalender geschriebene Geschichte des dreißigjährigen Krieges erstrecken. Wollen wir gerecht sein, so darf dieses Urtheil weder das lobpreisende Johannes von Müller's, noch das wegwerfende Niebuhr's sein. Vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft sind Arbeiten werthlos, welche sich — und zwar, wie neuerdings J. Schmidt nachgewiesen, nicht ohne Charlatanerie — höchstens den Anschein geben, auf die ersten Quellen und gleichzeitigen Documente zurückzugehn. Vom Standpunkte der Geschichtsschreibung sind sie keineswegs ebenso werthlos, und sind sie noch weniger wirkungslos gewesen. Die Vernachlässigung der Form auf dem Gebiete der Wissenschaft, das Ueberwiegen des gelehrten Pedantismus, der mühseligen Steifheit und wieder der saloppen Rohheit ist ein grunddeutscher Fehler, den wir, Franzosen und Engländern gegenüber, zum Theil noch heut mit Beschämung eingestehen müssen. Wenn das Gefühl dieses

Mangels lebhafter und allgemeiner geworden ist, wenn wir heut wieder, um die Wissenschaft dem Leben zu befreunden, nach einer mehr populären und gefälligen Darstellung streben, so müssen wir bekennen, daß die Wege dazu unter Andern auch durch die Schiller'sche historische Prosa geebnet worden sind. Nicht in dem Ziele, nur in den Mitteln vergriff sich unser Dichter. Statt des freien Gewährenlassens des geschichtlichen Stoffes nach seiner eignen thatsächlichen Natur und Lebendigkeit, bildet die subjective Empfindung und Begeisterung das Element, in welchem Personen und Dinge sich bewegen. Die Beredsamkeit und zuweilen der bloße Fluß der Sprache, die Rhythmik der üppigen und wohlgerundeten Periode tritt für die Anschaulichkeit, für die körperliche Sichtbarkeit des Dargestellten ergänzend ein: — die Geschichte wird nicht sowohl aus dem Kern ihres eignen Wesens reproducirt, als sie, bald mit tieferen, bald mit oberflächlicheren Mitteln, nur stilisirt wird. In Schiller's ganzer Geistesart lag dieses Verfahren begründet. Die Ungeduld, den Stoff zu formen, das Bedürfniß, seine subjectiven Kräfte in's Spiel zu setzen, machten ihn von vornherein für die Objectivität, welche die Geschichtschreibung fordert, untauglich. An dem Stoff der Geschichte insbesondre waren ihm einzelne und sehr wesentliche Seiten nichts weniger als homogen. Die politische Geschichte verlangt vor Allem politischen Sinn. Von diesem Sinn gerade besaß unser Historiker nur wenig. Ausdrücklich bekennt er, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele ihm wichtiger und interessanter erscheine als die größte Menschengesellschaft, als ein Ganzes betrachtet. Nicht die Schicksale der Staaten, sondern die heroischen Gesinnungen und Handlungen der geschichtlichen Helden rissen ihn zur Sympathie fort. Nicht als Politiker, sondern als Dramatiker interessirte ihn die Geschichte. Große Situationen daher vermag er wie glänzende Scenen, große Charaktere mit psychologischem Scharfblick und mit moralischer Theilnahme darzustellen. Ein Motiv endlich überwiegt jedes andere. So wenig hatten wir bis dahin als Nation gelebt, daß unserem Dichter das vaterländische Interesse als ein untergeordnetes, ja als ein kindisches galt. Die Seele seiner Geschichtschreibung daher wird die Tendenz, „jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen". Er schreibt die Geschichte der Niederlande vom weltbürgerlichen Standpunkte — aus der Gesinnung seines Posa heraus. Menschenfreiheit, Menschenwürde und Menschenrecht sind die herrschenden Ideen seiner Darstellung. Sie sind es, die ihn weder im guten noch im schlechten Sinn parteiisch werden lassen; sie sind es, die

ihn, bei aller Färbung im Einzelnen, die echt historische Farbe im Ganzen verfehlen lassen.

Neue und schwere Erfahrungen haben uns seitdem über die Bedeutung des staatlichen Lebens anders urtheilen, über den Werth des Nationalen anders empfinden gelehrt. Mit Recht daher hat auch unsre Geschichtschreibung andere Bahnen eingeschlagen. Aber bleiben wird uns, so Gott will, die sittliche Schätzung der politischen Mächte; und die großen Ideen von Menschenwürde und Freiheit wird sich die Nation, bei allem Nachdruck, den sie auf ihr nationales Recht legt, nicht verleiden, wird sie sich weder von Pedanten noch von Romantikern ausreden lassen. Sie wird übrigens über diese Arbeiten ihres Dichters wesentlich so denken, wie er selbst dachte. Nur zuweilen, im unmittelbaren Feuer des Schaffens konnte er meinen, daß er dem Publicisten näher stehe als dem Dichter. Als er von der Arbeit selbst zurücktrat, protestirte er dagegen, daß ein Werk seines Fleißes wie ein Werk des Genies beurtheilt werde. Vor Allem aber: die Poesie war eine Gehülfin von zweifelhaftem Werth für die Geschichtschreibung, die Geschichtschreibung war von unschätzbarem Werth für die Dichtung. Es war, wie er in seinen überlegtesten Momenten es auffaßte, eine Uebung für seine Kräfte, und zwar für dieselben Kräfte, die er, nachher wie vorher, auf dem Gebiete des Drama's glücklicher verwerthen sollte. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges — einst ein Lieblingsbuch der Tausende — wird vermuthlich seltner und immer seltner gelesen werden: dem Umstande, daß sie geschrieben wurde, verdanken wir das Werk, das nur zugleich mit unsrer Sprache untergehen wird, — verdanken wir den Schiller'schen Wallenstein.

In der Natur der Sache lag es, daß die neue schriftstellerische Thätigkeit unserem Dichter kein volles Genüge schaffte. Sie heilte ihn nicht von jenem Gefühl geistiger Ermüdung, das sich schon gegen das Ende des Dresdner Aufenthalts gemeldet hatte. Wiederholt klagt er, inmitten jener Thätigkeit, über das „Abattement seines Geistes"; er klagt, daß seine Triebe abgenutzt, daß seine Seele durch das Abarbeiten widerstreitender Empfindungen entkräftet, daß sein Gemüth verwüstet, sein Kopf verfinstert und von einer „philosophischen Hypochondrie" bedrückt sei. Mancherlei äußere Verhältnisse standen seiner Heilung im Wege: nichts so sehr wie das seltsame, von Neuem aufgenommene Verhältniß zu Charlotte von Kalb. Fast täglich verkehrt er mit dieser, die ja vorzugsweise der Magnet gewesen war, der ihn nach Weimar gezogen, und die ihrerseits, nach dem Schmerz der Trennung in Mannheim, den Dichter mit krankhaft leidenschaftlicher Sehn-

sucht erwartet hatte. Dieser Verkehr eben wirkte aufreibend und verzehrend auf ihn. Gerade das, in der That, was ihn ursprünglich zu dieser hingezogen, begann jetzt ihn abzustoßen und zu martern. Er fand bei ihr genau dasselbe, was sein eigenes Wesen krankhaft angriff, dieselbe stofflose Exaltation, dieselben, gleichsam convulsivischen Spannungen des Geistes, dasselbe Zerarbeiten von Empfindungen. Wohl sah er, was er bedurfte. Er bedurfte statt dieses unnatürlichen und pikanten Verhältnisses ein natürliches und einfaches; statt Leidenschaft Liebe, statt einer Freundin eine Frau. Offen sprach er es dem treuen Freunde gegenüber aus, daß er sich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz sehne. Nicht mit Unrecht indeß mochte in diesem Punkte der Freund dem Poeten mißtrauen, und so sollte denn diesmal das Glück und der Zufall dem Letzteren zu Hülfe kommen. In Rudolstadt, auf der Rückreise von einem Besuch, den er, auf wiederholtes Andringen, seiner alten Gönnerin Frau von Wolzogen, in Bauerbach und Meiningen abstattete, lernt er die Lengefeldt'sche Familie kennen. Rasch faßte er ein Interesse für die Töchter des Hauses. Ein näheres Verhältniß spann sich an, als Lotte von Lengefeldt, die unverheirathete der beiden, zu Ausgang des Winters einen Aufenthalt in Weimar nahm. Schon empfängt sie die liebenswürdigsten Billets voll Ergebenheit, Theilnahme und Neigung von dem Dichter, und bald war es verabredet, daß derselbe den Sommer in Volkstädt, in der nächsten Nähe von Rudolstadt, zubringen sollte.

Mit den ersten Sommerlüften, Mitte Mai 1788 bezog Schiller seine ländliche Residenz, und für seinen Geist wie für sein Herz begann eine neue Epoche. Gleichzeitig mit der wachsenden Anziehung, welche die beiden Schwestern Caroline von Beulwitz und Lotte von Lengefeldt auf ihn ausüben, erfährt das Verhältniß zu Frau von Kalb eine Krisis, die fast schon einen Bruch bedeutet. Mehr und mehr verdrängen wahrere, natürlichere und wohlthuendere Empfindungen jene ältere Leidenschaft. Seit lange zum ersten Mal fühlt er sich in dem herzlichen Umgang mit diesen Menschen wieder innerlich glücklich und froh. Um Vieles leichter geht ihm hier in der ländlichen Einsamkeit die Arbeit am Geisterseher und an der niederländischen Rebellion von Statten — Arbeiten, von denen er des Abends in geist- und gemüthvollem Gespräch mit den Rudolstädter Freundinnen sich erholen kann. Er fühlt seinen Genius wieder. Dem Zuge desselben folgend, greift er — das beste Zeugniß der Genesung — sogar zu dramatischen Entwürfen zurück. Zugleich aber, in dem bestimmten Gefühl, daß seine Muse allererst einer strengen Zucht und

Läuterung bedürfe, geräth er, unter eifriger Theilnahme und Anregung von Seiten der Damen, in die Schule, die seinem ganzen späteren Dichten einen edleren Typus aufdrücken sollte. Zum Carlos hatte er, um seiner früheren Shakspearisirenden Manier ein Gegengewicht zu geben, in den französischen Tragikern gelesen. Erst jetzt kömmt er an die rechte Quelle. Die Vossische Uebersetzung der Odyssee, der Homer ist es, der ihn für die Alten gewinnt, so sehr gewinnt, daß er für die nächsten Jahre die modernen Schriftsteller förmlich von seiner Lectüre verbannen will. Und charakteristisch sofort die Art und Weise, wie er dies neue Studium betreibt. Ganz ähnlich, wie das Studium der Geschichte. Er lernt, indem er schafft, er nimmt in sich auf, indem er unmittelbar das Aufgenommene verarbeitet und umbildet. Des Griechischen nur in der schülerhaftesten Weise mächtig, macht er sich daran, mit Hülfe einer elenden französischen und einer lateinischen Uebersetzung, des Euripides „Iphigenie in Aulis" und Scenen aus den „Phönizierinnen" zu übersetzen. Er übersetzt sie, nicht so sehr als Uebersetzer wie als Dichter, nicht sowohl — um einen Ausdruck Wilhelm von Humboldt's zu brauchen — in eine andre Sprache, als in eine andre Gattung von Dichtung. — Und wunderbar genug! dieses Bekanntwerden mit den Alten fiel ungefähr in denselben Zeitpunkt, in welchem unserem Dichter zum ersten Mal der Mann persönlich nahetrat, der unter den Neueren am meisten den Alten verwandt war. Noch nicht lange war Göthe aus Italien zurück, als er, Anfang September 1788, dem Rudolstädter Kreise einen Besuch abstattete. Noch eben hatte sich Schiller mit dem Göthe'schen Egmont beschäftigt; mit herzlicher und rückhaltloser Bewunderung hatte er sich der sinnlichen Wahrheit und der Kunst der Dichtung erfreut, zugleich jedoch mit ebenso treffendem sittlichen wie ästhetischen Gefühl die Weichlichkeit in dem Charakter des Helden und den opernhaften Schluß des Stücks als Fehler erkannt. Mit freier, nicht mit demüthiger Verehrung stand er jetzt dem Verfasser des Egmont gegenüber, — und der erste Eindruck, den die Erscheinung auf ihn machte, war so wie man erwarten mag. Schiller zweifelte, ob er dem älteren Meister je näher kommen werde: so weit sei derselbe ihm an Lebenserfahrung voraus, so sehr sei dessen Wesen und Vorstellungsweise von der seinigen verschieden. Und überwiegend dieser Gegensatz der Naturen machte sich fühlbar, als Schiller demnächst im Winter von 1788 auf 1789 in Weimar wiederholt mit Göthe zusammentraf. Dem Fertigen stand der Unfertige, dem Gesammelten und Ruhigen der Strebende und Ringende gegenüber. Alle Noth und Mühe des Lebens hatte der Eine durchgekostet; ein Kind des

Glückes stand der Andre sicher auf sich selbst gegründet. Mit der Empfindung des Plebejers sah jener zu dem vornehmen Wesen, zu der ablehnenden Haltung, zu der abgeschlossenen Existenz des Andern — er sah mit stolzer Eifersucht, mit einem aus Haß und Liebe gemischten Gefühle zu ihm hin und an ihm empor. Aber alle diese Empfindungen und vergleichenden Betrachtungen wirkten auf ihn, wie sie nur auf eine große Seele wirken konnten. Sie befestigten sich nicht zu kleinlichem und verbittertem Neide, sondern sie spornten den Zurückgebliebenen zu einem Wetteifer mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte. Mit Hinblick auf Göthe's Urtheil, begierig nach Göthe's Beifall feilt von nun an Schiller auf's Eifrigste an den kleineren poetischen Producten, die um diese Zeit neben den Geschichts- und Journalarbeiten seiner Feder entspringen. Das Göthe'sche Vorbild schlägt ihn nur nieder, um ihn ebensosehr zu erheben. „Aber ich habe", — so schließt er seine Confessionen an Körner, — „ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

Eine glückliche Revolution vielmehr hatte schon jetzt mit ihm begonnen: sie datirt von dem Aufenthalt in Volkstädt. Das Interesse für die Lengefeldt's, die Wendung zu den Alten, die Begegnung mit Göthe — diese drei Momente bezeichnen eine entscheidende Epoche in seinem Wesen; sie befreien ihn von dem gequälten Verhältniß zu der Kalb, sie läutern seinen Geschmack, sie erfüllen ihn mit neuem Muth und mit dem edelsten Ehrgeiz. Das bestimmteste Bewußtsein von dieser Umwandlung spricht sich in den Briefen des Dichters aus. Mit allen „kleinen Leidenschaften" will er nun brechen; die ganze Kraft seines Wesens ist er entschlossen zu retten und zu genießen, alle bösen Geister will er zur Seite stellen, um einzig die guten um sich zu schaaren — zum Mann, mit Einem Worte, ist er gereift, und alle wichtigsten Grundlagen seiner gesammten späteren Entwickelung sind gelegt.

Diese Grundlagen äußerlich zu befestigen, fehlte nur Eins, und dieses Eine ließ nicht auf sich warten. Es erfolgte die Anfrage wegen Uebernahme einer Professur in Jena. Schiller ging mit gemischten Gefühlen darauf ein. Er sah seine Unabhängigkeit bedroht, er konnte sich seine Unzulänglichkeit, seinen Mangel an Kenntnissen und selbst an didaktischer Befähigung nicht verhehlen. Auf der anderen Seite jedoch überwogen die Reize der ihm angetragenen Stellung. Jena zunächst hatte ihm schon bei einem früheren Ausfluge dorthin sehr wohl gefallen; er hatte dort Reinhold und Griesbach,

Hufeland und Schütz kennen gelernt, und er war durch diese mit der Allgemeinen Literaturzeitung in thätige Beziehung getreten. Und die Hauptsache endlich. Wie er innerlich über „alle romantischen Luftschlösser" hinaus war, so sehnte er sich auch äußerlich nach einem solideren Zustande. Seine schließliche Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein. Am 11. Mai 1789 sehen wir ihn als Professor von Weimar nach Jena übersiedeln, und zum ersten Mal — so fühlte er selbst die Bedeutung dieses Schrittes — war er „eigentlicher bürgerlicher Mensch", war er, was er noch nie zuvor gewesen, ein Glied eines größeren in sich zusammenhaltenden Ganzen, ein Poet, nicht mehr in abstracto, sondern gebunden an die Pflicht eines festen und regelmäßigen Berufs. Bald genug freilich und immer von Neuem durchlief er die wechselndsten Stimmungen in diesem ungewohnten Verhältniß. Wenn sein Humor in Folge der Herzlichkeit des ersten Empfanges zunächst der allerbeste war, so mußte er nur zu bald auch den Geist des Neides, den professorischen Zopf, die Kleinlichkeit und den Pedantismus des alten Facultätswesens erfahren. Statt ihm Geld einzubringen, zog ihm die neue Professur einen Louisd'or nach dem andern aus der Tasche; sie raubte ihm seine Freiheit; sie kostete ihn eine Zeit, die er soviel besser auf lohnendere und zusagendere Arbeiten hätte verwenden können. Bald wird in seinen Briefen an Körner ein Reue- und Klageruf nach dem andern laut, und fortwährend beschäftigen ihn Pläne, dieser „heillosen" Situation wieder zu entrinnen. Er richtet seine Augen nach Berlin, nach Mainz, wo er auf die Protection des Coadjutors von Dalberg rechnen kann, ja — als diese Mainzer Pläne zugleich mit dem Kurfürstenthum bei der Katastrophe des Jahres 1792 zusammenstürzten — einen Augenblick sogar auf die Franzosen! Nicht blos natürlich jedoch, sondern auch heilsam waren alle diese Stimmungen. Nur in dem harten Joche solcher Pflicht- und Regelmäßigkeit mochte sich das bewegliche Wesen des Dichters vollends fixiren, mochte er sich für den Ernst seines höheren Berufes die Geduld und die gediegene Kraft erringen. Jenen Stimmungen zum Trotz wurde der Jenaische Aufenhalt in der That das für den Dichter, was er sich in seinen ruhigsten Stunden davon versprochen hatte. Er wurde es nicht zum wenigsten deshalb, weil das Joch des Berufes ihm jetzt auch durch das häusliche Glück der Ehe versüßt wurde. Mit seiner Existenz fixirte sich seine Neigung. Nach langer Unsicherheit über den Zustand seines eignen Herzens, gestand er sich, daß dasselbe längst für Lotte von Lengefeldt entschieden habe, und nach langem Zögern erklärte er sich gegen die Geliebte, erhielt er die Einwilligung

von deren Mutter. Von Seiten des Meininger Hofes mit dem Hofrathstitel, von Seiten des Herzogs von Weimar mit einem kärglichen Gehalt ausgerüstet, steuerte er dem Ziele zu. Charlotte von Kalb empfing ihre Briefe zurück, und am 22. Februar 1790 wurde Schiller mit seiner Braut in aller Stille getraut. Er hatte sich ein Glück bereitet, das die Probe von Körner's anfangs zweifelnder Freundschaft und die Probe des Lebens aushielt. Denn nun erst löste sich je länger je mehr jene leidenschaftliche Spannung, die ihn bisher gequält, und machte einer sanften Befriedigung, einer ruhigen und harmonischen Stimmung Platz. Mit Nachdruck sagte er dem Freunde, daß er seine Frau für sich, nach dem eigensten Bedürfniß seiner Individualität, gewählt habe. Im ersten Glück über den Schatz, den er gehoben, fühlt er sich neue Jugend und neue Kraft; es kleidet sich wieder um ihn herum in dichterische Gestalten, und in dieser Gemüthslage ist er sicher, daß ihm „das akademische Karrenführen nie etwas anhaben soll". —

Wie stand es mit dieser akademischen Thätigkeit? — Nur die Frist weniger Monate hatte Schiller benutzen können, um sich in ziemlich cavalièrer Weise auf das Katheder vorzubereiten. Nicht dem Gelehrten, sondern dem Dichter der Räuber und des Carlos galt der ungeheure Erfolg seines ersten Auftretens in Jena, und auch das Programm, mit dem er auftrat, entsprach dieser seiner Stellung zur Wissenschaft. Aus der Noth eine Tugend machend, verstand er es, seinem Dilettantismus durch den Adel seiner Denkweise und durch den poetischen Flug seiner Ideen eine unbestreitbare Berechtigung zu erringen. Wenn er, mit einer Paränese an die studirende Jugend beginnend, dem „Brodgelehrten" den „philosophischen Kopf", d. h. denjenigen gegenüberstellte, dem die Grenzen der einzelnen Wissenschaften verschwinden, der seine Befriedigung nicht so sehr in der Wissenschaft, als in universeller und harmonischer Bildung findet, so sprach er wesentlich damit aus, worin seine eigne Legitimation zum Docenten liege. Wenn er sodann, im Anschluß an Kant den Gedanken der Universalhistorie entwickelte, wenn er sie als Geschichte der Cultur und Civilisation faßte, und in diesem Sinn den Causalzusammenhang der Begebenheiten unter das höhere Gesetz eines vernünftigen, in der Welt sich durchsetzenden Zweckes gebracht wissen wollte, so war damit, nur in kühneren Zügen und nach einem größeren Maaßstabe, dieselbe poetische Freiheit zum Princip erhoben, die er schon bisher als Geschichtschreiber geübt hatte. Und in dieser Weise trug er nun wirklich mehrere Semester hindurch seinen Zuhörern Universalgeschichte vor. Bruchstücke dieser Vorlesungen sind bekanntlich die historischen

Abhandlungen, die in der Thalia erschienen; aus dem Material dieser Vorlesungen sind ebenso die einleitenden Aufsätze entstanden, die sich in jener Sammlung von Memoiren finden, welche Schiller, wesentlich im Sinn buchhändlerischer Speculation, mit Hülfe andrer Schriftsteller schon in Weimar herauszugeben angefangen hatte. Durchweg ist, neben dem geschmückten Stil, der Versuch, eine höhere Nothwendigkeit, Plan und Zusammenhang nachzuweisen, Personen und Dinge psychologisch zu analysiren, moralisch zu würdigen und große Epochen mit construirender Geschicklichkeit zu charakterisiren, das Verdienst dieser Arbeiten. Mehr als in den eigentlichen Geschichtswerken erscheint hier von vorn herein der rhetorisirende Pragmatismus berechtigt. Der poetische und der philosophische Geist des Verfassers erheben sich, in mäßiger Höhe nur, über den Boden der Geschichte; sie umkreisen ihn, und man fühlt gleichsam, daß sie noch lieber diesem Bann sich ganz entzögen, um sich selbständig in eine höhere und reinere Region emporzuschwingen.

Unwiderstehlich zog es den Dichter nach dieser höheren Region. Seine Neigung zu philosophischen Träumen und Grübeleien ist uns bereits von seiner Stuttgarter Zeit her bekannt. Eine skeptische und materialistische Richtung rang dabei frühzeitig in seinem Kopfe mit dem Bedürfniß einer helleren und harmonischeren, Gemüth und Phantasie befriedigenden Weltanschauung. Für Beides liegen die ältesten Zeugnisse in der Dissertation, in Franz Moor's Selbstgesprächen, in dem Gespräch zwischen Edwin und Wollmar, in den Lauragedichten, in dem Gedicht auf die Freundschaft vor. Von Neuem wurde diese zwiespältige Gedankenbewegung durch das Zusammentreffen mit Körner rege gemacht, der ein eifriger Adept der neuen Kant'schen Philosophie war. Wenn jetzt in der „Freigeisterei der Leidenschaft" und in der „Resignation" der Skepticismus abermals laut wurde, so warf sich andrerseits der Dichter — um von dem Lied an die Freude zu schweigen — in einer philosophischen Correspondenz mit Körner noch einmal in die begeistertere Weltansicht zurück, mit der sein künstlerisches Wesen die Zweifel seines Verstandes schon früher niederzuphantasiren versucht hatte. Wir reden von den Briefen Julius' an Raphael. Was jener diesem vorträgt, mit dem Bewußtsein vorträgt, daß er nur einen Traum erzähle, sind im Wesentlichen dieselben Ideen, die wir schon in einem Briefe an Reinwald vom Jahre 1783 lesen können, — Ideen eines Dichters, der alle seine Kunst aus dem Herzen schöpfte. Lieben und Schaffen ist nach dieser Philosophie identisch. Auch Gott verhält sich zum Universum wie der

Künstler zu seinem Gedicht. Ein „unendlich getheilter Gott", ist die Natur, und das ganze Geisterreich ein Product der göttlichen Liebe, denn —

> Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches:
> Aus dem Kelch des ganzen Geisterreiches
> Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Was aber der Grund der Schöpfung ist, das begründet ebenso die Möglichkeit der Rückkehr in Gott. Liebe ist die Leiter, auf der wir zu dem Inbegriff aller Vollkommenheit emporstreben. Die Anziehung der Geister, in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zur Aufhebung der gegenwärtigen Trennung führen, — müßte „Gott hervorbringen".

Allein, schon indem Julius diese seine Theosophie zu Papiere brachte, stand er im Grunde so zu ihr, wie in derselben Zeit zu seinem Don Carlos. Mit Unglauben führte die Phantasie aus, was das Herz ehemals concipirt hatte. Wir haben das Abblühen seiner ersten poetischen Jugend mit angesehen, wir kennen die „philosophische Hypochondrie", die sich in Weimar seiner bemächtigt hatte, und kennen endlich die ernsten sittlichen Mittel, durch die er sich diesen Seelenzuständen zu entreißen suchte. Das Alles sofort fixirte sich in einem zweiten größeren philosophischen Selbstbekenntniß. Der alte Skepticismus, verbunden jedoch mit einem Versuch, denselben von innen heraus zu überwinden, tritt uns in jenem merkwürdigen Gespräch entgegen, welches den Zusammenhang der Erzählung im Geisterseher so auffällig unterbricht, daß es später, bis auf wenige Linien, aus dem Roman wieder entfernt wurde. Eine eigenthümlich doppelseitige Philosophie, die uns da Schiller aus dem Munde des Helden seiner Geschichte zu hören giebt! In ihren nächsten Resultaten naturalistisch, ist diese Philosophie in ihren letzten Principien idealistisch, das Ganze ein veredeltes und eben damit sich selbst aufhebendes System des Unglaubens, ein sichtlicher Kampf zwischen der zweifelsüchtigen Stimmung und dem besseren Selbst des Dichters. Zweck und Mittel nämlich, so läßt Schiller seinen Prinzen raisonniren, sind lediglich den Gesetzen der menschlichen Seele entnommene Begriffe, die wir voreilig und selbstsüchtig in die objective Welt hinüberdichten: in dieser waltet in Wahrheit nur blinde Naturnothwendigkeit. Alsbald jedoch sucht der Prinz, dieser Ansicht zum Trotze, die ja auch die Vortrefflichkeit des Menschen nicht nach der Höhe der Zwecke, sondern nach der Größe der Wirkungen tariren müßte, Menschenwerth und Moralität zu retten. Die theoretische Vernunft nämlich gilt ihm als eine untergeordnete

Instanz; die einzig entscheidende ist ihm das moralische Gefühl. Es ist, so entwickelt er, völlig irrelevant, was eine Handlung äußerlich wirkt; sie fällt, sobald sie aus der Seele entlassen ist, dem großen Strom des Causalnexus anheim; dem Menschen gehört nichts als seine eigene Seele. In diesem engen Bezirk daher, wo der Mensch autonom ist, ist das Princip der Moralität ausschließlich zu suchen: Moralität besteht lediglich in dem Mehr und Minder innerer Thätigkeit, in der Intensität der Kraftentwicklung, und von selbst versteht es sich, daß auch hierin allein, in der moralischen Vortrefflichkeit selbst, aller Anspruch auf Glückseligkeit ebenso beginnt wie endet.

Wunderbares Begegnen! Auf eigne Hand und vollkommen dilettantisch philosophirend, hatte der Dichter eine Denkweise ausgedrückt, die mit den innersten Motiven der Philosophie des großen Königsberger Denkers auf überraschende Weise zusammenstimmte. Denn, wohlgemerkt, bis dahin war es Körner schlechterdings nicht gelungen, seinem Freunde zum Studium der Kant'schen Lehre Lust zu machen. Schiller kannte dieselbe in der That nur vom Hörensagen. Als Körner noch im Jahre 1789 auf das System des Julius mit einem Briefe Raphael's an Julius antwortete (einem Briefe, den Kuno Fischer nicht für einen Schiller'schen hätte nehmen sollen), so vermuthete Schiller nur in dem Inhalte desselben eine „Drohung mit dem Kant"; er hatte, als er nach Jena kam, nur eine oder zwei Abhandlungen Kant's gelesen, deren Gedanken er sich dann freilich sofort für seinen Begriff der Universalgeschichte zu nutze machte; ja er hatte, wie gegen die kritische Philosophie, so überhaupt gegen alle streng philosophische Lectüre eine entschiedene Abneigung. Die Aufforderungen Körner's zur Fortsetzung des Briefwechsels zwischen Julius und Raphael beantwortete er mit dem Geständniß, daß nirgends wie hier ein Gefühl der „Armseligkeit" über ihn komme, daß es ihm eine schwerere Arbeit sei, einen Brief des Julius zu schreiben, als die beste Scene zu machen. Seltsamer Widerstreit zwischen dem philosophischen Talent und dem dichterischen Instinkt! — ein Widerstreit, offenbar, welcher nur gelöst werden konnte, wenn es einen Punkt gab, in welchem von selbst, natürlich und unvermeidlich, das philosophische mit dem dichterischen Interesse zusammenfiel.

Bald sollte Alles zusammenwirken, um Schiller auf diesen Punkt, auf denselben Punkt, den schon die Theosophie des Julius vorweggenommen hatte, in strengerer wissenschaftlicher, ebendeshalb in solcher Weise zurückzuführen, daß dabei zugleich die skeptisch-hypochondrische

Richtung seines Denkens überwältigt würde. Ein Versuch, den Dichter mit dem Docenten auszusöhnen, gab den ersten Anstoß. Wenn sich Schiller in seinem dritten Universitätssemester neben der Privatvorlesung über Universalgeschichte an eine öffentliche Vorlesung über die Theorie der Tragödie wagte, so war es damit natürlich in erster Linie auf eine Vorstudie des Dramatikers für eigne spätere Leistungen abgesehen, — es galt demselben Zweck wie bei der Uebersetzung des Euripides. Und auch hier daher beginnt er durchaus dilettantisch. Nur mit einem „Vielleicht" hofft er, zu seinen selbstgemachten Erfahrungen über diese Materie ein „scientifisches Princip" zu finden; kein Buch nimmt er zu Hülfe, er beschränkt sich auf Reminiscenzen und tragische Muster. Auch im nächsten Semester wird diese ästhetische Vorlesung wieder aufgenommen — ach! es war derselbe Winter, in welchem ihn zuerst der Dämon jener Krankheit überfiel, die ihn nie wieder loslassen und die ihn am innersten Marke seines Lebens erschüttern sollte. Zweimal im Laufe des Jahres steht er am Rande des Grabes. Heiteren Geistes sieht er dem Tode in's Gesicht, und mit gestärktem Muthe kehrt er in's Leben zurück. Was die Schule äußerer Schicksale, die Schule der Sorgen und Widerwärtigkeiten noch unvollendet an diesem Manne gelassen hat, das vollendet der Kampf, den er von nun an mit seiner körperlichen Natur zu kämpfen hat. Tapferen und gereinigten Gemüthes sehen wir ihn ein Leben, nicht etwa ertragen, sondern lieben und verwerthen, das fortan nur eine Kette von Krankheitsanfällen, nur ein verlängertes Sterben, ein Zustand war, bei dem er, um Göthe's Worte zu brauchen, „athemlos in Leiden bangte, kümmerlich genas". Mehr aber als das. Dies Leiden dient alsbald nur dazu, ihn zunehmend zu vergeistigen und ihn ganz und ausschließlich auf die Pflege seines Genius und auf die Pflichten seines innersten Berufes zu stellen. Es ist inmitten der ersten Anfälle jener Krankheit, im Frühjahr 1791, daß er sich endlich, direct und ernstlich, dem Geiste zuwendet, auf den er durch die Wahlverwandtschaft seiner eignen intellectuellen Anlage und seiner Denkweise von Hause aus hingewiesen war. Im Jahre 1790 war Kant's Kritik der Urtheilskraft erschienen. An diesem Werke allererst fand nun der mit ästhetischen Untersuchungen beschäftigte Dichter die Handhabe für das Verständniß der kritischen Philosophie. Immer und immer wieder, während eines Zeitraums von vier Jahren, und zwar zunächst im Zusammenhange mit seiner Vorlesung, die sich endlich zu einem Privatissimum über die gesammte Aesthetik erweiterte, kehrt er zu der Kritik der Urtheilskraft zurück. Während jetzt gleichzeitig eine Reihe andrer

Compendien von ihm studirt werden, so ist es dieses Werk, um dessen Ideen seine eigene Gedankenentwickelung sich wie um einen festen Mittelpunkt bewegt. Ein „Meer von Gedanken", schreibt er, sei durch die Lectüre desselben in ihm aufgeregt worden — er erklärt seinen Entschluß unwiderruflich gefaßt, diese wunderbare Philosophie nicht eher zu verlassen, bis er sie ergründet habe, und bis die Materie der Aesthetik „unter seinen Händen etwas geworden sei".

Und dies, in der That, ist der Gang, den von nun an die eigenen philosophischen Untersuchungen unseres Dichters nehmen. Die licht- und geschmackvollen Auseinandersetzungen K. Fischer's, die gediegenen, aber schwerfälligeren W. Hemsen's würden es uns ersparen, diesen Gang ausführlicher darzulegen, wenn wir nicht hin und wieder den constructiven Charakter der einen, den kritischen der anderen durch ein mehr historisches Verfahren ergänzen müßten. Schiller beginnt mit einer ziemlich directen Nutzung der Kant'schen Ideen für die Theorie des Tragischen. Fragmente seiner ästhetischen Vorlesungen, wie sie unter dem Einfluß der Kritik der Urtheilskraft sich gestalteten, bekommen wir in einer Reihe von Aufsätzen der Thalia zu lesen. Beinahe rein und völlig Kantisch sind die ersten dieser Aufsätze. Ergriffen von dem Moralismus der kritischen Philosophie, stellt auch Schiller die Kunst, und insbesondere die Tragödie, fast ausschließlich unter den moralischen Gesichtspunkt. Wie er in seinen ersten Dramen mit Vorliebe heroische Menschen und heroische Thaten zur Darstellung brachte, so wirft er sich jetzt mit Vorliebe auf die Analyse des Erhabenen und eignet sich mit Begierde eine Ansicht an, die „den ästhetischen Werth des Erhabenen aus moralischen Gründen erklärt".

Allein dieser moralische Gesichtspunkt, welcher für Kant der absolut souveräne war, konnte es für den Dichter auf die Dauer nicht ebenso sein. Der Schwerpunkt seines eignen Wesens lag in seiner Künstlernatur, und er war mehr er selbst, wenn er seinen Posa jene Tugend schelten ließ, die „dem erhitzten Blut durch List und schwere Kämpfe abgerungen" wird, als wenn er mit dem Prinzen im Geisterseher die Lehre jener selbstgenugsamen Moralität entwickelte, die nur den letzten Rettungsanker eines trostlosen Materialismus bildet. Von hier aus daher bereitet sich die Entfernung von Kant, die Correctur sowohl der Kant'schen Aesthetik wie der Kant'schen Moral vor. Es ist der Aufsatz „über Anmuth und Würde", welcher am deutlichsten den ersten Schritt auf dieser Bahn bezeichnet. In dem Tragi-

schen, dem Pathetischen, dem Erhabenen erschien überall die geistig-sittliche triumphirend und herrschend über der sinnlichen Natur. Allein es giebt auch eine Erscheinung, in welcher der Geist herrscht, ohne daß darum die Natur litte. Diese Erscheinung ist die Anmuth; sie ist eine Gunst, die das Sittliche dem Sinnlichen bezeigt, ist diejenige Thatsache, welche die Versöhnbarkeit von Vernunft und Sinnlichkeit beweist. Sie weist zurück auf eine ethische Gemüthsverfassung, bei welcher die Pflicht nicht — nach der strengen Forderung Kant's — um der kalten Pflicht willen, sondern aus Neigung zur Pflicht erfüllt wird: sie ist der erscheinende Ausdruck der schönen Moralität. Nicht jedoch, als ob mit dem Nachweis dieser schönen Moralität die Bedeutung des Moralischen degradirt werden sollte. Gleichsam noch schwankend zwischen dem moralischen und dem ästhetischen Gesichtspunkt, in dem intensiven Bestreben, sich in eine genaue und energische Mitte zwischen beiden hineinzurücken, contrastirt nunmehr Schiller dem Begriff der Anmuth den der Würde. Im Zustande des Affects nämlich, wo die Natur die geistige Freiheit gleichsam überrascht und ihr zuvorkommt, ist Zusammenstimmung von Neigung und Pflicht nicht möglich; der Mensch kann hier nicht moralisch schön, er muß moralisch groß handeln: die schöne Seele muß sich im Affect in eine erhabene verwandeln. Ihr Ausdruck in der Erscheinung ist Würde. Beides, die Anmuth sowohl wie die Würde, sind ästhetische Erscheinungen: Beides sind Erscheinungen, in denen ein berechtigtes ethisches Verhalten sich zum Ausdruck bringt. Es bleibt übrig, daß Beide in einem höheren Dritten zusammengegriffen werden. Denn dies, beiläufig, ist die eigenthümliche Methode des Schiller'schen Philosophirens. Ueberall operirt er mit lebendigen Begriffen; überall wird einem voll gefaßten und anschaulich entwickelten Begriffe ein ergänzender, ebenso concreter bald zur Seite, bald gegenüber gestellt, und überall werden die gegenübergestellten zuletzt in einem noch reicheren und inhaltvolleren versöhnt. So ergiebt sich — nicht verschieden von der Totalität des menschlichen Wesens — das höchste Schöne zugleich mit dem höchsten Sittlichen. Sind Anmuth und Würde, jene noch durch die natürliche, die von Schiller sogenannte „architektonische" Schönheit, diese noch durch Kraft unterstützt — sind so diese Beiden in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da „gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung". Die Antiken sind es, die uns dieses Ideal menschlicher Schönheit zur Anschauung bringen.

Seit P l a t o n die ganze Welt zum künstlerischen Abbild der Idee des Guten gemacht, hatten sich ästhetische und sittliche Motive niemals so innig zu einer harmonischen Anschauung durchdrungen. Die Abhandlung über Anmuth und Würde zeigt uns die innere Entwickelung des Dichters bereits ganz nahe dem Gipfel einer vollkommnen Uebereinstimmung mit sich selbst, hoch erhaben über die Schatten jener skeptischen Weltansicht, die früher seine poetischen Träume durchkreuzte. Er selbst nichts destoweniger bezeichnete die genannte Abhandlung als einen bloßen Vorläufer seiner Theorie des Schönen, und bald sollte es sich zeigen, daß er in dem Fortschritt seiner geistigen Gesundheit über mögliche Rückfälle noch keineswegs hinaus sei. Unablässig hatte er, insbesondere in dem Winter von 1792 auf 1793, getragen durch die philosophische Atmosphäre von Jena, mit dem großen Vorwurf gerungen. In die innerste Werkstätte dieser Geistesarbeit gewährt uns der Briefwechsel mit Körner einen Einblick, und hier noch mehr als in den veröffentlichten Abhandlungen können wir die Entwicklung des Menschen durch die Entwicklung des Denkers controlliren, können wir zugleich genau den theoretischen Zusammenhang verfolgen, in welchem sich die fortschreitenden Einsichten des Dichters mit den Sätzen und Anschauungen Kant's hielten. Denn direct von dem durch Kant an die Spitze der praktischen Philosophie gestellten Gedanken der absoluten sittlichen Selbstbestimmung geht hier Schiller aus, um alsbald in der Erscheinung des Schönen ein A n a l o g o n j e n e r S e l b s t b e s t i m m u n g zu entdecken: der Begriff der Autonomie bildet das Band, durch welches sich Schönheit und Moralität vor seinen Augen identificiren. Hier auch erfahren wir, daß nach seiner Absicht die ganze Theorie des Schönen endlich in einem Platonischen Gespräch unter dem Titel „Kallias" entwickelt werden sollte. Allein bald sollte diese Form durch eine andre verdrängt werden, während gleichzeitig auch der Inhalt jener Schönheitstheorie nicht unerheblich ergänzt und vertieft wurde. In die Entwicklung von Schiller's Ueberzeugungen griffen abermals seine L e b e n s v e r h ä l t n i s s e ein.

Von Neuem nämlich hatte er etwas Aehnliches erfahren wie damals, als ihn in Mannheim die Sendung Körner's und Huber's traf. Zwei hochherzige Bewunderer seiner Werke überhoben den Erkrankten der Sorge um seine Existenz und verschafften ihm die Muße, „seinem Genius zu leben und für die Ewigkeit zu arbeiten". Er bezahlte mit den Früchten seines Genius, mit einem Geschenk, das, nach seinem inneren Werth gewogen, wie das des Glaukos gegen das des Diomedes war. Eine Correspondenz, die sich mit dem Einen jener Gönner, dem

Herzog von Augustenburg, anspann, bewegte sich ganz um das philosophische Thema, das ihn so lebhaft beschäftigte: der „Kallias" verwandelte sich in Briefe an den Herzog. Nur langsam indeß kam Schiller damit zu Stande. Um seine Muße zu nutzen, vor Allem um die Seinigen zu besuchen, war er Anfang August 1793 zu einem längeren Aufenthalt nach Schwaben aufgebrochen. Zum Erstaunen vernünftig benahm sich Karl Eugen dabei. Der „alte Herodes" ignorirte den Dichter der Räuber, und dieser durfte, ohne Gefahr für seine Sicherheit, von der schwäbischen Reichsstadt Heilbronn nach Ludwigsburg übersiedeln. Aber dieser Winter in Ludwigsburg brachte ihm trübe Tage, Tage der Krankheit und einer Niedergeschlagenheit, die noch einmal an die Zeiten von Mannheim und Weimar erinnert. Noch einmal, ein letztes Mal, wird die Hypochondrie in ihm aufgeregt, die sich allemal dann gemeldet hatte, wenn vorübergehend seinem nach dem Höchsten gerichteten Sinne, durch welche Schuld auch immer, die Kraft versagte. Er klagt in den spärlichen Briefen, die er nach Dresden richtete, wie sich Alles vereinige, um seine Standhaftigkeit zu bestürmen. Verstimmt über die vermeinte Kälte, mit welcher Körner seine neuesten Arbeiten aufgenommen, abgeschnitten von aller geistreichen Conversation, quält er sich noch einmal mit „Zweifeln an seinem Genius". „Meine Gefühle", schreibt er, „sind durch meine Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden; ich fordre mehr als sonst von Menschen, und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stück ganz verwahrlost sind." Man sieht, der Schwabe paßte nicht mehr zu den Schwaben: ein völlig andrer Mensch hatte er einst seine Heimath verlassen, ein völlig andrer war er jetzt in dieselbe zurückgekehrt. Erst in Stuttgart, wo er nach dem Tode Karl Eugen's, zu Ausgang des Winters sich niederlassen darf, erst im Umgang mit Männern wie Dannecker beginnt er geistig zu genesen. Völlig überstanden hat er die Krisis, als er, nach neunmonatlicher Abwesenheit, am 15. Mai 1794 wieder in seinem Jena eintrifft.

Zweierlei insbesondere war es, was sofort seinem Lebensmuth und seiner geistigen Thätigkeit einen neuen Schwung gab. Das Eine hatte er aus Stuttgart mitgebracht, das Andre fand er in Jena vor. Mitgebracht hatte er die Erfüllung eines schon seit Jahren gehegten literarischen Plans. In dem Buchhändler Cotta hatte er endlich einen Verleger für eine Zeitschrift gefunden, in der er sein Ideal von Schriftstellerei zu verwirklichen gedachte. Die Einheit von Anmuth und Würde, der Gedanke rein humaner Bildung sollte in den Horen

einen publicistischen Ausdruck gewinnen. In diesem Sinn wurde das neue Unternehmen rasch in Angriff genommen: hier zugleich war der natürliche Ort gefunden, wo die so lange vorbereitete Theorie des Schönen, die ästhetischen Briefe veröffentlicht werden mußten.

Sowohl für die Horen aber wie für die innere Vollendung seiner Ideen bot sich dem Dichter eine unschätzbare Hülfe dar. Zu Allem, was er mitgebracht hatte, fand er die vollsten Sympathien und die gediegenste Förderung bei einem Manne, der eben um seinetwillen schon seit mehreren Monaten sich in Jena niedergelassen hatte. Wilhelm von Humboldt, schon früher mit Schiller in brieflicher und auch in flüchtiger persönlicher Beziehung, hatte beschlossen, eine Zeitlang in des Dichters Nähe zu leben. Nicht lange, und es entwickelte sich für Beide das erfreulichste und ersprießlichste Verhältniß. Denselben Idealen zugewandt, Beide erfüllt von dem Bilde harmonisch vollendeter Menschheit, von dem Streben, dieses Bild in sich wie außer sich zur Darstellung zu bringen, so ergänzten, so befruchteten und begeisteten sie sich gegenseitig. Nach geistvoller Conversation hatte sich Schiller nur eben in seinem schwäbischen Asyl gesehnt: mit Humboldt, dem Empfänglichen und doch wieder kritisch Bedenklichen, durfte er jetzt seine liebsten Ideen durchsprechen; — da regten sich seine Geister alle, da fand er, daß der Mitunterredner ihn zur schärfsten Bestimmtheit nöthige, und jede Mühe, sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit, die Gedanken des Andern aufzufassen und zu prüfen, vergelte. Begünstigend überdies kam diesem Gedankenaustausch die Vertrautheit Humboldt's mit der Kant'schen Philosophie entgegen: doppelt fruchtbar wurde derselbe dadurch, daß Humboldt, der Schüler und Freund F. A. Wolf's, auch für das Verständniß des classischen Alterthums dem Dichter der beste Dolmetscher, der gründlichste und treuste Berather sein konnte. Zweimal täglich sahen sich die beiden Männer, ganz regelmäßig des Abends allein und dann meist bis tief in die Nacht hinein. Es waren unerschöpfliche Gespräche, wenn man von den Horen und den Aufsätzen für diese ausging, um bald von da zu Betrachtungen über den Gang der Civilisation, über das Verhältniß der Cultur zur Natur, über die sinnlich-sittliche Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes, über das Wesen und die letzten Aufgaben der Kunst, oder zu Erörterungen über die Meinung des Kant'schen Systems und über die neue Ansicht fortzugehn, welche so eben Fichte diesem System abgewonnen hatte.

Von solcher Art waren die Anregungen, unter denen Schiller seinen ästhetischen Briefen die letzte Feile gab. An einen Prinzen ge-

richtet, nehmen diese Briefe ihren Ausgang von einem Blick auf das große politische Tagesereigniß. Nur wenig hatte dieses Ereigniß, die französische Revolution, selbst zur Zeit seiner historiographischen Thätigkeit unsern Dichter berührt. In seinen Räubern selbst ein Revolutionär, in seinem Don Carlos ein Apostel jener kosmopolitischen und humanitarischen Ideen, die auch der französischen Revolution zu Grunde lagen, hatte er sich mehr und mehr von dem Experiment, diese Ideen mit einem Schlage in die Wirklichkeit zu übersetzen, abgewandt. Wohl war ihm, während des Prozesses Ludwig's XVI., einmal der Einfall durch den Kopf gegangen, eine Apologie des unglücklichen Monarchen zu schreiben, allein auch dies flüchtige politische Interesse war im Grunde nur eine Aufwallung seines moralischen Gefühls gewesen, und je mehr dies moralische Gefühl sich mit seinem ästhetischen in Einklang setzte, desto heftiger fand er sich von der Wildheit des Schauspiels jenseits des Rheins zurückgestoßen. Die Sympathien, welche die französischen Republikaner durch Verleihung des Bürgerrechts für den Verfasser des Fiesko an den Tag legten, wurden von dem Verfasser der ästhetischen Briefe durch keinerlei Sympathien für die so unästhetische Revolution erwidert. Es ist, wie gesagt, der Anfang jener Briefe, in welchem Schiller sein nunmehriges unpolitisches Glaubensbekenntniß über das große Problem der Politik entwickelt. Der Versuch der Franzosen, den bestehenden Staat plötzlich in den „Vernunftstaat" umzuwandeln, ist ein übereilter. Um das politische Problem zu lösen, muß man den Weg durch das ästhetische nehmen: nur durch die Schönheit wandert man zu der Freiheit. Bei dem Volke, welches fähig und würdig sein soll, den Nothstaat mit dem idealen Staate zu vertauschen, müßte Totalität des Charakters gefunden werden. Diese Totalität des Charakters ist aber entfernt nicht der Typus der Gegenwart. Die fortschreitende Cultur und der auf dieser Cultur beruhende Staat haben im Gegentheil das Gleichmaaß der Ausbildung aller Geisteskräfte, wie die Griechen es besaßen, zerstört, die Totalität des inneren Menschen zerrissen und die Entstehung einseitiger Geistesformen begünstigt. Es handelt sich also allererst um Wiederherstellung jenes totalen und harmonischen Charakters, und da der actuelle Staat dazu untauglich ist, so muß ein anderes Werkzeug der Erziehung ausfindig gemacht werden. Dieses Werkzeug aber ist die Kunst: die nothwendige Bedingung totaler Menschheit ist die Schönheit.

Aus der Gegenwart also, wenn wir den Sinn dieser Ausführungen zusammenfassen wollen, flüchtete sich unser Aesthetiker —

nicht mehr, wie ursprünglich, in die barbarisch-idyllische Welt Rousseau's, — sondern in das classische Idyll der griechischen Welt; dem Ringen nach menschheitwürdigen Staatsformen schiebt er als die für's Erste wichtigere Angelegenheit die Bildung der Individuen unter; das moralisch-politische Ideal — so hat sich jetzt der Schwerpunkt seines Interesse's verrückt — wird zu einem Accidens des ästhetischen Ideals. Wir erkennen in diesen Ansichten zunächst die Lebensatmosphäre von Schiller's eigner Bildung wieder. Ihm in der That hatte die deutsche politische Welt nichts geboten. Unmöglich, daß unsere staatliche Misere seinen hochfliegenden moralischen Sinn auf die im Staate sich manifestirende Sittlichkeit hätte hinrichten können. Die verzerrten Formen unserer national-politischen Existenz hatten ihn im ersten Jünglingsalter zur Rebellion gegen die bestehende Ordnung überhaupt getrieben — er hatte mit unwählerischer Phantasie sein Ideal in den böhmischen Wäldern gesucht. Er war seitdem durch innere und äußere Erfahrungen reifer, seine Phantasie war wählerisch, sein Geschmack fein und empfindlich geworden. Da auf deutschem Boden eine andre, seiner Natur wahlverwandte Nahrung nicht wuchs, so hatte er sich mit dem Besten, was dieser Boden trug, mit den Resultaten der deutschen Philosophie und mit dem durch die deutsche Philologie gehegten Geiste des Humanismus genährt. Eine idealistisch-poetische Natur hatte er sich nun aus dem Idealismus Kant's und dem Idealismus der Griechen die Vorstellung einer harmonischen Charaktertotalität geholt, in welcher „Anmuth" sich gattet mit „Würde"; aus den böhmischen Wäldern hatte er sein Ideal in den „ästhetischen Staat", in den Staat des „schönen Scheins" verlegt. Diese Genesis der Schiller'schen Ansicht begreifen, heißt unmittelbar sie kritisiren. Ihr Werth ist ähnlich wie der Werth der Platonischen Idealrepublik. Sie ist so gewiß wahr, als sie die Rettung eines edlen Gemüths aus den Unzulänglichkeiten des damaligen Staats- und Gesellschaftslebens bedeutet. Sie ist so gewiß falsch, als die Lebenszustände mangelhaft waren, die ihr zur Folie dienen. Daß in der Wirklichkeit die ästhetische Cultur eines Volkes mit nichten die Vorstufe zu seiner politischen Größe ist, beweist die Geschichte auf zahlreichen Blättern. Ueberall vielmehr ist der Verlauf der umgekehrte. Freiheit und Macht erzeugen Reichthum und Wohlsein. Mit ihnen tritt Wissenschaft und Geschmack, ein sich immer steigerndes Verlangen nach den Zierden und Bequemlichkeiten des Lebens ein. Allein wie die entwickelte Blüthe alsbald dem Verwelken zublüht, so ist fast ausnahmslos die höchste Entwickelung des Kunstlebens der Keim sinkender Energie des Staats-

lebens. Und umgekehrt: nur auf der Basis ihrer staatlichen Tüchtigkeit gediehen den Athenern die vollendeten Werke der Kunst. Die harmonische Bildung der Individuen war bei ihnen die Folge davon, daß sie von Hause aus diese individuelle Bildung an die Bildung des schönen Ganzen, an die Existenz des Staates geknüpft hatten. Bewiesen hatten sie, daß jene Totalität des Charakters, auf welche Schiller lossteuert, ihre beste Nahrung aus dem sittlichen Gemeingefühl und aus dem realistischen Interesse empfängt, das sich in und am Staatsleben erzeugt.

Und unbewußt legt Schiller selbst für diese Wahrheit Zeugniß ab. Sein ganzes späteres Dichten — um dies hier vorweg zu sagen — hat seinen Werth nicht so sehr in der erreichten, als in der erstrebten künstlerischen Vollendung. Es ist der Anhauch der moralischen Kraft des Dichters, der uns bei jeder Betrachtung seiner Werke stärkt. Es sind die überall auftauchenden sittlichen Ideale, deren begeisternde Lockung uns im Genuß dieser Werke über den bloßen Genuß hinausreißt; wir werden in Wahrheit sittlich durch sie erzogen, indem wir nur „ästhetisch" erzogen zu werden scheinen. In den gleichen Widerspruch aber sind die theoretischen Auseinandersetzungen Schiller's verwickelt. Ihr Schluß stimmt nicht zusammen mit ihrem Anfang. Sie beginnen mit der Forderung: um moralisch zu werden, muß der Mensch erst ästhetisch werden; sie enden mit dem Genügen am Schönen, mit dem Ergebniß, daß der ästhetische Mensch als solcher bereits der vollendete ist. So zuerst. Das Weitere aber ist, daß dieses Resultat nur durch eine Verwechselung zweier ganz verschiedener Standpunkte gewonnen werden kann. Der Erfahrung nämlich, daß in der Wirklichkeit das ästhetische Leben nur zu oft dem staatlichen die Kräfte entzogen hat, kann sich Schiller selbst nicht verschließen. Sofort daher macht er sich eines „Uebergangs in eine andre Gattung" schuldig. Der Weg zur Freiheit soll factisch durch die Schönheit hindurchgehn, und doch, so wird ausdrücklich eingestanden, soll nur der „reine Vernunftbegriff der Schönheit", nur die ideale Schönheit geeignet sein, das Erziehungsmittel oder aber den Ersatz der Sittlichkeit zu bilden. Es ist das Eingeständniß, daß diese ganze Anschauung eine idealistische, daß diese ganze Construction nur für den Künstler als solchen, nur für denjenigen wahr ist, der, wie Schiller selbst, zum Behufe künstlerischer Hervorbringung die höchsten ästhetischen Anforderungen in sich, dem politischen Leben der Gegenwart zum Trotze, vollzieht. Und indem wir daher die objective und ebenso die historische Richtigkeit der Ausführungen der ästhetischen Briefe preisgeben müssen, so gewinnen

sie dafür einen zwiefachen Werth. Sie sind einmal eine Metaphysik des Schönen, und sie sind zweitens ein individuelles Selbstbekenntniß des Dichters.

Lassen wir die Metaphysik in dem Detail ihrer abstracten, an die Fichte'sche Wissenschaftslehre anknüpfenden Entwicklungen an diesem Orte bei Seite. Genug, wenn wir hervorheben, daß auch hier Alles darauf hinausläuft, die Möglichkeit eines Zusammenstimmens der geschiedenen Kräfte des Ich zu zeigen. Es giebt, nach Schiller, Fälle, in denen sich der Mensch zugleich als Vernunft- und als Sinnenwesen, zugleich als Geist und als Materie fühlt — Fälle, in denen er eine vollständige Anschauung und den gegenwärtigen Genuß seiner ganzen Menschheit gewinnt. Das Schöne, d. h. die als „lebende Gestalt", als begeistete Sinnlichkeit empfundene Erscheinung ist der Ausdruck eines solchen Verhaltens. Dem Schönen gegenüber verhält sich unser Gemüth, in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz der Vernunft und dem Bedürfniß der Sinnlichkeit, „spielend". Die ästhetische Stimmung ist auf der einen Seite ein Zustand der Indifferenz, auf der anderen ein Zustand der höchsten Realität. Unendliche Freiheit, unendliches Vermögen, unendlicher Genuß und unendliche Befriedigung, das sind die Empfindungen, die uns verbürgen, daß wir im ästhetischen Spiel im Vollbesitz unsrer Menschheit sind, daß der ästhetische Mensch der vollendete ist.

In diesem Ergebniß nun aber, wie gesagt, wird die Schiller'sche Metaphysik unmittelbar zur Confession über sein eignes Wesen. Es ist so, wie er an Göthe schreibt, daß er diese Philosophie „aus seiner eignen ganzen Menschheit herausgenommen habe". Diese Philosophie, umgekehrt, war das Vehikel gewesen, an dem er sich zu der Sicherheit, Freiheit und Selbstbefriedigung emporgearbeitet hatte, die von nun an den unerschütterlichen Grund seines geistigen Lebens bildet. Nur weil er sich selbst „zur reinsten Menschheit hinaufgeläutert" hatte, war er einer solchen Schilderung der Consummation des menschlichen Wesens überhaupt fähig. Nur in und mit dieser Rechenschaft, die er sich von dem Auseinander- und dem Zusammenstreben der Kräfte des Gemüths gab, hatte er sich selbst aus dem Zwiespalt der eignen Natur herausgerettet. Hier findet der Zweifel, der von Schiller selbst getheilte Zweifel, ob die lange Beschäftigung mit der Theorie ihm genützt oder geschadet habe, seine Erledigung. Wenn die Philosophie für's Erste der dichterischen Production im Wege gestanden hatte, so war es, weil dem Dichter selbst der grüblerische Trieb und das unbefriedigte Bedürfniß nach Klarheit im Wege stand. Nur durch die

Philosophie konnte dieses Hinderniß überwunden werden. Was dem Dichten zunächst den Raum und den Athem benahm, das vollendete allererst den Dichter. Erst mit jenen Sätzen, die wir kennen gelernt haben, hatte er sich gleich sehr über die skeptische wie über die phantastische Richtung seines früheren Denkens hinausgeschwungen, ja, beide in einer höheren Formel vereinigt. Zu diesen Einsichten hatte sich nun die „philosophische Hypochondrie" aufgeheitert, die ihn ehedem geplagt hatte. Aus ihnen heraus lebte, dachte und dichtete er fortan. Sie waren, in der Form einer Aesthetik, ein ganzes philosophisches System, eine für sein individuelles Bedürfniß erschöpfende Lebens- und Weltansicht. In ihnen hatte er, um Alles zu sagen, seine Religion. Durch sie vermochte er den Symbolen des Christenthums einen verständlichen Sinn abzugewinnen, und sie wieder schmiegten sich von Hause aus leicht und natürlich dem poetischen Cultus an, den er den „Göttern Griechenlands" gewidmet hatte. Mittelst ihrer fand er sich mit der trüben politischen Gährung der Gegenwart ab, und sie endlich zeigten die ersten Spuren und wurden die ersten Boten der beginnenden Freundschaft mit Göthe.

Mit wie gemischten Gefühlen von Haß und Liebe ursprünglich die Erscheinung Göthe's Schiller erfüllte, haben wir früher berichtet. Mit viel tieferer, mit ungemischter Abneigung sah Göthe auf den Dichter der Räuber, auf den Eindringling in die deutsche Literatur herab, dessen dramatische Erstlingswerke seiner eigenen in Italien vollends geläuterten Kunstansicht so schroff zuwiderliefen und in ihrer hinreißenden Wirkung die Erfolge seines eigenen dichterischen Bemühens wieder vollständig in Frage zu stellen schienen. Wenn aber die Dichtkunst beide Männer auseinandergehalten hatte, — wie wäre es wahrscheinlich gewesen, daß Schiller's philosophische Erstlinge zu einer Verbindung hätten führen sollen? Mit vorgefaßter Meinung ging Göthe an die Lectüre des Aufsatzes über Anmuth und Würde und las eben deshalb nur das aus demselben heraus, was ihn abstieß. Fast ausschließlich den Kant'schen Subjectivismus, die Herabsetzung des Rechts, der Gunst und Gaben der Natur fand und haßte er in der Abhandlung. Ja, in seinem Mißtrauen glaubte er gewisse harte Stellen direct auf sich deuten zu müssen, und je mehr er selbst mißverstand, desto ärger meinte er von dem Anderen mißverstanden und mißhandelt zu sein. Genug, an keine Vereinigung war zu denken; es standen sich hier, nach Göthe's Ansicht, zwei Geistesantipoden gegenüber, beide vielleicht gleichberechtigte Pole; nur solle Niemand für möglich halten, daß sie je in Eins zusammenfallen könnten.

Da jedoch, wie wir aus Göthe's eigener Erzählung wissen, stiftete der Zufall eine Vermittlung, die herbeizuführen dem Zureden der beiderseitigen Freunde nimmer gelungen wäre. Ein gelegentliches Gespräch mit Schiller zeigte dem hartnäckigen Realisten, daß es am Ende doch Berührungspunkte zwischen seiner und der idealistischen Denkweise des Anderen gebe. Die Aufforderung zur Mitarbeit an den Horen, die unbefangene Haltung, die persönliche Liebenswürdigkeit Schiller's thaten das Uebrige. Göthe's ganzes Herz eroberte der Letztere, als er, anknüpfend an ein ferneres Gespräch, sich ihm brieflich über den Eindruck desselben eröffnete und dabei „die Summe von Göthe's geistiger Existenz", die Summe zugleich seines eigenen Wesens und die Summe des gegenseitigen Verhältnisses ihrer Beider Naturen zog. Man sieht, der eigentliche Stifter dieser Dichterfreundschaft war nicht der Zufall: in der Sache selbst lag der tiefe Grund dazu, und diesen Grund mit der höchsten Klarheit ergriffen, ihn blosgelegt und von ihm aus den Anderen zur persönlichen Hingabe gezwungen zu haben, war ganz das Verdienst Schiller's. Mit der hellsten Selbsterkenntniß ebenso bescheiden, wie im Bewußtsein seines Werthes, fuhr er fort, als nun endlich Göthe Offenheit mit Offenheit und Antheil mit Antheil erwiderte, das neue Verhältniß sich selbst und dem Freunde zum Verständniß zu bringen. Keinen Augenblick verhehlte er sich das Uebergewicht glücklicher Begabung auf Göthe's Seite. Von Göthe erwartete er den materialen Ideenreichthum, während ihm selbst dagegen die Fähigkeit einwohne, aus Wenigem viel zu machen, seine Armuth durch die Form zu vermannichfaltigen. Voll Bewunderung blickte er auf zu der genialen Intuition Göthe's, während er selbst zwischen Begriff und Anschauung, zwischen Verstand und Einbildungskraft oft zwiespältig in der Mitte hänge. Aber nicht, daß er sich darum gering achtete oder verzweifelte. Hinblickend auf den glücklicheren Freund, getraut er sich des Zwiespalts seiner Kräfte mächtig zu werden, verspricht er sich im Bunde mit ihm noch ein glückliches künstlerisches Loos. Die Hoffnungen und Absichten Göthe's aber greifen nun durchaus in diese Entwickelungen Schiller's ein. Auch jener hofft, daß die Theilnehmung dieses seine oft zaudernde und gleichsam im Dunkeln liegende Natur aufs Neue in Bewegung setzen, daß er andererseits bei diesem Manches deponiren, und so nicht allein erhalten, sondern beleben können werde. Beide, mit Einem Worte, waren so spät nur deshalb zusammengekommen, damit ihr Bund um so fester, und damit eine Täuschung über die Gründe wie über die Grenzen ihrer Zusammengehörigkeit, über das Maaß und den

Charakter ihrer Freundschaft unmöglich sei. Sie hofften, und sie hofften mit Recht, den Rest ihres Weges mit um so größerem Gewinn in Gemeinschaft durchwandeln zu können, da — wie Schiller sich ausdrückt — „die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben."

Und alsbald begann, beruhend auf dem tiefsten Bedürfniß entgegengesetzter, im Höchsten einiger und deshalb zum Höchsten neidlos zusammenstrebenden Naturen, — es begann jene Wechselmittheilung von Ideen und Arbeiten, deren ununterbrochene Dauer wir in dem durch Göthe selbst der Nation zum Geschenke gemachten Briefwechsel bis an's Ende verfolgen können. Gleich die ästhetischen Briefe wurden noch vor dem Abdruck an Göthe communicirt —: sie mundeten diesem „wie ein köstlicher, seiner Natur analoger Trunk". Und doch sollte Schiller bald dem Freunde einen noch köstlicheren und mundenderen Trunk darbieten. Schon bewegt von dem Verlangen, von der Theorie über die Kunst zu künstlerischer Hervorbringung zurückzukehren, zog er noch zuletzt die theoretische Consequenz seiner Metaphysik für die Dichtkunst: er schrieb die wundervolle Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung". Es bleibt bei dem, was er in den ästhetischen Briefen auseinandergesetzt hat, daß der Begriff auch der Poesie kein anderer ist, als „der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben". Von da aus entwickelt er, wie diesem Begriff in zwiefacher Weise genügt werden könne. In dem Zustande natürlicher Einfalt, bei den Alten, da, wo der Mensch thatsächlich als harmonische Einheit wirkt, darf eben deshalb die Poesie sich auf Nachahmung des Wirklichen beschränken. In dem Zustande der Cultur dagegen, wo jene Harmonie des Charakters als Thatsache aufgehoben und nur noch eine Idee, ein Gegenstand des Strebens und der Sehnsucht ist, verwandelt sich eben deshalb die Aufgabe der Poesie dazu, die Wirklichkeit zum Ideal zu erheben, oder, was dasselbe ist, das Ideal zur Darstellung zu bringen. Jenes thut die naive, dies die sentimentalische Dichtung. Ist hiermit der ganze Umkreis möglicher Dichtung umschrieben, so werden alsbald innerhalb desselben, nach abgeleiteten Gesichtspunkten, die verschiedenen poetischen Gattungen und mit den Gattungen die Poeten charakterisirt; eine Umschau wird abgehalten über die moderne deutsche Dichtung; überall aber bildet *der Rückblick auf den Typus des Göthe'schen und auf den Typus des eigenen Wesens* den Hintergrund dieser Umschau und jener *Classificirung*. Natürlich ist es die sentimentalische Poesie, an welche Schiller sich selbst mit allen seinen Kräften gebunden fühlt. Mit

demselben Mißgriff jedoch, wonach seine ästhetische Theorie dem Schönen unwillkürlich den Primat vor dem Sittlichen eingeräumt und das Schöne in seiner historischen Erscheinung unversehens mit dem „reinen Vernunftbegriff" des Schönen vertauscht hatte, mit derselben construirenden Ideologie macht er sich jetzt innerhalb der sentimentalischen Poesie seinen Platz ausfindig. Er sah, wie Göthe, ein Dichtergeist von ganz und gar naiver Anlage, sentimentalische Gegenstände und Charaktere durch seine Art der Behandlung gleichsam in's Naive zurückübersetze. Angesichts dieses Vorbildes daher suchte er jetzt auch für seine ganz und gar sentimentalische Anlage ein Genre, durch welches beide Dichtungsarten gewissermaßen vereinigt würden. Inmitten seines Theoretisirens dürstend nach der Bewährung seines künstlerischen Vermögens, spannt er seine Vorstellungskraft zu dem Gedanken einer in der That unmöglichen Leistung an, rückt er sich sein Ziel in eine geradezu schwindelnde Höhe. Nicht die Tragödie, nicht *die* Gattung, in der er seinen Dichterberuf demnächst auf's Glänzendste erfüllen sollte, nicht sie kann es sein, die jenen Gipfel sentimentalischer Poesie bezeichnet, — sondern eine neue Art der *Idylle*. An denselben, so zu sagen excentrischen Punkt, wohin die Schiller'sche Aesthetik das absolute Schöne, eben dahin stellt seine Poetik die höhere Idylle. Auch sie soll, gleich aller sentimentalischen Dichtung, Darstellung des Ideals, aber des *mit der Wirklichkeit vollkommen ausgesöhnten Ideals* sein. Sie soll den Menschen, der nun einmal nach Arkadien nicht mehr zurück könne, bis nach Elysium führen, und in Elysium die Scenen von Arkadien erneuern. Wie in dem Schönen an sich, so sollte in dieser höchsten Anwendung des Schönen auf das Leben aller Kampf schlechthin geschlichtet, alles Sittliche in ästhetischem Schein und Spiel erfüllt und erloschen, alles Sterbliche sollte darin ausgetilgt, nur Licht, nur Freiheit, nur Vermögen sollte zu sehen, in lebendig bewegten Gestalten zu sehen sein. Seine ganze Kraft, wie er an W. v. Humboldt schreibt, und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur wollte er zu dieser Hervorbringung zusammennehmen, wenn derselbe auch — so fügt er rührend hinzu — „bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden".

Wie gesagt, es ist der Theoretiker, der sich hier ein Non plus ultra gedenkbarer Dichtung construirt, der hier — recht zum Beweise, daß thatsächlich der Ernst seines sittlichen Strebens seine ästhetische Anlage überragte — fehlgreifend über seine eigene Natur hinauslangte. Was Wunder, daß der Einfluß dieses Theoretisirens sich auch dann bemerklich machte, daß er wenigstens ganz in der Nähe jener schwindelnden

Höhe die Flügel regte, als er nun wirklich den Schritt zur poetischen Production zurück that? Er that ihn, Dank dem belebenden Hauche, der durch Göthe über ihn gekommen ist, rasch und glücklich genug. Kaum nämlich athmete er, Anfang Juli 1795, ein wenig von seinen Redactionsnöthen für die Horen auf, als ihn eine andere Redactionspflicht, die Herausgabe eines Musenalmanachs, das lange bei Seite gelegte poetische Handwerkszeug wieder hervorsuchen ließ. Eben war Göthe nach dem Karlsbad und W. v. Humboldt auf längere Zeit nach Berlin gegangen — da, in dieser Einsamkeit, fing er auf einmal an, Gedicht über Gedicht auf's Papier zu werfen und den überraschten Freunden zur Beurtheilung mitzutheilen.

In weite Ferne waren dem Dichter selbst inzwischen jene rohen Erstlingsgedichte der Anthologie getreten; sie galten ihm, als er 1791 zu einer Sichtung dieser Jugendpoesien schritt, hauptsächlich als Documente zur Geschichte seines Geistes. Wie er über ihren Kunstwerth urtheilte, gab er durch die für die Allgemeine Literaturzeitung geschriebene Recension von Bürger's Gedichten zu erkennen. Denn wenn er hier Bürger den Vorwurf machte, daß er der Popularität die Idealität geopfert habe, wenn er die Forderung stellte, daß der lyrische Dichter seine Individualität nur dann erst darzustellen ein Recht habe, wenn er sie zur reinsten Menschheit geläutert und veredelt habe, so galt jener Vorwurf und diese Forderung vor Allem ihm selbst. Man sieht, es war die absolute mit den höchsten sittlichen Gesichtspunkten zusammenfallende Aesthetik, welche schon in dieser Recension Gericht hielt über den Lyriker. Wie begründet dieses Gericht gegenüber dem Menschen und Künstler war, erhellt am besten, wenn man die alberne Replik liest, in welcher Bürger seiner gekränkten Eitelkeit Luft machte. Wie unzureichend andererseits jener hochgegriffene ästhetische Kanon gegenüber dem Lyriker war, das erhellte, sobald der Kritiker sich selbst auf das lyrische Gebiet begab. Schon in zwei Gedichten aus dem Jahre 1788 hatte er die Weise seiner Jugendgedichte verlassen — aber nur, um zum zweiten Male zu zeigen, daß er sich hier den ersten Platz niemals erringen werde. Mitteninne zwischen seiner damaligen historiographischen Thätigkeit waren „die Götter Griechenlands" — dieser Laut der Sehnsucht nach der verlorenen Schönheit, Harmonie und Lebendigkeit der griechischen Existenz — und waren, in stückweiser, vielfach sich selbst corrigirender Arbeit, „die Künstler" entstanden. Es waren Schöpfungen der eigenthümlichsten Art. Nicht den Regungen und Erlebnissen des Gemüths, sondern den höchsten Ideen der Vernunft galt die subjective Empfindung, die sich

hier in einem wogenden Meer von Bildern aussprach. Die Verhüllung der Wahrheit durch die Schönheit und wiederum die Verklärung, welche zuletzt diese durch jene zu erfahren habe, das war der Inhalt des letztgenannten Gedichts. Schiller selbst sagte — und alles Lob wie aller Tadel erschöpft sich im Grunde in diesem Ausspruch — daß es eigentlich „mehr als ein Gedicht" sei. Es war ebenso mit den Schöpfungen, welche jetzt, unmittelbar nach seiner philosophischen Periode, folgten. Wenn er in den Künstlern instinctiv und mit noch ungeschulter Reflexion einen guten Theil der Ausführungen der ästhetischen Briefe anticipirt hatte, so faßte er nun gleichsam sein ganzes System in dem „Reich der Schatten" noch einmal poetisch zusammen: mit Recht nennt K. Fischer dieses Gedicht den „Schlußaccord von Schiller's philosophischen Betrachtungen". Und unermüdlich fuhr er fort, die intimsten Erfahrungen seiner Vernunft in den Purpur der Phantasie zu kleiden. In rascher Folge dichtete er dem Reich der Schatten eine Anzahl ähnlicher Gedichte nach, um allmählich alle jene Ideen in Poesie zu übersetzen, die in den Gesprächsnächten mit Humboldt auf den Lippen der beiden Freunde geschwebt hatten. Wiederholt verherrlicht er die Poesie, den poetischen Genius und die Seligkeit des ästhetischen Lebens. Die Bestimmung der echt weiblichen Natur wird in der „Würde der Frauen" gefeiert, und der „Spaziergang" endlich, das vollendetste Product dieser Periode, behandelt in einer Reihenfolge gefälliger, an die Anschauung der Natur angeknüpfter Bilder das Thema von dem Uebergange des Menschen aus dem Zustande der Natur in den der Cultur. Fünf Jahre hindurch gab Schiller seinen Musenalmanach heraus, und jedes Jahr sproßten ihm neue dichterische Blüthen. In die Gedanken, welche in seinem Kopfe lebten, und in die Bilder, welche aus der Tiefe des Gefühls und der Phantasie ihm zuströmten, verwob er dabei fortwährend die verwandten Anschauungen der griechischen Mythologie. Im Wetteifer mit Göthe schritt er später zur Balladenform fort, um auch diese Form, im Gegensatz zu den Naturlauten der Bürger'schen Balladendichtung, zu idealisiren, und zu hellenisiren. Wir stellen absichtlich diese Balladen mit jenen lyrisch-didaktischen Schöpfungen in Eine Reihe. Denn auch hier wieder war es neben dem wunderbaren Talent malerischer Beschreibung — im Taucher, im Handschuh, im Gang nach dem Eisenhammer, — der Gedankengehalt, wodurch die Erzählung geadelt und begeistet wurde. Ideendichtungen im Stile der Erzählung sind die Kraniche des Ibykus und der Ring des Polykrates. Eine Ideendichtung ist ebenso auf der anderen Seite jenes Gedicht, in welchem Humboldt mit Recht die wunder-

vollste Beglaubigung vollendetsten Dichtergenies erblickte: an Schilderungen von der höchsten Lebendigkeit knüpft „das Lied von der Glocke" die sinnige Deutung aller Wechselfälle, aller Phasen des menschlichen und bürgerlichen Lebens. Um es kurz zu sagen. Von der Küstenfahrt an den Ufern der Philosophie beginnend, dann allmählich sich weiter hinauswagend auf das hohe Meer der Poesie, hatte Schiller zwar nicht das Land, wo die echten Lieder wachsen, wohl aber hatte er eine neue poetische Provinz entdeckt. Wählen wir, aber streiten wir nicht! Jene einfache und anspruchslose Innigkeit, die sich leicht und unmittelbar mit der Kraft des knapp bezeichnenden Ausdrucks verbindet, jener unnachahmliche Duft der Göthe'schen Lieder, der Volkston und die musikalische Stimmung der Bürger'schen Gedichte ist den Schiller'schen Gedichten fremd. Sie sind vergleichbar nur mit sich selbst. Wie glücklich sie fast immer in naturwahrer Schilderung sind, wie ergreifend sie zuweilen den Ton des Rührenden und Schmelzenden anschlagen: ihr eigentlicher Werth liegt in jener vornehmen Pracht und Herrlichkeit, in jener weihevollen und erhebenden Hoheit, die dem wunderbaren Bunde einer reinen Gesinnung, einer mächtigen Intelligenz und einer unerschöpflichen Phantasie entstammt. Schmal, es ist wahr, ist der Grenzrain zwischen Dichtung und Speculation. Zuweilen, es ist wahr, compromittirt in diesen Gedichten die Poesie auf die Rhetorik. Unsingbar, wie sie sind, ist es kein Lob für sie, daß sie zur Declamation herausfordern. Von einigen mag sogar das Wort Jean Paul's gelten, daß man „oft nur das Spiel der glänzend beringten Finger des Dichters" sehe: von den besten gilt sicher das tiefer eindringende Urtheil Humboldt's daß sie das Product des verbundenen philosophischen und poetischen Genius sind, daß sie die Idee mit Bildern nicht blos schmücken, sondern im Bilde selbst erzeugen und beide zusammen aus dem Grunde des Geistes emporheben.

Eine Form des reflectirenden Gedichtes gab es, in welcher ein so angelegter Dichtergeist vorzugsweise glücklich sein mußte. Rasch schlug Schiller ein, als ihn im December 1795 Göthe zu jenem gemeinschaftlichen Epigrammenwerke aufforderte, das dann im Musenalmanach unter dem Namen der Xenien erschien. Es handelte sich dabei um eine erste gemeinsame Vertretung und Vertheidigung des ästhetisch-sittlichen Standpunkts, in welchem sich seit nunmehr länger denn Jahresfrist die beiden Dichter verbunden fühlten, verbunden einem profanen Publikum gegenüber, welches theils feindlich, theils mißverstehend außerhalb der streng gezogenen Schranken ihrer rein ästhetischen Welt umherstand. In den Horen hatte diese Welt ihr Erscheinen

angekündigt, aber nur zu bald machte man eben an den Horen die Erfahrung, daß der Geist jener Welt hoch über den Köpfen des Publicums liege. Der Neid und die Plattheit, das Vorurtheil und die Trivialität erhoben sich zur Opposition dagegen. Eine tiefe Verstimmung gegen die urtheilslose Menge und deren Stimmführer war bei Schiller die natürliche Folge. Nur das Publicum hatte er ehedem als Richter über sich anerkennen wollen: nichts Roheres gebe es, so schrieb er jetzt an Fichte, als den Geschmack dieses Publicums; weit entfernt, sich durch Anschmiegung an den Geist der Zeit dasselbe zu gewinnen, sei er vielmehr entschlossen, völlig unabhängig von dem, was um ihn herum gemeint und geliebkost werde, lediglich dem Zwange seiner eigenen Natur und Vernunft zu folgen. In dieser polemischen Stimmung entstanden die Xenien und im Zusammenhange mit ihnen manches verwandte Epigramm. Wir erzählen nicht den Verlauf der epigrammatischen Komödie: sie ist, auf der Grundlage einer breiten „xenialischen" Literatur, von Palleske anschaulich und lebendig genug dargestellt. Wir wollen auch mit dem Muthwillen dieser „poetischen Teufelei" nicht streng in's Gericht gehen; wir möchten dem Humor gegenüber, dem seltensten Kinde der deutschen Literatur, nicht gern ein grämliches Gesicht aufstecken, und der Poesie gegenüber nicht gern als Pedanten erscheinen. Genug, daß wir wirklich mit Schiller der Ansicht sind, daß die Xenien „ein poetisches Werk" waren. Gerade unter diesen Distichen finden sich einige der echtesten Goldkörner Schiller'schen Dichtens. Seine Didaktik gewann, indem sie Gelegenheitsdichtung wurde, indem sie dramatische Bezüge in sich aufnahm und indem sie durch die verkürzte Form zur Präcision gezwungen wurde. Gerade in den Einfällen und Ausfällen dieser Epigramme, gerade auf den kleinen und kleinsten Stücken, zu denen der Dichter hier den Schatz seiner Gedanken ausmünzte, ist die Schrift und das Bild seines Geistes am klarsten zu erkennen.

Und doch, weder auf dem Gebiete der lyrischen, noch auf dem der didaktischen Dichtung sollte die ganze Macht dieses Genius zur Erscheinung kommen. Nur in der Ueberschwänglichkeit des abstracten Theoretisirens hatte er die Idylle im Elysium für die ihm eigentlich zugemessene Aufgabe betrachtet, während er schon früher viel richtiger die lyrische Poesie nur als ein „Exil" und als eine Beschäftigung in den Pausen größerer Thätigkeit angesehen hatte. Wenn es jetzt darauf ankam, seine theoretischen Ansichten mit seiner concreten dichterischen Anlage auszugleichen, so mußte es sich herausstellen, daß er aus dem dort behaupteten Indifferenzpunkt zwischen dem Schönen und dem

Sittlichen zu einer menschlicheren Darstellung des Menschlichen zurücktreten müsse. Was sich theoretisch als ein Hinausstreben über die Schranken der Individualität und über die Conflicte des ethischen Lebens dargestellt hatte, das mußte in der poetischen Praxis sich als Streben nach dem Ideal — als der sittliche Kampf der Tragödie darstellen. Die poetische Praxis, um es anders zu sagen, wurde zur Correctur der ästhetischen Theorie, während diese Theorie zugleich zum Regulator der Praxis wurde und es ein- für allemal unmöglich machte, daß der Dichter in den Naturalismus und in die naturalistischen Ideale seiner früheren Stücke zurückfiel.

Wir fassen absichtlich unsere Meinung über die Bedeutung der letzten Periode der Schiller'schen Dichtung in diese knappen Formeln, da wir genöthigt sind, nach der umständlichen Darstellung seiner bisherigen Entwickelung, uns für die Vergegenwärtigung seiner nun folgenden Meisterwerke auf den engsten Raum zu beschränken.

Nur anzudeuten brauchen wir demnächst, wie sicher seine Natur, im Gegensatz und doch wieder im tieferen Einverständniß mit seinem System, in die dramatische Bahn zurücklenkte. Auch ohne die Antwort, die ihm Humboldt auf seine „ästhetische Gewissensfrage" ertheilte, mußte sein Gefühl ihm sagen, daß es ihm nur in dieser, in der dramatischen Form bestimmt sei, alles das, was in der Brust des Menschen, und alles das zumal, was in deutschem Gemüth und Wesen widerklingt, auf's Wirksamste zu sinnlicher Gestaltung herauszuarbeiten. Auch in Zeiten, wo er gelegentlich die Talente zur epischen Dichtung in sich zu entdecken geglaubt hatte, war er doch immer wieder, und immer dann, wenn er am meisten er selbst war, zu seiner Jugendliebe für das Drama zurückgekehrt. Schon in Volkstädt hatte er das alte Project des „Menschenfeindes" wieder hervorgesucht, bis ihm endlich die Ungeeignetheit dieses Vorwurfs klar geworden war. Seitdem waren ihm abwechselnd andere dramatische Stoffe durch den Kopf gegangen; er schwankte namentlich zwischen den Maltesern und dem durch die Beschäftigung mit dem dreißigjährigen Kriege ihm nahegelegten Wallenstein. Der Wallenstein war es endlich, der verwickeltere und modernere Gegenstand, der es über den anderen davontrug.

Kein Wunder freilich, daß es nun zunächst einen jahrelangen Kampf gab. Im Herbst 1794, während des schwäbischen Aufenthalts, sehen wir zuerst den Plan des Stücks in Angriff genommen, und erst im Frühjahr 1799 ist es bühnenfertig vollendet. Nicht, wie

man es wohl darstellt, als ob die Philosophie die dichterische Kraft des Mannes lahm gelegt hätte! Nicht in der Philosophie, sondern in den Forderungen, die ihm durch die Philosophie klar geworden waren, in der neuen Strenge seines ästhetischen Gewissens, in der Reife seiner Einsicht und in dem Ernst seines Willens lagen die Schwierigkeiten. Aus den reinen Höhen der Metaphysik und, im Zusammenhang damit, aus den Mustern des Alterthums hat er inzwischen sein künstlerisches Ideal geschöpft: mit diesen unerbittlichen Begriffen, unerbittlich gegen sich selbst, im strengsten Gefühl seiner ästhetischen Pflicht tritt er an die Arbeit heran. Er begreift, daß er „von seiner alten Art und Kunst" so gut wie nichts werde brauchen können — und er fühlt doch zugleich, daß die Darstellung individueller Charaktere und ihres Conflictes mit der Wirklichkeit ein anderes Pathos fordert als die Darstellung einer Scene im Olymp. Er freut sich, daß er seinem Stoffe kalt und gleichgültig gegenüberstehe und daß seine Begeisterung lediglich der künstlerischen Arbeit als solcher gelte — und auf jedem Schritt doch empfindet er den Widerspruch zwischen seinen im Uebergreifen über die Wirklichkeit gewonnenen ethisch-ästhetischen Begriffen und der Ethik der wirklichen, historischen Welt, die er poetisch verklären soll. Gegen die Einheit der Kunstform, die er anstrebt, sträubt sich die unendliche Breite des massenhaften und verwickelten Stoffes; gegen den Idealismus der im Schönen sich vollendenden Sittlichkeit, zu dem er sich in theoretischer Anschauung erhoben, sträubt sich die politische Natur der Begebenheit und der zur Erde niederstrebende Realismus in dem Charakter des Helden.

Mit „heroischem Ausharren", gestärkt zwischeninne durch den Rath und das Vorbild des Dichters von Hermann und Dorothea, durch die Lectüre des Shakspeare und Sophokles, durch das Studium der Aristotelischen Poetik — so hat er endlich alle jene Schwierigkeiten überwältigt. Die tiefen Spuren der ungeheuren Arbeit bleiben auch dem Werke in seiner Vollendung aufgeprägt. Die ergreifende Hoheit desselben ist selbst, ja sie vor Allem ist ein Zeugniß der Schmerzen, durch die sie erkauft wurde; denn das Ringen der Mächte, deren Conflict diese Dichtung uns zur Anschauung bringt, ist jener Arbeit in dem bewegten Innern des Dichters wesensverwandt. Aber ein Zeugniß für die Entstehungsgeschichte des Werkes sind freilich auch die Schatten, die man an demselben wahrnehmen mag. Die ganze Masse des Stoffes in kunstgerechter Form einheitlich zusammenzufassen, ist dem Dichter nur relativ gelungen; die Theilung der eigentlichen Handlung in zwei Stücke ist lediglich eine Auskunft — die „fünf Aufzüge" der Piccolomini sind keine in sich befriedigende Tragödie. Und weiter. Um jenes Ideal

ästhetisch-sittlicher Gemüthsfreiheit, dem Charakter des Helden und der politischen Natur seines Handelns und Leidens zum Trotz, zu behaupten, nimmt der Dichter seine Zuflucht zu der antiken Schicksalsidee. In der feinsten und sinnigsten Weise verwebt er dieselbe mit dem freien Thun und den persönlichen Motiven, mit dem Glauben und der Schuld seines Helden, aber immer doch bleibt ein unausgefüllter Raum zwischen jener idealen ethischen Potenz und der Wirksamkeit der geschichtlichen, der individuell menschlichen Kräfte. Für die Künstlichkeit endlich dieses Verfahrens entschädigt sich der Dichter durch die Einflechtung einer zweiten Handlung und eines zweiten Helden. In dem Dilemma zwischen seinem Kunstprincip und seiner eigensten Natur greift er das eine Mal zu der Schicksalsidee, und läßt er daneben wieder der Neigung seines eigenen Herzens, jenem Drange des lebendigen Gefühls — der ausschließlichen Muse seiner früheren Dichtungen — die Zügel schießen. Weil die concrete moralische Person in ihm die abstract-ästhetische überwältigt, deshalb giebt er dem in den Kreis des Schicksals gebannten Wallenstein ein Gegengewicht in Max und Thekla. An diese beiden Personen fesselt ihn in der That eine persönliche Theilnahme; er dichtet diese, wie er einst Karlos und Elisabeth gedichtet hatte, und unversehens überwuchert die Liebesepisode den Grund und Boden der tragischen Handlung.

Um es vorweg zu sagen: derselbe Kampf und dieselben Gegensätze, welche sich in der Wallenstein-Trilogie darstellen, *ziehen sich durch die gesammte spätere poetische Thätigkeit unseres Dramatikers hindurch*. Der Dichter, der über den Menschen hinausstrebt, der Mensch, der den Dichter überholt — dieser Zwiespalt und Wettlauf drängt von Schöpfung zu Schöpfung, von Gestalten zu neuen Gestalten. Auch die letzte Periode des Dichters hat noch eine *Entwickelung*. In immer schwankender Bewegung sucht er in den nun folgenden Stücken nach dem Punkt, wo seine moralische Person und sein ästhetisches Ideal zusammenfallen werden. Für sein eigenes Sein hat er diesen Punkt längst gefunden. In der freien Zusammenstimmung zwischen Pflicht und Neigung fließt sein inneres Leben in ungetrübter Harmonie dahin, vollendet sich sein persönliches Wesen zur reinsten Liebenswürdigkeit, zu einer Milde und Heiterkeit, die mit den Leiden seines Körpers in einem rührenden Contrast steht. Für den künstlerischen Ausdruck dieses Wesens dagegen findet er den abschließenden Punkt erst am Ende seiner Laufbahn: erst im *Wilhelm Tell* entdeckt er gleichsam die dramatische Realisirung der schönen Moral, die nicht idealistische, sondern concret geschichtliche

Lösung moralischer Conflicte, den Coincidenzpunkt von Drama und „Idylle". —

Er hatte am Wallenstein, nach seinem eigenen Ausdruck, „das Handwerk gelernt". Seine Uebersiedelung von Jena nach Weimar verschafft ihm überdies die unmittelbare Anschauung eines Theaters, das er sofort, im innigsten Verein mit Göthe, zu einer Schule für die Kunst, für die Künstler und für das Publicum bildet. Auch da, wo er dabei zur Accommodation an die praktischen Bedürfnisse, an den Geschmack der Menge, an die Kunstansicht des Hofes genöthigt ist, läßt er sich nicht so sehr zu dem Untergeordneten herab, als er es vielmehr zu sich zu erheben versteht. Selbst dasjenige, was ihm in dieser Beziehung mißräth, wird uns interessant, weil es uns einen Blick in die Bedürfnisse seiner edlen Natur eröffnet. So verwandelt er in seiner Bearbeitung von Shakspeare's Macbeth die Hexen des britischen Dichters in Schicksalsschwestern und hebt ihre ganze Erscheinung auf den Boden seines hellenisirenden Idealismus hinüber. So mischt er in den leichten Humor und in das bedeutungslose Spiel eines Gozzi'schen Mährchens die pathetischen und ernsten Töne seiner eigenen Muse. So muß ihm selbst der französische Renaissance-Stil dazu dienen, der Rohheit und Trivialität naturalistischer Dichtung die Wege zu versperren — „nicht Muster zwar, ein Führer nur zum Bessern soll der Franke werden". Und so wird wenigstens formell in seiner Uebersetzung von Racine's Phädra die französische Tragödie zu einer neuen Classicität geweiht.

Die köstlichste Frucht jedoch der Wechselwirkung zwischen unserem Dichter und der Weimarischen Bühne liegt in den vier großen Originalwerken vor, die er auf den Wallenstein folgen ließ. Sein bestes Selbst und die Summe seiner Kunst widmete er dieser Bühne. Nach dem schönen Worte, daß der Fleiß es sei, der nicht allein die Mittel des Lebens gewähre, sondern dem Leben auch allein seinen Gehalt gebe, so schöpft er immer höhere Genesung und das Gefühl ewiger Jugend aus einer Thätigkeit, die ihn zugleich Schritt für Schritt dem Tode näher führt.

Seine Neigung zog ihn nach der Vollendung des Wallenstein zunächst zu einem frei erdichteten, seine richtigere Einsicht wies ihn an einen historischen Stoff. Er schlägt, von diesen widerstreitenden Rücksichten bewegt, eine mittlere Richtung ein. Maria Stuart ist abermals eine historische Tragödie, aber eine historische Tragödie in anderem Sinne doch als der Wallenstein. Von dem großen Hintergrunde der Geschichte löst das Gemüthsinteresse des Dichters die persön-

liche Geschichte der unglücklichen Königin ab. Wieder schreckt ihn die kalte „Staatsaction", der er sich für Herz und Phantasie nichts abgewinnen zu können traut. Auf diese Weise wird das menschlich leidenschaftliche Interesse zum vorwiegenden; die Parteilichkeit des Dichters verfälscht das Pathos der Geschichte — die Episode, die im Wallenstein nur zur Herrschaft über das Stück heranwuchs, erfüllt hier den Raum der ganzen Tragödie.

Sogar noch einen Schritt weiter trat der Dichter in der Jungfrau von Orleans über den Realismus der wirklichen Geschichte hinaus. In einer unklaren Mitte verschmilzt in diesem neuen Stück der Gedanke einer höheren Schicksalsleitung mit dem Bemühen, die tragische Verwickelung aus den Tiefen des menschlichen Gemüths herzuleiten. Denn die Heldin ruht auf einer phantastischen Basis. In Folge einer Vision ist sie dem Kreise rein menschlichen Empfindens und Wirkens entrückt, und erst auf dieser Voraussetzung entwickelt sich der Kampf in ihrer Brust, dringt eine Schuld in ihr Leben ein, kommt es zu einer tiefen, auf's Ergreifendste zur Anschauung gebrachten Katastrophe. Allein andererseits greift der Dichter doch hier wieder tiefer in das Ganze der historischen Situation hinab. Mit einer Kunst, welche uns bald an Homer, bald an Shakspeare erinnert, sind die Schlachtscenen zur Darstellung gebracht, ist uns die kriegerische Bewegung der Zeit versinnlicht. Die Heldin „schuf das Herz", aber mit künstlerischem Verstande, mit dem treffendsten und entsagsamsten Realismus sind andere Figuren des Stücks gezeichnet. Und wenn endlich Göthe das fertige Stück dem Freunde mit der Bemerkung zurücksandte, daß es „so brav, gut und schön sei, daß er ihm nichts zu vergleichen wisse", so galt dieses Lob vor Allem dem Geschick der Composition, der gelungenen dramatischen Form im Ganzen.

Und so geschah es denn, daß in einem folgenden Stücke die vollendete Form sich gleichsam selbständig constituirte. Aus dem Realismus der Geschichte trat mit der Braut von Messina der Dichter noch einmal ganz auf den Boden freier Erfindung, auf den Boden des abstracten ästhetischen Ideals und eben damit auf den Boden des classischen Alterthums zurück. Ermüdet gleichsam durch die Anstrengung, die historische Wirklichkeit zu idealisiren, und das tragische Motiv in einer mittleren Region zwischen dem Uebermenschlichen und dem Innermenschlichen aufzusuchen, warf er sich auf einmal ganz der Idee des Schicksals in die Arme. Und um endlich völlig und ausschließlich in dem Elemente der Kunst sich zu bewegen, fügte er zu dem Allem den gewagten Versuch, auch den antiken

Chor zu erneuern. Es war, wie er in der Vorrede sich ausdrückt, eine offene Kriegserklärung gegen den Naturalismus in der Kunst; der Chor sollte „eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren". Ein verwegener Versuch! Der abstracten Form, der abstracten Poesie, der Religion in abstracto und dem Schicksal in abstracto wird die lebendige Charakteristik, wird das Interesse wie die Wahrscheinlichkeit der Handlung zum Opfer gebracht. Ein Zeugniß vor Allem für die Schwäche unseres nationalen und politischen Lebens, dem sich der Dichter, dem dieser Dichter sich in so unnahbare Höhen entziehen mochte! Und doch, es ist so, wie bei anderer Gelegenheit Gervinus sagt, man muß allemal bei den Schiller'schen Stücken da am meisten lieben, wo man am meisten tadeln muß. Erst durch die Braut verstehen wir, von wannen diesem Manne die Kraft kam, in seinen übrigen Stücken den harten Stoff der Wirklichkeit von seiner Schwere zu befreien. Es ist diese Tragödie recht eigentlich eine Quintessenz seines idealen und ätherischen Wesens. Mit den Räubern und der Braut von Messina sind die beiden äußersten Endpunkte seines Genius bezeichnet; gegenüber dem Naturalismus der intensive Idealismus, der nun selbst das Drama zur Ideendichtung zu steigern wagte, um hier die strengste Form mit dem tiefsten Gehalte zu verknüpfen, und, namentlich in den lyrischen Partien, den höchsten Flug des Gedankens mit dem mächtigsten Athemzuge der Phantasie zu unterstützen.

Nur Eine Aufgabe blieb nach diesem Wagniß zurück, die würdig genug erschien, das Ziel eines solchen Lebens, seinen letzten Kranz und Preis zu bilden. Es handelte sich um eine letzte Versöhnung zwischen dem Dichter und dem Menschen. Es handelte sich um eine neue, wo möglich vollendete Wiederverbindung des dramatischen Ideals mit der dramatischen Realität der Geschichte. Es handelte sich um eine Zusammenknüpfung jener beiden Enden des Schiller'schen Genius, um eine selbst wieder künstlerische Vermittelung zwischen den naturalistischen Producten seiner ersten Periode und der „reinen poetischen Symbolik" seines jüngsten Stücks. Es handelte sich um den Einheitspunkt des sittlich-historischen Lebens und der Idee des tragischen Schicksals, — es handelte sich endlich um einen erneuten Bund mit dem Publicum und um die Wiederanknüpfung der deutschen classischen Dichtung an den Boden der deutschen Wirklichkeit und der Nationalinteressen.

Allerwege, auch im Hinausstreben über das unmittelbare Getriebe der politischen Gegenwart hatte der Genius unseres Dichters dennoch

in einem geheimen Bunde und in gleichsam prophetischen Bezuge zu den Begebenheiten seines Jahrhunderts gestanden. Ein eisernes Schicksal nahte jetzt unserem Vaterlande, die Gewaltherrschaft des fremden Ueberziehers. Da legte ein Gott es in die Brust des Dichters, seinen eigenen Haß gegen den Geist der Unterdrückung, und das, was dem gegenüber die Pflicht einer großen Nation sei, mit ergreifender Beredsamkeit auszusprechen. Er dichtete das große dramatische Gedicht von dem Befreiungskampfe des Schweizervolks. Der Wilhelm Tell kann sich in der Composition nicht mit der Braut und der Jungfrau, in der Charakteristik nicht mit dem Wallenstein messen. Es erscheint nichts desto weniger in ihm der Gipfel der Schiller'schen Dramatik, eine Lösung der letzten Dissonanzen seiner bisherigen dichterischen Laufbahn. Das Schicksal, das in der Geschichte waltet, ist kein anderes als die Macht der sie beherrschenden Ideen, und die Träger dieser Ideen sind die lebendigen Geister der Völker. Wie dieser Volksgeist der Herr seines eigenen Schicksals ist, dies Eine ist uns hier durch eine dramatische Begebenheit zur Anschauung gebracht, deren lebendige Bewegung sich wundervoll von dem Hintergrunde des mit frappanter Wahrheit geschilderten schweizerischen Naturbildes abhebt. Mit diesem unvergleichlichen Griff ist endlich der Dichter in das Herz der Geschichte eingedrungen; damit endlich hört ihm die Geschichte auf, eine „Staatsaction" zu sein, die nur künstlich mit dem Herzen und dem Gewissen des ästhetisch-sittlichen Menschen in Zusammenhang zu bringen wäre. Er hat den Schlüssel für das echte historische Drama, — er hat eben damit das Band gefunden, das die Kunst mit dem Leben und das seine dramatische Praxis mit seiner Vorstellung von der vollendeten Idylle zusammenschließt.

Im Februar 1804 war der Tell vollendet — die Tage des Dichters waren gezählt. Als am 9. Mai 1805 der Tod ihm nahte, so rief er ihn ab von einem Werke, dessen Idee und Gestalt wir nur aus dem fragmentarischen Entwurfe und aus der begonnenen Ausführung eines ersten Acts errathen können. Der Hinblick auf diese Verlassenschaft erhöht die Rührung, die uns, nach mehr als einem halben Jahrhundert, bewältigt, so oft wir uns das Ende dieses Lebens vergegenwärtigen. Denn wir fühlen, wie es von Freundesmund ausgesprochen worden, daß er „noch Unendliches hätte leisten können und daß sein Ziel so gesteckt war, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte". Ein mächtiger Trost jedoch ist uns eben jetzt zu Theil geworden. Wie kein zweiter Dichter lebt dieser unsterblich in dem Herzen seines Volkes. Die Welt hat das unvergleichliche Schauspiel gesehn, daß

die getheilten Stämme, ja die zerrissenen und über den Erdball zerstreuten Glieder unsres Volkes in der Verehrung dieses Dichters sich ähnlich einmüthig begegnen, wie einst die Griechen in dem Preise und dem Verständniß des Homer. Es war diese Novemberfeier, wie es in einer der Festreden heißt, die uns vorliegen*), ein „rechtes Siegesfest des Geistes", ein Beweis von der Dauer, ja von der unvergänglichen Lebendigkeit geistiger Wirkungen. Sie war vor Allem ein Nationalfest. Ein Bekenntniß legte die deutsche Nation ab, daß sie, wie zerrissen auch äußerlich, innerlich unzerreißbar ist, und daß die Symbole ihrer Einheit ihr über Alles theuer sind. Mehr aber als das. Man darf sagen, daß eine Unsterblichkeit und ein Ruhm wie dieser noch niemals ausgetheilt worden ist. Denn mit der Größe des Dichters haben wir auch das gefeiert, was ihm zur letzten Vollendung noch mangelte. Indem wir mit dem Dichter den Menschen feierten, ist er uns als ein Symbol aller der moralischen Güter erschienen, die uns noch vorenthalten sind, und zu denen wir daher in einer Stimmung emporblicken, welche die Grundstimmung sämmtlicher Schiller'schen Dichtungen ist. Und hier freilich lag ein verzeihlicher Irrthum nahe. Je verkümmerter irgendwo in unsrem Vaterlande das staatliche oder nationale Leben, je bestrittener die Freiheit des Gewissens und der Rede, je unentwickelter das öffentliche Recht und je verstimmter der öffentliche Geist war, um so leichter mochte man der Versuchung unterliegen, den Idealen des Dichters unmittelbar die Forderungen der Gegenwart unterzuschieben und den Cultus seines Namens zu fremdartigen Demonstrationen zu mißbrauchen. Der allgemeine Charakter des Festes jedoch ist von solchen vereinzelten Bestrebungen nicht getrübt worden. Möge der Frieden dieses Grabes für immer von dem Geräusch solcher unwahrhafter und zudringlicher Zwecke ungestört bleiben! Denn ob die strebsame Kraft des Schiller'schen Geistes und seiner Dichtung auch der neuen Epoche gewachsen gewesen wäre, die wenige Jahre nach seinem Tode über uns hereinbrach — wer wollte es wagen, darüber abzusprechen? Gewiß ist, daß diese Kraft, so lange sie strebte, in einem völlig anderen, in einem helleren und heiterern Elemente sich bewegte.

---

*) Festrede, in der Aula zu Göttingen gehalten von Ernst Curtius.
Festrede zum hundertjährigen Geburtstag Schiller's von G. Rießer.
Festrede, in der Aula zu Kiel gehalten von P. W. Forchhammer.
Akademische Festrede, gehalten in der Collegienkirche zu Jena von Kuno Fischer.
Rede auf Schiller, gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Jacob Grimm u. s. w.

Nicht die politische, sondern die ästhetische Erziehung lag ihm am Herzen; nicht der Gedanke des Staats, der sich aus den realen Bedürfnissen der Gesellschaft aufbaut, beschäftigte sein Nachdenken; nicht die Idee der sich verselbständigenden Nationalität war das Pathos seines Lebens und Schaffens. Gerade auf diesem Gebiete liegen die Aufgaben unsrer eignen Generation. Ihr Inhalt ist verschieden von dem Inhalt der seinigen. Allein ein „Bürger der Geschlechter, welche kommen", hat er zu diesem neuen Tagewerk uns seinen hohen Sinn, seinen Muth und seinen Glauben, das leuchtende Beispiel seines ernsten und unverzagten Wollens vermacht. Darum wird der Glanz seiner Ideale nicht verlöschen, so lange für ihren sittlichen Kern ein Ort in unserem Gemüthe ist. Es gilt, daß wir uns zu der Pflicht erheben, in unserer Welt die Fülle dieses Lebens zu verwerthen. Dann bleibt er gefeiert, dann starb er nicht —

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend!

---

# Ernst Moritz Arndt.

In wunderbarer Rüstigkeit vollendete Vater Arndt sein neunzigstes Jahr; denn in demselben Jahre mit dem Korsen, wie er oft in bester Laune sich rühmte, am zweiten heiligen Christtag, und in der Stunde, wo im Süden der Carneval beginnt, hatte er einst das Licht der Welt erblickt. Noch warm von der Feier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's regten sich überall in Deutschland die Herzen für den noch lebenden Dichterveteranen, für den Sänger, der die Ideale Schiller's vom Himmel auf die Erde herabgeholt, der in rauherer Zeit härtere und stürmischere Weisen angeschlagen, der, kräftiger und inniger als irgend ein Zweiter, das deutsche Land, die deutsche Freiheit und den deutschen Gott gesungen hatte. Aus allen Enden des Vaterlandes flogen dem Alten Grüße und Wünsche zu, und in herzlichen und tapferen Worten that der Alte noch einmal seinen „lieben Deutschen" Bescheid. Er ist den beneidenswerthesten Tod gestorben. Unter der Last der Kränze, die ihm die Liebe seines Volkes gewunden, an der äußersten Grenze des menschlichen Lebens ist er entschlafen. Wie rüstig aber und lebensfroh er bis unmittelbar vor seinem Ende war: der „weissagerische Geist", den er oftmals in sich zu spüren meinte, hatte ihm noch rechtzeitig die Mahnung zugerufen, daß die Zeit seines Schei-

dens nahe sei, daß er „sein Haus bestellen und seine kleinen Dinge ordnen solle“. Als ein letztes Vermächtniß und Lebewohl hat er seine Reime und Verse gesammelt und sie in ihrer echten, ursprünglichen Gestalt seinem Volke übergeben.

So liegt dieses Vermächtniß nun vor uns, ein voller, ja übervoller Strauß von Blumen und Gräsern, meist in der Ordnung oder Unordnung zusammengesteckt, wie sie ursprünglich von der Hand des Dichters gepflückt wurden. Von dem künstlerischen Werth dieser Reime kann Niemand bescheidener urtheilen als ihr Urheber selbst. Den Dichternamen möchte er ganz von sich ablehnen; wenn ihm einzelne lyrische Sachen leidlich gelungen seien, so sei es nach dem Sprüchwort von der „blinden Taube“ geschehen, und wenn manche seinen Deutschen lieb geworden, so sei es, „weil die meisten echte Kinder der Geschicke und Gefühle unsrer Tage sind, Kinder des Augenblicks und der Gelegenheit“. Und diesem bescheidenen Urtheil wird im Ganzen Niemand widersprechen mögen. Wir finden und wir suchen hier nicht jenen vollendeten Instinct für das Schöne, jenen durchgebildeten Sinn für Maaß und Harmonie, der unsere klassische Dichtung charakterisirt: — wir suchen und finden, was in manchem Betracht besser ist. Wenn uns der eine Theil dieser Lieder werth ist, weil sie uns die Tage der allgemeinen Erhebung und Begeisterung vergegenwärtigen, so lieben wir andre, weil sich in ihnen ein reines und grundtüchtiges Menschendasein spiegelt, weil sie Zeugnisse von dem Wesen und Wollen des unvergleichlichen Mannes sind. Da sind Gedichte und Reimsprüche, in denen uns flüchtige Momente dieses langen und reichen Lebens aufbehalten sind; da sind andere, -- wie namentlich jene in dem Häuschen „an Reichenbachs bröcklichter Mauer“ entstandenen Epigramme — in denen der Dichter erzählende und betrachtende Rückblicke auf jüngst und auf längst durchlebte Tage thut. Genug, wir haben hier, wenn wir Alles zusammennehmen, neben dem „nothgedrungenen“ einen freiwilligen Lebensbericht, neben den „Erinnerungen aus dem äußeren“ Erinnerungen aus dem inneren Leben. Ein unschätzbarer Besitz; denn das beste Vermächtniß, das Arndt seinen Deutschen hinterlassen hat, ist doch er selbst, die Erinnerung an das, was er war und wirkte. Die Stunde scheint nicht unpassend, uns eben dies, was er war und wirkte, auf Anlaß seiner Gedichte zurückzurufen und zu Gemüthe zu führen.

In Prosa wie in Versen, auf jeder Stufe seines Lebens, mit immer gleicher Liebe wendet Arndt sich zurück zu dem Idyll seiner Knabenzeit. Hier ist der gesunde Grund dieses ganzen ferngesunden Daseins. Es hat sich in natürlichem Wachsthum durch zwei Geschlechter aus dem

fruchthaltenden Boden der Volkskraft emporgearbeitet. Eines Freigelassenen, eines Verwalters und Pächters Sohn, nennt Arndt sich selbst „aus autochthonischem Bauernstamm entsprossen“, scherzt er wohl noch später mit seiner „bäuerlichen Wenigkeit“. Die Eltern hat er uns oft geschildert, den thätigen, strengen und heftigen, und doch wieder milden und freundlichen Vater, die fromme, sinnige, besonnenverständige Mutter, deren Bild ihm im Wachen und Träumen stets gegenwärtig bleibt. Der Schauplatz seiner Kindheit ist Rügen, die „liebliche Insel“, deren Ufer, Wälder und Hügel seine Lieder immer von Neuem grüßen. Ein köstlich frisches Leben, das er da zusammen mit Geschwistern und Gespielen führt! Draußen tummelt der Vater die Knaben, im Hause übt, zieht und unterweist sie die Mutter. In frommer Zucht der Eltern und Lehrer wächst er auf: seine beste Lehrmeisterin für geistiges wie leibliches Gedeihen bliebt die Natur. Im Verkehr mit ihr gewinnt er rüstige Leibeskraft, an sie schmiegt er sich an mit poetischem Sinn. Zahlreiche Verse sagen uns, wie es da in bunten Farben um seine kindliche Seele spielte, wie er mit Blumen und Vögeln, mit Bäumen und Zweigen gleichwie mit lebendigen Gespielen verkehrte —

Und es hüteten noch mit mir die Engel des Himmels
Heerden des Vaters im Hain, Heerden am brausenden Meer.

Wie die derbste Wirklichkeit hier mit den luftigsten Mährchenträumen gleichsam in Eins verlief, das werden wir vielleicht am besten inne, wenn wir die Arndt'schen „Mährchen und Jugenderinnerungen“ zu Hülfe nehmen. Wer kennt sie nicht? Der ganze Zauber des Kindheitsalters ist über diesen Aufzeichnungen des späteren Mannesalters ausgegossen. Die Blüthe jenes „Mährchen- und Geschichtentreibens“ seiner Knabenzeit, sind sie poetischer als das Meiste, was er sonst gedichtet hat. Die köstliche Einfalt des Fabulisten, dem doch überall der Schalk im Nacken sitzt, das ungetrübte Behagen an dem Gaukelspiel der Phantasie, hinter dem doch der hellste Verstand durchblickt, dieses eigenthümliche Gemisch von Ernst und Laune macht das Buch ebenso zur erwünschtesten Lectüre für den Knaben wie für den Erwachsenen. So aber ist es, weil noch in dem Manne Kindeseinfalt und Kindesgemüth wohnte. Man mag umgekehrt sagen, daß in dem Kinde der Mann schon fertig lag. Wie diese Mährchen, so war das Element, in dem seine erste Jugend sich bewegte: — die Keime des glücklichsten und fruchtbarsten Daseins waren darin angelegt.

Das Hinübertreten aus der Unschuld solches Naturlebens in ein schon einseitigeres Culturleben war nicht ohne Gefahren, zumal wenn

es zusammenfiel mit der Zeit, wo „Kindheit und Jugend sich trennt und der Gedanke beginnt“. Es giebt da einen gewaltigen Ruck, und tiefere Gemüther finden nur nach heißen Kämpfen das gestörte Gleichgewicht wieder. So etwas erfuhr der sechszehnjährige Arndt, als er, ein gutmüthiger, aber wilder, ernster und trotziger Bube, aus dem elterlichen Hause auf die Schule zu Stralsund verpflanzt wurde. Gegenüber dem loseren und üppigeren Wesen, das ihm hier zugleich mit allerlei neuen geistigen Stoffen entgegentritt, muß seine gesunde Natur und müssen die guten Geister seiner Kindheit eine erste Probe bestehen. Durch die Lectüre Rousseau's mit tausend Aengsten über die Gefahren der Jugend erfüllt, kämpft er für die Bewahrung seiner Unschuld einen gewaltthätigen Kampf mit dem „starken, heißen Arndtsblut“. In blöder Verschlossenheit, unter schweren und dunklen Stimmungen, in harten, selbstauferlegten leiblichen Uebungen strebt er, sich zum Manne, zum Manne im besten Sinne des Wortes zu machen. Es ist eine rührende Geschichte, wie ihn die Angst, er möchte „zu einem weichlichen und liederlichen Lappen werden“ endlich zur Flucht von der Schule treibt. Und Jahre lang halten diese Stimmungen und Kämpfe an. Mit gleichsam krampfhaftem Instinct klammert er sich an seine starke Natur und an den sittlichen Menschen, den er in sich fühlt. Nur dies Eine, die Pflicht, sich keusch, gesund und brav zu erhalten, ist ihm klar: sein übriges Streben, sein Lernen, Denken und Empfinden liegt unklar vor seinem Bewußtsein. Wie einen langen Traum beschreibt er die Zeit, die auf jene Katastrophe folgte. Angestrengten Fleißes bereitet er sich im Vaterhause auf die Universität vor. Um Theologie zu studiren geht er, nunmehr zwanzigjährig, nach Greifswald, von Greifswald nach Jena. Auch diese Studentenjahre werden nicht verbraust und verjubelt; wohl wird es ihm allmählich leichter und freier um's Herz, aber im Ganzen wandelt er die alten Wege fort; wohl treibt zuweilen zwischen Arbeiten und Studien der verschiedensten Art „die Jugend ein lustiges Spiel“ — „doch“ (so sagt uns eines seiner Epigramme) „doch ward ihr jegliches Spiel bei mir gebührlich gebüßt“. Und wieder kehrt er in's Vaterhaus zurück, und abermals wird es, wie er nun das Gelernte übersieht und sichtet, etwas heller in ihm. Die Zeit war nahe, wo der Zauber, der auf ihm lag, weichen, wo Klas Avenstaken aus dem Wunderberge, in den er versunken, wieder herausfallen sollte auf die Erde. Als Präceptor geht er im Herbst 1796 zu Kosegarten, einem alten Freunde seines elterlichen Hauses, damals Pfarrer zu Altenkirchen auf Rügen. Solch' eine fette Pfründe, wie dieser sie besaß, hätte früher oder später auch unserem Candidaten

— denn das war er inzwischen geworden — nicht fehlen können; predigte er doch wiederholt mit „Schall und Beifall". Allein wiederum regte sich der Instinct, oder sagen wir lieber das Gewissen seiner guten Natur. Er fühlte, daß der derbe Stoff, aus dem er gemacht war, sich mit dem geistlichen Wesen nicht vertrüge; noch mehr, sein strenger, sittlicher Sinn sträubte sich gegen die Weltlichkeit, die hier an dem geistlichen Amte hing. Er war bestimmt, ein Prediger der ganzen Nation zu werden. Mit freiem Entschlusse wandte er der Kanzel wie einst den Stralsunder Schulbänken den Rücken. Mit diesem Entschlusse schritt er in's Leben und war er hinaus über die Unklarheit seiner bisherigen Zustände. Wir haben kürzlich ein vornehmes Wort gelesen: nur die Zeit habe diesen Mann gehoben. Die Wahrheit ist: niemals hat Jemand so entschieden sich selbst zu dem gemacht, was er war. Er wurde was er war, weil er sich frühzeitig in die sittliche Zucht nahm, weil er jetzt und später an sich erprobte, daß die Götter vor die Tugend den Schweiß gesetzt haben. Nicht er bedurfte der Zeit, wohl aber bedurfte die Zeit seiner.

Und frisch stürzte er sich nun, nachdem er sich selbst wiedergefunden, in die volle Weltlichkeit hinein. Die Freude, die ihm jetzt im Busen wieder aufging, tönt jubelnd aus den Versen, mit denen er funfzehn Jahre später diesen seinen Eintritt in's Leben und in's Mannesalter gefeiert hat. Sie macht sich ebenso Luft in den Episteln, die er aus der Fremde an die zurückgelassenen Freunde richtete. Denn in die weite Welt hatte es ihn hinausgetrieben. Zweck genug, daß er sich frei ergehen, leben und leben sehen wollte. So pilgert er im Frühjahr 1798 über Wien, durch Ungarn nach Italien. Es ist, wie er von Florenz aus schreibt, der mit ihm geborene Geist der Unruhe, der ihn umhertreibt. Nicht, um Pergamente zu durchstöbern, ist er ausgezogen, sondern mehr als alle Pergamente lockt ihn die lebendige Natur. Die lebendige Natur, vor Allem die Natur der Völker und Menschen bringt er sich so breit und vollständig wie möglich zur Anschauung. Einen ganzen Sommer weilt er in Paris, um sodann über Brüssel, Köln, Frankfurt und Berlin wieder heimzuziehen. Noch hat er kaum einen festen Mittelpunkt für die Beurtheilung der menschlichen Dinge gewonnen. Desto mehr hat er die Augen offen für Alles und Jedes. Seine vielbändige Reisebeschreibung (Leipzig, 1801 bis 1803) spiegelt ebenso die sorglose Laune des Wandrers, wie sein weitausgreifendes Interesse für Politisches und Unpolitisches. Mit gleicher Redseligkeit schildert sie uns das äußere Aussehen der Städte, wie die Sitten und Zustände der Bewohner. Wir werden eingeführt in den Jacobiner-

club und wohnen dem Leichenfest der bei Rastadt ermordeten Gesandten bei, — aber überwiegend doch will der Verfasser „die freundlichen und lebendigen Seiten des Lebens" beleuchten, das bunte Gewimmel der Straßen und Märkte, und wie die Menschen schaulustig und genußsüchtig vom Tag in den Tag leben. Mit der reichsten Ausbeute ist er endlich im Herbst 1799 in die Heimath zurückgekehrt. Es galt, nach allem Umherschweifen sich zu fixiren und das reiche Material der neu gewonnenen äußeren und inneren Anschauungen zu verarbeiten und zu verwerthen.

Nur halb glückte es ihm mit der häuslichen Festsetzung. Leicht zwar erlangte er eine Anstellung an der Greifswalder Universität, auch fehlten ihm die Zuhörer nicht für seine meist historischen Vorlesungen; aber ein geliebtes Weib, das er heimgeführt hatte, starb, einen Sohn zurücklassend, schon im zweiten Jahr, im Sommer 1801 — gleich als ob das Schicksal ihm frühzeitig hätte andeuten wollen, daß die Stürme der Zeit einen freien Mann verlangten, dessen Fuß nicht an die Scholle und dessen Herz nicht an das Glück eines häuslichen Heerdes gebunden sei. Laute des Schmerzes und der Wehmuth begegnen uns seitdem häufig in seinen Liedern, aber selbst dieser herbste Verlust vermochte nicht mehr, die innere Sicherheit und den gehobenen Glauben zu zerstören, den er sich erworben hatte. In Tapferkeit und Frömmigkeit ist er von dieser Zeit an ein für alle Mal über alle Schläge und Widerwärtigkeiten des Schicksals, über alle „Verfinsterung und Erstarrung" hinaus. Als Lehrer, als Schriftsteller, mit seiner ganzen Persönlichkeit ist er auf rüstiges Wirken nach Außen hingerichtet. So faßt er das Nächste und das Weiteste in's Auge. Das Nächste: die Noth der leibeignen Bauern in seiner schwedischen Heimath. Mit fester Hand packt seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" das Unrecht und die Unmenschlichkeit der Privilegirten an: er hat die Genugthuung, verklagt, aber auch gerechtfertigt zu werden; ja, von seinem Bruder Fritz in dem Kriege gegen die Rügenschen Junker secundirt, erlebte er die größere Genugthuung, daß sein Buch mitwirkte zur geschwinderen Aufhebung jener Helotenverhältnisse. Und das Weiteste. In eben diesen Jahren bringt er die „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs" zu Papiere. Im Herbst 1803 bis 1804 erlangt er Urlaub für eine Reise durch Schweden, und sofort giebt ihm auch diese Stoff zu einem neuen, zweibändigen Reisewerke. Wir haben den Standpunkt dieser Schriften bereits oben angedeutet. Derselbe ist nicht so sehr der politische als der kosmopolitische. „Das Menschliche und das Menschenleben in einigen Zügen dargestellt zu

haben", ist die ausgesprochene Absicht des Verfassers. Für die humanen Seiten der Revolution, für das zumal, was die neue Freiheit dem französischen Bauer gebracht, zeigt er die lebhafteste Theilnahme. Ihm entgeht nicht die Sittenlosigkeit und die Herrschsucht der Franzosen, aber ihre Liebenswürdigkeit rühmt er mit dem wärmsten Lobe; er rühmt, daß das „heilige Gesetz der Menschlichkeit" sich durch dieses Volk weit über die Erde verbreitet habe, — und dem „großen Genius Bonaparte's" huldigt er in aufrichtiger Bewunderung.

Es war die Anschauungsweise des ganzen Zeitalters: bald sollte sich zeigen, daß dieselbe bei ihm doch einen anderen und tieferen Kern hatte, als bei der Masse seiner deutschen Zeitgenossen.

Ein großer Umschwung in der Schätzung des Menschlichen und seiner Stellung zum Himmel und zu den irdischen Dingen bereitete sich überhaupt an der Grenze der beiden Jahrhunderte vor. Schon unsere klassische Dichtung hatte Ströme lebendigerer Anschauung über die Dürre der deutschen Wirklichkeit ausgegossen. Ueber die Verflüchtigungen, Theilungen und Entgegensetzungen des Verstandes sehnte man sich zu dem Realen, dem Ganzen, dem Einheitlichen hinaus. Die Sperren und Dämme, welche dieser Verstand drinnen und draußen errichtet hatte, durchbrach hier das überströmende Gemüth, dort die beflügelte Phantasie. Aus unklaren Gefühlen und ausschweifenden Einbildungen hätte man sich gern die neue Welt zusammengewoben, in der man eine vollere Befriedigung genösse als in der, die man bisher gedacht und unter den Füßen gehabt hatte. Man dichtete und träumte, man glaubte und prophezeite diese neue Welt, man rang bald kecker bald mühsamer diesen Glauben und diesen Traum der übermächtigen und zu festen Formen ausgebildeten Reflexion ab. Die Philosophie selbst kam diesem Streben entgegen; sie fing an, mit Begriffen zu bildern, Empfindungen und Anschauungen in begriffliche Constructionen zu zwingen. Aus der bloßen Ahnung und Sehnsucht versuchte man ein neues und schöneres Leben herauszuspinnen; tastend griff man dazwischen nach fernen und vergangenen Epochen, um einen festen Stoff und Boden für die gemeinte und doch vermißte Neugestaltung des Lebens zu finden.

Von dieser Strömung des deutschen Geisteslebens wird jetzt auch Arndt ergriffen; aber aus seinem eigensten Innern fluthet es zugleich mächtig in derselben Richtung. Die Kraft und Fülle seiner Natur, das Erbtheil seiner Geburt und Erziehung, sie, die ihn im Gegensatz zu den Bildungsstoffen und Formen der Zeit so seltsam gepeinigt hatte, ist mehr und mehr zu einem vollen Gefühle seiner selbst erstarkt. In jenen

früheren Seelenkämpfen, in ernster sittlicher Arbeit hat er sich dieser Natur doppelt versichert; trotzig und zuversichtlich darf er sie jetzt den hohlen Culturformen seiner Zeit gegenüberstellen. Wahrer, natürlicher, energischer und rücksichtsloser als irgend ein Andrer bricht er daher nun auf einmal aus gegen die schaale Aufklärung, die alles Starke, Gesunde, Natürliche verflüchtigt und in ein Nichts verwandelt habe. Der Protest der Romantik gegen das Unschöne, Unlebendige der einseitigen Verstandesbildung formulirt sich bei ihm bestimmter zu der Verurtheilung des ganzen übergeistigen Treibens der Zeit, zu der Forderung, daß mit dem Wissen das Können sich verbinden müsse, zu dem Satze, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne. Dies ist das Eine große Thema seiner nächsten Schriften bis zum Jahre 1805; es bildet die Grundlage auch seiner späteren Werke bis zu dem wichtigen Wendepunkt seines Schicksals im Jahre 1811; es bleibt, auch wenn es nicht mehr so ausdrücklich eingeschärft wird, der Schlüssel seiner Gesinnung und seines Wirkens bis an's Ende seines Lebens.

In einer historischen Umschau, die die hervorragenden Größen und die epochemachenden Begebenheiten des Jahrhunderts, Friedrich und Joseph, die americanische und die französische Revolution in's Auge faßt, stellt er zuerst in der Schrift „Germanien und Europa" (1803) der kranken Zeit die Diagnose. Er führt aus, wie in dem Jugendalter der Menschheit der Leib die Herrschaft gehabt, wie die Schönheit des griechischen Lebens auf der Einheit aller Seelenkräfte beruht habe; wie sich in der Barbarei des Mittelalters Seele und Geist getrennt, und wie in der neuen Zeit der Geist immer einseitiger, immer verderblicher sein Regiment entwickelt habe. Mit sprudelnder Beredsamkeit wird dieses Regiment geschildert. „Dieser Geist, der keine Schranken kennt und keine Bescheidenheit ehrt, wenn er allein steht, sondern schneidend wie Wind und unbezwinglich wie Licht hinfährt und niederbraust und zerbrennt, was ihm gefällt, zerriß frech den heiligen Isisschleier, der über der Natur und dem Gemüthe züchtig lag; er wollte Alles wissen und mußte daher aufdecken, was in stiller Zucht und Verborgenheit dem Menschen größer und himmlischer kommt wie Ahnung, als wenn es entseelt und zerschnitten wie eine anatomische Leiche vor ihm hingelegt wird." „Der Geist, der Ueberflieger, machte die ganze Natur zu einem Cadaver; er lehrte alle irdische und physische Schwere und Gestalt verachten, als die den freien Flug hindern; die Menschen, die endlichen, ließen sich von ihm bethören und verloren die Erde, indem sie seinen Himmel wollten." Auf allen Gebieten zeigten

sich die verwüstenden Folgen dieser Verirrung. Sie zeigten sich im Staatsleben in mechanischer Subordination, in einem alle Begeisterung ertödtenden Despotismus, sie zeigten sich in Wissenschaft und Kunst und zeigten sich vor Allem in dem Verfall der Religion, in dem Verlust von Glaube, Liebe und Hoffnung.

„Nebelnd, schielend und lose" nennt Arndt selbst die theoretischen Ausführungen dieses Buches. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, geschweige denn zwischen den Dornen der Metaphysik und den betäubenden Düften der Romantik. Hat doch unser Verfasser zu den Füßen Fichte's gesessen; hat ihn doch mächtig die Sprache Johannes Müller's ergriffen; hat doch auch er sich an den Klängen alter und neuer Dichter, an den poetischen Träumen der jüngsten Literaturschule berauscht. Was als energische Empfindung in ihm arbeitet, vermag sich nicht anders zu fassen, als in den Formen der Zeit. Er weiß sich in der Gegenwart nicht besser zu orientiren, als indem er sie und ihr geschichtliches Werden nach allgemeinen Begriffen construirt; gerade in den weiten Zwischenräumen dieser Construction wiederum hat die poetische Unklarheit, die unbestimmte Sehnsucht nach einer neuen Geburt der Zeiten, das Lob der Mystik, der Zug nach der Vergangenheit deutschen Lebens den bequemsten Raum. Nichts desto weniger überwiegt über diese Unklarheit der Form der kerngesunde Grund des Gefühls und der Meinung, welche hier nach einem Ausdruck ringt. Schon in dieser ersten bedeutenderen Schrift Arndt's haben wir volle Bürgschaft, daß dieser Mann nicht in dem Nebel oder gar in der Eitelkeit romantischer Vorstellungen wird hängen bleiben, daß seine Opposition gegen das einseitige Verstandesthum nicht in ebenso einseitige Phantasie- und Gemüthsseligkeit, in düsteren Mysticismus, in trübe und träge Gläubigkeit umschlagen wird. Jedem Wort ist der Stempel der Wahrhaftigkeit aufgeprägt, und dem Verstande, sofern er nur nicht allein herrschen will, sofern er nur nicht übersichtig ist, sondern mit hellen Augen das Wirkliche sieht, wird seine volle Ehre gelassen.

Nur die schwächlichen und halben, die eitlen und unwahren Geister sind in den Strudeln des romantischen Wesens jener Tage untergegangen; die kräftigen und ernsten haben sich aus denselben zu einer höheren Bildungsform durchgerungen. Auf dem Boden der Wissenschaft der Unform gährender Begeisterung wieder Gestalt und Maaß gegeben, die Unbestimmtheit des Gefühls wieder zu Verstande gebracht zu haben ist das Verdienst der Hegel und Schleiermacher. In einer anderen Sphäre lag die Kraft des Verfassers von „Germanien

und Europa". Das lebendige Leben war sein Element und seine Bestimmung; nicht die Begriffswelt, auch nicht die Welt der Gefühle als solche war das Material, in dem er arbeiten mochte, sondern der ganze und wirkliche Mensch. Man lese seine „Fragmente über Menschenbildung" (1805) — diesen Nachklang seiner eignen Bildungsgeschichte. In ihnen zuerst faßt er die Aufgabe positiv an, das Elend der Zeit praktisch-verständig zu überwinden, die Aufgabe, eine künftige Generation von Menschen durch eine naturgemäßere Erziehungsmethode zu retten vor der Uebergeistigkeit der gegenwärtigen. Man lese die 1805 und 1807 geschriebenen „Briefe an Freunde". Wie strotzen diese Briefe von Gesundheit und Leben! Wie deutlich zeigen sie in ihrem Raisonnement über Kathederweisheit und Gelehrtenthum, über alte und neue Dichtkunst und vor Allem über das Verhältniß des Weibes zum Manne, daß hinter den Theorien und Constructionen, in denen der Verfasser sich anderwärts umherwarf, sein persönliches Gefühl, das Gefühl seiner eignen menschlichen Stellung zu den Menschen seiner Zeit und seiner Umgebung lag. Um es kurz zu sagen: der eigentliche Boden, auf welchem die Anschauungen Arndt's fruchtbar werden und auf welchem sie ihre theoretischen Schiefheiten überwachsen mußten, war die wirkliche Welt und die Bewegung des handelnden Lebens. Es bedurfte nur, daß dem sittlich-praktischen Blick und Drang dieses Geistes ein bestimmteres Ziel sich entgegenstelle.

Es war reichlich dafür gesorgt, daß es ihm an solch' einem Ziele nicht fehle. Schon in „Germanien und Europa" hatten die Franzosen und deren Auftreten in und seit der Revolution den Hintergrund des von der verkehrten Bildung der Zeit entworfenen Gemäldes abgegeben. Arndt's Urtheil über diese Nation und überhaupt seine politische Denkweise hatten sich nach kurzer Unsicherheit alsbald wieder auf die Grundlage zurückgeworfen, die dafür in den Anfängen seiner Erziehung gelegt war. Die Heldengestalten eines Gustav Adolf und Friedrich des Großen hatten schon den Knaben gegen den Glanz republikanischer Experimente kühl gemacht; der realistische Zug seines Wesens, das, was er seine „Philisternatur" nennt, hatten ihn frühzeitig gegen jenen Schwindel geschützt, in welchen die ersten Acte der französischen Revolution so viele unsrer besten Männer hineinrissen. Nur eine natürliche Entwicklung war es, wenn der Gegensatz, den er gegen die „verdünnte Geistigkeit" des Zeitalters empfand, mehr und mehr sich zu einem national-politischen Gegensatz gegen Frankreich und Bonaparte verdichtete und allmählich hierin seinen eigentlichen Schwerpunkt, seine praktische Spitze fand. Arndt selbst

hat uns diese Entwicklung geschildert, den Prozeß, wie er ein politischer Mensch, der erste Herold und Bannerträger von Deutschlands Freiheit und Einheit wurde; wie er anfangs mehr ein schwedisches als deutsches Herz gehabt, wie ihn dann zuerst das Schalten der Franzosen in dem Südwesten Deutschlands mit Unmuth und Aerger erfüllt, wie die Schmach des Lüneviller Friedens ihm schwer zu Herzen gegangen, wie endlich das österreichische Unglück vom Jahre 1805 und die preußische Niederlage von 1806 Unmuth und Aerger in Zorn und Groll umgewandelt habe. „Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem treuem Zorn zu hassen; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit."

Die Stimmung des Jahres 1805 ist es, die sich zunächst in dem Ersten Theil des „Geistes der Zeit" abspiegelt. Schon der Titel sagt uns, daß der Standpunkt des Verfassers noch immer jener allgemein-menschliche ist, von dem uns die Ereignisse nicht sowohl als historisch-politische Facta, denn als Zeichen und Geburten der Zeit erscheinen. Es handelt sich nicht um eine pragmatische Erzählung oder eine staatsmännische Kritik der Begebenheiten, sondern um ein Verstehen ihrer innersten Bedeutung, um ein Erklären derselben aus dem tiefsten Lebensgrunde des Zeitalters. So faßten ehedem die Propheten des alten Testaments ihre politisch-nationale Pflicht auf. Nicht sowohl Politik als die Religion dieser Politik predigt der Verfasser; nicht sowohl das Einzelne als das Ganze faßt er in's Auge; nicht als Staatsmann sondern als begeisterter Redner spricht er, dringt er ein auf die geistigen und sittlichen Ursachen des Verderbens, setzt er den Hebel an die Wurzel des morschen Stammes der Zeit an. Es ist in der Hauptsache das Thema von „Germanien und Europa", welches wiederholt wird. Der Verfasser beginnt mit sich selbst. Alles hat sich in leiblose Form, in körperlosen Geist aufgelöst: wie sollte der Einzelne widerstehen können? Aber dennoch, oder ebendeswegen —: hier giebt es nur Eine Rettung. Wodurch wir schwach sind, dadurch können wir auch nur stark sein; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns auch erleuchten — es gilt, von der höchsten Spitze übertriebner Geistigkeit zu dem „verlorenen Weltverstande und der verlorenen Weltempfindung" zurückzulenken. In diesem Sinne zeichnet der Verfasser von Neuem und in größerem Umblick den Geist, der in den Schriften wie in den Werken der Zeitgenossen herrsche; er stellt die gegenwärtige mit der früheren Menschheit zusammen, läßt den Blick über die Völker des alten und

des neuen Europa schweifen, wie ihm die Geschichte jene, die eigne Anschauung diese gezeigt hat. Aber sofort zieht sich das vielfarbige Bild zur Schilderung der sittlichen Schwäche, der politischen Zerfahrenheit Deutschlands, zu einem Weheruf über die Noth und Schrecken der jüngsten Tage, zu Anklage und Vermahnung derer zusammen, bei denen die Schuld ist. Im November und December 1805, unter dem Eindruck der Nachrichten von Ulm und Austerlitz, ist das Buch in wenigen Wochen „auf dem glühenden Amboß der Zeit geschmiedet". Da wird von Blatt zu Blatt, gegen den Schluß die Rede heißer, die Anklage bestimmter und härter, die Mahnung dringender und ergreifender. Nun geißelt sein strafendes Wort die Fürsten, die unfürstlich ihre Würde, ihre Pflicht, ihre Völker verrathen und mit den Fremden buhlen und feilschen, nun schilt er die Edelleute in's Gesicht, die alles Ritterlichen vergessen, die den Stern der Ehrenlegion des gallischen Despoten zum Lohne dafür tragen, daß sie deutsches Blut vergossen. Er schildert — mit einem Grauen, das sich noch nicht völlig der Scheu vor des Mannes „gewaltiger Naturkraft" entschlagen kann — den „Emporgekommenen". In ihm recht eigentlich erblickt er eine höchste Consummation des Geistes der Zeit, den dieser Mann dunkel in sich trage, um allmächtig durch ihn zu wirken. Fast rathlos wendet er sich von dieser Erscheinung, einer Erscheinung, ähnlich der der römischen Aemile und Sulla, zu dem Bilde der ganzen Zeit zurück, die den Gewaltigen trägt. Zwischen dem Schmerz der Verzweiflung und zwischen anfeuernder Hoffnung wogt seine Empfindung und seine Rede hin und her. „Jetzt wird gefühlt, was vor zehn Jahren und fünf Jahren gesündigt ward; weither und weithin rollt das Rad des Verderbens — wo wird es stillstehn?" Dann, meint er, wird es stillstehn, wenn ein gleich Gewaltiger dem Gewaltigen mit gleichen Waffen entgegentritt. Vielmehr, es wird stillstehn, wenn Alle so fühlen, wie unser Redner fühlt. Sein letztes Wort ist wie sein erstes. Es ist das Wort gläubiger Hoffnung gegen die Stimmung fatalistischer Ergebung. Es appellirt an den lebendigen Menschen, der sich aus dem Mechanismus, zu dem der „Geist" Alles herabgebracht hat, in das volle Gefühl für Freiheit, Tugend und Vaterland zurückfindet. „Wenn jeder Einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel — dann fürchtet euch nicht: die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich!"

Und einstweilen rollte das Rad des Verderbens unaufhaltsam weiter; nicht lange, und es griff unmittelbar ein in das Lebensschicksal unsres Schriftstellers. Wie hätte es anders sein können? Unmöglich

konnte es den, der der Kathederweisheit so viel Uebles nachzusagen hatte, lange auf dem Katheder dulden — wir finden ihn während des Sommers 1806 in Stralsund für die schwedischen Angelegenheiten in der Regierungskanzlei arbeitend. Für die Ehre des deutschen Namens tritt er hier in einem Zweikampf gegen einen schwedischen Offizier ein. Ein kleines Vorspiel der Schicksale, in die sein Herz, sein patriotischer Eifer ihn verwickeln sollte! Denn auch an die Küsten der Ostsee wälzten sich nun, nach der Schlacht bei Jena, die feindlichen Truppen. Der Mann, der kecker als ein Andrer dem fremden Tyrannen den Fehdehandschuh hingeworfen, dessen glühende Worte alle deutschen Herzen — nicht erfolglos — gegen ihn in Waffen zu rufen versucht hatten, sah sich genöthigt, als ein Geächteter über das Meer zu fliehen. In Stockholm findet er Schutz und Arbeit. Während ihn aber die schwedischen Dinge in der Staatskanzlei beschäftigen, ist seine Seele ganz bei den deutschen Dingen. Wie diese sich immer verhängnißvoller entwickeln, so folgt er ihnen mit seiner prophetischen Rede. Im Herbst 1806, im Januar und Juli 1807, im Herbst 1808 schreibt er die Stücke, die er zusammen als Zweiten Theil des Geistes der Zeit veröffentlicht -- ein Buch, das er selbst ein „wanderndes Bild der Zeit" nennt. Ganz und unmittelbar steht er mit diesen Betrachtungen und Reden in der Gegenwart. Der Grundtext ist der alte. Auch hier beginnt er mit der Kriegserklärung gegen die impotente übergeistige Bildung; auch hier noch schließt er mit einer großen historischen Vision, in der er auf den Anbruch einer dritten Epoche des Christenthums hinweist, welche die Herrschaft des Verstandes brechen, das Werk und die Meinung Luther's wiederaufnehmen und uns „durch den heitern Götterglanz des vergeistigten Christenthums zur Einfalt und Unschuld der Natur" zurückführen werde. Allein dies ist nur der Rahmen des Bildes, das er aufrollt, dies sind nur die am Rande spielenden Farben des Lichtes, welches er ausströmt. Der Sinn seiner Rede ist der, daß die äußere Gestalt der Welt nur aus der innersten Kraft des Gemüths und der Gesinnung geändert werden könne, und daß es der Religion bedarf, um mit tapferem Arm die Noth der Zeit zu bezwingen. Dem Idealismus der Metaphysik hält er den lebendigen Idealismus entgegen, der in der Geschichte den Willen Gottes erblickt und diesen Willen aus dem Gewissen, dem Gebote der eignen Brust versteht. Selbst Fichte hat von diesem allein rettenden Glauben nicht kräftiger und schöner geredet. Ja, er tritt uns hier auf dem Grunde einer noch volleren, noch leidenschaftlicheren Empfindung der furchtbaren Leiden der Zeit entgegen. Schonungslos werden diese Leiden aufgedeckt; denn

„tief und ganz muß man sein Uebel durchschauen, um aus der Verwesung wieder Leben zu entzünden". Tief und ganz; ebendeshalb begnügt sich der Redner nicht mit allgemeinen Schilderungen, sondern wenn er jetzt den „großen Grund", den „höchsten und tiefsten Schwung" der Dinge gewiesen hat, so faßt er sie dann wieder fest und klar bis in's Einzelnste und Kleinste in's Auge; wenn er jetzt den Zeitgenossen in's innerste Gewissen geredet hat, so zeigt er dann wieder das ganz Praktische und was zunächst geschehen muß, wenn es besser werden soll. Vollkommen enthüllt hat sich ihm jetzt vor Allem die Gestalt Bonaparte's. Seine Hoffnung, daß der Tag der Rache kommen werde, gründet sich nun in erster Linie gerade darauf, daß dieser Mann „vollkommen böse" und daß seine Größe so unendlich klein ist. Wie freilich hätte der Tyrann mit der „engen, treulosen, blutigen und geizigen Seele" ein solches Werk der Zerstörung vollbringen können, wenn nicht unsre Schwächen und Schäden so gar groß wären? Seit dem Falle Oesterreichs und Preußens sind auch diese Schwächen und Schäden vollkommen enthüllt. Die große Hauptkrankheit der Zeit war jene empfindelnde Humanität, jener weichliche Kosmopolitismus, durch den wir uns bethören ließen, daß „Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei". Unser Uebel war weiter unsre Verfassung oder Verfassungslosigkeit, jene „unpolitische Gerechtigkeit unsres Volkes, welches das Veraltete selbst nicht aufzuräumen wagte und es nun von Fremden aufräumen sehen muß". So aber war es wegen der Jämmerlichkeit unsrer Herrscher und Führer. Und er charakterisirt sie. Zuerst die Lauheit, den undeutschen Sinn, die Feilheit, die superkluge und gewissenlose Sophistik der Schriftsteller. Sodann die Unfürstlichkeit der Fürsten, die Nebenbuhlerei und die kurzsichtige Politik von Oesterreich und Preußen. Und immer wieder folgt dann der Aufruf zur Ermannung, der begeisterte Ausdruck der Hoffnung auf Sieg und Erneuerung. Er schließt, indem er sagt, worin diese Erneuerung bestehen soll. Keine Wiederherstellung der alten unbehülflichen Verfassung des Vaterlandes mit ihren nichtsnutzigen Formeln und Schnörkeln; auch keine kleine Ausbesserung und augenblickliche Flickerei, sondern ein enges, Alle zusammenhaltendes Band! Oesterreich und Preußen allein sollen in Zukunft führen: diesen beiden müssen die übrigen deutschen Fürsten eben so gehorchen lernen für das Vaterland, als sie jetzt Bonaparten gehorchen gegen das Vaterland.

So in der Hauptsache war der Sinn und die Gesinnung, so der Inhalt und der Ton des Buches, von welchem Stein urtheilte, daß

es mit „erschreckender Wahrheit" geschrieben sei. Gewaltig schlug es ein in die Zeit und wurde zur Standarte für alle Gleichgesinnten. Mit diesem Buche gedachte gerade darum der große Agitator im Jahre 1812 die Gemüther in Deutschland zu dem Befreiungskampfe aufzuregen: einer der Vorschläge, die er dem Kaiser Alexander in seiner Denkschrift vom 18. Juni jenes Jahres über die Entfesselung und Benutzung der deutschen Kräfte machte, betraf die Verbreitung eines neuen Abdrucks des Zweiten Theils des „Geistes der Zeit" —; ein weiterer Vorschlag betraf die Berufung des Verfassers nach Rußland, um seine Feder für den Dienst der guten Sache zur Verfügung zu haben.

Es waren nichts weniger als frohe Jahre gewesen, welche Arndt in der schwedischen Hauptstadt verlebt hatte. Weder die Menschen noch die Dinge, von denen er hier umgeben war, sagten ihm zu. Zu seinen Lieblingen, den Griechen, zu seinem Hans Sachs und Doctor Luther flüchtete er, wenn ihn das „kleine Nichts" verdroß, das er treiben mußte, „um an der Erhaltung des letzten noch nicht gefallenen Nichts mit stümpern zu helfen". Zu dem Schmerz um das deutsche Vaterland kam der um die Zerrüttung des schwedischen Staats. Ein Träumer saß Gustav IV. Adolf am Steuer des Staatsschiffes, bis das Schiff auf den Strand lief und die in der Bemannung ausgebrochene Meuterei ihn zur Seite schob. Mit hellem Auge sah Arndt die unvermeidliche Entwickelung dieser Tragödie, doppelt tragisch, weil auch sie einen Sieg Napoleon's bedeutete. Und als nun rasch auf die schwedische Katastrophe andere Unglücksbotschaften folgten, als 1809 Schill gefallen und die Oesterreicher abermals geschlagen waren, — da brannte ihn die Stelle, auf der er stand. Unter dem Namen eines Sprachmeister Allmann landet er, die Fährte seiner Flucht hinter sich verwischend, in Rügenwalde; zu Schiff und zu Fuß zieht er westwärts an der Pommerschen Küste entlang nach Trantow an der Peene, dem Orte, den sein Vater in den letzten Jahren bewirthschaftet und wo nun die überlebende Familie ihren Wohnsitz behalten hat. Selbst hier indeß — auch in der Heimath befindet er sich ja auf französischem Boden — ist für den Geächteten keine Sicherheit: er wählt einige Monate Berlin zu seinem Versteck, bis er, nach der Rückgabe des Landes an Schweden, auf seine alte Stelle in Greifswald zurückkehren darf. In der gedrückten Muße dieser Zeit schreibt er für sich die schwedischen Geschichten nieder, deren Zeuge er gewesen. Aber nicht auf solche Muße oder auf historische Aufzeichnungen der Gegenwart ist er gestellt. Am wenigsten denkt er an so unsicherer Stelle sich gemüthlich festzusetzen. Eine Heimath will er erst haben, wenn er wieder ein Vaterland hat. In dem

Moment, wo sich, nach Osten deutend neue Wetterwolken an dem europäischen Horizonte zusammenzogen, hat er nur Einen Gedanken: den, sich innerlich und äußerlich auf die kommenden Begebenheiten und für seinen patriotischen Beruf zu rüsten. Was kümmerte ihn das Geschwätz der Freunde und Verwandten, daß er ein ruheloser Geist, leichtsinnig und leichtfüßig sei? Er schrieb sich in diesem Winter von 1810 auf 1811 seinen eigenen Katechismus. In diesem Katechismus standen die Worte: „Folge Deinem Triebe und entbehre Vermögen, Geschrei der Menge, Beifall der Stunde; nur wer Eins fest will und im Auge behält, ist immer groß." In solcher Gesinnung, in dem alten, dem Manne gebliebenen Glauben seiner Jugend, daß es nur eines keuschen und frischen Leibes, nur frommen Muthes und fester Heiterkeit bedürfe, um „glorreich durchzukommen" — so entschließt er sich, seine Greifswalder Stelle aufzugeben und sich reisefertig zu machen. Alle Vorbereitungen sind endlich Anfang 1812 beendet; ein kurzes, schmerzliches Losreißen von den Seinen, — und mitten durch die Feinde, die jetzt von Neuem das Land überschwemmen, gelangt der Flüchtling auf preußisches Gebiet. Sein Weg geht über Berlin nach Breslau; das Ziel konnte kein anderes sein als das so vieler anderer Tapferen, die jetzt in dem großen Reiche in Osten den letzten Hort europäischer Freiheit, den letzten Damm gegen die Napoleonische Universalmonarchie erblickten: er war längst mit Pässen nach Rußland versehen.

Wunderbares Zusammentreffen! Wohin ihn freiwillig sein Schicksal und seine Gesinnung rief, ebendahin begehrte ihn als Gehülfen der großen Befreiungsarbeit Stein, der Dränger und Treiber Kaiser Alexander's. In Prag, wohin sich Arndt, nach Napoleon's Aufbruch von Dresden, begeben, überbrachte ihm Gruner die Botschaft des Ministers. In abenteuerlicher Fahrt ging es durch Böhmen und Gallizien, über Moskau nach Petersburg. Gegen Ende August stand Arndt vor „seinem Herrn".

Eine neue Epoche seines Lebens begann mit dieser Begegnung. Er hatte die Stelle gefunden, an die er gehörte. Ein schöneres Bild hat unsere Geschichte kaum aufzuweisen, als das Zusammenstehn dieser Beiden in dem Werke der Begeisterung, der Aufregung und Fortreißung der Völker gegen den fremden Ueberzieher; ein schöneres Capitel giebt es nicht in dem Leben Arndt's als das, welches er selbst unter der Ueberschrift: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein" noch in spätesten Tagen mit jugendlicher Lust ausführlich beschrieben hat. Und diese Beschreibung bedarf keiner Ergänzung und keines Commentars, außer soweit die Bescheidenheit des

Erzählers sich selbst zu klein zurückgestellt hat. Denn überall hier erscheint das Verhältniß als das des Herrn und des Dieners: in dem Gedächtniß der Geschichte aber soll es richtiger als das einer natürlichen Genossenschaft, einer Gemeinschaft des Geistes und der Kraft fortleben. Mehr als Ein Mal hatte Arndt in seinen prophetischen Klag- und Ermahnungsschriften nach dem „großen Mann" ausgeschaut, der „gewaltig, gebietend und schnell" gegen den Korsen eintreten und zu seiner Ueberwindung „fürchterlich kühn die Kräfte der Welt anstrengen" werde. Wie hätte er diesem Mann, nun er ihn gefunden, sich nicht unterordnen sollen? Der Erste war ja Stein unbedingt, aber er bedurfte eines Zweiten, der im tiefsten Grunde seines Herzens so Steinisch fühlte und dachte wie er selbst, der, auch wo er nur diente und gehorchte und ausführte, doch aus eigener gleicher Meinung und wie aus freier Eingebung handelte. In der Mächtigkeit und Lebendigkeit vaterländischer Gesinnung, in der Gluth des Hassens und Liebens, in Hoheit und Reinheit des Gemüths, in Sittlichkeit und echter Frömmigkeit war der Diener dem Herrn, der geborne Plebejer dem Reichsfreiherrn vollkommen ebenbürtig. Das Bewußtsein dieser inneren Gleichheit hat ihn auch in der That niemals verlassen; deutlich schlägt es durch das Bekenntniß der Unterordnung und durch die Formen huldigender Ehrerbietung durch. Die Verschiedenheit des Standes und des Naturells entfernte die Beiden nie so sehr, als die Verwandtschaft ihres inneren Menschen, die Gemeinsamkeit des letzten Grundes, aus dem, und des letzten Zieles, für das sie handelten, sie verband. Wohl gab es gelegentliche Anstöße in diesem Verhältniß; das Heftige und Herbe in Stein's Wesen, das Sprung- und Stoßweise seines Verfahrens wollten mit Geduld und Klugheit ertragen, sein Stolz, der ihn zwar freundlich, aber nie zutraulich werden ließ, wollte durch Selbstgefühl erwiedert und durch Liebenswürdigkeit und Heiterkeit von Seiten des Andern überwunden werden. Arndt verstand die Kunst, die Arbeit des Löwen zu theilen, ohne dabei zu kurz zu kommen, den Zorn und Trotz des Löwen zu besänftigen, ohne sich dabei etwas zu vergeben. Die Demuth, mit der seine „Kleinheit" sich neben die Größe Stein's setzt, hat seiner Tapferkeit, seiner Offenheit und Wahrhaftigkeit niemals Abbruch gethan. So sind die Beiden eine gute Strecke mit einander durch's Leben gegangen, so mögen wir sie zusammen als die beiden reinsten Träger des Geistes einer großen Zeit und der in dieser Zeit sich bildenden nationalen Idee verehren. Neben dem Reichsritter der Mann aus dem Volke! Wo wir uns mit bewundernder Ehrfurcht vor Stein beugen, da mögen wir uns dem

Andern mit rückhaltloser Liebe nahen. Wir blicken hinauf zu dem Mann der kühnen That: wir verstehen uns auf Blick und Wort mit dem Mann der kühnen und doch milden, der warmen und klaren, der hinreißenden und überzeugenden Rede. Wie oft hat man Stein den politischen Luther Deutschlands genannt: die Wahrheit ist, man muß Stein und Arndt zusammen nehmen, um das vollständige Bild des großen Reformators zu haben. Zu diesem Bilde gehört zuerst das Scharfe, das Rücksichtslose, das Niederwerfende, Vordringende, Thatenlustige, es gehört nicht minder dazu das Sinnige und Gemüthliche, das Fröhliche, Menschliche, Volksmäßige. Wie Stein würde Luther gehandelt, — wie Arndt würde er gelebt und geliebt, gesprochen und gedichtet haben.

Wir haben, dünkt uns, das bezeichnende Wort gefunden. Von Luther'scher Kraft, von Luther's volksthümlicher Einfachheit sind die Schriften und Lieder, die er nun im Dienste Stein's und der guten Sache, theils in unmittelbarem Auftrag, theils aus dem eignen Herzen ausgehen ließ. Die Betrachtung der Dinge aus einer höheren Perspective darf zurücktreten vor dem Anfassen des Nächsten und Gegenwärtigen. Nicht die Zeitgenossen im Allgemeinen, sondern die zum Handeln in erster Linie Berufenen, die zum Aufstand Gerüsteten, die Bewaffneten, die Kämpfenden, die Siegenden redet er an. Es gilt zuerst die Sammlung der deutschen Streitkräfte in der in Rußland gebildeten Fremdenlegion; es gilt dann, nach der großen Wendung des Napoleonischen Schicksals, die Organisation einer preußischen, einer deutschen Volkswehr. Nachdem er zuerst in Petersburg die „Glocke der Stunde" geläutet, schreibt er in Königsberg das Büchlein über „Landsturm und Landwehr". Er schreibt vor Allem seinen „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann". In der Sprache der Bibel reden die zwanzig Capitel dieses Büchleins von dem großen Tyrannen und von dem fremden Volke, von der Soldatenehre und der Mannszucht, von der Gottesfurcht, der Eintracht, der Demuth, der Hingebung, lehren sie, „wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll". In dem Geiste dieses Katechismus ist damals von dem deutschen Volke gekämpft und gesiegt worden; in tausend und aber tausend Exemplaren ist er verbreitet worden, haben seine Worte, mit ihrem treuherzigen Ernst, ihrem frommen und zuversichtlichen Ton den Kämpfenden das Herz fest und froh gemacht, die Verwundeten und Sterbenden getröstet. Auch das, fürwahr, sammt all' den kleineren Flugblättern, wie sie nach Zeit und Gelegenheit von dem Unermüdlichen ausgestreut wurden, ist ein Stück deutscher Lite-

ratur. Auch die Literatur thut nun den Dienst des Volkes, sie stellt sich in Reih' und Glied, sie bewaffnet sich mit dem Landsturm, sie macht aus den Ideen, die in ihr groß gezogen worden, Eisen und Brod und was sonst einer um ihr Leben ringenden Nation das Nöthigste ist. Die Worte unsres Schriftstellers sind die Worte Eines, den es gelegentlich verdrießt, „Federleserei zu treiben" und der dann lieber den Säbel umschnallte, sich als Reiter rüstete und zu den Schwarzen zöge. „Da weiß man wenigstens immer, was man soll" — so schreibt er während des verstimmenden Aufenthalts in Dresden, im April 1813, wo Stein, jetzt an der Spitze des Verwaltungsraths für die deutschen Angelegenheiten, ihn gelegentlich mit manchem unnützen und ärgerlichen Geschäfte plagte.

Neben allen solchen Geschäften nichtsdestoweniger findet er nicht blos zu Flugschriften, sondern auch zu größeren geschichtlichen Vor- und Rückblicken Zeit. Schon in Petersburg hat er in einem historischen Almanach (1812) einzelne Capitel einer Geschichte seines Volkes drucken lassen; in Breslau, im Frühling 1813, „auf der Flucht des Lebens", ergänzt er sie zu den „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte"; in Dresden wird er mit einem Dritten Theil des „Geistes der Zeit" fertig, um nun, in wieviel gehobnerer Stimmung als bei den ersten Theilen, wie andere Ereignisse an dem Blicke des Lesers vorüberzuführen, um nun an die alten Mahnungen neue über die Pflicht der Wiederherstellung und Wiedereinrichtung des Vaterlandes zu knüpfen! Gelegenheitsschriften auch dies, aber solche, welche das, was der Moment fordert, mit Vergangenheit und Zukunft, mit allem Hohen und Tiefen der Idee und Gesinnung in Zusammenhang bringen. Eins endlich giebt es, worin dieser Idealismus sich am reinsten zusammennimmt. Manches Arndt'sche Blatt ist und manches andre wird im Strome der Zeit untergehn: aber von Geschlecht zu Geschlecht und von Mund zu Mund — so ist das Vorrecht der Dichtung — werden seine Lieder, die rauhen und doch süßen Lieder fortleben, die damals die Unsrigen schlagen und siegen halfen.

Ein achtzehnjähriger Jüngling hatte Arndt sein erstes, uns erhaltenes Gedicht, ein Siegeslied auf die Hermannsschlacht gedichtet. Es verräth uns, unter welchen literarischen Einflüssen seine Jugend stand. Er war aufgewachsen in jener Epoche wiederaufgehender deutscher Poesie: man erfreute sich, auch in seinem elterlichen Hause, an den Erstlingen Göthe's, vor Allem an den Liedern der Klopstock, Bürger, Voß und Stolberg. In den Ton dieser Sänger einzugehen, wie ihn mit glücklicher Leichtigkeit auch der befreundete Kosegarten anstimmte, war dem Lebensmuth des Jünglings

natürlich. Alle weicheren und unbestimmteren Regungen seines Herzens klang er ohne Mühe in die bequemen, von jenen Dichtern zurechtgelegten Formen der Sprache und des Verses aus, er fiel bald ebenso leicht in den Ton Schiller's oder Göthe's, oder versuchte sich gar in der Künstelei eines Sonettes. So spielte er mit Reimen, um seine Lust an der Natur, um sein Gefühl für Freundschaft und Liebe, um heitere und schmerzliche Lebenseindrücke wiederzugeben, um eine Sage oder ein Mährchen, eine vorüberschwebende Phantasie, einen Traum, eine Stimmung zu befestigen. Die meisten dieser Jugendpoesien sind harmlos und unbedeutend; am besten gerathen ihm die Gesellschafts- und Trinklieder, die Lieder, die eine persönliche Beziehung haben. Der beste Schatz seines Gemüths jedoch und der tiefste Ernst seines Wesens vermag nur selten in diese Spiele einzudringen: in dem trüben Sommer 1807 klagt er einem Freunde, daß das Politische das Poetische in ihm ganz zu zerstören drohe. Inzwischen lernt er von den Griechen, wie die beredteste Dolmetscherin patriotischer Empfindungen doch die Dichtung ist. Er begleitet die Prosastücke seines Zweiten Theils des Geistes der Zeit mit Uebersetzungen von Liedern des Kallinus und Tyrtäus und dichtet ihnen selbst seine ersten Kriegslieder nach. Mit dem Jahre 1810 sodann bemächtigt sich der Zorn über die Schmach des zertretenen Vaterlandes noch entschiedener der poetischen Form. Das Poetische ist ihm nun nicht länger ein bloßes Spiel der Erholung; er lebt jetzt nur Ein Leben; Politisches und Poetisches hören auf neben einander zu stehn — er ergreift ihre Einheit in inbrünstigem Gebete, in lautem Ruf nach Waffen und nach Rache. Nun verschwinden die mythologischen Tändeleien aus seinen Gedichten; an die Stelle der blos poetischen Götter tritt der „alte treue deutsche Gott". Und der alte Gott bezeugt und bewährt sich. Ein Hauch der Hoffnung und Begeisterung geht von Neuem durch die Welt; es ist Ereigniß geworden, was sonst nur in der Phantasie der Dichter lebte; Deutschland hat seinen zweiten Hermann gefunden, es giebt wieder wirkliche Schlachten und Helden zu singen. „Das ganze Deutschland soll es sein!" so weit darf die Sehnsucht des Sängers nach einem freien Vaterlande die Fittiche wieder ausspannen; begeistert von den gegenwärtigen Thaten seines eigenen Volkes, und aus dem Herzen dieses Volkes singt er dem Volke helle, frische, tapfere Lieder in die Seele:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,

Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Ja, das waren wieder echte Volks- und Soldatenlieder, das Lied von Schill und von Gneisenau, von den Preußen und ihrem König, von dem Marschall Vorwärts und von Scharnhorst und Stein! Schlicht und schmucklos, wie Eisen hart und scharf, sind sie von noch männlicherem Klang als die beredten Gesänge Körner's, von soldatischerer Haltung als die ritterlich-romantischen Dichtungen Schenkendorf's. Der Marschschritt und der Trommelschlag tönt in ihrem Rhythmus, die frische Reiterlust, der losgebundene Zorn gegen die Fremden, Todesmuth, Siegeshoffnung, Gottvertrauen athmet aus ihren Worten. —

Die große Entscheidungsschlacht war endlich geschlagen, der Fluch der Fremdherrschaft war gebrochen. Arndt hatte den Sommer über, theils in seines Herrn, theils in eignen Geschäften, in Berlin, in seiner Pommerschen Heimath, zuletzt in Reichenbach, dem Schlesischen Congreßort, gelebt. Von Leipzig, wohin Stein ihn nach der Octoberschlacht citirt hat, läßt er seine nächsten Flugschriften ausfliegen. Sie haben den Zweck, das Geschehene zu deuten, das Künftige vorzubereiten. Dem „preußischen Volk und Heer" widmet er jubelnd die ersten Worte. Wir haben früher gesehen, wie er zum politischen Menschen geworden, wie sein schwedisches Herz sich in ein deutsches gewandelt und wie fortan die Liebe und Leidenschaft für Deutschland ihn ausschließlich erfüllte. Die Dankrede an das preußische Volk und Heer ist das Denkmal einer neuen Wendung in seinem politischen Bewußtsein. Zehn und acht Jahre früher — wie hart und einseitig hatte er noch über Preußen geurtheilt! In Preußens großem König hatte er überwiegend den Repräsentanten jener aufklärerischen Verständigkeit erblickt, die alles frische Leben erstickt, alles Natürliche und Freie in die Fesseln des Mechanismus gezwungen habe.

Offen hatte er seine Abneigung gegen den despotischen norddeutschen Staat ausgesprochen, hatte die Monarchie Friedrich's des Großen beschuldigt, daß sie das letzte Band zwischen dem Norden und Süden Deutschlands aufgehoben habe. An diesem Urtheil hatte die Zeit und hatte nicht minder die unklare Sehnsucht unsres Romantikers nach einer freieren, frischeren, naturwüchsigen Existenz Schuld. Aber Alles war seitdem neu geworden. Es war an den Tag gekommen, welche lebenschaffenden Triebe unter dem spröden Eise des norddeutschen Wesens verborgen lagen, welche Gefahren, zumal wenn es sich um politische Leistungen handelt, an der „Lebensfröhlichkeit und Gemüthlichkeit“ des Süddeutschen haften. Es hatte sich gezeigt, was es bedeute: ein wirklicher Staat sein, und, vor Allem, dieser preußische Staat hatte thatsächlich in sich die Wiedergeburt vollzogen, von der Arndt unablässig gepredigt hatte. Das Preußen von 1813 war ein andres als das Preußen von 1805. Die Noth, die es erduldet, hatte die Idee, auf der es gegründet, den erstorbnen und erstarrten Geist in ihm wieder lebendig gemacht. Durch das Vertrauen auf das freie Walten dieses Geistes, durch die sittlichen Kräfte, die sich in Folge dessen aus dem Grunde des Volkslebens emporhoben, durch Liebe und Treue war der kleine und schwache Staat wieder ein großer und mächtiger geworden. Diese Wandlung, in glänzenden Waffenthaten bewährt, begriff und pries unser Verfasser. Die Wirklichkeit hatte seine romantischen Vorstellungen geläutert, berichtigt. Die Preußen galten ihm nun mit Recht als die „Beginner der deutschen Herrlichkeit“, als die „glorreichen Vortreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre“. In Preußen sah er nun seit der Leipziger Schlacht den rechten Eckstein Deutschlands — er ward „mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße“.

Das ist das Große in diesem Manne, daß er bei aller Beweglichkeit der Phantasie und Empfindung auf unerschütterlichem Grunde der Gesinnung feststeht. Seine Empfindungen, wie er selbst in einer seiner Vorreden sagt, wanken und wandern wie die Zeit, seine Gesinnungen stehen und bleiben wie die Ewigkeit. Es steht und bleibt der Kern seiner Anschauungen und Ueberzeugungen, aber die wirkliche Entwickelung der Dinge behält das Recht, den bestimmten praktischen Inhalt derselben zu corrigiren. So fühlt er sich in einem geheimen, in lebendigem Einverständniß mit der Bewegung der Welt; er weiß, daß „Alles einmal Geschichte wird, was aus einem muthigen und redlichen Sinn entsprang“, und die Geschichte wieder gilt ihm als die höchstberechtigte Deuterin seiner Visionen. So ist er bis in sein spätestes

Alter im Zusammenhang geblieben mit dem Fortschritt der sich immer neu gestaltenden Zeit; so ist er — glücklicher als Stein — bewahrt geblieben vor jeder Verhärtung und Versteifung. Niemals ist Jemand weniger der Versuchung ausgesetzt gewesen, welcher Johannes Müller unterlag, „sich umzudenken“: niemals ist Jemand bereiter gewesen, umzulernen, wo es nöthig war. Dem festesten Gemüthe diente das offenste und beweglichste Auge. Darum erwartete er jetzt nicht mehr wie ehemals von Oesterreich, sondern von Preußen das Heil, darum änderte er jetzt ebenso in dem Schriftchen „über das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa“ sein früheres ungünstiges Urtheil über die britische Nation. Hatte diese Nation doch gezeigt, daß ihr Eigennutz mit den höchsten Gefühlen für Ehre und Freiheit verträglich sei. Es war in der Ordnung, daß er dem Lobe der Preußen eine glänzende Apologie, eine beredte Verherrlichung der „tapferen hochherzigen Briten“ nachsandte.

An diese Urtheile über das Geschehene aber, an den immer hindurchtönenden Jubel, daß wir endlich wieder „frei athmen und wie freie Männer zu den Sternen aufblicken“, knüpfen sich Mahnungen für die nächste und die weitere Zukunft. Während Schriften wie die über „Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache“, „Ueber Sitte, Mode und Volkstracht“ den deutschen Sinn in den Gemüthern zu befestigen suchen, bezeichnet er zugleich mit schärfster Voraussicht die nächsten politischen Pflichten und Aufgaben. Unmittelbar nach dem Uebergang der verbündeten Heere über den Rhein las man in den Hauptquartieren die Schrift „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“. Es ist die politische Version seines Vaterlandsliedes, der aus Geschichte, Recht und Politik geführte Beweis, daß Frankreich sein Uebergewicht über Deutschland und über Europa behalten müsse, sobald es den Rheinstrom behalte. Und die deutsche Ehre, die deutsche Liebe und Treue läßt er zuletzt mit all' ihren Gewichten sich anhängen an jene historisch-politischen Argumente. „Jetzt oder nie!“ so rief er damals, als die Gelegenheit die günstigste war. Jetzt oder nie! — mögen wir brennend den Vorwurf dieser Worte in einem Momente fühlen, der uns die Gefahren lebendiger als je zu Gemüthe führt, welche aus der Versäumniß jener Mahnung entsprungen sind! Er mahnte bald darauf noch Anderes, und bald gab es noch andre Versäumnisse zu beklagen. Im Angesicht des nun gewissen Sieges, im Winter 1814 sprach er von Frankfurt aus das zweite Hauptwort, die Neugestaltung von Deutschlands inneren Verhältnissen betreffend. Er fühlte, daß er es hier mit dem Schwersten zu

thun habe und daß hier die lange Entwöhnung von aller selbständigen politischen Thätigkeit, die deutsche Geduld und Trägheit ein schwer zu überwindendes Hinderniß sein werde. Eben darum kämpft die Schrift „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland" vor Allem wieder gegen die Ideologen und „Theoristen", gegen die, welche Staaten aus purer Vernunft in die Luft bauen möchten. Er tritt vor Allem für den Stand ein, dem er selbst entsprungen. Auf Majorate soll der Adel gegründet werden; eine ähnliche Festigkeit des Grundbesitzes soll für den Bauer geschaffen werden; „nach der Weise der Väter" will er auch die Bürgerschaften in Innungen und Zünften zusammenschließen: die geistigen Elemente als solche zu Bestandtheilen der Staatsverfassung zu machen, erklärt er geradezu für Thorheit und Frevel. Durchaus an das Leibliche und Irdische, mit einem Worte, will er den Staat gebunden wissen; seine Vorschläge — nur allgemeine Winke, wie er selbst sagt, — sind unendlich conservativ; aber sie sind im reinsten Eifer für Recht, Gesetz und Freiheit gefaßt. Er fordert nur das Billigste und Unerläßlichste, aber um so stärker betont er die Hoffnung, daß absolutistische Willkür nie wiederkehren werde, daß Fürsten und Volk durch die große Zeit gelernt haben würden, „daß nur das deutsche Ordnung heißt, Gesetzen gehorchen und nach Gesetzen regieren, und daß wir den Schimpf solcher Einrichtungen nicht dulden müssen, welche nicht Freien geziemen, sondern Knechten".

Und immer und immer wieder, wie es die erste Regel einer wirksamen Publicistik ist, kömmt er auf dieselben Punkte zurück. Er ist ein unvergleichlicher Wiederholer. Was sittlich und was politisch, was nach Außen und was nach Innen Noth thue, die Abwendung von allem wälschen Wesen, allem Spielen und Buhlen mit demselben, die Herstellung der alten deutschen Grenze gegen Frankreich, die Hochhaltung und Stärkung Preußens, die Herrichtung von Verfassungen: das ist der Inhalt zahlreicher weiterer Flugschriften aus dem Herbst 1814 und dem Winter 1815. Man muß sich, wenn man sich an der Frische aller dieser Worte erfreut, daran erinnern, daß es eben nicht Worte eines stubensitzenden Schreibers sind, sondern daß sie auf der Wanderung entstehen, nicht Buchweisheit wiederkäuend, sondern unmittelbar aus dem Leben schöpfend. Einem Vogel vergleicht er sich selbst; der Vogel sitzt bald auf diesem, bald auf jenem Zweige und läßt seine helle Stimme bald warnend, bald ermunternd, immer zur rechten Zeit und an der rechten Stelle ertönen. Wenn er so dringend, so nachdrücklich einmal und zweimal und unaufhörlich das Lied von dem nothwendig deutschen Rhein seinen Landsleuten in die Ohren sang, so war

es, weil er nur eben, im Sommer 1814, von Frankfurt aus die schönen Rheinlande bis nach Straßburg hin durchstreift und die tüchtigen deutschen Menschen, die da wohnen, sich angesehen hatte. Zu Fuß, den Säbel an der Seite, den Stock in der Hand, wurden diese Wanderungen unternommen. Es gehe, so war Zeitlebens seine Meinung, keine Lust und Freiheit über die des Fußgängers; dem Fußgänger gehöre die Welt, und nur so erkunde man Land und Leute. Zu Fuße war er denn auch im Herbst 1814 durch die Wetterau, den Teutoburger Wald und die Porta Westphalica über Hannover und Braunschweig nach Berlin gewandert, und von Berlin aus hatte er in rascher Folge seine neuesten kleinen Sachen ausgestreut. Er accompagnirte und glossirte mit ihnen die Verhandlungen der Diplomaten, welche jetzt in Wien zum Congreß bei einander saßen. Wie tapfer trat er ein für seinen neuen Auserwählten, für sein Preußen, dem er, der Pommer, nun bald auch äußerlich angehören sollte, wie grollte er den Großen und Kleinen, deren Neid und zettelnde Habsucht in Wien wie in Paris Preußens gerechten Ansprüchen entgegenarbeitete! Und nun kam neue Hoffnung mit dem Aufbruch Napoleon's von Elba im Frühjahr 1815. Rasch und mit flammendem Griffel schrieb Arndt seinen neusten Aufruf gegen die Franzosen und rasch flog er mit den wieder nach Westen ziehenden Heeren an den Rhein. Erst in Aachen, dann in Köln, an der großen Kriegsstraße schaute er in den neuen Krieg, und was derselbe bringen werde, hinaus. Unmuthig genug sprach er sich damals gegen die nächst Befreundeten über die „Dummheit und Schlechtigkeit aus, womit Alles behandelt wird, was das Volk so großherzig und fromm bereitet hat"; aber öffentlich that er nur desto eifriger seine Pflicht. Um durch Stätigkeit die Wirkung seiner Worte zu verstärken, giebt er im Sommer 1815 bis Winter 1816 eine Zeitschrift heraus. Am „heiligen Rhein" will er Wache halten: er nennt seine Zeitschrift den „Wächter". So lange die Loose des Krieges und des Friedens noch nicht gefallen sind, drängt er nun auch hier auf die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen, auf die Herausgabe alles früher von den Franzosen Geraubten und Entführten, auf Nachholung dessen, was im Frühling 1814 nicht erlangt oder versäumt war. Wie aber dann offenbar ward, daß auch der neue Friede nur wie ein Waffenstillstand geschlossen sei — da wieder predigte er, nicht etwa pessimistische Verzweiflung am Vaterlande, sondern daß es nun doppelt noth sei, auf die Zukunft und auf Gott zu vertrauen, redlich das Unsrige zu thun, den kleinen Dieben des Vaterlandes das Spiel zu verderben und des alten Spruches eingedenk zu bleiben: Graeciae civitates, dum singulae

imperare volunt, omnes libertatem amiserunt. Deutsche Verfassung und deutsche Verfassungen ist nun seine Loosung. Gegen die Verzögerer wie gegen die Uebereiler gekehrt, wiederholt er seine conservativen Rathschläge, bricht er namentlich noch einmal eine Lanze für die Erhaltung, Festigung und Stärkung des Bauernstandes.

„Mit dem Wächter", so hatte Arndt im August 1815 an einen Freund geschrieben, „will ich ein wenig streuen, bis wir Frieden haben; dann muß ich ein paar Jahre ausruhen und studiren, sonst werde ich bei allem dem Schreiben zuletzt unwissend und dumm". Noch über den Frieden hinaus hatte er auf seinem Posten ausgehalten: um so ernster mochte er sich nun nach Ruhe sehnen. Nach Ruhe, wie ein solcher Mann sie haben und halten kann. Seine Sehnsucht war vor Allem nach einer festen Heimath in Preußen und nach Muße zu ernster, sich und Andern ersprießlicher Arbeit gerichtet. So war der Wunsch seiner Seele schon damals gewesen, als ihn die Noth seines Vaterlandes nimmer ruhen und rasten ließ. Wäre nur das Vaterland frei gewesen: er hätte für sich schon damals nichts begehrt als „ein Plätzchen in Germanien, wo die Lerche über mir singen darf, ohne daß ein Franzose sie herabschieße". Und auch wo dieses Plätzchen liegen solle, wenn nicht auf der Insel der Ostsee, hatte er sich ausgedacht. Einen Moment lang schwieg im Sommer 1813 der Lärm der Waffen; da, zu Reichenbach, hatte er den Traum seiner Zukunft geträumt, und der „Künftigen" die Wahl gelassen, wo sie mit ihm hinziehen wolle:

Wählst Du das Eiland, sprich, das Stillen geziemt und Zufriednen?
Oder gefällt es Dir mehr, wo es lebendiger ist?
Dann komm mit mir zum Rhein, zum heiligen Strom der Germanen,
Wo an den Ufern der Glanz blühender Reben sich hebt,
Wo sich mit lichterem Blau ein milderer Himmel erwölbet,
Wo sich ein reges Geschlecht fröhlicher Menschen bewegt!

Der Traum war Wirklichkeit geworden. Hardenberg hatte es übernommen, die Schuld zu zahlen, für welche Deutschland den patriotischen Diensten Arndt's verpflichtet war. Nach einem längeren Aufenthalte in der alten Heimath und einer Reise nach Dänemark, siedelte Arndt im Herbst 1817 nach Bonn über, und trat demnächst die ihm auf seinen Wunsch verliehene Professur der Geschichte an der hier neu gegründeten Universität an. Gleichzeitig hatte er sich zum zweiten Mal ein „tapferes und treues Weib" gewonnen — Nanna Maria, die ältere von den beiden Halbschwestern Schleiermacher's. Und in jeder Weise gedachte er sich häuslich festzusetzen, sich „eine Art Beständigkeit in der unbeständigen Zeit" zu gründen. Am linken Ufer

des Rhein baute er sich das „wohl umwehte" Häuschen, das „die Herrlichkeit des Siebengebirges gerade auf's Korn nahm": — die Tage von Greifswald schienen sich glücklicher erneuern zu sollen.

Hätte nur, ach! zu diesem Glück nicht das Beste gefehlt, das Unentbehrliche für einen Mann, den das Wohl und Wehe des Vaterlandes wie sein eigenes berührte! Seit dem Herbst 1815 hatte Arndt den Wechsel von Luft und Wind bemerkt, der in den oberen Regionen vor sich ging. Während in ihm selbst der Geist, der die Befreiungsschlachten geschlagen, unverlöschlich glühte, so war er bei denen, die jetzt die Führer und Einrichter der wiederbefreiten Nation sein sollten, verflogen, oder mit der Asche des Mißtrauens zugeschüttet worden. In beispiellos raschem Vergessen der Noth, die man erlitten, der Kräfte, die uns gerettet hatten, lenkte man zurück zu den alten, nur eben erst gerichteten Künsten und Listen des Regierens; die Nation hatte ihren Dienst gethan; sie mochte abtreten und denen wieder Platz machen, die uns schon vordem in Schmach und Schande hineinregiert hatten. Wie sollte über dieser Verkümmerung aller vaterländischen Hoffnungen dem Propheten von 1805 und 1808, dem Verkünder und Erwecker der Gefühle von 1813 und 1814 das Herz nicht entbrennen, wie sollte er schweigen, während öffentlich und geheim die Verläumdung und Verdächtigung, die Schlechtigkeit und Dummheit ihre Stimme erhob? Er schrieb im Jahre 1818 den Vierten Theil des „Geistes der Zeit". Gleich aus dem ersten, poetischen Capitel: „Vorwärts und Rückwärts" mochte man die Meinung des Buches herauslesen: es war von Anfang bis zu Ende ein Fehdebrief gegen die bereits mächtig angewachsene Reaction. Nun vollends bedurfte es nicht mehr der theoretischen Grundlage wie ehemals; nicht bewiesen braucht zu werden, was die Zeitgenossen selbst erlebt und empfunden und gedacht haben. „Wir haben wieder ein Vaterland erlebt, Deutschlands Ehre und Freiheit ist wieder ein Klang und ein Gefühl geworden, und in Zorn und Haß, in Liebe und Freude sind Millionen deutscher Herzen für das Unvergängliche und Ewige bewegt" — wer so sprechen kann, der darf sicher sein, daß er nur das Organ von Millionen ist; er spricht nicht eine Meinung aus, sondern er zeigt nur, was offenbar ist und zum Himmel schreit. Es ist niemals der Ehrgeiz dieses Schriftstellers gewesen, etwas Besondres und besonders Blendendes zu sagen; wessen er sich rühmt, das ist, daß er unter allen Umständen und rückhaltlos „die gemeine Wahrheit" gesagt hat. Von keiner seiner Schriften gilt dies in so hohem Grade, wie von dieser. Die gemeine Wahrheit spricht er aus, wenn er über die haltlose Lockerheit des neu constituirten deutschen

Bundes und über den Souveränetätsdünkel der deutschen Klein- und Mittelstaaten Klage erhebt. Die gemeine, ja recht eigentlich die handgreifliche Wahrheit spricht er aus, wenn er, gegenüber den „Einflüsterungen und Einschüchterungen" jener Tage, die Erfüllung der gegebenen Verfassungsverheißungen fordert. Denn, sagt er, „noch ist Fluth und Gluth in den Herzen, noch ist der Muth frisch, die Hoffnung grün, das Streben edel: jetzt könnte noch etwas Lebendiges und Tüchtiges werden". Diese Wahrheit der Sache und diese Wahrhaftigkeit des Sagens giebt den Capiteln über Verfassung und Preßfreiheit, über Orden und geheime Gesellschaften, über die deutsche Wehrmannschaft und das deutsche Turnwesen ihre unvergleichliche Popularität und Ueberzeuglichkeit. Die rechte Wurzel des Jammers jener Tage hat er erkannt und er trifft sie mit seinen schärfsten Schlägen da, wo er die Polizeiwirthschaft in allen und jeden Formen brandmarkt. Eine wälsche Erfindung nennt er sie „unsern zweiten, unsern deutschen Napoleon" und faßt seine Meinung in dem Satze zusammen: „Lieber gar nichts davon, als zuviel!" Um es kurz zu sagen: dieses Buch ist so durch und durch gesund, wie die Zustände faul und krank waren, gegen die es ankämpft. In dem großen Umschwunge der Zeit, in dem jähen Wechsel von tiefster Erniedrigung zu höchster Erhebung, von höchster Erhebung zu rascher Ermattung, in der verwirrenden Folge der aufklärerischen, der romantischen und der restaurativen Tendenzen, in all' diesem Schwanken des moralischen und des geistigen Bodens ist dieser Mann fest auf seinen Füßen geblieben, ohne jemals das Gleichgewicht zu verlieren. Er steht sicher immer an der Stelle und drückt mit seiner Last dahin, wo es eben fehlt. So hat er früher, der Schwunglosigkeit der alten Verstandesbildung gegenüber, die weltlichen Dinge mit einem oft überpoetischen Schwunge behandelt und sie zuweilen durch das bunte Glas der Romantik betrachtet. Etwas von diesen poetischen Ingredienzien spielt auch wohl jetzt und später noch in seine Ansichten wie in seine Darstellung hinein. Noch jetzt z. B. möchte der verständige Mann der heiligen Allianz die Aufgabe eines Kreuzzuges nach Asien und Africa zuweisen, um diese Länder dem Christenthum und der Menschlichkeit zu gewinnen; noch jetzt verwandelt sich ihm der politische Gedanke der Vertheidigung der rheinischen Lande gegen Frankreich in den Traum der Stiftung eines neuen deutschen Ordens, einer Pflanzschule ritterlicher Tugenden und einheitlicher deutscher Gesinnung. Allein im Ganzen und Großen, bei allem Nächsten und Ernstesten ist seine Rede jetzt die Rede des lautersten Verstandes. Bei dem plötzlichen Temperaturwechsel der politischen Stimmungen mochten sich die

Geister erproben. Es gab eine Scheidung des Echten und des Unechten. Da zeigt sich, daß Dieser von den Echtesten ist. Von allen trüben und schlechten romantischen Elementen hat er sich rein gewaschen. Die Wege der Schlegel und Adam Müller sind nicht seine Wege: auch von einem Manne wie Steffens, von allen „eitlen und vornehmen Geistern" scheidet er sich. Gegen alles „Junkernde und Flunkernde" richtet er jetzt die Spitze seiner Polemik. Er wird nicht müde, die „breite Saalbaderei" und die „dünne Sophistik" der neuesten Restaurationspropheten in den Sand zu werfen. Dem falschen Mysticismus und allen seinen Ausläufern widmet er einen besonderen Abschnitt in dem „Geiste der Zeit", und fast auf allen Seiten der Schrift weist er die Lobredner der alten guten Zeit, die poetischen Träumer zurecht, die uns das Pfaffen- und Ritterthum des Mittelalters wieder aufzuschwatzen Anstalt machten. Das ist das Geheimniß der populären Kraft dieses Buches, daß er sich überall in die starke Mitte zwischen den Extremen stellt, daß er gegen die, welche Alles neu und aus dem Stoff des Ideals machen möchten, das Recht der im Verborgenen schaffenden Geschichte, gegen die, welche die Gegenwart zur Vergangenheit zurückschrauben möchten, das Recht der lebendigen Entwickelung und der Vernunft zur Geltung bringt. Das Geheimniß ist dies, daß er für diese starke Mitte, für das Wahre und Einfache, für das Gerechte, Mäßige und Verständige den vollen Eifer und dieselbe Leidenschaft aufzubieten hat, die sonst in der Regel im Dienste der Einseitigkeit ist. Es ist die Macht des Guten in einer bösen, die Macht des Starken in einer matten Zeit.

Arndt hatte sich mit diesem Buche die Seele frei geredet; er hatte, wie er es in der Vorrede ankündigt, seine Gesichte und Ansichten ausgesprochen, „als gebe es weder Vorrichter noch Nachrichter von Büchern und Bücherschreibern". Es gab deren, und er wußte es, nur zu viel: die Kamptz und Genossen hatten ihre heillose Geschäftigkeit begonnen. Diesen ganzen Troß von dummen und von böswilligen Auflaurern hatte sich Arndt auf den Hals geredet. Am 30. Januar 1819 ward ihm von dem Curator der Bonner Universität ein Kabinetsschreiben mitgetheilt, in welchem die „unnützen und unschicklichen Dinge" jenes Buches, „die besonders einem Lehrer der Jugend übel anständen", mit der Weisung gerügt waren, daß der Verfasser „bei der ersten ähnlichen Veranlassung von seiner Stelle entfernt werden würde". So war der Anfang der traurigen Geschichte, für deren ganz Schmähliches uns noch heut die Worte versagen und die in ihrem ganzen Verlauf darzustellen uns erlassen werden möge. Die Ermordung Kotze-

bue's im März 1819 gab das Signal zu dem Sturm auf Universitäten, Professoren und Studenten: die Demagogenhetze wurde das tragisch-lächerliche Gegenstück zu der glorreichen Erhebung während der Befreiungszeit. Im Juli erfolgte die Confiscation der Arndt'schen Papiere, am 10. November seine Suspension vom Amte. Eine formlose Criminaluntersuchung, bei welcher die Gerichte die Rolle der Polizei weiter führten, begann im Februar 1821 und endete im Sommer 1822. Kein Schuldig, aber auch kein förmliches Nichtschuldig war das endliche Ergebniß; die confiscirten Briefe und Manuscripte blieben in polizeilicher Gefangenschaft, Arndt selbst in Amtsunthätigkeit. —

Die Acten dieser beispiellosen Geschichte liegen vor der Welt. Arndt hat sie, nachdem er gleich Anfangs eine bündige Vertheidigungsschrift veröffentlicht hatte, in dem „Nothgedrungenen Bericht" ein Menschenalter später bekannt machen dürfen. Sonnenklar beweisen sie seine Unschuld. Doch, wir freveln: sie zeigen die Tugend des Mannes von keinem Hauch getrübt, ihn selbst als den Bravsten und Rechtschaffensten, den Besten und Frömmsten und als den, der das volle Bewußtsein davon hat; sie zeigen in grellem Contraste ein langes uneigennütziges Wirken für die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Vaterlandes, und als Lohn für dieses Wirken eine Behandlung wie eines Schelmen, eines Verschwörers oder Rebellen; sie zeigen einen ernsten Mann einem albernen absurden Inquisitionsverfahren preisgegeben; sie zeigen die Bosheit im Bunde mit der Kopflosigkeit, eine verächtliche Mischung von Torquemada und Gerichtsdiener Schlehwein; sie zeigen vor Allem den unglaublichen Wandel der Zeiten, den tiefen und jähen Fall aus dem frischesten Leben in trostlose Erstorbenheit, die völlige Erschlaffung alles Hochherzigen und Edlen, eine Verwandlung auch der Besseren, Schwäche und Ergebung auch bei den Besten. Die Achtung und Freundschaft Hardenberg's gegen Arndt ist machtlos geworden; die Schaam des Ministers über die eigne unwürdige Rolle versteckt sich, gut bureaukratisch, hinter einer Rüge über den unangemessenen Ton der Arndt'schen Eingaben, und der beste Trost, den Stein dem alten Genossen zu geben weiß, ist der Hinweis auf einen Spruch aus dem Psalter.

Unvergleichlich war die Haltung des gemißhandelten Mannes. Das Gefühl der bittersten Kränkung und der Stolz seiner guten Sache macht sich Luft in seinen Vorstellungen an den Staatskanzler. Schöner und tapfrer hat er kaum jemals geschrieben. „Um meine Stelle", — so schreibt er unmittelbar nach der Beschlagnahme, — „um meine Stelle

mögen sie mich bringen, aus meiner Stellung sollen sie mich mit Gottes Hülfe nicht bringen." Er fordert nichts, als daß man ihm Verantwortung vor seinem ordentlichen Richter gestatte; durch Gott und durch die Wahrheit wolle er dann seine Sache gegen alle Polizeien der Welt glänzend gewinnen. „Ja, ich freue mich darauf", heißt es in einer späteren Eingabe, „denn heller als Sonnenschein soll es dann den Weiseren und Vernünftigeren werden, daß ich in Grundsätzen und Ansichten ein älterer, verständigerer und gemäßigterer Mann bin, als die meisten meiner Zeitgenossen, ich wage sogar zu sagen, als Viele, welche als Räthe und Minister der Herrscher die Länder mitregieren." Und leicht weist er nach, wie diese ganze Untersuchung keine andre Grundlage habe als die gehässigste und schlechteste Leidenschaft, die nun zu Mißdeutung, Entstellung und Verdrehung des Unschuldigsten, zu „Kappen und Masken" ihre Zuflucht nehme. Nicht er, fürwahr, sei ein Anderer geworden; was könne er dafür oder dazu, wenn die königlichen Aufrufe und Verordnungen von 1813 vergessen seien, wenn der Strom der Zeit so geschwinde laufe, daß die Steuermänner des Staatsschiffs den ganzen Curs durchaus glaubten verändern zu müssen? Und dazwischen bricht er aus im Gefühl des Schmerzes. Ist etwa dieser ganze Handel nur ein schwerer und dumpfer Traum? „Von Napoleon habe ich wirklich solche Träume gehabt; aber daß ich in Preußen und gegen Preußen ein Stifter staatsgefährlicher Verbindungen, ein Treiber gefährlicher geheimer Umtriebe heißen soll, daß ich edles Wildpret von den blutgierigen, unsichtbaren und unerfaßlichen Hunden Neid, Haß und Lüge so lange gejagt werden soll, bis, wenn es möglich ist, der letzte warme Blutstropfen von Liebe und Wonne für mein Land und mein Volk in mir erstarrt und vertrocknet — der Traum ist wirklich zu schwer!"

So in den Briefen an den Staatskanzler; dieselbe Stimmung spricht aus den Trostliedern, die er sich vorsang, aus den Briefen, die er in diesen Jahren mit den bewährtesten Freunden wechselte. Von Zorn und Gram bewegt, findet er Trost in dem Glauben, „daß kein Mittel in der Welt ist, was das unterdrücken könnte, wofür die Besseren gelebt und gestrebt haben". Vor Allem sucht er Rettung vor der Erbitterung und Verfinsterung, womit solche Erlebnisse ihn bedrohen, in der frommen Ansicht, welche dieselben als göttliche Prüfungen und Ausgleichungen betrachtet. „Gott ist im Schwachen mächtig", so hat ihn sein Bruder Fritz das Audaces fortuna juvat übersetzen gelehrt, und mit diesem Spruch gerüstet, meint er, „daß er fast etwas schlecht zu nennen wäre, wenn er für die übrigen zwanzig bis dreißig Lebensjahre

den Kopf schräg oder gebückt tragen wollte, da er bisher ziemlich gerad' in die Luft gestellt worden". Er ist im Herbst 1822 auf Absetzung von seinem Amte gefaßt; und er hat auch für diesen Fall seinen Entschluß festgestellt: „des Unstäten", schreibt er, „bin ich reich, und in der Fremde einsam umherschweifen, ist grauenvoll, mit Vielen mir nicht möglich; also — was bleibt übrig? Herunter oder herauf: ein Bauer." Und unmöglich war es, trotz all' der kleinlichen Quälereien unmöglich, die Liebe für sein Volk und Land ihm aus dem Herzen zu reißen. Der Kummer um sein geliebtes Preußen nagt ihn tiefer, als die Sorge um sich selbst, mit rührender Treue klammert er sich an den undankbaren Staat. „Unser armes Preußen", heißt es in einem uns vorliegenden ungedruckten Briefe aus demselben Jahre, „arbeitet, wie es scheint, immer noch frisch fort gegen sich selbst und seine Herrschaft in Deutschland, mit welcher es, wie die Dinge liegen, ja sich selbst aufgeben muß. — — Mit mir mögen sie machen, was sie wollen; ich verlasse Preußen nicht, weil es mein Vaterland und noch immer meine Hoffnung ist — wenn sie mich nicht vielleicht Landes verweisen. Unter einer der kleinen Regierungen zu leben und mir dort vorhalten zu lassen, daß ich von Preußen zu viel gehofft, ekelt mich an; die engen, sogenannten freien Städte mag ich durch meine Anwesenheit nicht ängstigen, und die spröde und kalte Schweiz würde mir unerträglich sein. Im schlimmsten Falle muß zuerst gesorgt werden, daß die Kinder satt werden, und sei es denn auch in einer Bauerhütte. Wir wollen sehen." In solchem Glauben an Gott und Vaterland kehrte ihm denn, wie in früheren Tagen und unter anderen Nöthen, Muth und Heiterkeit zurück. Den Freunden wenigstens, die mit ihm verkehrten, machte er den Eindruck eines völlig ungebrochenen Mannes; keine Klage kam über seinen Mund. In seinen heitersten Momenten überkam ihn das Vorgefühl, — er sprach es gegen Hardenberg aus, — „daß diese Plackerei, wo es mich mit Scorpionenstacheln zu stechen däucht, einst in der Erinnerung kaum Mückenstichen gleich scheinen wird". Sein häusliches Glück wenigstens schien sicher gegründet. Wenn der zärtliche Vater seine Knaben auf den Knieen schaukelte, dann däuchte ihn wohl auch das Traurige lustig, und er findet sich scherzend in den Humor der Sache. „Siegerich", so meldet er seinem Freunde Reimer, „Siegerich frägt schon: Vater, wie alt bin ich, wann ich dem Wolfe Maraudus die Zähne ausbrechen kann? — Ist das nicht ein halb und halb demagogisirende Frage? Du siehst, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

Und doch, es ist ein Selbstbekenntniß, dem wir schwerlich mit Recht widersprächen, wenn Arndt selbst gerade in dieser aufgezwungenen

Zurückziehung auf das Private und Häusliche den Hauptschaden erblickt, den diese Jahre ihm zugefügt hätten. Es ist so, wie er sagt: nur, wo ihm bestimmte Ziele, bestimmte Arbeiten oder Gefahren entgegentraten, kam sein bestes Vermögen zu voller Geltung. Nur im Reden und Handeln, nur im Wirken für große öffentliche Zwecke mochte er sich selbst Genüge thun: die poetische Welt in ihm bedurfte des prosaischen Lebens draußen, um in Wort oder That Klarheit, Gestalt und feste Umrisse zu gewinnen. Darum waren seine Kriegslieder bei Weitem die gelungensten; darum sind die Poesien, die in der gegenwärtigen Epoche entstanden, mit wenigen Ausnahmen von verklingender Unbestimmtheit. Er selbst macht sich den Vorwurf, daß er diese Jahre mehr, als recht sei, unter Kindern, Bäumen und Blumen verträumt und verspielt habe. Denn ein Bauer und Pflanzer war er ja nun wirklich geworden. Alt und Jung sprach in seinem gastfreien Hause ein, und mit den Jungen, die sich einfanden, wurden Excursionen rheinaufwärts und abwärts, in's Siebengebirg oder in das Thal der Mosel unternommen. Wie früh dann die Knaben zu den Fahrten aufstehn mochten: sicher trafen sie den Alten schon hackend oder grabend in seinem Garten, auf einem Kohlfeld oder in dem, später ausgerotteten Weinberg an seinem Hause. Auch seine Feder indeß ruhte mit nichten. Was für ihn wenig und gleichsam bloße Feierstundenarbeit war, würde ausreichen, manches andere literarische Leben zu füllen und zu schmücken. Mehr als Eine seiner früheren Aufzeichnungen wurde jetzt zum Buche vollendet. Schon 1817 hatte er, um sich zu trösten für seine im Meer ertrunkenen Bücherschätze, die Geschichten und Mährchen aufgeschrieben, die ihm einst Balzer Pievs, seines Vaters Knecht, oder die hübsche Nachbarsdirne unter dem Dornbusch auf der Weide erzählt hatte. Im Jahre 1826 ließ er unter dem Titel „Nebenstunden" eine Beschreibung und Geschichte der schottländischen Inseln und der Orcaden erscheinen, im Jahre 1834 das Leben G. A ß m a n n's und 1839 die „Schwedischen Geschichten". Zwanzig Jahre endlich waren seit dem Schlag vergangen, der auf ihn niedergefallen war, da, im siebzigsten Lebensjahre, ging er an jene biographische Selbstvertheidigung, die wir so vielfach im Voranstehenden benutzen mußten. Alles Wackere und Liebenswürdige seiner Persönlichkeit spricht uns aus diesen „Erinnerungen" an, die er zugleich mit dem vollen Selbstgefühl und zugleich mit der natürlichen Bescheidenheit eines „redlichen und verständigen Mannes" schreibt. Wesentliche Eigenschaften gingen ihm ab zum vollendeten Geschichtschreiber. Ihm fehlte die leidenschaftslose Ruhe, das geduldige Verweilen bei Zuständen oder langsam

rückenden Entwickelungen. Ihm fehlte ebenso die Kunst der Gruppirung und der anschaulichen Zusammenfügung der Verhältnisse und Begebenheiten. Seine Ansicht von der Aufgabe des Historikers war einseitig. Sie bestehe, meinte er, nicht so sehr im Darstellen der Sachen als der Menschen; nur so könne die Geschichte dem Zwecke dienen, „daß die sittliche Begeisterung, der sittliche Abscheu oder die sittliche Liebe erweckt werde". Bei dieser Ansicht gewinnen seine Geschichtsarbeiten mehr oder weniger eine persönliche Haltung und eine rednerische Färbung. Es sind Gelegenheitsschriften von praktischer Tendenz, wie sich denn historische Blicke, umgekehrt, überall auch in seine Reden und Pamphlete eindrängen. Mit jener Unruhe und energischen Beweglichkeit, die ihn im Sturmschritt, „wie ein feuriges Roß" von Stätte zu Stätte pilgern läßt, zieht er auch als Schriftsteller oft kecke Verbindungslinien von Volk zu Volk, von Zeitalter zu Zeitalter, schlägt er jetzt einen lockenden Nebenweg ein, scheint er jetzt ganz Pfad und Steg zu verlieren. Völkerbeziehungen und Völkervergleichungen sind seine Stärke; er liebt sie ähnlich und aus ähnlichem Grunde wie Wortvergleichungen und etymologische Combinationen: noch im Jahre 1843 schreibt er einen „Versuch in vergleichender Völkergeschichte". Immer ist ihm die Erzählung überwiegend nur das Mittel zur Charakteristik. In großen Zügen den Geist der Zeiten, den Charakter der Nationen, die leibliche und die geistige Eigenthümlichkeit einzelner Menschen zu zeichnen, ist er Meister. Seine Bilder von Zeitgenossen — man denke an Stein, Blücher, Scharnhorst — sind durchaus lebendige Figuren, Figuren mit Mark und Knochen. Nicht mit Tuschen und Pinseln, sondern in kecken und scharfen Strichen, mit Hülfe glücklich erzählter Anekdoten stellt er seine Menschen hin, läßt er sie schreiten und handeln, sprechen und gesticuliren. Er ist aus allen diesen Gründen ein unübertrefflicher Geschichtschreiber für alles Selbsterlebte. Dies ist es, was den „Schwedischen Geschichten" ihren Werth, was den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" und noch den „Wanderungen und Wandelungen" ihren unvergleichlichen Reiz giebt.

Aber nicht etwa nur in der Erinnerung des Vergangenen lebte er. Der sich selbst einen Träumer schilt, nahm fortwährend den regsten Antheil an den großen Weltbegebenheiten, und als in Folge der Julirevolution und des belgischen Aufstandes das Vaterland auf's Neue von auswärtiger Gefahr bedroht schien, da ließ es ihn länger nicht schweigen; er schrieb 1831 „die Frage über die Niederlande und die Rheinlande", 1834 „Belgien und was daran hängt". Von Neuem predigte er den Aufruhr, den er immer gepredigt, „den Aufruhr gegen

wälsche List, Habsucht und Uebermuth". Die nächste Entwickelung der Dinge zwar ließ seine Befürchtungen unbegründet erscheinen: seine Meinung war darum doch nicht grundlos, und noch weniger war es seine Gesinnung — haben wir doch noch jüngst von der Napoleonischen Diplomatie die Schaffung des belgischen Staates als einen Meisterstreich der französischen Politik rühmen hören.

Das Werk eines tapferen und großmüthigen Bürgers nennt Varnhagen die Arndt'sche Schrift nach der Julirevolution. Der Ausdruck ist trotz seiner lobenden Absicht schief. Einem Manne, der nur in dem Einen Gefühle für das Vaterland lebte, kam es sicher nicht in den Sinn, daß er großmüthig handle, wenn er seine Pflicht auch gegen das undankbare erfülle. Es giebt ein rührendes Zeugniß dafür, daß in jenem Gefühle gerade auch das tiefste und eigenste persönliche Leid sich ihm löste. Auch das Glück seiner häuslichen Existenz nämlich sollte nicht unerschüttert bleiben. Mitten unter jenen Weltbegebenheiten, die ihn zu so lebhafter Theilnahme aufregten, im Sommer 1834 verlor er beim Baden im Rhein ein geliebtes Kind, seinen jüngsten, neunjährigen Sohn. Das mußte der Rhein ihm thun, der Rhein, den er in Rede und Lied als Deutschlands Strom zu feiern und festzuhalten sich angelegen sein ließ! Mit ihrem Leben den deutschen Strom zu vertheidigen hatte er einst seine Knaben verpflichtet, und der Jüngste der Knaben war vorgetreten und hatte eingeschlagen. Ein Stein bezeichnete nun die Stelle, wo er versunken war: der Vater dichtete das Lied „der Stein im Rhein":

Er hat's gehalten, er ward der Hort,
Ihn trug sein Rhein sich als Opfer fort:
So hat er mir ohne Schlachten die Schlacht
Vor tausend Schlachten blutig gemacht;

Nun liege fest vor den Wälschen, mein Stein!
Nun brause freudiger, freier, mein Rhein!
Meine Sehnsucht und Liebe sie rauschen mit dir —
O rauschten deine Wellen auch über mir!

Wer verargt es dem Alten, wenn er auf diese Weise Trost und Klage mischt, wenn er auf den letzten Blättern seiner „Erinnerungen" meint, daß seine Zeit vergangen und verloren sei, wenn er, ohne darum weniger frisch in's Leben oder weniger fromm zum Himmel aufzuschauen, die Ansicht ausspricht, daß das Glück seiner Jugend von ihm Abschied genommen habe? Man hat mit Recht gesagt, daß das Leben großer Männer fast immer eine Tragödie sei; es neigt sich, nach einem Gipfel des kräftigsten Strebens und Hoffens zu sinkendem Glück und

Gelingen — der Rest ist Schweigen, Enttäuschung und Ergebung. So war das Leben Stein's zu Ende gegangen, und nur zu viel von diesem Tragischen schien auch in das seines ehemaligen Gefährten hinein. Aber diesen streifte gleichsam nur das Schicksal der Größe: die Summe und das Ende seines Looses waren nicht die eines großen Mannes, sondern die eines tüchtigen und guten Menschen. Er hatte erlebt, daß die Ziele, denen er seine beste Manneskraft gewidmet hatte, vereitelt wurden; vor seinen sehenden Augen hatte sich gut in böse und recht in unrecht verkehrt; er selbst hatte bei dieser Umkehr der Dinge und des Maaßstabes ihrer Schätzung für sein edelstes Wollen Buße und Strafe zahlen müssen. Aber die Zeit der Prüfung war vorüber. Während weiterer zwanzig Jahre sollte er noch einmal die Hoffnungen seines Mannesalters, die Aengste seiner Jugend, neue Anläufe zum Besseren und neue Rückschläge, — Umwälzungen jeder Art, er sollte die Fluth und die Ebbe, das Morgenroth eines neuen Deutschlands, die Nacht einer neuen Reaction und das Ende auch dieser Nacht erleben. Ihm selbst war es beschieden, sich voller Wiederherstellung, zunehmender öffentlicher Anerkennung und Dankbarkeit, eines reichen Ersatzes für die Jahre der Verkennung und Verfolgung, zu erfreuen. Er überlebte seine eigne Tragödie fast um ein Menschenalter; — wenn irgend wen, so müßte ihn ein christlicher Solon glücklich preisen, glücklich, nicht weil das Glück ununterbrochen bis an's Ende vorhielt, sondern weil es siegreich das Unglück überwältigte.

Unsre Erzählung darf kurz sein über die Zeiten, die auch wir Jüngeren ganz mit ihm durchlebt haben. Glückliche Sterne leuchteten dem Erscheinen der Arndt'schen Selbstbiographie: unerinnert und aus eigenem Antrieb setzte Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung 1840 den Wackeren wieder in Amt und Thätigkeit. Die Wiederherstellung war ein Fest für die ganze Stadt, die Universität wählte ihr würdigstes Mitglied für das nächste Jahr zu ihrem Rector, und jubelnd begrüßte ihn die akademische Jugend. Und der Stamm, der seine Aeste bereits zum Grabe zu neigen meinte, trieb noch manchen frischen Zweig und entfaltete noch manches Blatt. Vieles unter der vorangegangenen Regierung Zurückgedrängte durfte sich jetzt wieder hervorwagen, ja, gerade gewisse Reminiscenzen der Befreiungszeit, gewisse zu Träumen und Phantasien verkümmerte Ideen von damals erfreuten sich einer größeren Gunst als die neuen, durch den unhemmbaren Fortschritt der Zeit im Stillen herangewachsenen Wünsche und Forderungen. An Arndt's Werken mochte die Nation den probehaltigen Kern der ehemaligen Erhebung studiren, mochte unterscheiden

lernen, was das Bleibende und was das Vergängliche an den im verschiedensten Sinne von den Parteien nun wieder angerufenen alten Traditionen sei. Rasch erlebten jetzt die „Erinnerungen" mehrere Auflagen; „vermindert und doch vermehrt" erschienen die Gedichte in einer neuen Ausgabe und in drei (später um einen vierten vermehrten) Bänden schenkte Arndt seinen „lieben Deutschen" eine Sammlung seiner kleineren politischen Schriften. Wie aber diese Sammlung manches bisher ungedruckte Blatt enthielt, so brachte nun — anderer Veröffentlichungen zu geschweigen — der „Nothgedrungene Bericht" in seinem zweiten Theil einen Schatz lebendiger Zeugnisse aus den Jahren 1809 bis 1819, während der erste eine Uebersicht über Inhalt, Meinung und Entstehungsgeschichte aller der Werke gab, die einst die Nation so mächtig in Schwung gesetzt hatten.

In diesen Spiegel jedoch hineinzublicken und an der offen gelegten Thorheit der Restauration sich zu entschlossener Weisheit zu ernüchtern, sollte es leider an Zeit fehlen. Während man, namentlich in Berlin, mit halben und verkehrten Maaßregeln die neuerwachte Bewegung der Geister theils zu leiten, theils zu unterdrücken suchte, gewann der Liberalismus immer volleren Athem: die Kartenhäuser der Romantik stürzten zusammen. Wie prophetisch hatte Arndt dreißig Jahre früher bei'm Beginne der Restaurationsepoche den Geist der Zeit gedeutet! „Was soll das nichtige und blöde Gefecht gegen die Geister, die durch leibliche Fäuste nicht zu besiegen sind? Was sollen die Streiche gegen das Unverwundliche und die Banne und Achte gegen das Unsichtbare und Allenthalbene? Wehe uns Allen, wenn, was über der Erde und mit stolzem, überirdischen Sinn entschieden und geschlichtet werden soll, in den gemeinen Staub des Faustkampfes hinabgerissen wird! Das war von jeher der Weg, aus Wasser Blut zu pressen und fliegenden Sand zu festem Granitfelsen zu verhärten. Gelingt es aber den Bangen und Finsterlingen, den Geist in das irdische Blut und irdische Gebein zu treiben, so wird ein wüster Fanatismus fertig, dem endlich jede Zucht und Ordnung erliegt." Diese Weissagung sollte sich jetzt erfüllen. Die Frucht alter und langer Versündigung war reif; der Sturm des Jahres 1848 machte über Nacht auch die deutschen Throne wanken und schüttelte Gelöbnisse und Zugeständnisse in solcher Menge von ihnen herab, daß sich alles Volk an der neuen Freiheit wie an jungem Weine berauschte. Zu den Nüchternsten unter den Jubelnden gehörte Arndt; aber er war nicht zu alt, um mit den Hoffenden zu hoffen. Sein erster Gedanke war der, wie viel sanfter und milder Alles zwischen den Jahren 1815 und 1820 hätte gemacht werden können. Dann aber er-

griff er von den neuen Hoffnungen E i n e mit der ganzen Inbrunst der Jugend — die Eine, daß wieder eine deutsche Einheit, eine Macht und Majestät des deutschen Namens, ein großes deutsches Reichsparlament, mit und über demselben ein deutscher Kaiser sein werde. Nur daß wir —, so rief er dazwischen, — in dieser Freude die Augen nicht vor den Gefahren und Abgründen verschließen, die uns allen diesen Glanz einer neuen Morgenröthe in ein langes düsteres Ungewitter verwandeln könnten! Und in der alten Manier seines Soldatenkatechismus schrieb er seine Capitel „für den lieben Bürgers- und Bauersmann", das Büchlein vom „verjüngten, oder vielmehr zu verjüngenden Deutschland". Es ist die Erfahrenheit des Alters, welche überall zur Ermäßigung der Ansprüche und Erwartungen redet, zugleich aber die seltenere Weisheit, die willig von der neuen Zeit auch neue Erfahrungen hinnimmt. Da warnt er mit aller Kraft vor den Franzosen und deren Nachbetern, vor Republiken und Republikchen; den socialistischen Träumereien tritt er mit dem guten Spruch ora et labora entgegen; durch die Sitte und durch Gott will er die gesellschaftlichen Schäden geheilt wissen — aber seine ehemalige Ansicht von der Wiederherstellung des Zunftwesens hat er aufgegeben: „der gegenwärtige Stand der Dinge und der Stand der Menschen" hat sie nach seiner Ueberzeugung zur Unmöglichkeit gemacht.

In solchen Ansichten und solcher Gesinnung, wie sie auch in den „Reden und Glossen" erscheint, hat darauf Arndt in der Paulskirche gesessen. Ein unvergeßlicher Moment, als ihn die Verehrung jener großen Versammlung an einem der ersten Tage auf die Tribüne rief — wie er da unter nicht enden wollendem Zuruf erklärte, daß er „gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen" an dieser Stelle stehe, — und wie neuer stürmischer Beifall seine Stimme bei den Worten erstickte, daß er an die „Ewigkeit seines Volkes" glaube! Denselben Glauben hat er noch an einem der letzten Tage wiederholt bekannt, als das Werk der Nationalversammlung bereits gescheitert war, als die Reichsverfassung schon auf den Fahnen des Aufruhrs stand. Nach beiden Seiten hin warnte da noch einmal das gute alte Gewissen: „hütet euch, die Majestät zu schänden, wo sie besteht!" und wiederum: „bleiben die Fürsten und Könige toll und verblendet, dann fahren sie dahin". Mit der Reichsgesandtschaft hatte er die Krone nach Berlin getragen, für die er, treu seinem alten Glauben an Preußens Bestimmung zur Führerschaft in Deutschland, gearbeitet und gestimmt hatte. Mit der Mehrheit der G a g e r n'schen Partei trat er am 20. Mai aus der Versammlung aus, welche ihre Pflicht erfüllt hatte, ihr Werk der

Nation überwies. In den Erinnerungsblättern um und aus der Paulskirche" hat der alte Sänger die wechselnden Stimmungen jener Tage fixirt. Da sang er: „Ihr Könige gebt Acht!" und sang:

Du hast vom Kaiserstolz geträumt —
Vergrab' einstweilen deinen Fund;
Die Besten wissen, wo er liegt:
Einst heben sie ihn an's Sonnenlicht.
Wir sind geschlagen, nicht besiegt —:
In solcher Schlacht erliegt man nicht!

Die Zeit war an einem neuen bedeutungsvollen Wendepunkt angelangt. Arndt war noch nicht lange von Frankfurt heimgekehrt, als in Bonn die Nachricht von Gottfried Kinkel's Gefangennehmung anlangte. Rasch thaten sich die Freunde des Dichters zusammen und setzten eine kurze Bittschrift an den Prinzen von Preußen auf. Arndt hatte offen den Aufstand verurtheilt, dessen Scheitern jetzt auch Kinkel büßte; die beiden Männer standen in entgegengesetztem Parteilager. Nichts desto weniger war Arndt der Meinung, daß die Politik der Rache in solchen Zeiten die übelste sei. Er wollte winken, daß es für die Verirrung ein Vergessen geben müsse, wenn später nicht auch von anderer Seite schwer vergessen und vergeben werden solle. Er war der Erste, welcher die Schrift unterzeichnete, die sich nach ihm in der kürzesten Zeit mit mehr denn tausend Unterschriften bedeckte. Ja, er sandte unmittelbar darauf der Bittschrift einen Brief an den General v. d. Gröben nach: der Inhalt bestand in der Warnung, nicht noch weiter deutsches Blut durch Kriegsgerichte fließen zu lassen — eine Warnung, die er später auch so ausdrückte, daß „Preußen nicht so zufahren und durchfahren dürfe, wie an der Theiß und am Po durchgefahren wird".

Die Politik der Rache inzwischen ging in den nächsten Jahren ihren Gang. Eine Zeit kam, ganz so schlimm, wie sie zu kommen pflegt, wenn man den Frühling glaubt vor dem Lenz machen zu können, eine Zeit, welche langsam alles Gefühl für Ehre und Selbständigkeit in der Nation zu ersticken drohte, eine Zeit beispielloser Mißregierung und beispielloser Willfährigkeit, sich mißregieren zu lassen. Aller Orten brannte unsere Schande und hätte uns in die Seele brennen sollen. Mit dem Tage von Olmütz schien Preußen von seinem Berufe abgedankt zu haben: die kurhessische Schande und die Schleswig-Holstein'sche wurden die Marksteine der Reaction. „Ich stehe", so schrieb damals Arndt, „am Rande des Daseins; ich stehe an dem zweiten Rande eines Abgrundes und Vulkans der Zeit, welcher viele edelste, treueste, deutsche

Hoffnungen, wie es scheint, für lange verschlungen und überschüttet hat." Allein, obgleich er so klagte: die Gesinnung, die sich in dem Wahlspruch ausdrückte: Nunquam desperandum de patria et de coelo, trieb ihn immer wieder an seine Pflicht. Nicht jene stumpfe historische Ansicht von dem natürlichen Auf und Ab aller menschlichen Dinge, nicht diese dem Greisenalter so nahe liegende Stimmung war die seine, sondern mit dem Gleichmuth des Alters paarte sich bei ihm der volle, begeisterte Hoffnungsmuth der Jugend. In seinem frommen Sinn mochte ihm oft wohl das Irdische und Zeitliche nichtig gegen das Himmlische und Ewige erscheinen und „das Dort und das Hier", wie er im Liede sagt, in dem „Allenthalben" verschwinden: aber aus solchen Aufblicken erwuchs ihm immer nur neue Lebenslust, neue Heiterkeit und Tapferkeit, um auf das Gegenwärtige einzudringen. Wo irgend ein deutscher Schaden oder eine deutsche Schande war, da setzte er sein Wort mit jugendlicher Kraft ein. So richtete er seinen „Mahnruf an alle deutsche Gaue in Betreff der Schleswig-Holstein'schen Sache"; diese Sache vor Allem schnitt ihm in die Seele, und in Prosa und Versen hat er uns zugerufen und ruft noch heute: „vergesset nicht der Dänen!" Und unter dem Motto, das er schon 1808 in seinem Schilde geführt hatte: Saró che fue, vivró com' ho vissuto, unter dem Titel Pro propulo germanico schrieb er seinen f ü n f t e n „G e i s t d e r Z e i t". Auch diese neusten und trübsten Zeiten, das ist der Standpunkt dieses Buches, erscheinen so trübe nicht, wenn sie nur recht aus ihrem innersten Geiste heraus verstanden werden. Wie beschämt da der Alte, den A. R u g e schon 1840 zum alten Eisen geworfen hatte, die grämlichen Tadler der Gegenwart, die laudatores temporis acti! Wie launig und frisch blickt er hinein in die erfindungsreiche, rastlos fortschreitende, mit Blitz und Dampf arbeitende Zeit! „Erweiterte Welt", ruft er aus, „erweiterter Weltblick, erweitertes Glück für den Prometheussohn! So ist es, so muß es bleiben und fortschreiten!" Und fortschreiten, meint er, muß und wird es ebenso in der politischen Welt. Gegenüber den Verklägern seiner Deutschen will er sich nun erst recht als ihr Vertheidiger, ja Lobredner darstellen. Auch Preußen will er am wenigsten nach den traurigen Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit beurtheilt wissen. Man messe es nur mit etwas längerem Gedächtniß und etwas tiefer eindringendem Blicke! Alsdann ist es, trotz Allem, „das lebendigste und hoffnungsreichste Lebenselement Deutschlands". Denn „Licht, Klarheit, Tapferkeit, hellste geistige Muthigkeit, dies nordische luthersche Erbtheil, ist das eigentliche preußische Leben; Licht, Kunst und Wissenschaft heißt die Inschrift der Fahne, unter welcher Preußen

groß vorangeschritten ist und größer fortschreiten wird". Solchen Trumpf spielt er gegen die Pessimisten, gegen die höhnenden Feinde und Verläumder Preußens aus. Er hat sich damit das Recht erworben, auch die Mißstände des Augenblicks mit schärfster Geißel zu züchtigen. Die große preußische und deutsche Frage ist ihm, den eigentlichen Geist Preußens gegen den eigentlichen Geist Oesterreichs gewogen, eine nicht erst zu entscheidende, sondern eine entschiedene. In der constitutionellen Monarchie, in dem Verfassungsleben Preußens liegt für ihn das sichere Mittel, aus aller Verwirrung zu Zuständen der Gerechtigkeit und Freiheit zu gelangen. Eben deshalb wendet er sich mit doppeltem Ernst gegen die, welche sich dieser Entwickelung aus Verblendung und Selbstsucht widersetzen, gegen die Sophisten eines angeblich historischen Rechts, gegen die, welche hinter dem Preise des patriarchalischen Königthums ihren „Junker von Gottes Gnaden" verstecken, gegen die, welche Verfassung und Recht in den jüngsten Tagen über's Knie gebrochen und solche „frechste Rechtsbrüche" zum Gegenstand des lustigsten Spotts und Gelächters gemacht haben. „Ach!" so fügt er hinzu, „ich fürchte, sie werden einmal sehen, worüber sie gelacht haben." —

Wir wissen nicht, ob wir diesen Mann liebenswürdiger finden sollen, wenn er auf solche Weise tröstend, warnend und mahnend von der Gegenwart redet, oder wenn er Erinnerungen längst verschienener Tage wieder wach ruft. Alle die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Redners von 1819 sind noch die des Redners von 1853; er ist derselbe lebendige und fesselnde Erzähler in seinem funfzigsten, wie in seinem achtundachtzigsten Jahre. Wie die Enkel an dem Munde des Großvaters hängen, wenn er von den Zeiten erzählt, wo er jung war, so haben wir Alle noch einmal aufgelauscht, als der Alte uns noch zuletzt die oft erzählte Geschichte von seinem „unüberwindlichsten Ritter" mit manchen neuen Fahrten und Schnurren zum Besten gab. Wie hat uns Alle der ärgerliche Handel verdrossen, der ihm auch über dies Buch noch angezettelt wurde; wie haben an diesem Buche auch die Jüngsten ihn liebgewonnen, auch die, welche niemals von dem „Geiste der Zeit" gehört und welchen das frühere politische Schicksal des Mannes nur wie eine dunkle Sage bekannt war! Das Alter, es ist wahr, hat in diesen späteren Schriften manche Züge des Schriftstellers greller hervortreten lassen. Als Redner, wie als Erzähler zeigt er nun eine scharf ausgeprägte Manier. Aber diese Manier ist keine angenommene und darum auch keine störende. Es ist die Manier seiner Natur, und wir sehen in ihr nur deutlicher, als früher das Bild des „alten Arndt", wie es in nun nicht mehr wandelbaren Typen uns Allen vor der Seele steht.

Aus jedem Wort gleichsam sieht uns das helle, fröhliche, treuherzige Gesicht an. Seine Rede kleidet er in denselben schlichten deutschen Rock, den er selbst trägt. Da ist Alles einfach, natürlich und sauber. Bei aller Deutschheit keine Spur von gesuchtem Teutonismus, von jener fratzenhaften und renommistischen Deutschthümelei, welche die Schriften mancher Anderen so ungenießbar machte. Eine mächtige Kraft der Sprache, des schlagenden, sinnigen, oft eigenthümlichen bildlichen Ausdrucks wächst freiwillig und reichlich aus dem Boden dieses gesunden Lebens hervor. Fast immer hat die Darstellung etwas Eiferartiges und Sprudelndes, zuweilen etwas Hartes und Barsches. Auch aus der geschriebenen Rede hören wir den Nachdruck heraus, den die laute Stimme, die lebhafte Gesticulation dem gesprochenen Worte gab. Wir glauben den herzhaften Druck seiner Hand zu fühlen wenn er sich und der Sache, um die es sich handelt, nur mit einem Superlativ, ja mit gehäuftesten Superlativen meint genügen zu können. Die Nachdrücklichkeit, mit der er sich auszusprechen das Bedürfniß hat, ist aber begleitet und sie wird zugleich gemildert durch die Freude am vollen Klange, an reimenden und halbreimenden Wörtern. Hat er aber gar im Eifer über die Stränge geschlagen, so ruft er sich gewiß selbst zur Ordnung; und wie scharf er auch zuweilen ausfährt: — Unrecht will er mit seinem Wissen und Willen Niemand thun; die ganze Liebenswürdigkeit seines Herzens offenbart sich an den zahlreichen Stellen, wo er irgend einem zu allgemeinen oder zu harten Urtheil alsbald durch ein berichtigendes und versöhnendes Wort die verletzende Spitze zu nehmen sucht.

Wohl mußte dem das Blut in den Adern noch jugendlich rollen, der ein Buch wie die „Wanderungen und Wandlungen" zu schreiben vermochte. Und wer den Alten in diesen Jahren in Bonn in seinem Häuschen vor dem Coblenzer Thor besuchte, der mochte billig über die ungeschwächte Frische des Mannes staunen. Du hattest ihn ebenso vor zehn, ja vor zwanzig Jahren gekannt. Wie Du nur eintratst: er rief Dir den Namen entgegen, den sein treues Gedächtniß sicher bewahrt hatte, und er schüttelte Dich mit einem deutschesten Willkommen. Dann rühmte er Dir wohl selbst, wenn die Rede dahin fiel, daß seine Augen ihm noch ohne Brille zu jedem Dienste willig seien, und daß er noch meilenweit mit Dir Berg auf und Thal ab zu wandern im Stande sei, ja er mochte Dir mit besonderem Wohlgefallen Geschichten von alten Schweden erzählen, die hundert Jahre und darüber alt geworden. Warst Du aber gar in Begleitung alter, vertrauter Freunde in's Haus getreten, so kamst Du nicht so trocken von dannen. Bald standen ein paar Flaschen Elfer auf dem Tische; im Gespräch über Altes und Neues

wurde es laut und lauter, und unter vielen guten Gesundheiten auf alle guten deutschen Dinge — im Umsehn, wie Du meintest — waren die Flaschen leer geworden. Solche Kraft und Fröhlichkeit des Alters beschämt Deine und alle Jugend. Möge sich vor Allem unsre poetische Jugend ein Exempel an dem greisen Sänger nehmen! Die Schwalben und Nachtigallen kehren nicht so sicher wieder, als er sie noch jeden Frühling mit einem Liede begrüßte. Wir kennen kein jubelnderes und frischeres Frühlingsgedicht, keinen wunderbareren Beweis für die unversiegliche Lebenskraft dieses Herzens als die köstlichen Strophen, die der Fünfundachtzigjährige im Mai 1855 niederschrieb. Das Kukuksorakel ist kurzsylbig geworden; mit neckischem Zwei und Drei scheint der Unglücksvogel dem Alten zuzurufen, daß es vorbei sei —

Schrei er sich heiser mit Zwei und Drei,
Ich schreie dem fröhlichen Mai Juchhei!
Seinen Abendschimmern und Morgenröthen,
Seinen Stimmen, die Freude und Liebe flöten.
Mich schreckt kein Kukuksprophetenschrei,
Sein Eins, Zwei, Drei und sein Vorbei!

Drum kling' ich lustig Juchhei! Juchhei!
Auf! leuchte Frühling, und jauchze, Mai!
Mich hat vor Gripsgrabbelei und Sorgen
Das fröhliche Sprüchlein vorlängst geborgen:
Auf Leid folgt Freude, auf Winter Mai
So wandelt Leben und Jahr vorbei.

Und die erste Schwalbe wenigstens, auch am politischen Himmel unseres Vaterlandes, sollte er noch kommen sehen. Er hat die Hoffnungen erlebt und getheilt, die sich an den Umschwung der preußischen Dinge im Herbst 1858 knüpften. Er ist mit ergriffen worden von den heftigen Schwankungen des Nationalgefühls während des Sommers 1859. Er hat den Glauben, daß Preußen in der Stunde der Noth dem Vaterlande nicht fehlen werde, und die Ueberzeugung, daß die Nation die rettende und einigende Hand noch rechtzeitig erkennen lernen werde, in's Grab genommen. Wünsche und Gebete für sein geliebtes Deutschland hat er noch zuletzt ausgesandt. In der Mitte des Januar d. J. ergriff ihn die Krankheit, der er erliegen sollte. Er war in den ersten Tagen derselben noch munter genug, um sich von seinem Sohne die Correcturbogen seiner Gedichte vorlesen zu lassen und die Vorlesung mit einzelnen Bemerkungen zu begleiten. Bald indeß verschlimmerte sich sein Zustand; zwischen fieberhaften Phantasien verriethen abgerissene Aeußerungen den Seinigen, daß er sein heran-

nahendes Scheiden ahne. In der Nacht vom 21. zum 22. trat eine Lungenlähmung ein: in Folge derselben ist er um zwölf Uhr Mittags sanft entschlafen. —

Wir haben versucht, das Bild des Mannes, wie es aus seinem Leben, seinen Schriften, seiner persönlichen Erscheinung uns entgegengetreten ist, zu zeichnen. Wir fühlen, daß es ein bloßer Schattenriß geworden ist. Denn an der Fülle und Ganzheit seines Wesens wird jede Schilderung, die sich stückweise zusammensetzt, zu Schanden. Keinen Schriftsteller und keinen Gelehrten, keinen Dichter und keinen Staatsmann, sondern einen rein und voll entwickelten Menschen hatten wir zu schildern. Er war ein Mann im ganzen gewichtigen Ernst des Wortes und seine hervorstechendste Eigenthümlichkeit die Kraft, die der Ausdruck gleichgewogener leiblicher und geistiger Gesundheit ist. Im sittlichen Kampfe mit seiner starken Natur hat er gerade diese Natur zur vollendetsten Ausbildung und Darstellung gebracht. In ihm selbst erschien jenes Gleichgewicht zwischen Himmel und Erde, jener Einklang von Kopf und Herz, worauf er die Zeitgenossen hinwies. Es erschien aber in charakteristisch deutscher Weise. Man hat ihn den Deutschesten der Deutschen genannt, und er war dies nicht blos seiner Gesinnung und seinem Wirken nach, sondern nach der innersten Anlage, in allen Zügen, in den Tugenden und selbst in den Schwächen seines Wesens. Durchaus aus einem deutschen Herzen und mit deutschen Augen hat er in die Zeit und über die Welt geblickt. In schönem Gleichmaaß lagen bei ihm die Elemente zusammen, die nur zu oft in einseitiger Ausbildung unseren Nationalcharakter bezeichnen. Das Helle und Straffe des Nordens vertrug sich in ihm mit dem Heiteren und Leichten des Südens. Er war zu Zeiten ein Träumer, um die meiste Zeit desto tapferer und wacher in den Kämpfen des Lebens zu stehn. Das deutsche Gemüth und der deutsche Verstand, deutsche Innigkeit und deutsche Fröhlichkeit hatten gleiche Rechte bei ihm. Deutsch war auch die Weise seiner Frömmigkeit; denn während er sich an dem Geistigsten und Innerlichsten des Christenthums nährte, so ließ er sich doch nimmer den alten heidnischen Natursinn und den „Naturmuth von seinen Vätern her" rauben; sein Gott war ein Gott, der „Gespaß liebt"; er wußte „wie viel das fröhliche Evangelium des Heils uns erlaubt". Was einmal Wurzel in seinem Herzen gefaßt hatte, das riß keine Zeit und kein Wechsel der Zeiten aus; das haben die Freunde, auch die abtrünnigen, erfahren, denen er der schonendste und billigste Richter wurde, das hat vor Allem das Vaterland erfahren, das der Anfang und das Ende seiner Liebe,

der eigenste Mittelpunkt seiner Treue war. Er ist die Verkörperung „deutscher Treue", ja er ist die lebendige Summe aller der Eigenschaften gewesen, die er selbst den „reinen germanischen Geistern" zuschreibt — jener fröhlichen Gutmüthigkeit und Frömmigkeit, jener kindlichen Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenes feurigen Stolzes auf Wahrheit und Freiheit, jener feinherzigen und freimüthigen Geradheit und Derbheit — all' jenes Unbeschreiblichen, was ein Volk, was das deutsche Volk bezeichnet.

In einem verhängnißvollen Momente ist er von uns gegangen. Er hat uns die Weissagung hinterlassen, daß dieses Land und dieses Volk nicht zerrissen bleiben und daß kein fremder Tyrann uns dauernd bejochen werde. Er hat uns, was mehr ist, das Beispiel gegeben, wie wir lieben und hassen müssen, um einig und unüberwindlich zu werden. In Kurzem wird sich am linken Ufer des Rheins sein Standbild erheben, und wir werden dazu aufblicken mit dem Gelübde, den geweihten Platz zu behaupten. Nur Ein Denkmal jedoch ist seines Andenkens völlig würdig. Erst wenn die alte Zwietracht der deutschen Stämme geheilt, erst wenn die dynastische Politik des Eigennutzes und der Eifersucht durch die nationale Politik, die nach Einheit, Macht und Ehre ruft, überwunden sein wird, erst wenn der Bau eines starken deutschen Staates sturmfest allen Angriffen unserer Feinde Trotz bieten wird, — erst dann wird die Schuld getilgt sein, die das Wirken dieses Mannes der Dankbarkeit unseres und aller künftigen deutschen Geschlechter auferlegt hat.

---

# Varnhagen von Ense.

Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Sechs Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861 u. 1862. Zweite Aufl. 1863.

---

Keine Stadt und kein Städtchen, wo heutzutage nicht Jedermann Gelegenheit fände, sein Portrait in schreckenerregender Aehnlichkeit für wenige Groschen von einem Künstler herstellen zu lassen, der des Treffens so sicher ist wie seiner Melodien der Drehorgelmann. Unvergleichliche Erfindung, — die man doch so oft zu verwünschen geneigt ist, wenn man sich immer wieder verleiten ließ, an den in den Straßen ausgehängten Glaskasten jener Künstler stehn zu bleiben, um Menschengesichter und Menschenfiguren zu studiren! Denn die Kunst, ohne Kunst zu portraitiren, ist wohl erfunden, aber leider nicht zugleich die, sich por-

traitiren zu lassen. Die Sonne scheint barmherzig über Gerechte und Ungerechte, aber sie copirt auch unbarmherzig und ohne Ansehn der Person die Häßlichen und die Wohlgestalteten, dich, den sich der verständige Maler zum Modell wünschen würde und euch, die ihr so selbstgefällig ungeschickt dasteht oder so dumm und leer in die Welt schaut, daß ihr um Gottes Willen vermeiden solltet, euch vervielfältigen zu lassen. Es giebt zum Glück keine Möglichkeit, diese Methode des Portraitirens auf das geistige Sein der Menschen oder gar auf das fortschreitende, geschichtliche Leben der Welt zu übertragen. Das Gedächtniß der Geschichte ist discreter, und wie ihr Strom in immer längerem Laufe anschwillt, so spült er die bedeutungslosen Gestalten und die folgenlosen Ereignisse an's Ufer oder läßt sie zu Boden sinken: keine Sonne beleuchtet und fixirt in unverlöschlichem Spiegelbilde die thörichten und die sträflichen Gedanken, die wir, kaum gedacht, am liebsten vor uns selbst verbergen möchten, die Worte und Handlungen, die wir vielleicht schon morgen zurückgethan wünschten, die Menschlichkeiten und Alltäglichkeiten, die nur darin ihr Recht haben, daß sie vergänglich sind.

Doch still! daß wir nicht allzu zuversichtlich von der Unmöglichkeit solcher biographisch-literarischen Photographie reden! Hier ist ein Mann, der Zeit seines Lebens nichts Anderes gethan hat, als seinen Kasten mit der camera obscura auf alle Figuren und Erscheinungen zu richten, die ihm auf Gesichtsweite nahe kamen. Die aufgefangenen Gestalten hat er dann in der saubersten Manier mit einer den größten Künstlern abgelernten Kunst retouchirt und zu wirklichen Bildern ausgearbeitet. Er hat Ruhm und Ehre davon in Fülle gehabt; seine Arbeiten wurden werth geachtet, in großen Gemäldesammlungen einen Platz zu finden, und auch Diejenigen, welche seine Kunst durchschauten, konnten ihm eine gewisse Meisterschaft in diesem seinem Genre nicht bestreiten, wie sehr sie das Genre selbst herabsetzen mochten. Keine seiner Bilder aber hatte der Mann mit mehr Fleiß und Liebe herausgeputzt als die, auf denen er selbst, bald mehr im Vorder-, bald mehr im Hintergrunde, miterschien. Jetzt stirbt er, und in seinem Nachlaß findet sich ein ganzer wüster Haufen noch unfertiger Bilder, die er, sei es zu künftigem Verbrauch, sei es, weil es ihm so zur Gewohnheit geworden war, Tag für Tag aufgenommen hatte. Eine Erbin — — doch, was sollen wir die bekannte Geschichte erzählen, die wir unsererseits nicht wiederholen könnten, ohne eine Dame zu beleidigen, die billig nicht sowohl durch das galante Lob Alexander's von Humboldt als durch die thörichte Verfolgung, welche man über sie verhängt hat, vor allen

literarischen Angriffen gesichert sein muß. Genug, sechs Bände Varnhagen'scher Tagebücher liegen vor uns, über die Zeit vom Jahre 1835 bis Ende 1849, und nicht unmöglich, daß wir früher oder später noch mit weiteren Bänden beschenkt werden. „Es ist", sagt die Herausgeberin, „eine vollständige Darstellung der preußischen Geschichte, die hier sich unverhüllt und klar den Augen des Lesers darbietet." Eine vollständige Geschichte! denn aller Hof- und Residenzklatsch ist ja hier nach Möglichkeit auf Einen Haufen zusammengekehrt. Unverhüllt und klar! denn die Könige und die Prinzen, die Minister und die Diplomaten, die Staats- und die Volksmänner, hier erscheinen sie alle, wie der Held seinem Kammerdiener erscheint. Aber noch andre Bedeutung hat das Geschenk. „Diese Tagebücher", sagt Fräulein Ludmilla, „geben uns ein treues Zeugniß von Varnhagen's edlem und herrlichem Charakter." Und fürwahr, ein edler und herrlicher Charakter müßte das sein, der diese Probe, eine Probe, wie sie Lichtenberg etwa sich zugedacht hatte, unbeschädigt auszuhalten im Stande wäre! Man denke nur: der Mann, der bei all' seinem literarischen Auftreten die peinlichsten Höflichkeits- und Etiketterücksichten nahm, der sich nie unangemeldet in Gesellschaft begab und dafür auch dieser gern gönnte, sich ihm gegenüber in Positur zu setzen, — dieser Mann wird nun mit einmal sammt seiner ganzen Umgebung ohne Umstände zur Schau gestellt; er wird, wie er steht und geht, jedem Vorübergehenden gezeigt; wir sehen ihn in seinem Schlaf- und seinem Garderobezimmer; weder sich selbst noch seine Puppen, die er so zierlich auszuschneiden und an Drahtfäden zu lenken verstand, hat er Zeit gehabt, anzukleiden. Rings herum sehen wir die Schminkbüchschen, die falschen Perrücken, die Spiegel, den ganzen Apparat dieser unkostümirten Denkwürdigkeiten. Wir sind hinter den Coulissen, in dem Allerheiligsten, das sonst Niemand betreten durfte, und ergötzlicher noch als die Unordnung, über der wir den großen Künstler hier überraschen, ist das unwillkürliche Rollenspiel, das er — so sehr ist es ihm zur andern Natur geworden — vor sich selber spielt. Armer Varnhagen! —

Unmöglich, in der That, bei einer Charakteristik des berühmten Schriftstellers ganz von diesen unfreiwilligen Selbstschilderungen abzusehen. Ist ihre Veröffentlichung doch weder das Werk der Bosheit, noch ausschließlich das Werk des Unverstands oder des Zufalls. Aber unbillig, ohne Zweifel, wenn man den Mann einzig und allein nach dem Eindruck dieser Actenstücke beurtheilen wollte. Weder hier noch sonst ist es erlaubt, den Schriftsteller nur nach seinem privaten und häuslichen Charakter und nicht hinwiederum diesen nach dem Schriftsteller

zu tariren. Wir versuchen daher eine Schätzung, in der sich Beides von entgegengesetzten Seiten begegne. Wir versuchen es, die Varnhagen'schen Tagebücher aus seinen Schriften und, wenn es nöthig sein sollte, diese aus jenen zu verstehen. Wir wollen es nicht blos mit dem Manne zu thun haben, wie er in seiner späteren Lebensperiode geworden war, nicht blos mit dem, was zuletzt von ihm übrig geblieben war, sondern mit dem Manne, wie er ursprünglich war, wie er wurde, sich entwickelte, auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit stand und seine guten Tage hatte. Vielmehr aber, wer sich in so massenhaften literarischen Productionen der Welt gezeigt, wer so viel, so geflissentlich von sich selbst geredet und erzählt hat, dessen Bild müßte am Ende zu gewinnen sein, auch wenn wir nie einen Streifen seiner im Pult verwahrten Papiere zu sehen bekommen hätten. Denn gesetzt auch, er hätte sich während seiner ganzen langen Schriftstellerlaufbahn niemals anders als in der Maske gezeigt: es kann Niemand aus seiner eignen Haut fahren, Niemand sich hinter etwas Anderem verstecken als hinter sich selbst.

Mit Recht nennt Varnhagen seine Jugend eine harte, zerrissene, verworrene. Aus seiner eignen, umständlichen Erzählung lernen wir das Wort verstehen. Schlimm schon dies, daß ihm nicht vergönnt war, in einem festen Boden emporzuwachsen. Von Düsseldorf, wo sein Vater Arzt ist, siedelt die Familie, als der Knabe nur erst fünf Jahre alt ist, nach Straßburg, dem Geburtsort der Mutter, über. Schon zwei Jahre später, 1792, muß, in Folge der revolutionären Zustände in Straßburg, die dortige Existenz wieder aufgegeben werden; die Familie trennt sich, und der junge Varnhagen folgt dem Vater an den Rhein zurück, um mit ihm das scheue Leben eines Heimathlosen, eines politisch Verdächtigen, eines Verwiesenen zu theilen. Erst in Hamburg, wohin sich Vater und Sohn im Sommer 1794 begeben, bekommt sein Leben einige Stetigkeit; erst hier gesellt sich endlich auch die Mutter und die Schwester den Beiden wieder zu, — aber schon wenige Jahre danach verliert der Sechzehnjährige durch den Tod des Vaters seinen besten Anhalt. So ging von früh an der Segen eines sicher gegründeten, zusammenhaltenden und zusammenstimmenden Hauswesens dem Kinde verloren. Der Einfluß der Mutter zumal tritt völlig zurück; unmöglich kann der Vater die Erziehung des Knaben planmäßig regeln, er muß es geschehen lassen, daß derselbe aus einer Hand in die andere übergeht, daß er stückweise lernt, immer wieder abbricht und an anderer Stelle wieder anfängt. Nur eine kurze Zeit wird er einer öffentlichen Schule anvertraut, die meiste Zeit ist er auf Privatunterricht angewiesen, den ihm am liebsten der Vater selbst ertheilt, um ihn übrigens einsamem

Selbstlernen und einer selbstgewählten, das heißt einer durchaus zufälligen, bunten Leserei zu überlassen. Nichts verkehrter und nichts verderblicher, als die Jugend von Ihresgleichen absperren, — gerade dies ist des Vaters Haupterziehungsmaxime. Das Vaterssöhnchen wird möglichst apart und vornehm gehalten; er steht in Beziehung auf seinen Umgang unter der strengsten Controle; er darf sich seine Kameraden nicht wählen, darf die Spiele der übrigen Knaben nicht mitmachen, und es schickt sich nicht für ihn, sich das in Hamburg gesprochene Plattdeutsch anzunehmen. So wird der arme Junge um die Jugend seiner Jugend so ziemlich betrogen; in Folge dessen Frühreife neben Unreife; in manchen Stücken ist er altklug wie die Bücher, die ihm statt Gespielen dienen, und schon den Erwachsenen gleich, mit denen ihn der Vater vielfach in Berührung bringt, in anderen wieder steht er weit hinter Gleichaltrigen und Jüngeren zurück. In solcher Erziehung ist kein natürlicher Wuchs; auf einem so behandelten Boden werden leicht allerlei Früchte des Wissens und der Bildung, aber schwerlich geistige Gesundheit, schwerlich ein einfacher, seiner selbst sicherer Charakter gedeihen. Einsamkeit in der Jugend drängt das Gemüth zu krankhafter Selbstbeschäftigung zurück. Ist Empfindung, Phantasie und sonstige Begabung vorhanden — nur desto mehr werden sich falsche Einbildung, übertriebene Reizbarkeit, ein unnatürlich gespanntes Wesen entwickeln. Und in etwas wenigstens kamen auch die localen Verhältnisse, kam die ganze Richtung der Zeit den zufälligen und individuellen Verkehrtheiten jener Erziehungsweise entgegen. Varnhagen selbst nennt seine Zeit die Zeit der Revolution und die Zeit Göthe's, — allein es ist zunächst die Altklugheit der Aufklärung, der französisch-deutschen Aufklärung, die seine Jugend beeinflußt. Dort, am Niederrhein, mischten sich die zersetzenden und die positiven Elemente des Geistes, aus dem die Revolution hervorwuchs, am wunderlichsten. Französische und deutsche Bildung gährte hier durch einander; Katholicismus und Protestantismus verriethen sich, nebeneinanderstehend, gegenseitig ihre Schwächen, und zur Seite, ja in der Mitte eines bigotten Pfaffenwesens erzeugte sich Unglauben, Indifferentismus, Frivolität. Seine philanthropisch aufklärerische Gesinnung zur Schau zu tragen, kleidet der Doctor Varnhagen seinen kleinen Buben als Türken. Selbst Katholik, mit einer Protestantin verheirathet, hat er es kein Hehl, daß seine Religion die Religion Voltaire's, sein politischer Glaube der Glaube an den neuen französischen Staat ist, dem er in Straßburg sogar den Bürgereid leistet. Solche Denkweise geht natürlich auf den Sohn über. Frühzeitig findet sich dieser der Bibel gegenüber in durchaus kritisch-

rationalistischer Stimmung; dem französischen Freiheitsgeist und den französischen Erfolgen huldigt er auch dann noch in natürlicher Vorliebe, als der Vater schon bedenklicher geworden und seinerseits den Eifer für die große Nation gemäßigt hatte.

Sein ganzes Leben hindurch, in der That, ist Varnhagen von diesen Jugendeinflüssen beherrscht, bis in's Alter ist er der Apologet Rousseau's und Voltaire's geblieben. Aber auch die planlos vorgreifende und dabei vornehm-aparte Erziehungsweise, der Mangel gründlicher und stetiger Durchschulung, das Ungleichmäßige seiner Bildung hat ihm dauernd angehangen. Aus Rückblick auf sich selbst und aus gebildetem, dilettantischem Drüberstehn über den Dingen erklärt sich sein schriftstellerischer Trieb und sein schriftstellerischer Charakter. Das großstädtische Hamburger Weltleben mit seinen mannichfachen Anregungen steigert noch mehr die vorschnelle Entwicklung des Knaben. Während er in den dortigen Bücherauctionen manche Bücherbekanntschaft macht, aus den Leihbibliotheken einen Band nach dem andern in sich hineinliest, geht er schon jetzt — wenn wir ihm glauben dürfen — zu eigner Schriftstellerei über. Es klingt doch nicht unglaublich, daß in dem kleinen Varnhagen schon der spätere Biograph und Memoirenschreiber gesteckt habe. Er berichtet von lateinischen und französischen Aufsätzen, von ersten Versuchen, den Inhalt der Zeitungen, die er liest, in die Form von Memoiren umzusetzen, ein Tagesereigniß wie die Erscheinung Lafayette's in Hamburg in ein Denkblatt zu verwandeln und dem Cornelius Nepos biographische Versuche über Moses, Lykurg, Solon und Numa nachzubilden. Es war ausgemachte Sache, daß auch er den Beruf des Vaters ergreifen solle. Zu diesem Zweck besucht schon der Zwölfjährige anatomische Vorlesungen, wie sie in Hamburg gehalten werden, demnächst auch chirurgische. Wieder ein Vorgreifen, das sich rächen mußte. Denn als er nun im Herbst 1800 um Medicin zu studiren, nach Berlin zur Pepinière abgeht, so paßt natürlich der vorreife Zögling nicht in den Zug dieser Anstalt, er findet sich den Vorlesungen weit voraus und ergreift nur um so mehr das Allgemeine neben den eigentlichen Fachstudien. Mathematische und philosophische Vorlesungen fesseln ihn, und durch Kiesewetter, der überdies die Sympathien des Jünglings für die französische Revolution theilt, wird er leidenschaftlich für Kant'sche Philosophie eingenommen. Unsere deutsche Literatur und Philosophie hat ein ähnliches Verhältniß zu dem deutschen Leben, wie unser junger Mediciner zu seinem Berufswissen. Auch sie war ja unserer Wirklichkeit vorausgeeilt; sie war das Resultat des deutschen Geistes, sofern derselbe seinen Körper, die praktischen Be-

dingungen seiner Existenz überwachsen, sich vorgreifend davon emancipirt hatte. Eben jetzt vollends hatte sich unter dem mächtigen Einfluß der Schiller'schen und namentlich der Göthe'schen Dichtung, unter dem mitwirkenden Einfluß der Fichte'schen Philosophie eine Selbständigkeit, eine Sondersouveränetät der Literatur und Poesie herausgebildet, wie mit gleicher Bewußtheit und Beflissenheit noch nie zuvor. Die junge romantische Schule richtete einen Cultus der Poesie, der Philosophie und Bildung auf, der aller trivialen Lebenspraxis und Allem, was bis dahin als Kunst und Wissenschaft in Geltung gewesen war, verächtlich den Rücken zukehrte. Der transscendentale Hochmuth dieser Schüler Göthe's und Fichte's mußte ihre dichterische Unfähigkeit und ihren Dilettantismus decken. Vor Allem der Berliner Philisterwelt und der Berliner Aufklärung boten die Apostel dieser Bildungs- und Poesie-Religion Trotz, und A. W. Schlegel pointirte in herausfordernder Weise diese Weisheit dem verdutzten gemeinen Menschenverstande der Hauptstadt gegenüber zu einem Galimathias, an den er selbst nicht glaubte. Den Göthe'schen Werther und das Idyll von Hermann und Dorothea hatte nun zwar der junge Zögling der Pepinière schon in Hamburg, aber doch für's Erste nur mit stofflichem Interesse gelesen; seine ersten Versuche eigner Versmacherei gingen sogar auf Gottsched's kritische Dichtkunst und die Meier'sche Aesthetik zurück; mit rein technischem Interesse hatte er sodann Voß'sche Hexameter nachzubilden und weiterhin die Kant-Kiesewetter'schen Lehren oder Anpreisungen der neuen politischen Freiheit in Oden und Elegien vorzutragen unternommen. Nun jedoch dringen die neuen und neusten Literaturerscheinungen auf ihn ein, neben den Schiller'schen die v. Schlegel übersetzten Shakspeare'schen Stücke, die Göthe'schen Elegien und Epigramme, er nascht an A. W. Schlegel's Vorlesungen — genug, er sieht sich auf einmal in den Zauberkreis der romantischen Schule hinübergezogen. Was Wunder, wenn er sich nun erst recht über den militärischen Pennalismus erhaben dünkt. Nach drittehalb Jahren, die er in der Pepinière zugebracht, setzt er seine Entlassung durch, um fortan in einer Hauslehrerstellung, die sich ihm in der Hauptstadt auf's Erwünschteste eröffnet, nur sich, nur dem Studium und Betriebe der Poesie zu leben. Der Wilhelm Meister wird seine Bibel, von Kant geht er versuchsweise zu Fichte und Schelling hinüber; das Athenäum, die Lucinde, Novalis und Tieck — in dieser Welt lebt er „der ganzen Macht des Einflusses hingegeben, der von den Schlegel und ihren Freunden kam". Gleichzeitig sieht er sich in einem neuen, vornehmeren Gesellschaftskreis eingeführt, den einige diplomatische Figuren noch

besonders bunt und pikant machen. Gleichgesinnte Genossen finden sich sehr bald. Er macht zahlreiche Bekanntschaften, vor Allem aber schließt er den Freundschaftsbund mit Chamisso und Neumann, und gemeinschaftlich suchen sich die Freunde „zur Höhe der Literatur", alle drei aus anderweitigen Lebensverhältnissen, emporzuheben. Es ist eine schöne Zeit, in welcher der Jugend die Verwirrung und die Keckheit, die ihr ohnehin natürlich ist, gleichsam als Pflicht unter dem Namen der Poesie und Bildung entgegengebracht wird. Sie schwelgen in dieser Doctrin und in ihrer Bewährung. Heut entsteht ein begeistertes Sonnet auf Fichte, morgen ein naseweises auf den armen Kiesewetter — noch öfter besingen sie sich gegenseitig oder bringen ihre eigne Begeisterung, ihr poetisches Streben, ihr Versemachenwollen in künstlich verschlungene Strophen. Denn ein Gedicht scheint ihnen die größte That, und nun gar mit solchen Thaten in die Literatur einzugreifen, sich gedruckt, zusammen gedruckt zu sehen, dieser Versuchung ist nicht zu widerstehen. Mit zusammengeworbenen Beiträgen von Hitzig, Theremin, Robert, mit einer poetischen Dedication an die schöne Königin von Preußen kommt 1804 der erste Band eines Chamisso-Varnhagen'schen Musenalmanachs auf Unkosten eines Leipziger Verlegers zu Stande. Und um das grüne, mit Thyrsusstab und Leier gezierte Buch hält nun die Almanachsgesellschaft, die bald an Koreff, Klaproth und Andern neue Mitglieder gewinnt, poetische Theeabende ab. Zum Symbol der „heiligen Streiter" wird der Polarstern, **τὸ τοῦ πόλου ἄστρον,** zu dem sie, wie Chamisso in seiner „sonettischen Sprache" dichtet, „umnachtet von den Massen der Gemeinheit", aufschauen. Wie sollten sie sich so leicht durch die ungünstigen Urtheile der Kritik abschrecken lassen! Haben sie doch den verehrten Meister der Wissenschaftslehre auf ihrer Seite, stellt ihnen doch Fichte ganze Massen von Sonetten, ebenso schlecht wie die ihrigen, zur Verfügung! Statt des Leipziger Verlegers ist eine renommirte Berliner Firma gewonnen. Reicher als der erste kann ein zweiter, ja — Dank vor Allem dem Eifer und der Fruchtbarkeit Varnhagen's, dessen Muse Sonette, Canzonen, Elegien und Oden dutzendweise hervorbringt — noch ein dritter Jahrgang vom Stapel laufen.

Schon bei'm Erscheinen des ersten indeß waren die dichterischen Freunde in alle Winde zerstoben. Varnhagen war nach Hamburg zurückgegangen, wohin ihm Neumann folgte. Hier wurden nun nicht blos neue Verse, sondern auch gemeinschaftlich ein Spottbüchlein gegen Merkel, den verrufenen Gegner der romantischen Schule, fabricirt. Schon Fichte jedoch hatte unserem Freunde den gewiß vortrefflichen

Rath gegeben, die Poesie nicht blos als leichtes Spiel zu treiben, er hatte ihn zu größeren Arbeiten ermuntert, ihn auf das Studium der Klassiker hingewiesen. Da galt es denn nun, eine Lücke seiner früheren Bildung auszufüllen. Es war ein weiser Entschluß, als sich die beiden Freunde — auch Jacobi hatte zugeredet — unter Gurlitt's Leitung mitten unter die Knaben auf die Schulbank des Gymnasiums setzten und mit mehr als Schülerfleiß Griechisch lernten. Der nächste Zweck war Vorbereitung auf die Universität. Denn Neumann hatte sein Comtoir verlassen, um Theologie zu studiren, Varnhagen wollte ernstlich seine medicinischen Studien wieder aufnehmen. Den Mediciner wie den Theologen, vor Allem aber die werdenden Dichter, die nach allgemeiner Bildung verlangenden, mußte mehr als irgend eine andere die Universität Halle anziehn; denn hier schien sich der ehemalige Glanz Jena's erneuern zu wollen, hier lehrten Reil und Schleiermacher, Steffens und Wolf. Im Frühjahr 1806, begleitet von dem jungen Neander, mit dem sie auf dem Hamburger Gymnasium Freundschaft geschlossen, ziehen sie in Halle ein. Wie sie nur eben überreife Gymnasiasten, so sind sie nun wieder überreife Studenten — überallhin verfolgt nun einmal unseren Freund die ursprüngliche Anomalie seiner Bildung, und weist ihm eine vornehme, privilegirte Stellung an. Die „jungen Gelehrten" sehen sich mehr zu den Professoren hingewiesen als zu den Studenten. Zu weit sind sie schon auf dem Wege literarischer Selbständigkeit vorgerückt. Nur natürlich, daß alsbald die Fachstudien wieder hinter den allgemeinen, und die schriftstellerischen Allotria hinter den Studien zurückstehn. Eifrig wird mit den alten Genossen des Polarsternbundes correspondirt, an einem vierten Bande des Almanachs gesammelt. Und ein Quidproquo wenigstens kommt zu Stande. Prosa und Verse werden zusammengerafft und wieder prangt der Name des jungen Mannes, diesmal neben dem seines Freundes Neumann, auf dem Titel des Sammelwerkes: „Erzählungen und Spiele" (Hamburg, 1807). Leider war das, was er selbst dazu hergegeben hatte, schlimmer als die früheren Almanachsgedichte. Ein Mährchen „Alonso" variirt in unerquicklichster Weise das Thema der Blumensehnsucht aus dem Heinrich von Ofterdingen, und das „dramatische Spiel, Benigna" ist offenbar ein Ableger von Fr. Schlegel's Alarkos, es tändelt mit Reimen und Assonanzen um eine romantische Liebes- und Mordgeschichte von der ordinärsten Erfindung. Wer doch dem jungen Manne den Dienst geleistet hätte, den Behrisch dem jungen Göthe leistete, wer doch dem eitlen Autor ein wenig durch den Sinn gefahren wäre! Leider war Schleiermacher, der Bewunderer der

Lucinde und des Alarkos, in ästhetischen Dingen nicht competent genug, um auf seinen Zuhörer mit Erfolg einwirken zu können. Wohl hatte er die richtige Witterung von dem Varnhagen'schen Wesen: die Art und Weise jedoch, wie er sich über den Dünkel des jungen Dichters ausließ, heilte denselben nicht, sondern reizte nur seine Empfindlichkeit und seinen Eigensinn. Auch die Zeitverhältnisse thaten inzwischen das Ihrige, um es den jungen Leuten zu erschweren, mit Consequenz bei den Studien zu bleiben. An die große Niederlage von Jena knüpfte sich die Aufhebung der Hallischen Universität. In solchen Zeiten scheint es fast erlaubt, ein wenig aus dem Geleise zu gerathen. Trotz der Auflösung der Universität bleibt Varnhagen in Halle, aber nicht nur behalten nun erst recht, trotz aller besten Vorsätze, philologische und philosophische Studien das Uebergewicht über die medicinischen, sondern auch der schriftstellerische Kitzel regt sich nur lebhafter. Wenn man die ganze Zerfahrenheit kennen lernen will, die ganze Gefahr ästhetischer und sittlicher Verwilderung, den ganzen Uebermuth des geniesüchtigen Talents, die Anarchie, welche im Gefolge der Athenäums-Doctrin unsere Literatur in Beschlag nahm, so lese man die „Versuche und Hindernisse Karl's", „eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit" (Berlin und Leipzig 1808). Ziemlich alle Ingredienzien der romantischen Schule sind in diesem seinsollenden Roman beisammen. Schon seiner Entstehung nach ist das Buch pure Ironie, purer — doch nein, nicht blos poetischer, sondern zum Glück auch studentischer Uebermuth. Es kam zu Stande wie ein Picknik. Die Hauptveranstalter sind Neumann und Varnhagen. Abwechselnd schreiben die Beiden Capitel um Capitel, und zwischendurch griff Fouqué von fernher mit ein paar Capiteln, Bernhardi mit einer Beisteuer von Anekdoten ein. Die Grundlage bildet natürlich, so etwa wie in Dorothea Schlegel's Florentin, der Göthe'sche Wilhelm Meister. Den nächsten, unmittelbaren Anstoß indeß hatten Jean Paul's Flegeljahre gegeben, und ein Jean Paul'sches Element trägt sich daher auf dem Göthe'schen auf, um sich überall mit dem Schlegel'schen Wesen, mit der holden Verwirrung und der paradoxen Sittlichkeit der Lucinde, mit der Ironie und den Teufeleien des Athenäums zu mischen. Der Held des Romans ist ein Mittelding zwischen einem Lump und einem Scheusal, ein in absurder Sinnlichkeit, Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit genialisirendes Subject, das der „dunklen, unerkannten Unruhe in seinem Gemüth" in den rohsten poetischen Licenzen gegen Frauen, die er mißbraucht und gegen Männer, die er ersticht, Luft macht. Doch die Wahrheit ist: dieser romantische Bursche, der „auch nicht den Schatten eines Plans im Auge hat", ist

eigentlich nur eine Puppe, um die bunteste Verwicklung, um alle Sprünge und Launen des Collectivwitzes der Verfasser daran anhängen zu können. Und in diesem Wirrwarr ragt dann einzelnes ganz Gelungene — bald eine glückliche Parodie, bald eine gut erzählte Scene, hervor. Außer einer Parodirung der schwerfälligen Voß'schen Verskunst kömmt indeß nichts hiervon auf Varnhagen's Conto, und das unliebenswürdigste Bild giebt er uns in der selbstgefälligen Schilderung, die er von seiner eignen Person, von dem naseweisen Warner entwirft, dem emancipirten Jüngling, der „nicht ungeneigt schien, die ganze Gesellschaft innerlich zu verhöhnen". Für Neumann müssen wir auch die Wendung in Anspruch nehmen, welche uns als die gesundeste und verständigste des ganzen Romans erscheint, die, unter dem kriegerischen Lärm jener Tage so naheliegende Wendung aus den Spielen der Poesie und den souveränen Launen des Uebermuths zu dem Ernst des Lebens. Schon in dem von Neumann verfaßten zweiten Capitel wird in diesem Sinne präludirt. Am Schluß aber werden wir ganz und gar in die Auftritte kriegerischen Lebens versetzt; nun wird in den nachdrücklichsten, lebendigsten Schilderungen die hohle und freche Selbstsucht des Helden gegen die selbstlose Vaterlandsliebe und die opferbereite Tapferkeit der Soldaten in Gegensatz gebracht und hierin ein höheres, heilendes Motiv nachgewiesen. In den Kunstenthusiasmus mischt sich der patriotisch-kriegerische. Der Krieger und der Künstler haben einen verwandten, ja, denselben Beruf. „Das Vaterland wird bestehen, so lange das Band der deutschen Heldensprache noch unsere Söhne umschlingt, und so kämpfen unsere großen Künstler mit uns Kriegern einen gemeinsamen Krieg." Wie gesagt: diese ernste und versöhnende Wendung ist dem Romane vorzugsweise durch Neumann gegeben und außerdem mag Fouqué einige Farben zu den militärischen Schildereien beigesteuert haben — immerhin aber werden wir die Solidarität der beiden Hauptverfasser auch für diese Partien, auch für die Gesinnungen, die sie darin aussprechen, nicht vergessen dürfen.

Stark und durchschlagend waren jedenfalls diese Letzteren für jetzt bei Varnhagen in keiner Weise. Noch eine ganze Zeitlang sehen wir ihn in den schwankendsten, unfertigsten, unerfreulichsten Stimmungen. Vom Frühjahr 1807 bis Herbst 1808 ist er zumeist in Berlin. Sein Zustand ist, besonders seit dem Tilsiter Frieden, in einer Zeit allgemeiner Niedergeschlagenheit und Verwirrung, der mißlichste. Nur wer im eignen Geist und Charakter eine Quelle der Zuversicht trug, dem mochte in jenen Tagen das Leben leicht werden, der mochte im Stande sein fest zu stehen, wie sehr rings um ihn Alles wogte und

schaukelte. Solche Männer waren Fichte und Schleiermacher, und an ihrem Wort und ihrer Haltung durften auch Andere sich aufrichten. Hatte sich doch in ihnen der Idealismus, den die rauhe Gewalt einer stürmischen Gegenwart jetzt unbarmherzig zurückzuweisen und zu verspotten schien, dergestalt ethisch verdichtet, daß er sich als eine Macht auch gegen die Macht der schlimmen Wirklichkeit behauptete. Dem jungen Varnhagen kam wenig davon zu gute. Seine eigene Schilderung seines damaligen Zustandes hat nur allzuviel Verwandtschaft mit dem matten, elegisch-mißvergnügten Ton, der uns in den Tagebüchern seines Alters auf jeder Seite begegnet. Dem Fichte, der ihm seine Sonette lobte, dem Schleiermacher, der ihm seine übersetzten Platonischen Epigramme durchcorrigirte, hatte er sich nahe gefühlt — jetzt, was hilft es ihm, daß er aus Fichte's Munde die Reden an die deutsche Nation hören darf, daß er die Schleiermacher'schen Vorlesungen über Ethik besucht? „Mir fehlte", erzählt er, „in diesem Zeitraum durchaus jedes Vorbild, dem ich hätte nachstreben können!" und Schleiermacher's Ethik betreffend, so bleibt er bei den „mehr sinnreichen als tiefen Schematen" derselben hängen, — keine Ahnung der Gesinnungsmacht, des sittlichen Genius, der hinter diesen Schematen waltet, kömmt an ihn. Er hat „kein Vorbild, dem er folgen kann", — denn die besten, die er hätte haben können, sind für ihn, den Ueberreifen und doch Unreifen, für ihn, der sich allzufrüh an romantischer Geistreichigkeit den Sinn berauscht, durch poetische Spielereien vereitelt hat, nicht gut genug. Es ist eine köstliche Scene, wie im Sommer 1807 Varnhagen, Reimer und Adolf Müller in Friedersdorf, auf dem Gute von Marwitz mit Schleiermacher zusammentreffen und wie da der Letztere den superklugen, gezierten, mit seltsamen Sprachformen cokettirenden jungen Mann auf's Korn nimmt; es ist spaßhaft, noch aus der späteren Erzählung Varnhagen's zu sehen, wie tief der Stachel dieser Behandlung in seinem empfindlichen Geiste haften blieb; ganz unvergleichlich aber vollends, wie er dann wieder sich geschmeichelt findet durch ein paar Schleiermacher'sche Verse, die freilich gar liebenswürdig wären, wenn sie nur nicht so boshaft treffend die kleinkünstlerische Zierlichkeit und Eitelkeit des jungen Dichters persifflirten.

Bald sollte er, dem das Maaß des Fichte'schen und Schleiermacher'schen Geistes zu groß war, ein Vorbild und einen Anhalt anderer Art finden. Er machte die Bekanntschaft, die intime Bekanntschaft von Rahel Levin, und mit Recht datirt er von diesem Bekanntwerden eine neue Epoche seines Lebens.

Nicht blos Wilhelm v. Humboldt hat über diese Verbindung, als

sie sich endlich völlig entschieden hatte, den Kopf geschüttelt. Auch wir maaßen uns nicht an, den Geschmack und die Wahl Rahel's erklären zu wollen; daß die wunderbare Erscheinung für Varnhagen allen möglichen Reiz hatte, begreifen wir ohne Mühe. Daß zunächst die Dame über ein Dutzend Jahre älter war als er, dieses Mißverhältniß schien ganz zu dem Zuschnitt seines übrigen Lebens zu stimmen; war es doch die Regel, daß er halb immer vorausgriff, um von der anderen Seite halb hintennach zu bleiben. Er hatte einen wahren Hunger nach Geist und Poesie, er hätte jenen gern mit Geist und diese gern mit Poesie gewürzt genießen mögen. Hier hatte er davon vollauf, und Beides in der merkwürdigsten Mischung und Verwirrung. Denn die Empfindungsäußerungen dieser Frau sind unmittelbar zugleich scharfsinnige, geistreiche Gedanken, und wiederum die Gedanken und Einfälle dieser Frau klingen wie Bruchstücke und verlorene Laute einer dichterischen Melodie. Diese hastigen, abgerissenen, durcheinandergeworfenen Ausbrüche thun uns wehe, denn wir glauben in ihnen noch das Zittern der Nerven, das Vibriren des Herzens zu fühlen. Es ist ohne Zweifel eine krankhafte, aber es ist ebenso gewiß eine reiche und höchst eigenthümliche Natur — ein unerschöpflicher Stoff für den ärmeren Geist, der aber, wie Varnhagen, das Talent des Formens und des Ausmünzens besäße. Er wird leicht das begeisterte Stammeln dieser Pythia in geistvolle Zeilen, in klare Worte und glatte Verse, in formgebildete, allgemein verständliche Aussprüche bringen und sich selbst für den Propheten und Dichter halten. Dieses wunderbare weibliche Wesen ist ganz so reizbar und angeregt, so begierig auf Welt und Menschen, auf bewegtes, wechselndes Leben, wie ihr junger Bewunderer. Sie ist in vornehmen Beziehungen, in ausgebreiteter Gesellschaft, in Salongespräch groß geworden. Sie ist ein Salon für sich allein. Und was das Pikanteste ist: sie bestreitet, bei aller Klugheit ja Schlauheit, mit einer gewissen unzerstörbaren Naivetät die Kosten der Gesellschaftsunterhaltung nicht mit Redensarten und mit maskirten Gedanken und Empfindungen, sondern in immer frischer Production mit ihrem besten Herzblut. Sie kehrt mit Unbefangenheit, taktvoll doch und ohne zu verletzen, ihr Innerstes heraus. Sie hat ihre eigene Sprache, ihre eigene Grammatik, ihre eigene Logik. Fürwahr, ein unbezahlbarer Schatz, eine rechte Delicatesse für Varnhagen! Eingehender, aufmerksamer, begieriger, verstehender hatte noch Niemand auf Rahel's Worte, auf alle Züge ihres Wesens gelauscht. Solche Aufmerksamkeit, solches Verstehen und Hingeben von Seiten des jungen Mannes mußte wohlthuend auf sie wirken, die in der Mitte eines zahlreichen Umgangs sich un-

erkannt, zurückgesetzt und allein fühlte. Sie neigte sich zu ihm, in dem überdies so viel war, was als eine Ergänzung ihres Wesens erscheinen mochte. Ihr fehlte jedes Talent für die Form, für zusammenhängende Aeußerung und Gestaltung ihres Innern; formlos und abgerissen ist ihr Denken wie ihr Empfinden. „Aber Du“, so schreibt sie an Varnhagen, „hast ein einziges Talent. Warum verstehst Du die unverständlichsten Zustände und Regungen in Dir, die wetterartigsten, mir, in farbenreichen, hellen, hervorspringenden, immer schönen und kunstreichen Worten darzustellen?“ So begegneten sich die Beiden. Varnhagen erfuhr, daß ein so bedeutendes Wesen aufhörte sich einsam zu fühlen, seit er sich ihr genähert hatte, er wurde ihr Vertrauter, den sie in ihre geheimsten Anliegenheiten, in ihr Schicksal, in ihre frühere Liebe einweihte. Wie mußte er sich dadurch geschmeichelt fühlen und dadurch wieder, daß auch er hier für alle seine persönlichsten und detaillirtesten Bekenntnisse Gehör fand! Geschmeichelt in der denkbar wohlthuendsten Weise. Denn er wurde gehegt und liebreich belobt, und durfte sich dabei einreden, daß es keine Schmeichelei, sondern blanke Wahrheit sei. Rahel's Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit spielt bekanntlich in der Charakteristik, die er von ihr giebt, allezeit die erste Rolle. Es hatte damit doch eine eigene Bewandtniß. Jene männliche Wahrhaftigkeit, die über der Sache die Person vergißt und daher oft rauh und verletzend ist, war es nicht. Es war jene schonende und zarte Aufrichtigkeit, die mit der größten Selbsttäuschung und der größten Nachsicht gegen sich und Andere verträglich ist, jene unzusammenhängende Wahrhaftigkeit, die im Einzelnen ehrlich, ja überehrlich ist, aber nicht die Kraft hat, ein treues Gesammtbild weder von sich noch von Anderen zu entwerfen und festzuhalten. Diese Wahrhaftigkeit besaß auch der große Sophist Gentz, der ebendeshalb von Rahel verhätschelt worden war. Sie machte es mit ihrem neuen Verehrer ähnlich. Man weiß nicht, ob man in der Art, wie sie den Letzteren charakterisirt, mehr ihren feinen und richtigen Blick für die Schwächen des Freundes oder mehr die schmeichlerische Liebenswürdigkeit bemerken soll, mit der sie diese Schwächen vor sich selbst und vor dem Freunde in Tugenden und Fähigkeiten übersetzt. Man wird sich nicht wundern, wenn Varnhagen gelegentlich neben allem literarischen Uebermuth und aller jugendlichen Einbildung von Zweifeln über die Stärke und Ausgiebigkeit seines Talents heimgesucht wurde. Seine Briefe aus dieser Zeit zeigen uns noch deutlicher als seine bisherigen Leistungen, wie klein sein Geist angelegt war. Er geht durchaus auf's Aeußerliche und Minutiöse. Bis in's Detail hinein studirt er bei wiederholter Lectüre den Stil des Wil-

helm Meister und daneben ist er beflissen, die Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuspüren und aufzuzeichnen; er unterwirft das Buch und die Kunst, mit der es geschrieben, einer mikroskopischen Zergliederung, bis das ganze Verfahren des Dichters ihm durchsichtig geworden ist und es ihm vorkommt, als ob er es ihm nachmachen könnte. Er verhehlt nicht, daß seine ganze Sinnesart ihn immerfort in solche Untersuchungen führe, „wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist" und daß ihm auch die Uebersicht über ein Ganzes nur aus dem absichtlichen Aufmerken auf die kleinsten Theile erwachse. Gar witzig hatten auf diesen kleinen Zuschnitt seines Geistes die neckenden Verse Schleiermacher's angespielt. Mit wie ermunternder Schmeichelei aber sagt ihm die Geliebte dasselbe und streichelt ihm alle Falten aus der Seele! „Laß Dich", schreibt sie ihm, „ganz gehen, wenn Du arbeitest, dichtest; denk' an keinen Freund, an kein Muster, an die größten Meister nicht, an kein Drucken, an nichts!" Lediglich sich selbst möge er darstellen. Er habe ja die wunderbare Gabe der Hellsichtigkeit und dazu ein einziges Talent der schönen Worte. „Du hast eine solche Einsicht in Dein Wesen, welche vielleicht noch nie ein Mensch Deiner Art, und wie Du Dich schilderst und findest, gehabt hat: *Du bist so ehrlich, mit Anlagen, es nicht zu sein*, daß es ein Wunder ist. Dies allein muß Dein Talent originalisiren auf eine Weise, wie es vielleicht noch nie geschah, und schaffen, wie es noch nie keins gab. — — Ich sehe es, wie ich Dein Gesicht sehe. Auch hierin ist nicht Stärke und abgesondertes Wesen auf die gewöhnliche Weise dargethan: und wie es ist, erhebt es sich über sich selbst; und eine neue Stärke geht aus ihm hervor, ein neuer Zusammenhang; *beinah ohne Anlage dazu*. Das giebt Dir Deinen Reiz: denn dies ist Dein Eigenstes, dies macht Dich zu Varnhagen unter den Menschen." Gewiß, man kann nicht liebenswürdiger einem jungen Schriftsteller zureden, originell zu sein und nicht besser prophezeien, was endlich daraus hervorgehen werde — „neue, schöne Kunststücke; Stücke der Kunst: ich weiß nicht, ob es Werke werden". —

Varnhagen empfing diese brieflichen Aufmunterungen der Geliebten, die zugleich sein Mentor geworden war, in Tübingen. Denn schon um äußerlich sein Leben zu einem festen Ziel zu bringen und so eine spätere Verbindung mit ihr zu ermöglichen, hatte er sich zunächst von ihr losreißen müssen. Die Absicht war, in Tübingen das Studium der Medicin ernstlicher fortzusetzen, und sicher wäre die stille, abgelegene Universität der geeignetste Ort dazu gewesen — hätte nur diese Stille auf den verwöhnten Mann nicht die entgegengesetzte Wirkung hervor-

gebracht. „Wir haben", so schreibt er nach vierzehntägigem Aufenthalt über sich und einen begleitenden Freund, „wir haben schon zu viel gehabt, um jetzt Alles zu entbehren, gesellige Anregung, reizenden Umgang, Kunst, große Tagesstoffe der Verhandlung, der Betrachtung." Und so wenig wie die Berliner Cultur zu der schwäbischen Natur paßt, so wenig will sich sein schöngeistiger Dilettantismus in den Studienzwang fügen. Alles Fachstudium und alle gewöhnliche Laufbahn erscheint dem jungen Poeten, der das Keckste versucht, das Absonderlichste genossen hat, als philiströs. Er treibt daher das Verschiedenartigste. Neben medicinischen Arbeiten liest er den ganzen Livius durch, er macht Studien zu einem historischen Trauerspiel, schreibt Novellen, Aufsätze, unzählige Briefe, und findet sich in dem schmutzigen, bergigen, winklichen Nest erst dann einigermaaßen zurecht, seit er in Justinus Kerner und Uhland etwas wie Seinesgleichen und ein wenig, wenn nicht Berlinische, so doch schwäbische Romantik gefunden hat. Dennoch ist er entschlossen, unter allen Umständen diese Bahn wieder abzubrechen, diesen Ort wieder zu verlassen. Entwürfe auf Wien, Paris und andere Ziele gehen ihm ziemlich planlos durch den Kopf. Nur noch unsichrer machen ihn die Nachrichten von den österreichischen Rüstungen Ausgang Winters 1808. So ist er im Frühling rathlos in Hamburg. Von dort geht er nach Berlin — und hier endlich faßt er den besten Entschluß, den er fassen konnte, den Entschluß, sich aus allen Bildungs- und Gesellschaftswirren, aus allen literarischen Düfteleien mit Eins in's Freie zu retten. Es ist eben der Ausweg, den schon der Doppelroman angedeutet hatte. „Die Schlacht von Aspern erklang weithin durch Deutschland und erregte als der erste Sieg über den großen Schlachtengewinner mächtig die Gemüther." Trieb wirklich und vorzugsweise auch ihn das patriotisch erregte Gemüth? Oder lag schon damals, wie ein etwas späterer Brief von Rahel an ihn andeutet, hinter der militärischen die diplomatische Laufbahn in der Perspektive? Die beste Auslegung wird keine falsche sein. Es war so, wie Rahel schon am 8. Juli schrieb. Er, der bisher noch so wenig gewesen, noch nichts, trotz alles Strebens und Wollens, geworden war, — er fühlte, angesichts einer aller Thatkraft der Menschen aufregenden Zeit, daß auch er „nicht ohne Muth- und Thatbeweis leben dürfe". So lockten ihn denn die Thaten und der Ruhm der österreichischen Waffen, es lockte ihn, ein „Abenteuer" zu bestehen: er beschloß, mitzukämpfen unter den Fahnen des Erzherzogs Karl.

Mit einer Anzahl gleichgesinnter Genossen von Berlin aufgebrochen, trifft er am 21. Juni in Deutsch-Wagram ein und findet als

Fähndrich Aufnahme in dem von dem Grafen Bentheim commandirten Regiment. Er sollte rasch das Ernste und das Herbe seines neuen Lebensloofes kosten. In der Wagramer Schlacht durch einen Schuß in den Oberschenkel verwundet, hat er eine trübselige Kurzeit auszustehen, noch trüber durch die schlimmen Nachrichten über den Ausgang des so hoffnungsreich begonnenen Krieges; sein „Abenteuer" schien kläglich gescheitert, und ungeduldig sehnte er sich, alsbald in seine früheren Verhältnisse, vor Allem nach Berlin zurückkehren zu können. Inzwischen wird er als Kriegsgefangner nach Wien transportirt. Eine neue Wartezeit und Geduldsprobe, die er doch in der belebten Hauptstadt unter mancherlei persönlichen Anregungen glücklich genug besteht. Ende September endlich darf er zu seinem Regimente nach Wagha in Ungarn abreisen. Schon hat er sich bei seinen Kameraden in den Ruf eines federgewandten ungewöhnlich gebildeten Officiers gesetzt. Wäre ihm nur diese exceptionelle Bildung nicht ebenso im Wege, wie sie ihm zur Empfehlung dient! Wie unbehaglich fühlt er sich doch unter der soldatischen Umgebung, in engem Quartier, bei schlechtem Wetter, mit den rauchenden, spielenden, kannegießernden oder Zoten erzählenden Kameraden zusammengepferdht! Durch Oberst Bentheim's Ankunft indeß ändert sich dieser Zustand, und bald hat er in seinem Chef einen Freund und Gönner gewonnen. Er verdient sich diese Gönnerschaft durch die treusten Dienste. In der That, wir haben in allen Bänden der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten keinen Zug gefunden, der ihm mehr zur Ehre gereichte, als den, den er hier erzählt. Der Oberst erkrankt. Auf des Kranken Wunsch muß der Regimentsarzt sich mit dem Fähndrich berathen, da er ja unter Anderem auch ein Stück Mediciner ist. Jetzt jedoch — in Szered — nimmt ein Oberstabsarzt die alleinige Ehre und das Recht in Anspruch, den vornehmen Patienten zu behandeln. Varnhagen muß es mit ansehen, wie der Oberst durch falsche Behandlung kränker und kränker wird, während er selber die richtige Kurmethode zu besitzen überzeugt ist. Seine Einmischung indeß wird verbeten und denuncirt. Er sieht sich mit den Folgen der allerschwersten Verantwortung im Fall eines unglücklichen Ausganges bedroht — gleichviel! Mit selbstverleugnendem Muthe nimmt er die Verantwortung auf sich, denn schon handelt es sich um Leben oder Tod des Kranken. Sein hingebender und kühner Eifer wird zuletzt glücklicherweise von Erfolg gekrönt, und nun ist er des Obersten rechte Hand und findet sich plötzlich im Besitz des beneidetsten Einflusses, den er uneigennützig — auch davon erzählt er eine hübsche Geschichte — und wie ein rechtschaffener Mann benutzt. Keine Rede

mehr davon, daß er sich von dem Obersten trennen sollte; die Stellung als Adjutant eines gebildeten, liebenswürdigen, von ihm geliebten Mannes, eines westphälischen Landsmanns obenein, ist ganz für ihn geschaffen. Er folgt ihm nach Tyrnau und später, nach Abschluß des Friedens, in die Hauptstadt, wo ihm nun — nichts Erwünschteres konnte es für ihn geben — das Verhältniß zu seinem Chef die Zirkel der besten und der vornehmsten Gesellschaft zugänglich macht. Wie aber die gesellschaftlichen, so begünstigt der Friede auch die literarischen Neigungen unseres Freundes von Neuem. Hatte er doch auch in dem bisherigen Quartier- und Lagerleben sich bald mit dem Homer, bald mit Fr. Schlegel's Gedichten, bald mit Cramer'schen Romanen getröstet. Er hatte unter Anderem Justinus Kerner in Wien wiedergefunden. Die mit diesem genossenen Theaterabende führen ihn zu dramaturgischen Studien; nebenher laufen allerlei halb kritische halb novellistische Schreibereien. Nicht lange freilich durfte er dies Wiener Leben genießen. Statt dessen hat er demnächst in Prag die ganze Monotonie des Garnison- und Kamaschendienstes mitzumachen. Ein wenig beneidenswerthes Schicksal! Es schien, als ob er mit all' seinen Lebensplanen in eine Sackgasse gerathen sei, aus der es, wenigstens für's Erste, keinen Ausweg gab. Oesterreichischer Officier im Frieden, zu einer Zeit, wo Oesterreich durch die Vermählung der Kaisertochter mit Napoleon für immer an diesen gefesselt schien — das war ziemlich das Gegentheil von dem, was er erstrebt hatte, als er in die Reihen der österreichischen Armee eingetreten war! Zum Glück wußte Bentheim die Fähigkeiten des Mannes richtig zu tariren. In privater Sendung schickt er ihn nach Steinfurt, um dort für ihn Familienangelegenheiten mit dem Erbgrafen von Bentheim-Steinfurt zu betreiben. Halb als Bevollmächtigter seines Obersten, halb als politischer Kundschafter besteht Varnhagen seine erste Probe als Diplomat. Ueber Dresden, Kassel, Paderborn und Münster, also mitten durch französisch occupirtes Land, reist er nach Steinfurt. Der Bescheid, den er nach Prag zurückbringt, nöthigt den Obersten, sich selbst nach Paris zu begeben, um bei dem dort lebenden, freilich nur noch in partibus „regierenden" Grafen seine Angelegenheit persönlich zu betreiben. Auch für seinen Adjutanten wird die Erlaubniß zur Mitreise durchgesetzt, und diesem wird so die köstliche Gelegenheit, die Welthauptstadt zu sehen. Und zwar zur günstigsten Zeit, unter den günstigsten Verhältnissen — Dank der Galanterie, die der neuen Kaiserin und mit ihr allen österreichischen Uniformen eben jetzt von Seiten der Franzosen erwiesen wurde. Nicht leicht hätten seiner Neugierde und seiner Darstellungsgabe er-

wünschtere Gegenstände gegeben werden können als jene Flammen, welche das Fest des Fürsten Schwarzenberg in Rauch und Trauer aufgehen machten, als jenes Gedränge in den Tuillerien und die Erscheinung Napoleon's inmitten seiner Marschälle, umgeben von kriechenden und zitternden Diplomaten. Dazu das Wiederfinden alter Freunde, vor Allem Koreff's, Chamisso's, Uhland's, und die erste Begegnung mit Männern wie Alexander v. Humboldt und Graf Schlabrendorf. Gesellschaftliche Genüsse wechseln mit Kunstgenüssen; nach allen Richtungen wird das Pariser Leben studirt und Stoff zu künftigen Denkwürdigkeiten gesammelt. Es sollte ihm an Muße zur Ausarbeitung seiner Pariser Aufzeichnungen nicht fehlen. Herbst und Winter nämlich muß er nun im Dienste seines Obersten an dem kleinen, etwas altfränkischen Hofe, im Schlosse zu Steinfurt zubringen. Reichlich versorgt den sich bildenden Diplomaten die Bibliothek des Schlosses. Lesend und schreibend sitzt er in den einsamen Nächten über französischen Memoiren, Geschichtswerken und dann wieder über Schriften aus dem Bereiche der deutschen Mystik. Auch das Spukabenteuer, das zu einem solchen Schlosse gehört, bleibt nicht aus, — um so schlimmer, da sich das Gespenst als ein spionirender Dieb von verfänglichen Papieren und Briefschaften ausweist. Ende Januar 1811 wird endlich die Rückreise in die Prager Garnison angetreten. Schlecht genug mundete unserem Freunde nach einem so wechselvollen und so freien Leben das Einerlei, das ihn hier erwartete. Er würde ihm noch verdrießlicher vorgekommen sein, wenn ihm nicht zwei Männer entgegengetreten wären, deren Bekanntschaft sich wohl lohnte. Der eine war Ernst v. Pfuel, der andere der Freiherr v. Stein.

Varnhagen und Stein — zwei verschiedenere Männer lassen sich nun wohl kaum denken. Gewiß, die Schilderung, die uns Arndt von dem großen Minister entworfen hat, ist ein wenig durch den Eifer politisch-patriotischer Gesinnung und ein wenig auch durch die Bescheidenheit freiwilliger Unterordnung gefärbt. Solche Farbe indeß ist doch in keiner Weise eine Verfälschung des Bildes, und dem Zeichner selbst steht diese Auffassung gut zu Gesicht. Der scharf aufmerkende Varnhagen, der seine Zeichnungen mit langsam bedächtiger Hand entwirft, liefert, wie wir glauben, ein im Einzelnen correcteres, aber kein ähnlicheres Bild. Für einen Mann wie Stein fehlt ihm das sympathetische Auge Jene naive Begeisterung, jener praktische Eifer, jener patriotische Ungestüm, jener sittliche Zorn, wie sie in Stein's und Arndt's Seelen lebten, dergleichen war nie in ihm gewesen und würde, wenn es in ihm gewesen wäre, längst in der Luft des österreichischen

Dienstes verflüchtigt, in seinem Geschmeidigkeit fordernden Gesellschaftsverkehr abgeschliffen worden sein. Verehrung, solche Verehrung, die frei und selbstlos aus einem reinen Herzen kommt, lag ebensowenig in seiner Natur, wie in der Schule, die er durchgemacht hatte. Er hatte sich gewöhnt, mit Selbstgefälligkeit, mit geistreichem Urtheil, mit romantischer Ironie oder mit kühler Beobachtungslaune den Menschen und Dingen gegenüberzustehen. Es gehörte eine mehr als gewöhnliche Quantität Geist dazu, wenn man ihm geistreich genug sein sollte, und Geist und Bildung sind unter allen Umständen höher bei ihm im Preise als Charakter und Tüchtigkeit. Immerhin indeß war der bildungseifrige junge Mann beflissen, sich auch das Zusammentreffen mit Stein möglichst zu Nutze zu machen. Die Steinfurter und Pariser Reise hatte ihn in die diplomatische Laufbahn eingeweiht, und für diese daher lag es ihm jetzt am Herzen Studien zu machen. Er verlangte danach, sich die nöthige Kenntniß praktischer Staatskunde zu erwerben und welchen besseren Lehrer hätte er sich da wünschen können, als den großen Erneuerer und Umbildner des preußischen Staates. Die Gespräche Stein's über Gegenstände der Staatswirthschaft galten ihm als privatissima, die er bei ihm hörte und er erhielt dafür von Stein, der gern aus allem Eisen Schwerter für die Befreiung des Vaterlandes geschmiedet hätte, unaufhörliche Mahnungen zum Schreiben, zum Schreiben im deutschen, im Arndt'schen Sinn, zum Schreiben gegen die Franzosen. Aber nicht Alles schickt sich für Alle, und das Metall des Varnhagen'schen Talents war zu weich, um Waffen daraus zu hämmern. Es lag ihm näher, Operntexte für Beethoven zu corrigiren, ein Stück von Racine in deutsche Jamben zu übersetzen, für die Journale seiner Freunde Artikel zu schreiben und Rahel's Götheurtheile zu redigiren. Von allem dem verstand nun Stein blutwenig; er nannte das wohl Alles gelegentlich „Metaphysik", aber ein Treffer war es darum doch, wenn er seinen jungen Freund vor metaphysischen Phrasen warnte und ihm immer wieder mit dem Refrain auf den Leib rückte: „Verstehen Sie mich, Herr Metaphysikus?"

Nur ein Sommeraufenthalt mit Rahel in Teplitz und eine dienstliche Mission nach Wien hatten übrigens die Eintönigkeit seiner Prager Existenz unterbrochen; unter literarischen Beschäftigungen war ihm der Winter von 1811 auf 1812 vergangen — da brachte das Frühjahr in der Aussicht auf den russisch-französischen Krieg auch seinem Leben eine neue Wendung. Der österreichische Dienst, den jetzt so viele Officiere gegen den russischen vertauschen, darf auch ihn nicht länger fesseln — längst hat er sein Absehen auf Rückkehr nach Preußen und Eintritt in

den preußischen Staatsdienst gerichtet. Auf's beste empfohlen, begiebt er sich — nicht ohne Wagniß — nach Berlin. Er durchlebt hier, so erzählt er, „obgleich in glanzvoller Geselligkeit" doch einen traurigen, durch die Unentschiedenheit seiner Lage traurigen Winter, während dessen „Rahel sein Trost war". Der Brand von Moskau brachte auch ihm Entscheidung. Den Trümmern des französischen Heeres folgten die Russen auf dem Fuße; einer jener österreichischen Officiere, welche die Sache der Ehre da aufgesucht hatten, wo Stein das Zeichen gab, ein alter Bekannter Varnhagen's, der Oberst Tettenborn mit seinen Kosaken ist der Erste in Berlin. Varnhagen eilt zu ihm und wird sofort von ihm als Hauptmann für den russischen Dienst in Anspruch genommen. Nur einen preußischen Auftrag hat er zuvor noch in Breslau auszurichten. Dann jedoch eilt er dem kecken Reiterführer nach, der mittlerweile seinen abenteuernden Zug nach dem Nordwesten gemacht, Hamburg glücklich erreicht und besetzt hatte.

Dem glänzenden Soldaten war so ein glänzender Schriftsteller gesellt. Merkwürdig verändert sich von diesem Punkte an der Charakter der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten. Seine Selbstbiographie geht über in eine Biographie Tettenborn's und in einen Bericht der kriegerischen Ereignisse. Daß der nächste Schauplatz dieser Ereignisse eben die Stadt war, in der er den größten Theil seiner früheren Jugend verlebt, mochte für ihn den Reiz und den inneren Antheil an denselben erhöhen. Genug: der Adjutant Tettenborn's geht für uns ganz und gar unter in dem Schriftsteller, dem Zuschauer und Erzähler. Sein Standpunkt gewährte ihm in den Verlauf der an Peripetien so reichen Hamburger Tragödie den freisten Einblick, erleichterte ihm die Erforschung des Einzelnen, die Uebersicht des Ganzen. „Er faßte früh" — um seine eigenen Worte wiederzugeben — „den Gedanken, sich einen Antheil an diesen Vorgängen, da zur eingreifenden That das bloße Wollen nicht genügt, wenigstens durch Ueberlieferung und Ausbreitung zu erwerben." Nicht nur, daß er eine Feldzeitung redigirt und zum großen Theil mit eignen Artikeln versieht: noch im Laufe der Begebenheiten selbst schreibt er jene Geschichtsblätter, die er später, mit geringen Aenderungen, seinen Denkwürdigkeiten einfügte, zuerst, ohne seinen Namen, die „Geschichte der Hamburgischen Begebenheiten während des Frühjahrs 1813" (London 1813), sodann — ein **ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα**, wie es auf dem Titel heißt, — die „Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn während der Jahre 1813 und 1814" (Stuttgart und Tübingen 1814), letztere mit seinem Namen und mit einer Widmung an den König von Preußen. Es sind Schriften, für immer

schätzenswerth als Geschichtsquellen, als Berichte eines aufmerksamen und wenigstens von einer Seite her eingeweihten Augenzeugen, der auf sorgsame Aufzeichnung des Miterlebten von vorn herein ausging und in diesem Aufzeichnen von lange her geübt war.*) Seine entschieden parteiische Eingenommenheit für den Feldherrn, dessen Schwächen sogar er zu leuchtenden Eigenschaften und Tugenden stilisirt, die ausgesprochene und überall durchscheinende Absicht, der Verleumdung gegenüber, „das edle Bild dieser vaterländischen Thatsachen" möglichst glänzend herauszuheben, — Niemand gewiß würde das tadeln wollen, wenn nur wirklich diese Schriften nichts als „für die Gegenwart berechnete Wettschriften" sein wollten. Aber Varnhagen hat diesen Memoiren nicht nur später selbst eine dauerndere Bedeutung zugetheilt, sondern ihre ganze schriftstellerische Haltung verräth einen höheren Anspruch und zeigt, daß die Umkehr des Thukydideischen Motto's eine bloße Koketterie der Bescheidenheit ist. Wir haben nicht den mindesten Zweifel weder an der Pflichttreue noch an dem soldatischen Muthe des Mannes, aber gewiß ist dennoch, daß er Soldat nur nebenher und auch als Soldat in erster Linie Schriftsteller war. Er erlebte, um zu schreiben, und er schrieb nicht blos um die Dinge, sondern ebensosehr um die Kunst ihrer Darstellung zur Anschauung zu bringen, — nicht umsonst hat er seinen Cäsar und seinen Sallust studirt. Ausdrücklich erinnert er an das letztere Muster, und durch die Darstellung selbst blickt das Gefühl hindurch, daß er das Schicksal Hamburgs und die sonstigen Begebenheiten, deren Zeuge er war, in ähnlicher Weise beschreibe, wie Thukydides die sicilische Expedition und die Wechselfälle des peloponnesischen Krieges.

Der Marsch nach dem Rhein und der an Schwierigkeiten überreiche Zug auf Paris bildet den Schluß der „Kriegszüge Tettenborn's". Schon von Bray aus war sein Adjutant mit Aufträgen an Diebitsch und Winzingerode nach Paris vorausgeschickt worden. Der Krieg war zu Ende und damit Varnhagen's bisherige Rolle. Längst entschlossen, den russischen Dienst und den Militärdienst zu verlassen, schwankte er nur zwischen Oesterreich und Preußen. Auf's Höchste bestochen von der glatten Liebenswürdigkeit des Fürsten Metternich, würde er nicht gezaudert haben, eben da sein Glück zu suchen, wo Gentz es gefunden hatte, wenn ihm Aussicht gemacht worden wäre, in der unmittelbaren Nähe des Fürsten zu bleiben. Da dies nicht der Fall

*) Die in Karl Goedeke's „Grundriß" angeführte Schrift: „Hanseatische Anregungen" (Bremen 1814) zu Gesicht zu bekommen, ist dem Verfasser nicht gelungen.

war, so entschied ihn eine Unterredung mit Stein für den Dienst der preußischen Diplomatie unter Hardenberg. Hardenberg nämlich hatte längst sein Augenmerk auf die gewandte Feder Varnhagen's geworfen und beeilte sich daher jetzt diese Feder zu werben. So wurde die ästhetische Cultur in den Dienst der Politik hinübergeführt; der Staat selbst in seinen unmittelbaren, praktischen Bedürfnissen schloß bewußter Weise ein Bündniß mit jener großen geistigen Macht, die in unserer klassischen und romantischen Literatur, unbekümmert um den Staat und nicht von ihm getragen und begünstigt, glänzend emporgewachsen war. Es war doch nur und es konnte nur eine Allianz mit ihrer Form sein, denn ihren Geist hatte diese Literatur nur in ihrer Selbständigkeit oder in der freien Hingabe an die neuen, die Nation erfüllenden und umschwingenden Interessen. Auch diese freie Wendung der Dichtung und der dichterischen Stimmung zu lebendiger Antheilnahme an den großen äußeren und inneren Schicksalen der Nation war nicht ausgeblieben. Das erwachende Gefühl des nationalen Zorns, der patriotischen und kriegerischen Begeisterung hatte aus grübelnden Philosophen und Gelehrten prophetische Redner gemacht und hatte die Liebes- und Frühlingslieder in Schlachten- und Heldengesänge verwandelt. Allein neben den Fichte, Arndt und Görres, neben den Arndt, Körner und Schenkendorf gab es noch ein anderes Geschlecht von Dichtern und Schriftstellern, denen eine solche Wendung von innen heraus nicht anzumuthen war. Im virtuosen Besitz der literarischen und ästhetischen Formen, die unser Klassicismus herausgebildet hatte, thaten sie viel, wenn sie ihre formelle Bildung mit gutem Willen den neuen Lebensverhältnissen unseres Volkes zur gelegentlichen Verfügung stellten. Diese Männer standen mit ihrer Bildung, ihrer Kunst und ihren Künsten auf dem Markte, als jetzt auf einmal nach Staatsschriften und Proclamationen die Nachfrage größer war als nach Sonetten und Kunstkritiken. Am frühsten und eigenthümlichsten, am bedachtesten und glücklichsten hatte sich Gentz in die politische Publicistik hinübergebildet. Im Wetteifer mit ihm strebte Adam Müller aus der brodlosen Kunst des reinen Philosophirens und Aesthetisirens nach dem Brod der officiellen Schriftstellerei, und mit vollendeter Gewandtheit schrieben August Wilhelm und Friedrich Schlegel Manifeste und Proclamationen, Denkschriften und Zeitungsartikel. Eben dies war der Weg, den auch Varnhagen ging. Sein unproductives Wesen hatte den ihm vollkommen gemäßen Ort gefunden, wenn es jetzt sein Beruf wurde, die Gedanken der Diplomatie in das Gewand der neuen literarischen Bildung zu kleiden. Wie Arndt zu Stein, so paßte Varn-

hagen zu Hardenberg. Für die Politik der Cabinette mochten die „metaphysischen Phrasen", die Stein sich verbeten hatte, von Nutzen sein. Ein Gewinn für die Geschäfte, war es freilich kein großer für die Sachen, — für die Literatur aber war es oder wurde es vielmehr ein offenbarer Verderb.

Wie dem sei: mit der errungenen Lebensstellung hatte Varnhagen sich nun auch die Lebensgefährtin verdient. Im September 1814, nach so langen Freiers- und Wanderjahren, verband er sich in Berlin mit Rahel. Freilich nur, um sich für's Erste sogleich wieder von ihr zu trennen. Hatte schon in Paris seine Feder angefangen sich in Aufsätzen und Denkschriften zu tummeln und zu üben, so sollte nun auf dem Wiener Congresse die erste ernstlichere Probe seiner Brauchbarkeit gemacht werden. Wenn sich Hardenberg etwa versprochen hatte, in ihm einen ähnlichen Fund gethan zu haben, wie Metternich in Gentz, so war er im Irrthum. Wie sehr überragte doch der österreichische Staatspublicist all' die übrigen Recruten und Ueberläufer aus dem literarischen Lager! Gentz war in erster Linie ein politischer Kopf und nur in zweiter, nur nebenher auch ein redefertiger und schriftgewandter Mensch. Nur das Letztere im Grunde war Varnhagen. Als Adjutant des Staatskanzlers mochte er wohl die Gedanken, Bestrebungen und Thaten der preußischen Diplomatie ebenso zierlich auf's Papier bringen, wie die Kriegsthaten Tettenborn's, aber sie mit dem Nachdruck frischer Gesinnung oder selbständiger Ideen zu unterstützen, lag nicht in seinem Vermögen. In diplomatischer Mäßigung, in Zahmheit und gewinnender Eleganz scheint unserem Freunde bald die Summe politischer Weisheit zu bestehen — nennt er es doch ein Unglück, daß ihm gelegentlich, nach dem Aufbruch Napoleon's von Elba, ein Aufsatz „fanatischer ausfiel als er es meinte und wollte", ein Aufsatz, den Gneisenau für werth hielt, ihn in vielen tausend Abdrücken vervielfältigen und ausbreiten zu lassen! Wer hat Lust, diesem oder anderen nicht so sträflich fanatischen Artikelchen, die während der Congreßzeit aus Varnhagen's Feder in die Hamburger Blätter oder in die Augsburger Zeitung übergingen und bestimmt waren, dem Vertreter des österreichischen Interesses, Fr. Schlegel, gegenüber das preußische Interesse zu vertreten — wer hat Lust, ihnen nachzuforschen? wer findet in den gleichzeitigen Recensionen politischer Schriften in der Jenaer Literaturzeitung irgend eine Spur staatsmännischen Geistes, irgend einen schlagenden Gedanken oder eine eigenthümliche Auffassung? Welcher Art das Talent des Mannes war und wieweit seine schriftstellerische Kunst trug, dafür liegen uns für die Zeit des Wiener Con-

gresses zwei verschiedene und eben dadurch sehr bezeichnende Zeugnisse vor. Das eine ist in seiner Art ein Meisterstück, das andere die Arbeit eines Schülers, der man es ansieht, daß der Schüler niemals den Meisterbrief erlangen wird. Varnhagen ist ganz in seinem Elemente und im Vollbesitz seiner Kraft da, wo er es unternimmt, uns ein Bild von dem socialen und diplomatischen Schauspiel zu geben, welches jetzt in der österreichischen Hauptstadt vor seinen Augen abgespielt wurde. Seine bekannte Schilderung des Wiener Congresses ist neben der Beschreibung des Schwarzenbergischen Festes, neben zwei oder drei anderen Stücken seiner Memoiren und neben etlichen kritischen Aufsätzen das Beste, was er überhaupt geschrieben hat. Es gab vielleicht keinen zweiten Stoff, der wie dieser zu der Eigenart seines Talentes gepaßt hätte und es gab ganz gewiß keinen zweiten Schriftsteller, der dasselbe aus diesem Stoff hätte machen können, wie er. Ganz recht sagte Göthe in einem Gespräch, von dem uns Rahel berichtet, dieses Congreßtreiben sei nicht nachzuerzählen, weil es „keine Gestalt" habe. Gerade deshalb gelang es Varnhagen. Gerade dies Auseinanderbröckelnde und doch äußerlich Zusammenhaltende, gerade diesen Wirrwarr, in dem nichts desto weniger Methode ist, vermag er wiederzugeben, weil seine ganze Kunst nicht sowohl von Innen heraus Gestalten schafft, als vielmehr Figuren und Figürchen zusammensetzt. Je bunter, vielgetheilter, quodlibetarischer, desto besser! Man wird unzählige Male bei seinen Darstellungen, aber am meisten bei dieser an jene zierlichen Schnitzwerke aus Papier erinnert, die zu verfertigen er nach seiner eigenen Erzählung von seinem dritten Jahr an in beständiger, mehr und mehr zur Meisterschaft erwachsender Uebung geblieben war. Diese Fertigkeit war für ihn, was für Göthe die bildende Kunst war; wie sich Göthe's Dichtungen zu dieser, so verhalten sich die Varnhagen'schen Darstellungen zu jener — es sind Schnitzwerke im Material der Rede, in deren stilistischen Windungen man die vorsichtigen Biegungen der Scheere wiederzuerkennen meint. Man bewundert das scharfe Auge, die geduldige Hand, und man erfreut sich eine kurze Weile an der Sauberkeit und Feinheit der Bilder, an der bis in die äußersten Spitzen, Zäckchen und Häkchen hineinreichenden Ausarbeitung. Zu solchen Schilderungen braucht es keiner intensiven Kraft der Anschauung, keiner von Empfindung beseelten Phantasie — ein genaues Aufmerken, ein gutes Gedächtniß, Geschmack und Sinn für Ordnung und Symmetrie wird ausreichen. Man sieht sehr deutlich, wie der Mann jeden Tag die Ausbeute jedes Tages, den Klatsch des Kongresses, die Bonmots und die Anekdoten, die von der diplomatischen Arbeit abfallenden Späne, wie

er Alles, was aufmerksame Neugier erlauschen, erhorchen und erschauen konnte, sorgfältig in sein Tagebuch eingetragen und wie er dann all' diese Stiftchen und Steinchen aneinandergeschoben. Es war die richtige Manier, um das denkbar ähnlichste und unterhaltendste Bild von diesem bunten Treiben hervorzubringen. Jede höhere Kunst wäre daran gescheitert und wiederum nur der höchste Grad dieser kleinkünstlerischen Geschicklichkeit war der schwierigen Aufgabe gewachsen.

Wäre nur dieselbe Manier auch da anzuwenden gewesen, wo es die Behandlung einer großen politischen Frage und die Beeinflussung der öffentlichen Meinung galt! Im Auftrage Hardenberg's schrieb Varnhagen, ohne sich zu nennen, die Broschüre: „Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preußen" (Deutschland 1814). Aller Aufschluß, den er begehren konnte, wurde ihm durch Stein und Hardenberg gegeben. Und auch ohne das: die Gesichtspunkte, von denen aus diese sächsische Frage jedem Preußen sich darstellen mußte, lagen dergestalt auf der Hand, daß in der That alle drei den Gegenstand im größeren Stil behandelnde Schriften, die von Varnhagen, die von Eichhorn und die von Niebuhr, nur wie Variationen Eines und desselben Thema's erscheinen. In den Argumenten fast durchaus übereinstimmend, sind sie nur in Form und Methode von einander unterschieden. Um die Wahrheit zu gestehen: sie verrathen alle drei, daß wir in der politischen Publicistik uns noch in den Kinderschuhen bewegten. Stellen wir uns vor, daß die „Widersacher der Vereinigung Sachsens mit Preußen", welche Eichhorn anredet, in einer Corona um den Redner versammelt gewesen, so hegen wir wenig Zweifel, daß das harmlose Zureden, mit dem der Mann beginnt, das Lächeln der Zuhörer erregt haben würde; im weiteren Verlaufe würden sie ihrer Langeweile bald einen geräuschvollen Ausdruck gegeben haben, und wenn ihr Schlußrufen vergeblich war, so fand sich sicher der Redner mit seinen rechtsphilosophischen Auseinandersetzungen über den Unterschied privatrechtlicher und staatsrechtlicher Verhältnisse, über den Punkt, wo jede rechtliche Beurtheilung in die sittliche übergehen müsse u. s. w., schon nach der ersten Viertelstunde allein auf dem Platze. Mit dieser Schrift kann sich das Exercitium unseres politischen Novizen schon deshalb messen, weil dasselbe den Vorzug der Kürze und der Gemeinverständlichkeit vor ihr voraus hat. Es wird dagegen völlig in den Schatten geworfen durch die Schrift von Niebuhr: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof", und das Gefühl davon blickt noch an mehreren Stellen der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten durch, in denen der eitle Mann mit sauersüßem Lobe der Concurrenzschrift und ihres Erfolges gedenkt. Seltsam

genug zwar nimmt es sich aus, wenn der gelehrte Historiker für seine Beweisführung bald Marbod und Arminius, bald Rom und die Tiburter oder das Verfahren der Achäer gegen Arkadien und Argolis citirt, und ganz besonders unglücklich ist Niebuhr an den Stellen, wo er seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit noch durch Betrachtungen der Frömmigkeit zu Hülfe kommt. Gleichviel jedoch! Welch' eine unvergleichliche Kraft und Schärfe eignet seinen Worten! Wie fühlt man es dieser Rede, auch wo sie rauh und alterthümlich ist, an, daß es die Rede eines ganzen und leidenschaftlich überzeugten Mannes ist, der aus eignem Triebe der Seele zur Sache redet! Mit gutem Grunde, denken wir, verschmäht er es, „zwiefach milde im Ausdruck zu sein, wo die Handlung, nachdem das Schicksal entschieden, streng ist und sein muß", und welche Milde breitet sich nichts desto weniger überall da über seine Worte, wo die vaterländische Gesinnung mächtig wird über das Rechtsgefühl, mit wie edlem, reinem, unbeleidigendem Stolz, wie kurz und einfach spricht er von den preußischen Siegen! Die Grundgedanken dieser Schrift, wie gesagt, kehren sämmtlich auch in der Varnhagen'schen wieder — nur um so mehr erscheint sie als ein schwacher Aufguß von jener. Hier wie dort wird dem Waffenverein, durch den Deutschland wieder frei geworden, dasselbe Recht der Strafvollstreckung gegen den vaterlandsverrätherischen Fürsten vindicirt wie es einst Kaiser und Reich besessen habe, hier wie dort wird Preußen als der Kern und Mittelpunkt des gemeinsamen Vaterlandes geschildert, dem anzugehören ein beneidenswerthes Loos sei. Beides auch bei Varnhagen mit edlen, wenn auch allzu gesuchten Ausdrücken: allein wo sonst als im Kopfe eines inspirirten Publicisten konnte sich damit die Behauptung reimen, daß auch die Vergrößerung Bayerns und Hannovers eine Maaßregel im Interesse der Einigung Deutschlands, ein Ersatz für die wünschenswerthe völlige Staatseinheit sei? Aehnlich wie Niebuhr weist auch Varnhagen auf das Nothrecht einer Zeit hin, die alle Staatenverhältnisse gewaltsam durcheinandergeschüttelt habe; eine solche Zeit habe das Recht „den ängstlichen Gang kleinlicher Rücksichten und Bedenklichkeiten, der sich langsam an dem Faden äußerer Form und rechtlichen Scheins herabwindet, zu verlassen". Sehr weise, ohne Zweifel, — und sehr komisch im Munde eines Schriftstellers, den man jeden Augenblick Rücksichten gegen die höhere Syntax und Bedenklichkeiten hinsichtlich der Form und des Scheins seiner Ausdrücke nehmen sieht! Die revolutionäre Diplomatie, leider, war weder Hardenberg's noch seines Scribenten Sache. Mit dieser geflissentlichen zwiefachen Milde und Schönrednerei war weder Sachsen noch die öffentliche

Meinung zu erobern. Gefallen mochte diese glatte Rede Manchem, gewonnen hat sie sicherlich Niemand. Es war mit Bestimmtheit nach dieser Probe vorauszusagen, daß auch künftig jeder Versuch des klugen, gewandten, stilgebildeten Mannes, sich zu volksthümlicher Beredtsamkeit herabzulassen, von einem unausbleiblichen Fehlschlagen begleitet sein werde.

Die publicistischen Plänkeleien, die Zeitungsfehden, in denen er sich mit den Schützlingen von Gentz gemessen, hatten es inzwischen doch unmöglich gemacht, ihm, wie Anfangs die Absicht gewesen, eine dauernde Stellung bei der Gesandtschaft in Wien zu geben. Er bleibt also in der Umgebung des Staatskanzlers, folgt diesem, nach dem Schlusse des Congresses, nach Berlin und von dort zu den neuen Friedensverhandlungen nach Paris. Er fährt fort, die Stellung eines publicistischen Handlangers des Ministers einzunehmen und seine eigenen Memoiren fahren fort, von diesem Kleindienst erstaunlich viel Aufhebens zu machen. Sorgfältig heftet er die netten Zeitungsartikel, die er componirt, in seine Mappe und sorgfältig vermerkt er dabei die kleinen Erfolge, die sie hatten oder mit denen er sich schmeichelte. Sie athmen durchaus den Hardenberg'schen Geist, diesen freisinnigen, billigen, rücksichtsvollen, wohlwollenden, das Beste erstrebenden, mit dem Mäßigsten sich bescheidenden Geist und suchen die unerfreulichen Resultate erklärend und entschuldigend wie in vergoldeten Pillen dem Publicum beizubringen. Man kann nicht hardenbergischer gesinnt sein: — und dennoch, erschien dem Staatskanzler der Liberalismus des Mannes oder doch dessen Dienstbeflissenheit allzu zudringlich? Wußte er, und war es ihm unheimlich, daß derselbe Jedermann sein Gesicht, seine Worte, seine Gedanken für sein eignes Portefeuille und für seinen literarischen Gebrauch stehle? Genug, eines schönen Tages wurde Varnhagen unter den schmeichelhaftesten Aeußerungen über seine diplomatischen Fähigkeiten eröffnet, daß ihm der Posten eines Geschäftsträgers in Karlsruhe zugedacht sei. Das war soviel und mehr als er erwarten durfte. Der Lehrling war zum Gesellen erklärt. Mit Hoffnungen des Ehrgeizes, vertrauend auf seine Talente, durfte er die erste Staffel der diplomatischen Laufbahn betreten —, ähnlich wie er einst in „beherzt anstrebender Jugend" sich als Dichter, als Genosse des Ruhmes eines neuen poetischen Geschlechts geträumt hatte.

Was lag näher als daß er an diesem Wendepunkt seines Lebens mit eben jenen poetischen Bestrebungen der früheren Jahre abzuschließen, auf das Ergebniß derselben einen Rückblick zu werfen wünschte. „Die stillen Erzeugnisse eines zweifelhaften Berufs", so

nennt er in der Widmung an seinen ehemaligen militärischen Chef, den Grafen Bentheim, die Novellen, die er im Jahre 1815 im Cotta'schen Verlage unter dem Titel „Deutsche Erzählungen" herausgab. Wir freilich können bei einer Durchmusterung dieser Geschichten über den poetischen Beruf des Verfassers nicht lange zweifelhaft sein. Da ist zuerst, offenbar noch aus seiner früheren Studentenzeit, eine jammervolle Geschichte, die uns „die Drangsale unstäten Gefühls" schildern will. Eine anonyme, vornehme Gesellschaft, in der es auch an einem abenteuerlichen Italiäner nicht fehlt, erinnert an die Meisteriaden, an die „Versuche und Hindernisse"; ethische Spitzfindigkeiten werden mit ungeschickter Dialektik eine Weile durcheinandergerührt — der Selbstmord des Helden macht zum Glück seinen „Drangsalen" ein wunderbar frühes Ende. Viel besser doch, viel weniger unnatürlich wird in „Mord der Jugend" das beliebte romantische Thema verfehlten ehelichen Glücks und obligater Liebesexperimente behandelt. Aus der Tübinger Zeit und dem Verkehr mit Kerner wird die kleine Schauergeschichte „das warnende Gespenst" stammen. In der Luft des Prager Garnisonslebens ist die Erzählung „Reiz und Liebe" gewachsen — man mag sie lesen, wenn man ohne Widerwillen die schwächlichen Empfindungen sich will voranalysiren lassen, mit denen eine abgefeimte Schöne, eine Schauspielerin, einen gutmüthigen Tropf von Junggesellen kitzelt, quält und zum Besten hat. In etwas geziertem Chronistenstil wird eine derb-abenteuerliche Geschichte unter der Ueberschrift „Kriegsabenteuer" mit hinreichend bunten und lebendigen Farben, gut genug um eine Viertelstunde lang die Kameraden in der Wachtstube zu unterhalten, erzählt. Weit am besten doch ist endlich die Officiersanekdote „die Strafe im Voraus", ein ebenso sauber wie heiter ausgeführtes Bild des leichtsinnigen, frivolen Treibens des soldatischen Junkerthums in der preußischen Hauptstadt vor dem Kriege von 1806. Ueberall reicht die Darstellungsgabe des Erzählers genau so weit, als ihm die eigene Erfindung erspart war. Ueberall erzählt er „wahre", selbsterlebte Geschichten oder erzählt schon einmal erzählte nach, und dichterisch wahr sind diese Geschichten in allen Stücken, wo der Dichter nichts weiter als ein genauer Copist zu sein brauchte. Kein Hauch von Poesie da, wo er mit derselben Genauigkeit Empfindungen und psychologische Vorgänge schildert; die dünnsten, künstlichsten Reflexionsgebilde vertreten alsdann die Wahrheit lebendiger Anschauung, unmittelbaren, innerlichen Gewahrwerdens. Und welch' eine unreine und ungesunde sittliche Atmosphäre, in die wir zumeist versetzt werden! welche häßlichen, peinlichen Conflicte, die nur der charakterlosen Im-

potenz ihren Ursprung verdanken! welch' ein Mangel an Frische, an Erhebung, an großer und wahrer, schlechter oder guter Leidenschaft — welch' ein klägliches Zeugniß von der Jämmerlichkeit der Zeit, die diese Halbdichtungen widerspiegeln, von der Schwächlichkeit der Ideale, denen diese romantische Jüngerschaft nachstrebte!

Der Novellensammlung folgte eine Gedichtsammlung. Unter dem Titel „Vermischte Gedichte" faßte er einen Theil seiner früheren Musenalmanachsreimereien mit anderen später entstandenen zu einem kleinen Bändchen zusammen, das 1816 im Varrentrapp'schen Verlage zu Frankfurt a. M. erschien. Nur etwa den fünften Theil davon hat er nachmals in seine Vermischten Schriften wieder aufgenommen, — und auch dieser fünfte Theil ist zuviel. Denn ein unglücklicheres Motto konnte er für jene Frankfurter Sammlung nicht wählen als das Göthische: „Ach wie traurig sieht in Lettern". Als ob diese Dinger außer in Lettern schwarz auf weiß irgend eine Existenz hätten! Sind sie doch von dem Verfasser selbst in der buchmäßigsten Weise nach den verschiedenen Formen, die sie künstlich nachklingeln, geordnet; sind sie doch Alles, was sie sind, durch die oft zwei- und dreimal nachbessernde und dennoch Reime nicht zu Gedichten bessernde Feile! Und zwar nicht gedruckt, sondern geschrieben möchten wir uns diese Sonette, Ottaverimen, Espinelen u. s. w. noch am ehesten gefallen lassen, geschrieben auf umrändertem Papiere, geschrieben von der festen, fein und zierlich malenden Hand des Dichters. In dieser Form sich präsentirend, werden einige von ihnen zur Zeit ihrer Entstehung bei Freunden und Freundinnen ein nicht unverdientes Glück gemacht haben. Die besten, in der That, sind spielende kleine Gelegenheitsgedichte von neckendem oder complimentirendem Inhalt. Eine so galante und eitle Muse hätte im Felde, unter dem Lärm der Waffen schweigen sollen. Brauchen wir erst zu versichern, daß die „Gedichte während des Feldzugs 1813"*) nichts von jenem edlen Feuer, von jener männlichen Schönheit haben, wodurch die Arndt'schen und Körner'schen Lieder zu bleibenden Zeugnissen der frommen Tapferkeit unserer Heere geworden sind? „An den Freiherrn von Tettenborn" ist eins dieser Gedichte gerichtet. Es feiert den Tod Körner's und Blomberg's — und es schließt mit einer Wendung, gleich schmeichelnd für den Sänger wie für den Besungenen; auch er ist bereit, das Todes-

---

*) Unter diesem Titel soll, Friedrichstadt 1814, ein Heft Varnhagen'scher Gedichte erschienen sein, ohne Zweifel die, welche in den „Vermischten Gedichten" den Schluß des Ersten Buchs bilden.

schicksal zu empfangen, nur daß ihm zuvor vergönnt sei, den Preis des Liedes im Heldenlob seines Feldherrn zu erringen: —

Bis mir von Phöbus jüngsten Lorbeerzweigen
Ein blühnder Kranz die Leier hold umgrünt,
Ist meines Lebens Wirken unvollendet
An Dein beschützendes Gestirn verpfändet!

— fürwahr, an diesem Mann, wenn ihn sein Zeitalter nicht zum Nachstammeln Göthe'scher Klänge verurtheilt hätte, war ein Gelegenheitsdichter nach dem Muster der Besser und König verdorben!

Doch der Dichter hatte einstweilen aufgehört, Dichter zu sein: er war zum Diplomaten geworden. In Frankfurt a. M., wo er sich von Paris aus mit Rahel wieder vereinigte, wartet er vom November 1815 bis Juli 1816 die Ausfertigungen für seinen Karlsruher Posten ab. Er hatte also nicht blos zur Herausgabe seiner Gedichte Zeit, auch politisch mochte er sich vorbereiten. Ort und Umgebung übte dabei, wie noch stets, den bestimmendsten Einfluß auf ihn. In der Stadt, die zum Sitz des Bundestags ersehen war, in der Nähe von Humboldt, Stein, Gneisenau — was mußte sich mehr aufdrängen als Betrachtungen über die künftige Gestaltung des deutschen Staatenbundes? Der Gedanke, den Bundestag durch die Verbindung mit einer Volksrepräsentation zu verstärken und dadurch erst die vielberedete, vielersehnte deutsche Einheit zur Wahrheit zu machen, mitzuhelfen, daß auf diese Weise die Hoffnung auf Verbesserung der deutschen Verfassung, die die preußischen Staatsmänner bei ihrer Unterzeichnung der Bundesacte ausgesprochen hatten, in Erfüllung ginge — Varnhagen will uns glauben machen, daß dieser Gedanke in seinem Kopfe entsprungen sei. Varnhagen der Erste, der die Forderung: „ein deutsches Parlament" in den Mund genommen!! Da steht er, in seinen Denkwürdigkeiten ist der Artikel abgedruckt, der in den liberalsten Wendungen, anknüpfend an den Geist des dreizehnten Artikels der Bundesacte, die Nothwendigkeit allgemeiner Reichsstände hervorhebt, die mit den Instructionen der einzelnen Landstände sich zu einem großen Landtage zu versammeln hätten, um mit den Abgesandten der Regierungen gemeinschaftlich die nationalen Dinge zu berathen. Keine Frage, dieser philosophische Artikel ist — obgleich er es selbst, gar diplomatisch, nur errathen lassen will — aus seiner Feder, ja, sogar das Wort „Parlament" findet sich in einer gleichzeitigen Varnhagen'schen Recension in der Jenaischen Literaturzeitung. Er weiß viel von dem Aufsehn zu erzählen, den jener Aufsatz gemacht habe. Er er-

wähnt der Ausführung, welche eine in Leipzig 1816 erschienene Broschüre „Vom deutschen Nationalsinn“ dem Gedanken gegeben habe, und man könnte daher versucht sein auch diese Schrift für eine Arbeit von ihm zu halten. Ein Blick in dieselbe belehrt uns jedoch alsbald, daß der Verfasser, der sich einen ehemaligen Reichsbürger nennt, ein Anderer ist. Nur ein Beweis mehr also, daß jener Gedanke in der Luft und nicht blos in der Frankfurter Luft lag. Und mit einem Worte: wir können unmöglich großen Werth auf jene apokryphen Keime des Parlamentsgedankens und können noch weniger Werth auf die federfertige Geschwindigkeit legen, dergleichen in einem Zeitungsartikel auf's Gerathewohl in's Publicum zu werfen.

Von der Ausführung größerer literarischer Pläne verwandten Inhalts riefen endlich unseren Diplomaten die eintreffenden Ausfertigungen ab: — wir begleiten ihn an seinen neuen Bestimmungsort. Nur über einzelne Reiseerlebnisse, über gesellige und private Verhältnisse aus diesen drittehalb Jahren seiner Karlsruher Stellung gaben früher die im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten veröffentlichten Bilder und Skizzen einige Auskunft. Nicht eher als bis Varnhagen jede Hoffnung auf Wiederanstellung hatte aufgeben müssen, erst nach 1848, als er seine Staatsmannsrolle mit der Rolle eines geheimen Demokraten vertauscht hatte, ging er an die Ausarbeitung auch der politischen Partien seiner Karlsruher Tagebuchsaufzeichnungen, und erst in dem nach seinem Tode von 1859 veröffentlichten neunten Bande der Denkwürdigkeiten lesen wir nun (da zum Ueberfluß auch jene älteren Stücke zum zweiten Mal abgedruckt sind) einen vollständigen und zusammenhängenden Bericht über die Thaten und Erlebnisse des Geschäftsträgers am Badischen Hofe. Wir sind nicht der Meinung, daß dieser Umstand der Glaubwürdigkeit des Berichts Abbruch thut. Im Gegentheil: erst aus der Stellung und Stimmung heraus, in der sich der Verfasser im Jahre 1850 befand, mochte er im Stande sein, der Darstellung seiner Lebensverhältnisse in den Jahren 1817 bis 1819 ihre richtige Farbe zu geben. Gerade dieser Theil seiner Memoiren scheint uns einfacher, natürlicher, weniger gekünstelt und weniger diplomatisch als die bei seinen Lebzeiten veröffentlichten. Denn Gottlob, jene kugelrunde, jene schleichende und scheinheilige Objectivität der Darstellung, mit der sich sonst nur das Eigenlob und das Lob der Freunde maskirt, wird hier doch in etwas durch eine frischere und bewegtere Haltung durchbrochen. Das macht: das Interesse der Selbstverherrlichung geht diesmal Hand in Hand mit dem Eintreten für die Principien des Liberalismus; das macht: in jenen unseligen Zeiten der beginnenden

Reaction hatte er wirklich eine bestimmte Partei ergriffen; er war etwas, er wirkte etwas, er steuerte in einer erklärten politischen Richtung, steuerte so weit, so unvorsichtig, daß er — und das freilich war gegen seine Erwartung — am Ende zu einem Stückchen politischen Märtyrers wurde. Er steuerte: wir sollten vielleicht richtiger sagen, er wurde gesteuert. Noch nie hatte dieser Mann irgendwo aus freiem, ursprünglichen Triebe etwas geschaffen oder geleistet. Er hatte sich hier angeschlossen, dort angedrängt. Er war aus einer Schülerschaft immer in die andere übergegangen, hatte literarisch wie praktisch allezeit fremde Livrée getragen und seine Selbständigkeit wie sein Ehrgeiz hatte sich darauf beschränkt, die Livrée so besonders zu tragen und so vornehm darin auszusehen, daß man den Diener allenfalls für den Herrn nehmen könne. In dieser Weise war er der Diener Bentheim's, der Diener Tettenborn's, der Diener Hardenberg's gewesen — in dieser Weise wurde er jetzt der Diener des süddeutschen Liberalismus, der Genosse und Mitläufer der Männer, die hier zuerst den Kampf für constitutionelles Leben, der hereinbrechenden Reaction gegenüber, auf ihre Schultern nahmen. Es war das keine Ueberläuferei und kein Wechsel der Farbe für ihn. Die politische Aufklärung im französischen Sinne war durch die Eindrücke seiner frühesten Jugend seinem Verstand und seiner Gesinnung geläufig geworden, und die politische Schule, die er unter Hardenberg durchgemacht hatte, hatte ihn durchaus nicht aus diesem Vorstellungskreise herauszutreten genöthigt. Nur natürlich, daß er in dieser Strömung, die nirgends stärker war als in Baden, lustig mitschwamm. Traf es sich doch glücklich, daß er dabei mit seinem ehemaligen militärischen Chef, mit Tettenborn, der, ein geborener Badenser, jetzt in badische Dienste zurückgetreten war, in derselben Richtung zusammenwirken durfte. Möglichst liberal und zugleich möglichst vornehm, die Volkssache begünstigend und zugleich durch fürstliche Gunst geschmeichelt, so sehen wir ihn in unbeschwerlichem Dienst, in behaglicher Vielthätigkeit an Rahel's Seite die glücklichste Zeit seines Lebens verbringen. Mit badischem Land sollte Bayern, zufolge geheimer Verabredungen, für die ihm von Oesterreich abgedrungenen Gebietstheile in der willkürlichsten Weise entschädigt werden: — Varnhagen vertritt in dieser Frage nach Kräften das Interesse und das Recht Badens; durch mannichfache publicistische und diplomatische Thätigkeit wirkt seine Feder wenigstens mittelbar zu dem endlichen glücklichen Ausgang mit. Die ganze Angelegenheit, zusammenhängend mit dem erwarteten Aussterben des badischen Mannsstamms und einer neuen Ordnung der badischen Hausgesetze, hatte eine

sehr persönliche Seite. Für diese Seite erst recht zeigt er das lebhafteste Interesse: die Krankheitsgeschichte des körperlich und geistig in der Blüthe der Jahre hinsiechenden Großherzogs Karl, die Sorge, die er für den Unglücklichen hegt, die Hülfe, die er ihm zu schaffen sucht, spielt eine große Rolle in seinen Memoiren. Mit Genugthuung berichtet er von der außergewöhnlichen Gunst, die ihm der Nachfolger, der Großherzog Ludwig, nicht zum wenigsten dafür zuwendet, daß er demselben mit leichter Mühe den Rang eines preußischen Generals vermittelt. Seine Selbstgefälligkeit fand noch reichlichere Nahrung und sein politischer Tact wurde auf eine sehr ernstliche Probe gesetzt, als sich, in dem Streit mit den Ständen seines Landes, der junge König von Württemberg um ihn bemühte. Ein Briefwechsel mit dem König wird eingeleitet, Ende Februar 1818 ist er sogar zum Besuch bei demselben in Stuttgart, und fortwährend versorgt er ihn seitdem mit vertraulichen Briefen „mit mancherlei politischen Anregungen, die ihm gewiß von keinem seiner Gesandten zukamen". Ohne Zweifel ein allermißlichstes Verhältniß. Denn zwar, daß er, der Vertraute des Königs, einige Noth hatte, seinen alten Freund Uhland, den starren Verfechter des „guten alten Rechts" zu einigem Vertrauen aufzuthauen und daß er ihn nur kaum bereden konnte, sich mit ihm im Stuttgarter Theater in der Diplomatenloge zu zeigen, das brauchte ihn nicht zu irren; wenn es wirklich, wie er versichert, auf seinen Rath geschah, daß König Wilhelm von den Wangenheim und Genossen sich losmachte, um allmählich durch Annäherung an die Führer der Volkspartei, durch Trennung derselben von dem Adel, einen Weg zum Frieden zu suchen, so mochte er immerhin solchen Rathes sich rühmen. Wenn ihn die Eifersucht und Verstimmung des Herrn v. Küster, des preußischen Gesandten am Stuttgarter Hofe, vielleicht mehr kitzelte als kümmerte, so war das seine persönlichste Angelegenheit. Allein wenn er doch darüber sehr klar sah, daß der Schwabenkönig unter dem Einfluß seiner Gemahlin über die Enge und Kleinheit seines Ländchens zu einer größeren Rolle hinausstrebe — mochte er auch dazu die Hand bieten? vertrug sich das ohne Pflichtverletzung mit seiner preußischen Stellung und ohne die wunderlichste Begriffsverwirrung mit seiner Ansicht von dem Beruf Preußens für die Gestaltung und Führung Deutschlands? Wir haben nur wenig Anhalt, darüber zu urtheilen, da die Denkwürdigkeiten zwar einige Briefe des Königs an Varnhagen, aber keinen von diesem an den König mittheilen. Die Confusion des damaligen Liberalismus, des süddeutschen zumal, über die große nationale Frage war so allgemein, daß schwerlich ein so mäßiges und ein so unselbständiges politisches

Ingenium wie das unseres Diplomaten sich ihr entzog. Auch er in der That ging ganz und gar auf in dem Interesse für die inneren Freiheitsfragen, für die Herstellung constitutioneller Formen. Auf diesen Punkt richtete sich alle seine Aufmerksamkeit und alle seine Betriebsamkeit. Wie für die württembergische Ständesache, so, und noch eifriger und directer, ist er für das Zustandekommen der badischen Verfassung thätig. In diesem Sinne, in der Richtung auf die liberale Agitation für Erfüllung der verheißenen Constitutionen ist namentlich der Schriftsteller Varnhagen unermüdlich in Bewegung. Seine zahllosen Zeitungsartikel über Preßfreiheit, über das Verhältniß von Staat und Kirche, gegen Adelskammern u. s. w. — diese glatten, geschmackvollen, oberflächlichen Artikel sind der Widerhall der constitutionellen Weisheit, die er aus den französischen Blättern und Kammerdebatten sich anliest, einer Weisheit, der natürlich die feinen Ausführungen Wilhelm's v. Humboldt über die Ständefrage als trübe Sophisterei erscheinen! Die Aufsätze des Constitutionel, des Journal des Débats oder der Minerve française von Benjamin Constant sind nach Inhalt und Ton die Muster, die er in seinen Beiträgen für den Hamburger Correspondenten, für den Deutschen Beobachter und für ein Dutzend anderer Zeitungen, in seinen Recensionen und Aufsätzen für die Jenaer Literaturzeitung, für Luden's Nemesis, für die Isis von Oken nachahmt.

Bald genug sollte dieser anonyme Eifer, dessen sachlichen Werth wir natürlich weit entfernt sind zu verkennen, ihm verhängnißvoll werden. Er hatte glauben dürfen, daß seine liberalen Bestrebungen mit dem wohlverstandenen Geiste des preußischen Staates und insbesondere mit der persönlichen Denkweise des Staatskanzlers übereinstimmten. Es war ihm bis auf einen gewissen Grad entgangen, daß in den officiellen Schichten in Berlin mehr und mehr eine entgegengesetzte Strömung die Oberhand gewann und daß er so immer weiter von dem Sinn seiner Vollmachtgeber sich entfernte. Aus den Antworten, die er gelegentlich, aber selten, auf seine wohlstilisirten Berichte an den Staatskanzler empfing, konnte er wohl eine gewisse Mattherzigkeit des Berliner Cabinets entnehmen, — nur um so mehr indeß glaubte er freien Spielraum zu haben. Zwar schon als er im Herbst 1817 nach Berlin gereist war, um seinem Chef die ihm von dem König von Württemberg gemachten Anträge zum Uebertritt in den württembergischen Staatsdienst vorzulegen, erreichte er wider Erwarten nichts als die Ernennung zum Minister-Residenten. Er erfuhr aus Hardenberg's Munde, wie gehemmt schon jetzt die Stellung des Mannes sei; er ent-

deckte andererseits, daß man in nicht wohlwollender Weise über ihn nach Berlin berichtet hatte. Nichts desto weniger nahm er das Alles sehr leicht, ohne zu argwöhnen, daß es der Anfang vom Ende sei. Wenn er einen persönlichen Gegner in der Nähe hatte, so war es, bei dem Ueberhandnehmen reactionärer Stimmungen und Einflüsse in Berlin, nicht schwer, ihm aus seinem Eifer für die badische Verfassungssache ein Verbrechen zu machen. Einen solchen Gegner aber hatte er in dem preußischen Gesandten in Stuttgart, der dem Untergebenen weder die Bevorzugung, die ihm durch den König von Württemberg geworden, noch eine außergewöhnliche Ordensverleihung von Seiten des Großherzogs von Baden verzeihen konnte. Mit dem Mannheimer Ereigniß vom 23. März 1819, der Ermordung Kotzebue's durch Sand, war für alle antiliberalen Bestrebungen ein neuer Boden gewonnen. Es war für Varnhagen kein Glück, daß das Ereigniß eben in seinem diplomatischen Bereiche sich zugetragen hatte, denn wie wenig er im Sinne der politischen Angst Capital daraus zu machen gemeint war, das ersieht man aus dem umständlichen und antheilvollen Bericht, den er in seinen Denkwürdigkeiten über die unselige Geschichte gegeben hat. Nur einen Monat später wurden zum ersten Mal die badischen Kammern eröffnet; Varnhagen sah in der Sache der Stände seine eigene Sache; in den Zeitungen verkündete er das Lob der hervorragendsten Führer des Liberalismus; weder mündlich noch schriftlich verhehlte er seine Sympathien; geradezu nahm er in seinen Berichten nach Berlin Partei für die Opposition gegen die badischen Minister; eine zufällige Begegnung und Begrüßung mit einem der oppositionellen Redner endlich wird von dem anklägerischen Klatsch zu einem verbrecherischen Auftritt entstellt. In Darmstadt, Frankfurt, Stuttgart, München, bis nach Berlin gehen die gehässigsten Gerüchte, der Karlsruher Minister-Resident sei der geheime Rathgeber und Führer der Kammeropposition, der eifrige Zubläser des revolutionären Feuers. Bedurfte es mehr? Um dieselbe Zeit, wo die große Demagogenverschwörungsentdeckung erfolgte und die Karlsbader Conferenzen vorbereitet wurden, fiel auch gegen Varnhagen der Schlag. Zunächst eine in trockenster Form abgefaßte Abberufungsordre, weiterhin eine Ernennung zum Minister-Residenten in Washington. Das Letztere natürlich konnte Varnhagen nur als eine Strafversetzung, als eine Maaßregel, ihn unschädlich zu machen, ansehen. Er war nicht der Meinung, sich in solcher Weise in die Verbannung schicken zu lassen. Er lehnte ab —, und seine officielle Thätigkeit war für immer geschlossen.

Zwar, fast schlimmer, in Berlin als in Washington als Exulant zu leben! Die vielen Jahre, welche folgten, waren für den eitlen, nach Rang, Einfluß und Thätigkeit strebenden Mann ein langes Martyrium. Daß er nicht durch gröbliche Verleugnung seiner politischen Meinungen, durch einfaches Uebergehen in das entgegengesetzte Lager sich eine Wiederanstellung erkaufen wollte, das muß wohl ehrenvoll hervorgehoben werden, in einer Zeit, die an Beispielen des schnödesten Fahnenwechsels und der schaamlosesten Mantelträgerei so reich ist wie die unsere. Den Staatskanzler zu verlassen und mit den Gegnern desselben seinen Frieden zu machen, was ihm bei seiner Rückkunft von Karlsruhe unter den Fuß gegeben wurde, verschmähte er. Er war nichts desto weniger in der Berliner Atmosphäre bald ein Anderer als an einem Orte, wo er täglich die Reden eines Rotteck und Liebenstein, Winter und Nebenius hatte hören können. Es hatte den größten Reiz für ihn, in eleganten liberalen Artikeln mit den Ideen und dem Stil des französischen Constitutionalismus zu wetteifern und doch zugleich der Correspondent eines Königs, der Vertraute eines Großherzogs zu sein, aber nach so glänzenden Aussichten, mit soviel schriftstellerischem und, wie er meinte, politischem Talent in den Winkel gestellt zu sein, das ertrug er nicht. Ohne Zweifel sind es aufrichtige Geständnisse, die wir an mehreren Stellen seiner Tagebücher lesen, daß es ihn drückte, „bei erwähltem Staatsdienst ohne Boden und Thätigkeit zu sein", daß er sich „ungern in der Opposition befinde", daß er es als „die höchste Befriedigung und den behaglichsten Genuß" empfinde, wenn er „mit der Macht und dem Ansehen des Staates, mit den gebietenden Lenkern in wahrer Eintracht sei". Ein Mann von solchem Stoff konnte nicht daran denken, in Berlin die Rolle fortzuspielen, die er in Baden gespielt hatte. Er mußte im Gegentheil, soweit es ohne gröbliche Verleugnung seiner politischen Grundsätze und Antecedentien mit Anstand gehen wollte, in ein leidliches Verhältniß zu den bestimmenden Persönlichkeiten in Berlin zu kommen suchen. Die preußische Politik der zwanziger Jahre war keine ungemischt reactionäre, ja, in den auswärtigen Dingen leitete Graf Bernstorff den Staat nicht ohne einige Würde und mit einer Weisheit, deren Mutter die Vorsicht war. Wir stellen uns vor, daß unser Diplomat, schreibselig und andringlich wie er war, sich unaufgefordert durch eine oder die andere Denkschrift, durch ein Gutachten, einen Bericht u. dgl. in Erinnerung brachte. Nicht gänzlich ohne Erfolg. Denn er selbst erzählt, wie er ohne eigentliche Amtsstellung nicht nur von dem Grafen Bernstorff, sondern, nach dem ausdrücklichen Willen des Königs, auch von anderen Ministern und

von dem Generaladjutanten v. Witzleben dann und wann „in den wichtigsten Sachen" beschäftigt worden sei. Aus den triumphirenden Aeußerungen Rahel's mag man auf das Entzücken ihres Gatten schließen, als er gar Ende Januar 1829 unverhofft zur Tafel Sr. Majestät befohlen wurde, um zwei Stunden darauf mit geheimen königlichen Aufträgen nach Kassel abzureisen — vermuthlich, um bei dem skandalösen häuslichen Hader, der in der kurfürstlichen Familie herrschte, zu einer jener halbprivaten Einwirkungen verwandt zu werden, wie sie der preußische Hausminister liebte! Begreiflich aber auch, daß dergleichen vorübergehende Gunstbezeugungen und ausnahmsweise Benutzungen dem Manne kein Genügen schaffen konnten, dem einst ein württembergischer Ministerposten gewinkt und der diesen nur fahren gelassen hatte, weil er sich nicht geringerer Dinge in dem größeren Staate versah. Auf Bernstorff folgte der armselige Ancillon, und nun vollends war für ihn, der von jenem zu diesem überzugehen nicht treulos genug war, keinerlei Aussicht. Er mußte abermals seine Hoffnungen vertagen und froh sein, mit guter Art wieder in völlige Ruhe zurückzutreten.

Auch als Diplomat war unser Freund mehr Schriftsteller als Staatsmann gewesen: die Abberufung von Karlsruhe führte ihn ganz und gar wieder zu seiner eigentlichen, zu der literarischen Bestimmung zurück. Nicht jedoch ohne daß diese politische Episode auf Stoff und Haltung seiner Schriftstellerei einen Einfluß geübt hätte. Noch immer machte er zuweilen ein elendes Epigramm; eine längere Novelle, „die Sterner und die Psittichen" erschien im Jahre 1819 im Gesellschafter von Gubitz, — eine auf politisch-historischem Hintergrund sich abspielende Liebesgeschichte von gewöhnlichstem Inhalt, von gezierteſter Form. Es war sein letzter Versuch in dieser Art, und nur als Uebersetzer aus dem Russischen hat er noch später der Liebhaberei für die Novellenform gehuldigt. Zum Uebersetzen in der That, zum Nachbilden eines gegebenen Stoffs war er ganz der Mann. Zu arm an innerem Erleben, um dichterische Wirkungen hervorzubringen, mochte er daher fortan geschichtliche Themata, fremde und eigne Erlebnisse, wie er ja bisher schon gethan, mit formgeübtem Sinn zur Darstellung bringen. Er wäre nicht der Erste gewesen, der aus einem mittelmäßigen Dichter ein trefflicher Geschichtschreiber geworden wäre. Besaß er die Erfordernisse dazu? War er im Stande, große geschichtliche Massen aus einem festen Gesichtspunkt zu überblicken, mit beweglichem Scharfsinn Auseinanderliegendes zu verknüpfen, Mangelndes zu ergänzen? Stand das Vermögen der Ideen bei ihm im Gleich-

gewicht mit der Kraft des Gedächtnisses? Hatte er über einen Reichthum von Farben zu verfügen und würde er verstanden haben, dramatisches Leben in die Darstellung der Begebenheiten zu bringen? Wäre endlich die Wahrhaftigkeit der Geschichte bei ihm in einer sicheren, großen, sich gleichbleibenden Gesinnung, in einem festen, auf sich selbst beruhenden Charakter geborgen gewesen? So weit offenbar reichten weder seine intellectuellen, noch seine künstlerischen, noch endlich seine sittlichen Gaben und Eigenschaften. Er besaß vor Allem scharfe Beobachtungs- und Auffassungsgabe, am schärfsten für das Einzelne und Kleine. Thatsachen gingen ihm über Ideen, das Menschliche und Persönliche — er spricht es selbst aus — über Sachen und Begriffe. Dazu jene Biegsamkeit des Geistes, die den mangelnden inneren Reichthum durch vielseitige Betrachtung, durch Wechseln des Standpunktes, durch Anschmiegen mehr als durch Eingehn auf neue Gestalten und Erscheinungen zu ersetzen weiß. Reflectirende Selbstbeobachtung und Betrachtung des eigenen Lebens war ihm dergestalt geläufig, daß er daran einen Maaßstab, ein Schema für jedes andere Individuum und jedes andere Leben gewonnen hatte. Im ausgedehntesten Umgang mit Menschen, im begierigen Ausproben der verschiedensten geselligen Verhältnisse, zuletzt in seinem diplomatischen Berufe hatte sich sein Blick und Sinn für das Persönliche zu einer förmlichen Leidenschaft, Personen- und Menschenkenntniß zu einer eigenen Wissenschaft ausgebildet. Die Welt, in der er lebte, war für ihn nur die Summe von so und so viel individuellen Existenzen, deren Personalacten er unermüdlich zu vervollständigen bemüht war. So erschien ihm die Welt, und so zerfiel ihm auch die Geschichte in eine Unzahl von Einzelgeschichten und Lebensläufen. Er sah Gegenwart und Vergangenheit mit biographischem Auge. Unfähig, ein größeres historisches Ganze, die Geschichte einer Epoche, einer Nation, einer wichtigen Begebenheit darzustellen, fand er, wenn er die dichterische Production hinter sich ließ, nur e i n Gebiet geschichtlicher Darstellung, auf dem er sich niederlassen konnte, das Gebiet der B i o g r a p h i e.

Sehr bald hatte er es ausfindig gemacht und in immer größerem Umfang machte er es sich unterthänig. Den ganzen Kreis denkbarer biographischer Leistungen hat er allmählich umschrieben. Das Reich, das er beherrscht und mehrt, hat seinen Mittelpunkt in großen, bis in's Einzelste ausgeführten Lebensbeschreibungen; an diese schließen sich allgemeiner gehaltene Lebensbilder und Charakteristiken; Nekrologe und biographische Gelegenheitsskizzen bezeichnen die äußersten Grenzen des großen Territoriums. Er schreibt jetzt selbständige Werke und

Aufsätze biographischen Inhalts, jetzt Vorreden und Einleitungen, jetzt kritische oder referirende Anzeigen von Memoiren oder biographischen Arbeiten Anderer, und wenn ihm diese nicht unwillkürlich zu geschlossenen Darstellungen gerathen, so lagert er hier wenigstens biographische Notizen, Anekdoten, Materialien ab. Er hat in dem Biographischen dergestalt seinen Schwerpunkt, daß es, er befinde sich auf was immer für einem Gebiete, überall in den Vordergrund dringt. Geschichte, Politik, Literatur — Alles bekömmt unter der Hand unseres Autors einen biographischen Anstrich. Die Biographie ist seine Specialität. Menschenerlebnisse und Menschenphysiognomien sind so sehr sein Studium und sein Augenmerk, wie es Steine für den Mineralogen, Pflanzen für den Botaniker, die verschiedenen Species von Insecten für den Entomologen sind. Er allererst schien die Biographie als eine besondere Kunstform in unsere Literatur, als einen eigenen Zweig in unsere Geschichtschreibung eingeführt zu haben. Er galt je länger je mehr als anerkannter Meister und als unbestrittene Autorität. Wer irgend in Deutschland eine Biographie zu schreiben hatte, der wandte sich an Varnhagen als den in solchen Dingen unumgänglichen Mann. Er durfte sicher sein, in der Mappe des großen Sammlers etwas für seinen Zweck Brauchbares, Förderung seines Unternehmens, guten Rath und nützliche Winke zu finden, und er war glücklich, wenn der Meister die Dedication annahm oder wenn er das Werk mit empfehlenden Worten in's Publicum geleitete.

Sehr deutlich sieht man es den ersten biographischen Versuchen Varnhagen's an, daß er von der Novelle zur Biographie herüberkam. Er hatte in seinen Erzählungen, nachdem er mit der freien Erfindung vollständig gescheitert war, fast durchweg biographische Anekdoten verarbeitet, ja, er hatte in der Sammlung von 1815 diesen anonymen Anekdoten geradezu einige andere, ein Capitel „Aus Moritz' Leben" hinzugefügt. Die Erzählungen bekommen jetzt sämmtlich historische Namen als Ueberschriften — das ist für's Erste der ganze Unterschied. Er beginnt damit, sich möglichst novellenhafte Stoffe, möglichst glänzende, buntlebige, abenteuernde, auf ihre eigene Hand Geschichte machende Helden auszusuchen. Der erste, 1824, im Reimer'schen Verlage erscheinende Band der „Biographischen Denkmale" erzählt das Leben des Grafen zur Lippe, des deutschen Fürsten, der zum Retter Portugals wird, das Leben des Grafen Schulenburg, der als Feldherr der Republik Venedig siegreich gegen die Türken kämpft, das Leben jenes Theodor von Neuhof, des heldenhaften Schwindlers, der, nachdem er in antiker Tyrannenweise sich zum König von Corsica hinauf-

geabenteuert, zuletzt im Schuldgefängniß der Kingsbench von den Träumen seiner Königswürde und von englischen Almosen lebte. Seine Wahl nun zwar wird fernerhin durch andere Motive bestimmt: die Tendenz auf das Abenteuer und die Anekdote, auf das Seltsame, Bunte, Unterhaltende bleibt dieselbe. Er hat doch nun einmal, auch für sein persönliches Weiterkommen, seine Hoffnung auf Preußen gesetzt, und er kennt Krieg und Kriegsleute aus langer eigener Dienst- und Lebenserfahrung. So wirft er sich zunächst auf drei preußische Kriegshelden, ganz dazu angethan, die Glanzpunkte der preußischen Geschichte zu illustriren, drei höchst originelle Figuren, an denen sich nicht blos Geschichte, sondern vor Allem auch Geschichten erzählen lassen. Der alte Derfflinger, der alte Dessauer, der alte Blücher — es ist wieder eine zusammengehörige Gruppe, von denen die beiden ersten den zweiten, dem Kronprinzen gewidmeten, der letzte den dritten Band der „Denkmale" einnehmen. Unser Autor jedoch ist nicht blos Militär, er ist vor Allem Dichter und Schriftsteller, Hofmann und Diplomat: er schildert seines Gleichen, wenn er im vierten Bande Flemming, Canitz und Besser vorführt. Mit dem Leben des Grafen Zinzendorf endlich schließen im Jahre 1829 die „Denkmale". Er widmet diesen Band „im frohen Andenken der schönen Hallischen Zeiten" dem Lehrer und Freunde Steffens, — fast scheint es, um durch die Darstellung zu zeigen, daß seine Kunst auch dem Fremdartigsten gewachsen sei und daß er die Göthe'schen Bekenntnisse einer schönen Seele nicht ohne Nutzen gelesen habe. Wir halten nicht dafür, daß ihm der Beweis gelungen sei. Besser jedenfalls, daß er sich zur kriegsgeschichtlichen Biographie zurückwandte, daß er fortfuhr, sich auf diesem Gebiete das Verdienst zu erwerben, die Geschichte Preußens, eine Geschichte, die namentlich in ihren früheren Partien allen Schulknaben viel trockener erschien, als die Geschichte sowohl des alten Rom und Griechenland wie die sämmtlicher anderen Nationen des neueren Europa, mit einem bisher fast unbekannten Reize zu versehen, der sie der Phantasie und dem Gedächtniß einprägte. Ein allgemeineres Interesse an der preußischen Geschichte heftete sich durchaus erst an die Thaten, an das Leben und die persönliche Erscheinung des alten Fritz. Hier blieb freilich für Varnhagen nur eine Nachlese, aber doch eine sehr dankbare Nachlese übrig. Eben jetzt hatte ein anderer Historiker, kunstlos zwar und ohne höhere Auffassung, aber mit einem nicht leicht zu überbietenden Fleiße dieses Stoffes sich bemächtigt. Zwischen 1832 und 1834 war die „Geschichte Friedrich's des Großen" von Preuß erschienen, und Varnhagen drängte auf der eröffneten Bahn nach. Das „Leben des Generals von

Seidlitz" eröffnete im Jahre 1834 die Galerie von Heldenbildern im kleineren Format, die das große Bild des Königs umgeben sollten; es folgten (sämmtlich im Verlage von Duncker und Humblot) Winterfeld, Schwerin und zuletzt, 1844, in einer Dedication an den Biographen Friedrich's, Keith. Begonnen hatte Varnhagen diese Arbeiten in Stunden trüber Vereinsamung. Am 7. März 1833 war die treue Gefährtin seines Lebens gestorben. Sie war sein Trost und sein Stolz gewesen, in ihr hatte er, wie er einmal in den Tagebüchern sagt, die Augen und den Sinn verloren, „welche ihm Alles über sein ursprüngliches Maaß vergrößerten und erhellten". Wie oft hatte er ihre Gedanken und Einfälle stilisirt, wie oft den Geist und die Gesinnung, von denen sie sprühte, in seine dünnen Reflexionen, in sein formalistisches Pathos hinübergeleitet. So verschieden die Beiden waren — sie ganz Incorrectheit, er ganz Regel und Correctheit, sie ganz epigrammatisch, er ganz episch, sie form- und stillos, er nur Form und Stil, sie in Aphorismen und Anakoluthen denkend, er schon im Denken Phrasen machend und Perioden voll Wohlklang bildend — wie verschieden sie waren, sie hatten sich ebenso gut vertragen, wie nur jemals Thatsachen und Glossen, Text und Anmerkung sich in einem Buche vertragen. Ihre Briefe an ihn sind Zeugnisse, wie sehr sie in einander sich eingelebt, wie in der Ehe selbst aus Freundschaft Zärtlichkeit und Liebe geworden war, und nicht am wenigsten reizend sind diejenigen Stellen ihrer Correspondenz, in denen sie die Schwächen des Gemahls gelinde verspottet, sich entschuldigend, daß sie das Papier zu ihrem Gekritzel verkehrt genommen oder unverantwortlich gegen die Gesetze der Syntax verstoßen habe. Wir lesen jetzt diese gekritzelten Briefe mit all' ihren Sprachsünden im saubersten und correctesten Druck. Auch nach ihrem Tode nämlich war sie sein Trost und sein Stolz; er beeilte sich, auch ihr ein biographisches Denkmal zu errichten und mit dem Schatz, den er in ihr besessen, Parade zu machen. Als Manuscript erschien noch im Jahre 1833 „Rahel; ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", jene Sammlung von Briefen und Tagebuchgedanken, die dann, auf drei Bände erweitert, schon im folgenden Jahre auch dem größeren Publicum übergeben wurde. Das Buch bedurfte der Ergänzung und Erläuterung; so schlossen sich unter dem Titel „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" 1836 zwei Bände ausgewählter Briefe an Rahel mit theils ausgeführteren Charakteristiken, theils kurzen biographischen Notizen über Rahel's Freunde und Freundinnen an. Ja, diesem Bestreben, mit ihr und ihren Geistesverwandten fortzuleben, wird mittelbar auch die kleine Schrift ihren Ursprung ver-

danken, in der er im Jahre 1837 das Leben einer anderen geistreichen Frau, der Freundin Leibnitzens, der ersten Königin von Preußen, Sophie Charlotte, beschrieb. Erst nun kehrte er zu den Helden des siebenjährigen Krieges zurück. Der Keith ist endlich fertig. Sein rastloser schriftstellerischer Trieb läßt ihn nach neuer Arbeit verlangen. Ein köstlicher Stoff geräth in seine Hände. Es ist noch nicht lange her, da hat ein von den merkwürdigsten Umständen begleiteter Selbstmord, die That eines achtundsiebzigjährigen Greises, die ganze Hauptstadt in Aufregung versetzt. Der so unglücklich endete, war der Verfasser des berüchtigten „schwarzen Buchs", ein Mann, der mit der ganzen Schwärmerei der Rechtschaffenheit in seiner Jugend den hoffnungslosen Kampf gegen die Macht eines corrumpirten Beamtenthums, gegen die Schäden der Verwaltung unter dem altpreußischen Absolutismus, auf eigene Hand gekämpft hatte. Schon war um diese Zeit, in der Mitte der vierziger Jahre, die oppositionelle Stimmung gegen den neusten, romantischen Absolutismus hoch angeschwollen. Sie hatte auch unseren nun schon zu lange zur Disposition gestellten Staatsmann ergriffen. Zum ersten Mal beschließt er, eine Tendenz-Biographie zu schreiben. In dem Stoff selbst liegt die Tendenz; er wird sich, wie immer, möglichst objectiv halten, seine Parteinahme ganz in die Sachen selbst verstecken dürfen; diese Sachen sind diesmal stark genug, so stark, daß alle Vorsorge nöthig ist, um weder vorher der Censur Anstoß zu geben, noch nachträglich durch tendenziöse Recensenten in allzu starken oppositionellen Geruch zu kommen. Wie dem sei, vielleicht besticht auch uns das Gefallen an dem Thema und die Freude an dem Mann — genug, uns scheint, daß das „preußische Charakterbild, Hans von Held" (1845, Leipzig bei Weidmann) die gelungenste, die spannendste der Varnhagen'schen Biographien sei. Er hat seitdem, wenn wir von dem Freundschaftsdienst absehen, den er 1847 dem wackeren Karl Müller durch Bevorwortung und Herausgabe von dessen kleinen Schriften erwies, nur noch Ein größeres biographisches Werk geschrieben. Erst nach langer Pause, im Jahre 1853 gab er in dem „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz" seiner Blücher-Biographie ein würdiges Seitenstück. Neben den Feldherrn der Befreiungskriege auch die großen Staatsmänner dieser Epoche in biographischen Darstellungen zu feiern, war ein Plan, den er lange mit sich herumtrug. Ein Leben Stein's aus dieser Feder wäre sicher ein noch wunderlicheres Werk geworden als sein Leben Blücher's. Wie gern wir dies daher missen: daß für eine Schilderung des ihm so viel näher stehenden und innerlich so viel verwandteren Hardenberg die

Materialien sich nicht hinreichend zusammenfinden wollten, bleibt unter allen Umständen zu bedauern.

Denn zwar ein Geschichtswerk im eigentlichsten Sinne des Worts wäre auch diese Biographie nicht geworden, Geschichtswerke in diesem Sinn sind sie sämmtlich nicht. Sie sind und wollen in erster Linie historische Bilder, literarische Kunstwerke sein; sie tragen, und tragen bewußter Weise den Stempel jener dilettantischen Bildung, in welcher der Verfasser hängen geblieben, in der er sich dann mit Absicht und Eifer befestigt hatte. Eben diesem Dilettantismus sucht er das Ehrenbürgerrecht in der historischen Literatur zu erkämpfen. Wie früher seine Gedichte einen philologischen Charakter, so haben umgekehrt diese Lebensbeschreibungen einen schöngeistigen, ästhetischen Anstrich. Sie sollen, das ist des Verfassers Bestreben, dieselbe universelle Geltung für die Gebildeten unserer Nation behaupten, wie die Werke unserer Klassiker: der Gelehrte soll sie auf seinem Bücherbrett nicht entbehren können und der Weltmann, die elegante Dame soll sich um ihretwillen gern in der Lectüre des neusten Romans unterbrechen. Niemand ist weiter als er von der Meinung entfernt, deren Widerlegung einer von Macaulay's Lieblingsgemeinplätzen ist, daß gewisse kleine, anekdotische Züge der Würde der Geschichte, geschweige denn der Lebensgeschichte Abbruch thun: viel mehr als die Würde der Geschichte liegt ihm der Reiz der Geschichte am Herzen. Wie es aber Pedanten giebt, die um jener Würde willen trocken und langweilig werden, so ist er von der äußersten Empfindlichkeit, von der peinlichsten Sorge für die schöne Erscheinung, für die gebildete Form der Darstellung — er ist der Pedant des ästhetischen Anstands. Wie leicht, meint er am Schlusse einer seiner Recensionen, hätte Eichhorn seinem Bericht über „die Centralverwaltung der Verbündeten" mehr „stetigen Fluß" geben können, wenn er es vermieden hätte, seine Sätze nach Zahlen zu reihen! Dergleichen nämlich erinnert an Actenstil, und dergleichen soll bei Leibe seine Darstellungen nicht verunzieren. Es giebt Leser und vornehmlich Leserinnen, die grundsätzlich kein Buch mit Noten unter dem Texte in die Hand nehmen. Weg mit dieser Gelehrten-Unsitte! Niemand hat jemals unter einer von Varnhagen geschriebenen Seite etwas so Unanständiges wie eine Anmerkung oder ein Citat gesehen. Er ist, anfangs wenigstens, noch ekler. Eine Vorstellung an den Regensburger Reichsrath, worin der Graf zur Lippe gegen ein kaiserliches Mandat remonstrirte, verdiente, wie unser Autor selbst sagt, als eine Probe, wie der Graf die Feder handhabte und als ein „Denkmal vergangener Verhältnisse" mitgetheilt zu werden.

Allein das Actenstück würde den „stetigen Fluß" der Erzählung unterbrechen, die barbarische Sprache und der Kanzleistil des Grafen würde der geleckten Darstellung seines Biographen einen Flecken anheften; während ein elendes Probestück Fouqué'scher Poesie wie ein Zierrath der Biographie hintenangehängt wird, so wird das charakteristische Document dem Leser vorenthalten! Von solcher Thorheit freilich kam er später zurück. Was wäre ein Leben der Sophie Charlotte gewesen ohne die eigenen Briefe der Königin und ohne die Briefe Leibnitzens? Da weicht denn, gut oder übel, der Aesthetiker dem Historiker; er verzichtet darauf, „durch allgemeinere Behandlung ein mehr künstlerisches Bild" zu liefern, er findet sich in die Nothwendigkeit, seine Schilderung „an thatsächlichen Angaben hinzuführen". Besonders reich fließen seine handschriftlichen Materialien für das Leben Keith's, und so bekömmt denn diese Biographie durch ziemlich leichte Aneinanderfügung von des Königs französischen Briefen und des Feldmarschalls englischen Aufzeichnungen ein vorzugsweise buntscheckiges Aussehen. Aus der Noth jedoch läßt sich am Ende gar eine Tugend machen. Ist es nicht auch eine Kunst, durch geschickte Aneinanderreihung von Actenstücken, durch betrachtende, orientirende, aufklärende Zwischenrede ein Ganzes entstehen zu lassen? So war gelegentlich Göthe verfahren; so ist das Verfahren unseres Biographen in der Arbeit vom Jahre 1853: „Voltaire in Frankfurt am Main", so ist es in einigen kleineren biographischen Stücken, und noch mehr zieht sich der Darsteller zurück, er giebt blos einen Rahmen zu dem Bilde in den 1830 von ihm herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Joh. Benj. Erhard".

Nicht blos an der Beschaffenheit der Quellen jedoch — viel schlimmeren Anstoß wird der ästhetische Purismus an den Härten, Rauhheiten und Unschönheiten der biographischen Stoffe selber nehmen. Ja, wenn immer nur geistreiche Frauen, wohlgezogene Diplomaten und gewählt redende Hofmänner darzustellen gewesen wären! Es wäre das auch gar zu langweilig gewesen! Mit Vorliebe fast sucht sich der Pinsel unseres Portraitisten die knorrigen Gestalten rücksichtsloser Kriegsmänner, die starken und derben Charaktere aus. So etwa wie Balthasar Denner seine größte Meisterschaft an den Runzeln und Falten, den Warzen und Bartstubben alter Frauen- und Männergesichter zu entfalten liebte, so reizen Varnhagen's biographische Kunst die Härten und Unebenheiten von Charakteren, deren Gehalt und Art der Feinheit seines Pinsels geradezu zu widerstreben scheint. Augenscheinlich, es ist sein künstlerischer Ehrgeiz, gerade diese

ungeberdigen Erscheinungen zu discipliniren, sie courfähig zu machen, sie in die gebildete, vornehme Gesellschaft einzuführen. Sie machen ihm nicht weniger zu schaffen als die vier Evangelisten dem Doctor Bahrdt! Ein halbes Dutzend Varnhagen'scher Biographien gäben wir darum, wenn es uns vergönnt sein könnte, das Ergötzen des alten Dessauer über die Entschuldigung mitanzusehn, mit welcher der zimperliche Schriftsteller ihn introducirt: — es sei unmöglich, die Eigenheit der Züge des Mannes in zierlicher Reinschrift wiederzugeben; man werde jedoch hoffentlich erkennen, wie er dennoch bemüht gewesen, zu mildern, „was ganz abzuweisen die geschichtliche Treue meinem sonst wohlgefühlten Bedenken nicht verstatten wollte". „Der Ausdruck", so heißt es in dem Vorwort zu dem Leben Blücher's, „ist hier oft mit dem Stoffe hart im Streit gewesen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Aeußerungen, noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben würde; Beides war oft kaum vereinbar, doch mußte die Grenze des Schicklichen stets das Hauptaugenmerk bleiben." Auch inmitten des Vortrags kehrt solche Ziererei und entschuldigende Bevorwortung wieder. Mit spitzen Fingern werden die groben, unsaubern Geschichten angefaßt — und bei dem Allen hat man zuweilen den Eindruck, als ob es den Erzähler kitzele, daß nur er es verstehe, und daß nur ihm erlaubt sei, vor den Ohren der Damen von Dingen zu reden, bei denen sie die Augen niederschlagen müssen.

Man sieht wohl, etwas Anderes ist es, historische Stoffe mit ästhetischem Firniß überziehen und etwas Anderes, sie poetisiren, sie in durchgreifender künstlerischer Darstellung bewältigen. Schon der völlige Mangel jedes dramatischen Talents macht das Letztere unserem Autor unmöglich. Mit gutem Grunde hatte er sein Trauerspiel Heinrich IV. frühzeitig bei Seite geschoben. Man lese — im achten Bande der Denkwürdigkeiten — die dramatisch gehaltenen Schilderungen von Rahel's Gesellschaftsleben im Jahre 1801 und im Jahre 1830: — nicht einmal die beabsichtigte Mystifikation, das kokette Versteckspielen mit seiner eigenen Person gelingt dem Darsteller; wie viel weniger die sonstige dramatische Haltung; wie ungeschickt sind die Figuren aufeinandergepackt, wie mühselig werden sie in einige Bewegung gebracht! Dieselbe Ungeschicklichkeit fast überall, wo er Gesprächsscenen in directer Rede wiederzugeben den Versuch macht. Und diese Ungeschicklichkeit im Dramatisiren ist nicht etwa in epischer Objectivität begründet. Ein trefflicher Erzähler ist er ja gewiß, aber auch im Erzählen kömmt er im Grunde nie aus der indirecten Rede heraus. Das heißt: immer ist er, der Erzähler, dabei; er stellt seine Menschen nicht so-

wohl dar, als er sie begleitend vorstellt; nicht aus ihrem eigenen Ich bewegen sie sich heraus mit plastischer Wahrheit, mit dramatischer Lebendigkeit, sondern das Ich des Biographen ist der Spiegel, der glatte, blanke und etwas verkleinernde Spiegel, in dem wir sie zu sehen bekommen. Wir sehen sie in flächenhafter Erscheinung; und daß er nur ja nicht versuche, sie aus der Fläche herausheben zu wollen, denn aus ähnlichen Bildern werden dann zuverlässig höchst unnatürliche, steife und todtenartige Wachsfiguren. Aehnlich, in der That, sind die Bilder, aber nicht von jener überraschenden und erfreuenden Aehnlichkeit, bei der wir unwillkürlich meinen, das Bild schreite aus der Leinwand heraus und uns nicht erwehren können, auszurufen, das sei der Mann wie er leibe und lebe. Wenn wir alle diese Portraits der Reihe nach angesehen haben, so prägt sich uns sicherlich nicht so sehr die Verschiedenheit der Physiognomien als die Einheit der Manier ein, in der sie sämmtlich gemalt sind. Es gilt das von den Begebenheiten nicht minder als von den Personen. Auch diese heben sich nirgends kräftig gegen einander ab. Da ist kein Auf und Ab des Interesses, kein Wechsel der Stimmung und des Pathos, keine Rückwirkung des Erzählten auf die Miene und den Ton des Erzählers. Nach fast gleichem Schema und in nie abbrechendem Zuge verlaufen diese Biographien von der Vorgeschichte der Abstammung des Helden bis zu der Schilderung von dessen äußerer Erscheinung, wie sie in Bildern und Denkmalen erhalten ist. Varnhagen kennt keine Eintheilung in Bücher oder Capitel, keine Ruhepunkte der Erzählung, wie sie doch selbst für das Epos und den Roman Bedürfniß sind. Fordert etwa die erstrebte Gegenständlichkeit ein solches Fernhalten von Einschnitten, Uebersichten und gruppirenden Theilungen? Verläuft etwa das Leben der Menschen so ähnlich einem immer fortrinnenden Strome, einem immer gleich sich abspinnenden Faden? Es muß wohl; es mag dem Manne so erscheinen, der kaum in irgend einer seiner zahlreichen Biographien eine Ahnung davon verrathen hat, daß der eigenste Begriff alles Lebens Entwickelung ist und daß alle Entwickelung ihre Stufen hat, in denen sie, ihrer Stetigkeit unbeschadet, sich rückblickend zusammennimmt und für den weiteren Weg vorbereitet. Es ist nicht zufällig, daß Varnhagen niemals den stillen Gang eines in innerlichen Erlebnissen und in Thaten des Geistes sich vollziehenden Lebens darzustellen unternommen hat; nicht das war es, was ihn an Zinzendorf reizte und nicht das ist es, was wir an diesem Stück zu loben fänden. In diesem Elemente ist er nur da, wo er an einer Fülle äußerlicher Erlebnisse, Begebenheit an Begebenheit knüpfend, seine Erzählung weiter-

spinnen kann. Damit ist er geschützt vor der Gefahr construirender Geschichtschreibung, aber auch völlig unfähig, ein Leben von jenem Ganzen aus, das früher ist als die Theile, von seiner eigenen, aus der Einzelheit der Erscheinungen erahndeten Idee aus, ja, unfähig, es im inneren Zusammenhange und in der Wechselwirkung mit dem allgemeinen Leben der Zeit darzustellen. Der Ideen freilich kann Niemand ganz entrathen, wenn er sie auch nur als Mörtel oder als Putz brauchte. Vielleicht thun es auch billigere Surrogate. Es ist bequemer und obenein vornehmer, das Leben und Wirken bedeutender Männer — so drückte der alte Arndt sich aus — „ein bischen zu bephilosophiren", als es von Innen heraus verstehend wiederzugeben. Wie gern schenkte man dem Verfasser jene matten, nichtssagenden Reflexionen, die wie ein zäher Schleim den übrigens blanken Thatsachen anhängen. Namentlich zu Anfang liebt er es, mit der Ueberlegenheit reifer Weisheit irgend eine Trivialität, irgend ein wohlstilisirtes Nichts von Gedanken zum Besten zu geben. Es scheint, als ob das ganze folgende Werk an diesem höchsten Gesichtspunkt aufgehängt werden solle: bei Licht besehen ist die anspruchsvolle Einleitung, ist ebenso der Epilog eines jener abgegriffenen Versatzstücke, die schon oft gedient haben und in Wahrheit gleich gut als Decoration für hundert Stücke dienen können; es war nicht, wie wir meinten, die Ouvertüre, sondern nur das Stimmen der Instrumente, nur das Sichräuspern des Erzählers. Wie am Anfang und Ende, so im Verlauf. Zuweilen auch verdanken die eingestreuten Betrachtungen ihren Ursprung lediglich einem formellen, stilistischen Bedürfniß. Um dem Vortrag jenen „stetigen Fluß" zu geben, um ein Glied der Erzählung an ein folgendes anzunieten, wird eine allgemeine Sentenz zu Hülfe gerufen. Nirgends soll es Lücken und Fugen geben. Wie sich die Rede partikelreich weiterschlingt, so werden durch Flickwendungen auch die größeren Absätze der Erzählung in einander geschlungen. Wir werden durch diese einleitenden und ausleitenden Allgemeinheiten an die Gewohnheit der alten Kanzlisten erinnert, die Anfänge und Schlüsse ihrer Schriftstücke durch kalligraphische Schnörkel zu verzieren: es sind Gedankenarabesken von gefälligem Schwung, aber ohne alle Bedeutung; und jene Uebergangswendungen wieder lassen uns den gewandten Gesprächführer erkennen, der sich nicht blos von Thema zu Thema, sondern auch von einem Gesellschaftsgliede zum anderen zu wenden, der abzubrechen versteht, ohne doch stehen zu lassen. Dieselbe oder doch eine ähnliche Kunst wird unserem Schriftsteller da zu Statten kommen, wo es Lücken des sachlichen Zusammenhangs, der Quellen und der Thatsachen aus-

zustopfen gilt. In der That, bei aller Genauigkeit dieser Biographien, die durch den Fleiß und durch den Sinn des Mannes für das Einzelne verbürgt ist, fehlt es denselben doch an jeder in der Darstellung selbst niedergelegten Bürgschaft für ihre Zuverlässigkeit. Nur sehr selten wird vor den Augen des Lesers Kritik geübt: der runde, wohlgefügte, überall zusammenstimmende Vortrag soll uns über jedes Bedenken und jede Unsicherheit in Betreff der Vollständigkeit und Richtigkeit des Thatsächlichen hinweghelfen. Der ästhetische Schein mit Einem Wort, ist das allein bestimmende Princip. Wir wissen heutzutage, daß es eine mächtigere, eine weniger ekle Kunst auch für die Biographie giebt. Mit dem durchgebildetsten Sinn für die schöne Form hat Strauß zugleich die strengsten Forderungen philologischer Kritik zu befriedigen, hat Droysen die populäre Kraft und den lebhaften Accent patriotischer Gesinnung zu verbinden gewußt. Wir gestehen unsere völlige Unfähigkeit, über das Zutreffende der Varnhagen'schen Schlachtenschilderungen ein sachverständiges Urtheil zu fällen; sie mögen genau, sie mögen — denn auch darüber mißtrauen wir unserem Eindruck — anschaulich und lebendig sein. Der rechte Schlachtenmaler ist dies dennoch ganz gewiß nicht. Auch als Laien dürfen wir es sagen: selbst der treuste und anschaulichste Bericht der äußeren Vorgänge einer Schlacht ist noch lange kein Schlachtbild. Den furchtbaren Ernst eines Massenkampfes im Zusammenhang mit den bestimmenden inneren Factoren, mit den Plänen und der Seelenbewegung der Feldherren, mit der moralischen Haltung der Truppen dem Leser zu vergegenwärtigen, dazu fehlt unserem Biographen die Kunst, weil der Kunst der Mann fehlt. So wenig aber den Ernst einer Schlacht, so wenig weiß er den Ernst eines Lebens zu schildern. Wen haben jemals seine Lebensbilder im Innersten der Seele ergriffen oder erhoben? Kunstwerke wollen es sein —: „neue, schöne Kunststücke, Stücke der Kunst" sind es geworden; sie haben all' ihre Wirkung gethan, wenn sie uns gefällig unterhalten, unsere Neu- und Wißbegierde in geschmackvoller Weise beschäftigt haben.

Oder hätten sie uns zuweilen auch geärgert und verstimmt? Haben wir sie nicht zuweilen mit Unwillen und Widerwillen aus der Hand gelegt? Der berühmte englische Essayist und Biograph spricht von der Bewunderungssucht, von der lues Boswelliana, wie er sie tauft, als derjenigen geistigen Krankheit, in welche Biographen, Uebersetzer und Herausgeber unter dem Einfluß ihrer Beschäftigung nur allzuleicht verfielen. Eine verwandte, aber, wie uns dünkt, sowohl entnervendere wie ansteckendere Krankheit ist die Verschönerungs- und

Beschönigungssucht, und diese dürfte füglich nach Varnhagen benannt werden. Er trug dieselbe längst in sich; zur vollen Ausbildung jedoch kam sie erst bei seiner biographischen Schriftstellerei. Sie zeigt sich in den gelindesten Formen, wenn er es mit Figuren wie Blücher oder Hans von Held, mit Männern zu thun hat, deren Naturen von der seinigen möglichst weit abliegen. Das Derbe und Starke wird hier nur abgeschwächt und verdünnt; wir urtheilen mit Arndt, daß „den Figuren die Knochen fehlen", daß es „Pinseleien" sind, in denen der Mangel an kräftiger Zeichnung durch Farben und künstliche Widerscheine ersetzt werden soll. Schon schlimmer, wenn er Seinesgleichen schildert. Er würde, scheint es, über sein eignes Dichten den Stab brechen, wenn er nicht mit dem glimpflichsten Wohlwollen, mit dem gedämpftesten, schonendsten Tadel von den Gedichten des Herrn v. Canitz spräche. Und wer ist der Mann, von dem er rühmt, daß „seine Feder für die gewandteste von der Welt galt, der es an sicherem Tact und reicher Eleganz keine andere nachthat?" Nicht etwa er selbst, — sondern der Oberceremonienmeister v. Besser. Der Raufbold wird nahezu zum Helden, und zu der Erzählung einer ehrlosen Geschichte, wo derselbe auf höheren Auftrag einen Italiäner in gut italiänischer Weise überlistet, hat er nichts zu bemerken als daß ihn „größere Zartheit einen Auftrag dieser Art wohl lieber hätte vermeiden lassen"! Aber nun vollends, wenn er an den Kreis von Persönlichkeiten herantritt, dem die „Bildnisse aus Rahel's Umgang" angehören. Es ist eine Musterkarte von zügellosen, sinnlichen, schwelgerischen, egoistischen Menschen, von Menschen, die mit Geist, Witz, Genie, geselligem Talent, glänzendem Aeußern oder vornehmer Stellung für alle Schuld ihres „schönen Leichtsinns" zahlen. Da ist der geniale, tapfere, unbändige Prinz Louis Ferdinand, da ist der talentvolle, redegewandte Poltron, der charakterlose und lüderliche Gentz, da ist eine ganze Schaar verwandter, mehr untergeordneter Geister. Und hier nun, wo keine detaillirende Erzählung der Charakteristik berichtigend und controlirend zur Seite geht, hier erreicht die schmeichelnde Schönmalerei des Biographen ihren Höhepunkt. Vortreffliche, bewunderungswürdige, einzige Individuen sind sie alle, wenn nicht unserer Nachahmung, so doch unseres Neides werth; die Tugend sinkt im Preise, und der Liebenswürdigkeit, der geistreichen Unsittlichkeit gebührt die Palme! Es ist wahr, gerade diese Gesellschaft war es, in der unserem Freunde zuerst ein reicheres, geistigeres, freieres Leben aufgegangen war. Es war die Gesellschaft Rahel's. Ihr Blick hatte mit Vorliebe die guten Seiten der Menschen ausgespäht; ihrem reichen und beweglichen Herzen

war es Bedürfniß, um so mehr zu lieben, je mehr ihr scharfsichtiges Auge Schwächen und Flecken erblickte. Mit dem Sinne Rahel's sucht Varnhagen Rahel's Freunde darzustellen — nur daß bei ihm zur Kunst wird, was bei ihr Natur war, nur daß es dem Manne nicht ziemt, den Ernst der sittlichen Anforderungen dem Reiz des Gefallenden, des Rührenden, des Liebenswürdigen zu opfern. Kunst, bewußte Kunst und Mangel an sittlicher Selbständigkeit ist Alles. Es ist die Kunst, wie sie ein Alter den verweichlichten Bürgern des späteren Athen nachrühmte, die Kunst, auch die Misthaufen anzumalen. Niemals so wie in diesen kürzeren Charakteristiken hat sich Varnhagen als biographischer Künstler gefühlt; niemals so wie hier mit dem Bewußtsein sich geschmeichelt, in hoher Weltübersicht, in künstlerischer Unparteilichkeit, in reiner „Darstellung und Bezeichnung" den trivialen Rücksichten einer engherzigen, unschönen Moral enthoben zu sein. Nicht zu vergessen, daß alle diese so schmeichelnd angetuschten Figuren in dem Heiligenschein der Vornehmheit glänzen. Für Alles, was diesen Heiligenschein trägt, hat er eine angeborne und anerzogene Schwäche. Der Repräsentant schöner Bildung ist ja in dem Göthe'schen Roman Lothario; aristokratisch war ja unsere ganze klassische Literatur: die Verwechselung lag nahe, das Aristokratische als solches für das Klassische zu nehmen und das Vornehme mit dem Schönen zu identificiren. Varnhagen ist nie mit beißenderem Lob gekitzelt worden, als wenn ihn Alexander Humboldt als „den Richter nicht blos des Geschmacks, sondern auch des Anstandes und vornehmer Sitte preist". Seine Kunst ist in Wahrheit nur zur Hälfte Kunst, zur anderen und größeren Hälfte ist sie vornehmes Wesen und diplomatische Manier. Die Diplomatie — wir sagten es bereits — verdarb vollends an seinem schriftstellerischen Charakter den letzten Rest von Natürlichkeit. Diplomatische Formen wurden ihm synonym mit schönen Formen. Seine Charakteristiken diplomatisiren mit den Menschen, die sie darstellen, mit der Sprache wie mit dem Stil. Wer hat sie nicht eine Weile bewundert und wen hat sie nicht am Ende angewidert, diese umbiegende, ausbeugende, leisetretende, flüsternde, düftelnde Schreibweise? Wie er das Talleyrand'sche Wort von der Sprache zu Ehren bringt! Wie er es so meisterlich versteht, über die Dinge hinzugleiten, ohne ihnen allzu nahe gekommen zu sein! Wie er bei bedenklichen Punkten so wundervoll mit Worten schweigen kann und mit bedeutender Miene sich seitwärts stellt, um zu winken, wieviel noch zu sagen, zu errathen übrig sei! Eine der feinsten, durchgearbeitetsten und gehaltvollsten ohne Frage ist seine Charakteristik Wilhelm's von Humboldt. Aber wer ergründet den Sinn eines Satzes, wie der:

gelegentlich habe Humboldt die Rolle übermüthigen Verneinens, die man ihm angedichtet, wirklich gespielt, „und so ist der Ruf bald entschieden und stimmt nur allzugern den Bezeichnungen bei, denen er widersprechen sollte?" Den Bezeichnungen. Welchen Bezeichnungen? Ein Zufall, daß wir diesmal dem schriftstellernden Diplomaten in die Karten gucken können. Es geschah auf ein Monitum von Wilhelm's Bruder Alexander, daß die Ausdrücke „Mephistopheles oder Reineke" in die Wolke jenes nichtssagenden Relativsatzes entrückt wurden! Wie oft mag er in ähnlicher Weise diplomatisirt, wie oft die Wolle mitweggebürstet haben, wenn er einen Fleck oder ein Fleckchen entfernen wollte!

Wiederholt natürlich ist diese euphemistische Manier tadelnd hervorgehoben worden und wiederholt hat sich Varnhagen dagegen zu vertheidigen gesucht. „Die Leute", so schreibt er einmal auf Anlaß eines derartigen Recensententadels in sein Tagebuch, „die Leute wissen nicht, wie sehr ich von Natur geneigt und befähigt bin zum Erkennen der Schwächen, zum scharfen Tadeln, zum streitsüchtigen Angreifen, und wie große Anstrengung mir nöthig war, diesen Hang zu überwinden." Wir bilden uns ein, es auch ohne diese Tagebuchsconfession, es auch dann gewußt zu haben, wenn wir Rahel's Ermahnung an ihren jungen Freund nicht gelesen hätten, er möge „Laune, kleine Bosheit und Probirsucht nicht spielen lassen". Wir würden es wissen, weil oft genug durch die glatte diplomatische Maske der alte Adam hindurchguckt — überall da durchguckt, wo verletzte Eitelkeit einen Groll bewahrt hat. Die Art und Weise, wie er der Größe Stein's so gern etwas abdingen möchte, wie er bei jeder Gelegenheit an Schleiermacher rupft und mäkelt, ja selbst der Ton, in welchem er Arndt lobt, sind charakteristische Beispiele, doppelt charakteristisch, wenn man damit den Aufwand vergleicht, mit welchem die Gentz und Consorten herausgeputzt werden. Diese verkleinernde Mäkelei ist eben einfach die Kehrseite jener Beschönigungssucht. Denn Höflichkeit ist nicht Gerechtigkeit und Vermittelungskunst ist nicht Billigkeit. Wir kennen nur Eine Form der Charakteristik, bei der die sittliche Unsicherheit unseres Biographen kein Hinderniß wird, seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen Sinn für die Schwächen der Menschen voll zu verwerthen. Bei jenen Figuren, die so wunderlich geartet sind, daß wir den moralischen Maaßstab von selbst bei Seite lassen, um sie einzig mit naturhistorischem Interesse als eine seltene Menschen-Spielart zu betrachten, da findet er glücklich den allein zutreffenden Ton überlegenen Humors. So gelingt ihm die Charakteristik von Mephistopheles-Wiesel, so schildert er mit reinem Behagen den tollen Spieler und Schauspieler Czechtizky, so con-

struirt er den nichtsnutzigen Diplomaten Scholz ganz ergötzlich als eine Mischung von Faulheit, Pedanterie und Eigenliebe.

Solcher in's Breite gehenden Menschenbeurtheilung lag nun aber eine nicht weniger weitausgreifende Bücherbeurtheilung zur Seite, — die biographische Thätigkeit Varnhagen's fand ihre Ergänzung in der kritischen. Immer schon hatte er seine Lesefrüchte als Recensionen für befreundete Zeitschriften, insbesondere für die Allgemeine Literaturzeitung abgelagert. Er gewann jetzt für diese kritische Schriftstellerei einen neuen, unschätzbaren Anhalt. Von einer selbständigen Macht, einer geistigen Richtung, einer Autorität oder Schule getragen zu werden, war ihm allezeit Bedürfniß gewesen. Eine Schule gab es jetzt in Berlin, die dieses Bedürfniß vollauf befriedigte. Wie ehedem die Schlegel'sche Partei eine Allianz mit dem Berlinismus eingegangen war, so stand jetzt die Hauptstadt unter der Herrschaft und dem Wechseleinfluß eines gebietenderen und gediegeneren Geistes. Selbst Fichte war im Ganzen und Großen vergessen, seit die Hegel'sche Philosophie ihren Sitz in Berlin aufgeschlagen und von da aus in alle Kreise des Lebens, der Bildung, der Literatur und Wissenschaft hinüberwirkte. Die Pietät, mit welcher Rahel an den Gedanken Fichte's hing, konnte doch nicht aufkommen gegen die mächtige Gegenwart eines mit zahllosen Wurzeln in die Interessen, die Stimmungen, die Vorstellungen der Menschen sich einschlingenden Systems. Zum Hegelianer zwar im strengen Sinne des Worts war Varnhagen schon deshelb verdorben, weil ihm nicht weniger als Alles abging, was den philosophischen Kopf macht, weil er für Systematik, für strengen begrifflichen Zusammenhang, für methodische Dialektik schlechterdings kein Organ besaß; er war es auch deshalb, weil in seiner Auffassungsweise das Individuelle gerade den umgekehrten Platz wie in der Hegel'schen Weltansicht einnahm. Nur um so mehr indeß that es ihm Noth, sich durch Ideen und wohlgeordnete Allgemeinheiten den Rücken decken zu lassen. Neben ihren ordentlichen hat jede Gesellschaft ihre außerordentlichen Mitglieder, ihre Gäste und Anhängsel, die oft nicht weniger gern gesehen sind, als der eigentliche Stamm. So war das Verhältniß Varnhagen's zu der Hegel'schen Schule. Auch in Hegel'scher Philosophie zu dilettiren, das war durchaus im Geschmack des großen Dilettanten. Es gereichte ihm zur Genugthuung, sich — um seine eigenen Worte zu brauchen — „in den Kreis geistiger Bestrebungen gestellt zu sehen, die sich um den Namen Hegel gesammelt haben, und des Lichtes mitzugenießen, welches von daher ausgeht". War doch dieses Licht immer zugänglicher geworden, hatten sich doch

schon Dolmetscher genug gefunden, die den schwerfälligen schwäbischen Dialekt des Meisters in fließendes Deutsch, seine scholastische Rede in Feuilletonstil umsetzten. Niemand that dies in virtuoserer Weise als Eduard Gans. Das war ganz der Mann dazu, um einem Franzosen in einer halben Stunde den esprit der Hegel'schen Logik beizubringen. Ein angebornes Sprech- und Formtalent, ein natürlicher Sinn für Eleganz hatte sich bei dem Manne mit französischer Cultur zu der Fähigkeit verbunden, das Gründlichste und Schwerste mit glänzender Oberflächlichkeit und Leichtigkeit vorzutragen. Einer der Hauptvermittler zwischen der Hegel'schen Philosophie und der Belletristik, zwischen der Dialektik des absoluten Idealismus und der Berliner Raisonnirgewandtheit, zwischen den Ideen der Schule und dem Witz der vornehmen Gesellschaft, war es Gans, der auch Varnhagen das Verständniß für diejenige Seite des Systems nahebrachte, von der es dem hochgebildeten Schriftsteller, dem Verehrer und Nachahmer Göthe's anziehend sein konnte.

Vielmehr aber: gerade dieser Göthecultus Varnhagen's bildete an sich selbst die beste Vermittelung, wenn nicht mit dem Hegel'schen System, so doch mit der Hegel'schen Denkweise. Zu wenig vielleicht haben wir in unserer bisherigen Darstellung diesen Göthecultus hervorgehoben, und doch fällt dem Leser Varnhagen'scher Schriften auf den ersten Blick nichts so sehr auf als das offenbare Bestreben, wie Göthe zu schreiben und zu urtheilen. Bis auf das neuste durch die Herausgabe der Tagebücher hervorgerufene Skandal verband sich bei Vielen mit der Nennung des Namens Varnhagen kaum eine andere Vorstellung als die eines Schriftstellers, der Biographien und Denkwürdigkeiten verfaßt und dabei den Stil Göthe's, des alten Göthe, affectirt habe. Die Charakteristik hat vollkommen guten Grund, so sehr, daß man das Göthisiren des Mannes geradezu als das Princip seiner Schriftstellerei fassen und von da aus dieselbe deuten und abschätzen könnte. Wir selbst haben berichtet, wie er frühzeitig aus dem Wilhelm Meister ein auf Nachbildung ausgehendes Studium machte und haben wenigstens angedeutet, wie die Verbindung mit Rahel, die in Göthe die vollendetste Offenbarung alles Menschlichen und alles Dichterischen verehrte, seinen eigenen Göthianismus steigerte. Es war Ende 1811, als er eine Sammlung von Stellen aus Rahel's Briefwechsel, Urtheile über Göthe enthaltend, dem alten Herrn nach Weimar sandte, um sie dann nach eingeholter Erlaubniß im folgenden Jahr im Morgenblatt zu veröffentlichen. Die Antwort Göthe's vom 10. December 1811 war so freundlich ausgefallen, daß sein Eifer, sich der

Verkündigung Göthe's zu widmen, nur wachsen konnte. Eben war auch der erste Band von Wahrheit und Dichtung erschienen und hatte ihn, dem ja Persönliches und Biographisches noch viel unmittelbarer in den Sinn ging als das eigentlich Poetische, von Neuem ganz mit dem Göthe'schen Wesen erfüllt. Band für Band dieser Göthe'schen Lebensconfessionen begleitete er fortan bei ihrem jedesmaligen Erscheinen mit eingehenden, die Züge jenes Lebens und die Züge der Darstellung nachmalenden Besprechungen. Im Jahre 1816 verfehlte er nicht, seine eigenen novellistischen und poetischen Versuche dem Dichter zuzusenden. Ein begeisterter Bericht giebt uns den Eindruck wieder, den er von Göthe, dem Menschen, empfing, als er im November des folgenden Jahres, auf der Rückreise von Berlin nach Karlsruhe, demselben zum ersten Mal persönlich nahe trat. Mit einer eigenen literarischen Festgabe feierte er den fünfundsiebzigsten Geburtstag Göthe's, indem er ihm aus den „Zeugnissen der Mitlebenden", aus aller Verehrung, die seit dem ersten Auftreten des Dichters in unserem Vaterlande laut geworden, noch bei Lebzeiten ein Denkmal errichtete, eine Sammlung, die er auf dem Titel als Beilage zu allen Ausgaben von Göthe's Werken bezeichnete, und in der natürlich Varnhagen's und Rahel's Urtheile in Versen und Prosa nicht fehlen. Wäre dieser „ersten Sammlung" eine zweite gefolgt, sie würde noch ein gut Theil mehr Varnhagen'scher Artikel enthalten haben, denn die ferneren Auslassungen über Göthe bilden eine lange Liste. Des Auslegens, Vertheidigens, Anpreisens findet er kein Ende; bei jedem Anlaß ist er seinem Meister zu unbedingtem Dienste gewärtig, und von der natürlichen Tochter bis zu den Wanderjahren und bis zum zweiten Theil des Faust gilt ihm jedes Werk desselben als gleich meisterhaft und über Kritik und Tadel erhaben. Wohl durfte ihn Göthe „zu seinen ältesten und geprüftesten Freunden" zählen; ein Bewunderer seiner biographischen Arbeiten, die er auch öffentlich mit mäßigem Lobe anzeigt, erfreut er ihn durch Zusendung von dahin einschlagenden Erinnerungsblättern; ja, mit unbegrenztem Vertrauen überläßt er ihm einmal die Redaction von Papieren, die er selbst zu einem lesbaren Aufsatz zu gestalten nicht Muße gefunden. Der redigirte Aufsatz hat seinen vollen Beifall und es ist bei dieser Gelegenheit, daß der Alte mit Rührung anerkennt, „wie seit so vielen Jahren Sie und Ihre theure Lebensgenossin, mit mir einstimmig, sachte herangekommen sind, so daß weder Zweifel noch Zweideutigkeit zwischen uns obwalten können". Die Ausdrücke Göthe's bleiben hinter der Wahrheit noch zurück. Denn in der That, so weit er es überhaupt fähig war, mit der ganzen Kraft

receptiver An- und Nachbildung hatte sich Varnhagen dem großen Vorbilde ergeben. Er hatte sich dergestalt in ihn hineingelesen und nach ihm gemodelt, daß seine schriftstellerischen Gesichtszüge, von Weitem gesehen, den Göthe'schen zum Verwechseln gleichen. Es giebt Seiten, namentlich in den kritischen Aufsätzen Varnhagen's, die Göthe nicht anders geschrieben haben könnte. Mit Göthe ist er beschäftigt wie sonst nur mit sich selbst; seine Eigenliebe, seine Selbstgefälligkeit nimmt die Form der Bespiegelung in Göthe an. All' seine Schwächen und all' seine Fähigkeiten flüchten sich unter den Schein der Göthe'schen Geistes- und Sprachbildung. Die behagliche, reife, mit sich und der Welt zur Einstimmung gekommene Lebensweisheit des altgewordenen Dichters findet ihr Analogon in der glatten und matten Allseitigkeit des Schülers; die großartige Objectivität Göthe's erscheint als ihr eigener Schatten in Varnhagen's oberflächlicher Klarheit und Gleichmäßigkeit; die Formen endlich des Göthe'schen Stils werden für seinen Nachahmer immer handlicher, seit der Pulsschlag des stürmisch bewegten Herzens aus ihnen gewichen ist, seit ein steifer, vornehmer Glanz über sie ausgegossen ist, seit die Formen eben ablösbare und nachahmbare Formen geworden sind.

Schon in den Hallischen Jahrbüchern ist in einer älteren Besprechung der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten mit Recht auf die innere Verwandtschaft des Princips der Göthe'schen Dichtungs- und Denkweise und des Princips der Hegel'schen Philosophie hingewiesen worden. In der That, diese Philosophie war nur die wissenschaftliche Schematisirung des Geistes, der in unserer klassischen Poesie ursprünglicheres Leben gehabt hatte. Kraft seines Genius verstand es Göthe, die Gegenstände der inneren wie der äußeren Welt in ihrer reinen Wirklichkeit zu fassen; sie spiegelten sich ungetrübt und ganz in dem Aether seiner sonnenklaren Anschauung, seiner innigen und einzig wahren Empfindung. Der „absolute Idealismus" strebte danach, diese individuelle Virtuosität zur allgemeinen Bildungsform zu erheben. In der Bewegung des Denkens sollte nach Hegel nur die Sache sich selbst auseinanderlegen; das Princip der Wissenschaft ist das absolute Begreifen; die Dinge begreifen, heißt sie anerkennen, sie je an ihrer Stelle gelten lassen, das Vernünftige als das Wirkliche, das Wirkliche als das Vernünftige darstellen. Und noch näher rückten sich die beiden Erscheinungen, seit der Dichter in sich selbst zum Abschluß gekommen war, als Anschauung und Empfindung je länger je mehr sich zur weisen, zurechtstellenden und zurechtfindenden Betrachtung verdünnten. An diesem Punkte eben mußte auch Varnhagen von der Ver-

wandtschaft jenes dichterischen mit diesem speculativen Wesen ergriffen werden. Er fand in dieser Philosophie wesentlich dasselbe vollzogen, wonach seine eigene Bildung gestrebt hatte, was er experimentirend bei jeder einzelnen seiner Arbeiten, bei jedem Satze, den er schrieb, zu erreichen suchte. Das bestimmteste Gefühl davon spricht sich unter Anderem in der Zueignung der Erhard'schen Denkwürdigkeiten an Hegel aus. Es spricht sich in Wendungen aus wie die, wenn er „mit höherer Billigkeit" auch unbedeutende literarische Erscheinungen „anerkennend begriffen" wissen will. Es ist eine Hegel'sche Construction des Göthe'schen Dichtens, wenn er dasselbe „im Sinn der Wanderer" als die Erscheinung eines langen Kampfes auffaßt, der sich zuletzt in Versöhnung abschließe und wenn er das Wesen des Göthe'schen Genius mit den Worten schildert, daß derselbe „jedes Vorhandene durch die ihm innewohnende Wahrheit in seiner Berechtigung zum Dasein darstelle".

Noch umfassendere Zeugnisse indeß für die Mischung der Göthe'schen und Hegel'schen Einflüsse liegen in der langen Reihe von kritischen Artikeln vor, die er als unmittelbarer Genosse des Hegel'schen Kreises geschrieben hat. Es war zu Anfang des Jahres 1826, als Gans von einer Reise nach Paris ein unterwegs mit Cotta verabredetes Project zur Gründung einer großen Berliner Literaturzeitung nach Berlin zurückbrachte. Er hatte bei der Verabredung an zwei Männer, — an Hegel und an Varnhagen gedacht, und der Letztere zumal nahm die Sache „mit übersprudelndem Enthusiasmus" auf; noch im Sommer desselben Jahres constituirte sich die „Societät für wissenschaftliche Kritik", am 1. Januar 1827 traten die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" in's Leben. Varnhagen selbst bezeichnet seine Mitwirkung bei der Gründung und Führung der neuen Zeitschrift als eine seiner Hauptthätigkeiten während seiner unfreiwilligen Muße, und Gans stellt ihm das Zeugniß aus, daß neben Marheineke und Johannes Schulze er vor Allem durch Ausdauer, Geschäftstreue und sonstige Emsigkeit das Unternehmen gehalten habe. Die Berliner Jahrbücher haben keinen fleißigeren Mitarbeiter und keinen Redacteur von ausgebreiteterer Literaturkenntniß, von feinerem Tact in Behandlung aller praktischen und geschäftlichen Angelegenheiten besessen. Aller Ertrag seiner Lectüre floß in die Jahrbücher. Im Felde der Geschichtschreibung und der Kunstkritik versorgte er dieselben, zum mindesten Monat um Monat, mit den gediegensten und gefeiltesten Artikeln. Er selbst dachte nicht gering von diesen Arbeiten; er hielt eine Sammlung seiner in den ersten sechs Jahrgängen erschienenen Berichte und Beurtheilungen für werth, sie unter dem Titel „Zur Geschichte und Literatur" (Hamburg,

Perthes 1833) Wilhelm von Humboldt zu dediciren und sie in der Widmung — einem Blatte, beiläufig, das an Schwulst und Ziererei Alles übertrifft, was er sonst in solchen Dingen geleistet hat — zugleich mit den Namen Göthe's und Fr. Aug. Wolf's in Verbindung zu bringen. Durch den Geist dieser Männer den Hegel'schen Geist zu temperiren, das in der That war sein Absehn nicht blos bei der Abfassung seiner Kritiken, sondern auch bei der Leitung der Zeitschrift, die nur zu stark dahin neigte, ein Parteiorgan der Hegel'schen Schule zu werden. Mehr als einmal hatte er dem tyrannischen Gebahren Hegel's Widerpart zu leisten. Es gab heftige Auftritte, die das ganze Vermittelungstalent unseres Diplomaten herausforderten. Noch schlimmere Mißverhältnisse traten später ein. Von oben her geschahen Eingriffe in die Freiheit der wissenschaftlichen Haltung der Jahrbücher. Varnhagen trat für die Vertheidigung dieser Freiheit ein; zweimal beantragte er in diesem Sinne den Schluß der Zeitschrift und zog sich, als dieselbe trotzdem fortgesetzt wurde, um endlich, unter immer stärkerem Drucke, dem Princip ihrer Gründung untreu, mit der Richtung der „Umkehr der Wissenschaft" ihren Frieden zu machen, seit dem Jahre 1841 gänzlich von jeder Betheiligung an ihr zurück.

Das Aufhören dieses Verhältnisses war der kritischen Haltung Varnhagen's und dem Werth seiner kritischen Leistungen nicht günstig. Denn auch dem Kritiker Varnhagen geht Selbständigkeit und schöpferische Kraft durchaus ab. Man erwarte Alles von ihm, nur nicht, daß ihm die Kritik zu dem Mittel werde, große Grundsätze, bedeutende oder neue Gesichtspunkte zu erarbeiten. Von jener genialen, productiven Kritik, wie sie Lessing übte, ist keine Spur in ihm; viel eher könnte man sagen, daß hier wirklich der Geist, und nicht blos die Manier Göthe's auf ihm ruhe. Das Genre seiner Kritik ist im Ganzen das der positiven Kritik. Er versteht es meisterhaft, ein größeres Werk gleichsam mit dem Storchschnabel in einem verkleinerten ähnlichen Bilde wiederzugeben, es „in glücklicher Weise", wie ihm Göthe nachrühmt, „zu epitomisiren" und dadurch zu charakterisiren. Am besten, wenn die Recensionsform nur die Einkleidung für ein Stück biographischer Arbeit ist. Ueber Schriften von derselben Art wie seine eignen, über Tagebücher, Memoiren, Lebensgeschichten einen Bericht zu geben, gelingt ihm vorzüglich; die Correspondenz von John Sinclair, die Lebensnachrichten über Niebuhr, die Tagebücher und Briefe des Grafen Malmesbury — solche Werke, die ihm durch ihren Stoff einen festen Anhalt gewähren, werden mit wundervollem Geschick in biographische Essays verwandelt. Aber mehr als das. Unser Kritiker

ist so geübt in Menschenbeobachtung, daß er auch in anderen Fällen durch das Buch hindurch die Person des Verfassers sieht und uns in der Schilderung jenes die Züge dieses zeigt: seine Kritiken bekommen einen persönlichen Charakter. Die Beurtheilung von Walter Scott's „Leben Napoleon's", die Artikel über Gagern's „Mein Antheil in der Politik", sind unter vielen andern Belege für diese Methode. In einem anderen, im gewöhnlichen Sinne des Worts freilich kann kein Kritiker weniger persönlich sein. Ist es doch der Stolz seiner schriftstellerischen Darstellungskunst, Zuneigung und Abneigung in sachlicher Haltung zu verstecken. Persönlich zu werden, dem beurtheilten Schriftsteller angreifend auf den Leib zu rücken, dazu offenbar fehlt es ihm an Ueberzeugungsmuth, an Frische, an Leidenschaft, an jenem Lessing'schen Wahrheitseifer, der über die Unwahrheit siegen, der Recht haben und ebendeshalb den Gegner niederwerfen will. In überwiegender Mehrzahl sind die Varnhagen'schen Recensionen Berichte, nicht Kritiken, und unter den letzteren überwiegen die anerkennenden die tadelnden und abfertigenden. Wie sollte dieser Mann das Zeug zur Polemik haben, der so ganz und gar keine Ader vom Dramatiker hat? Wäre es doch wider den Anstand, sich polemisch zu erhitzen, würde doch die heftige Bewegung eines literarischen Kampfes seinen wohlgeordneten Anzug in Verwirrung bringen! Er hat zuweilen wohl einen Scribenten, der sich an Göthe versündigt, einen werthlosen Memoirenschreiber oder sonst eine literarische Armseligkeit mit kühler Vornehmheit abgestraft. Ein paar seiner Recensionen haben auch wohl etwas von der Manier jenes Briefes, den Rahel einen „Katzenbrief" nennt, der „die glatten, kleinen Bewegungen eines Katzenrückens bis in den kleinsten Theilen seiner anscheinend verwickelten Phrasen bis zum Verwechseln nachahmte" und aussah, als ob man „Mäuse damit fangen könnte". Zu eigentlicher, persönlicher, directer Polemik jedoch hat, soweit wir uns entsinnen, die Nothwehr verletzter schriftstellerischer Eitelkeit ihn nur zweimal gebracht. Er hat das eine Mal, gegen C. E. Schubarth, sich die Gelegenheit günstig genug ersehen, Vorwürfe, die ihn zum Theil wirklich trafen, durch die Charakterisirung des dürftigen Individuums, von dem sie ausgingen, zu entkräften. In Fr. Ch. Schlosser stand ihm das andere Mal ein überlegener Gegner gegenüber, aber der köstliche Mann hatte sich, wie er pflegte, so viel Blößen gegeben, daß auch hier Varnhagen leichtes Spiel hatte; hier trieb sich ein Gegensatz zweier Naturen zur Erscheinung, wie er vollständiger nicht gedacht werden kann; man mag sich mit seinen persönlichen Sympathien unbedingt auf die Seite des großen

historikers stellen — in dem literarischen Conflicte sind alle Vortheile auf Seiten des vorsichtigen, gemessenen Varnhagen, aller Nachtheil auf Seiten des polternden, unbesehen zuschlagenden, im Eifer sich in's Unrecht setzenden Schlosser. Die Methode aber, deren sich Varnhagen bedient, ist hier wie dort die ihm ein für allemal geläufige der überzeugenden, enthüllenden, memoirenartigen Erzählung, und nur in dem Aufsatz gegen Schlosser glaubt man daneben Anklänge an die polemische Weise Schleiermacher's durchzuhören. —

Wir haben der Wandlung bereits gedacht, die mit den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik vor sich ging. Sie hing zusammen mit einer schon früher eingetretenen Wendung in der deutschen Literatur. Jene optimistisch befriedigte Stimmung, die unter der Herrschaft der Restauration durch Hegel und Göthe vertreten worden war, hielt nicht Stand, seit die französische Julirevolution das Freiheitsstreben der Völker wieder ermuthigt, den öffentlichen Geist in eine neue gährende Bewegung gebracht hatte. Auch Varnhagen wurde von dieser Bewegung berührt. Wir finden ihn in einer Anzahl späterer Recensionen als den Gönner und Schutzredner des jungen Deutschlands. Es ist die Verwandtschaft dieser Richtung mit der der älteren romantischen Schule, es sind in Verbindung damit seine politischen Sympathien mit dem französischen Liberalismus, mit dem Voltaire'schen und Rousseau'schen Wesen, was ihn auf diese Seite stellt. Wiederholt führt er die Parallele zwischen den Keckheiten der jüngsten belletristischen Schriftsteller und den Keckheiten jenes älteren Geschlechtes aus, das sich einst um die Fahne des Athenäums gesammelt hatte. Wiederholt sucht er nachzuweisen, daß das Aergerniß, welches man neuerdings an den Invectiven der jungdeutschen Schriftsteller, an ihren poetisch-politischen und ethischen Licenzen nehme, schon im achtzehnten Jahrhundert nicht gefehlt, selbst bei dem ehrbarfrommen Gellert nicht gefehlt habe. Die Gegner dieser jüngsten Form der Romantik sind ihm einfach Ankläger und Lästerer des Genies, Feinde des Lichts und der Freiheit, und wie in den Tagen zu Anfang des Jahrhunderts zieht er gegen die „Unwissenheit und den Blödsinn", gegen „die anmaaßliche Philisterei, den dummen Glaubens- und Sittlichkeitseifer" zu Felde. Man sieht, er ist in seinen alten Tagen ein wenig aus dem Gleichgewicht gekommen. Es fehlt ihm in einer sicher auf sich selbst gestellten sittlichen Gesinnung der Compaß, der ihn in den Irrfahrten des deutschen Geistes sicher steuern ließe. So fällt er innerlich aus dem lebendigen Gehalt und Pathos der geistigen Mächte heraus, in deren Dienst er scheinbar bis dahin gearbeitet hatte. Nur die Schale davon

hält er fest, den vornehmen, eleganten Moderantismus, der sich zwar nicht selbst zu Heine'schen Frechheiten, zu Gutzkow'schen Nacktheiten versteigt, aber an dem Anblick derselben eine impotente Freude hat. Eine gewisse blasirte Lüsternheit, ein gedämpfter Oppositionskitzel wärmt sich an diesen neuesten Producten. Er verschreitet bis zu einer directen Allianz mit Theodor Mundt, dessen literarischen Zodiacus er unterstützt, mit dem zusammen er den Knebel'schen Nachlaß herausgiebt. Er gerirt sich in zahlreichen Recensionen als den Protector der Heine'schen Poesie, als den Patron der Mundt, Laube, Gutzkow und Genossen. In dieser Beschützerrolle fühlt er sich nun mit einem neuen Behagen, ja, sie giebt am Ende den Ausschlag für Lob und Tadel. Eine vielumworbene literarische Autorität entgeht selten dieser Verirrung. Auch unser Dichter ist ihr bekanntlich in seinem Alter nicht entgangen, und in diesem Sinne der Erbe des Götheschen Einflusses zu sein ist zu schmeichelhaft für Göthe den Kleinen, als daß ihm darüber nicht Urtheil und Unparteilichkeit völlig ausgehen sollte. Vollends als nun seit den vierziger Jahren die immer wachsende politische Mißstimmung hinzukam' Noch immer ist er der wohlredende Optimist, der, wo es irgend geht, Alles zum Guten wendende, der billigende wohlwollende, anerkennende, positive Kritiker. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in Kuranda's Grenzboten und anderwärts läßt er sich unermüdlich vernehmen. Die Kritiken schrumpfen meist zu kleinen Anzeigen und Recensiönchen zusammen; es sind kritische Idyllien, Berichte im Miniaturformat und in Goldschnitt; die Hauptsache ist, daß sich jedes solche Artikelchen zu einem gefälligen kleinen Ganzen abrunde: so werden sie wie Nippsachen in dem Lesesalon der eleganten Welt ausgestellt, so bilden sie in all' ihrer Kraft- und Saftlosigkeit, mit ihren zahlreichen Wiederholungen den Ballast der „Vermischten Schriften". Hinter so scheinsamer Allseitigkeit aber verbirgt sich die einseitigste Parteinahme, die persönlichste Gunstrednerei, das allergewöhnlichste Cliquenwesen. Auch die unbedeutendsten Werke der Freunde und Clienten, der politischen Parteigenossen, der jungen Literaten, die ihm huldigen und näher oder entfernter seinen Hof bilden, werden mit glattfließendem, zum Theil überschwänglichem Lobe herausgestrichen, mit gefälligen Empfehlungsbriefen an das Publicum und, so Gott will, an die Nachwelt bedacht. Der Versuch, auf diese Weise öffentliche Meinung zu machen, ist zum Glück immer vergeblich gewesen, und heute bereits bildet die Nichtigkeit mancher von Varnhagen durchgelobter und bestreichelter Producte einen wunderlichen Gegensatz zu der Verewigung, die ihnen durch die Aufnahmen

der betreffenden Artikel in die Schriften des Kritikers Varnhagen zu Theil geworden ist.*)

Kehren wir jedoch von dem Kritiker zu dem Biographen zurück. Um eine Summe seines Lebens und seiner schriftstellerischen Wirksamkeit zu ziehen, begann Varnhagen im Jahre 1837 mit der Herausgabe der „Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften" (die ersten vier Bände im Verlage von Hof in Mannheim, die Fortsetzung sowie eine zweite, bereicherte und neu geordnete Auflage im Verlage von Brockhaus in Leipzig). Es war eine ausgewählte Sammlung der poetischen, der kleineren biographischen, älterer und neuerer kritischer, endlich einiger weniger politischen Arbeiten, der die selbsterzählte Geschichte seines Lebens zur Folie und zum orientirenden Commentar dient. Bruchstückweise sind diese, zum Theil schon vorher in Raumer's historischem Taschenbuch (1833. 1836. 1845.) veröffentlichten Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens entstanden, die am frühsten niedergeschriebenen Abschnitte wohl kaum in der bestimmten Absicht, zu einer vollständigen Lebensgeschichte ergänzt zu werden. Göthe's Dichtung und Wahrheit ohne Zweifel gab den Anstoß, daß Varnhagen endlich bis zu einer umständlichen Darstellung auch seiner Kindheits- und Jugendgeschichte zurückgriff. Denn augenscheinlich, wie Göthe's Dichten und Denken, so ist auch Göthe's Leben das Vorbild des Verfassers: auf's Haar sehen einzelne Partien der Varnhagen'schen Jugendgeschichte wie Reminiscenzen aus Dichtung und Wahrheit aus. Wem fiele nicht bei der Schilderung des Eindruckes, den der Straßburger Münster auf den Knaben Varnhagen gemacht haben soll, die ähnliche Schilderung des Eindrucks ein, den Göthe, der Jüngling erfuhr? Das heimlich innige Verhältniß Göthe's zu seiner Schwester Cornelia findet sein Nachbild in dem Einverständniß, das unter mißlichen häuslichen Zuständen zwischen den Geschwistern Varnhagen bestand. Was Varnhagen von seinen schriftstellerischen Jugendaufsätzen, so vieles Andere, was er von seinem früheften Bildungsstreben erzählt, erinnert unwillkürlich an die Erzählung Göthe's. Wie Göthe aus Laune die Gelegenheit, Lessing zu sehen, während seiner Leipziger Studentenzeit vorübergehen läßt, gerade so war Varnhagen, als Schiller im Frühjahr 1804 zum Besuch

*) Es spricht, beiläufig, nicht für die Sorgfalt der Redaction, daß die Besprechung von Schubert's „Leben Kant's" zweimal, in den fünften und wieder in den siebenten Band aufgenommen ist. Daß in ähnlicher Weise große Partien des dritten Bandes im neunten Bande zum zweiten Mal abgedruckt sind, wurde schon oben angedeutet.

in Berlin weilte, „gerade verstimmt und mochte die Gelegenheit ihn zu sehen nicht aufsuchen". Vergebens zwar suchen wir hier den Reiz Göthe'scher Liebesgeschichten, aber mit den „bildschönen Töchtern" seines Wiener Wirths, bei dem er im Jahre 1809 einquartiert wird, widerfährt ihm doch eine Geschichte, die eine nicht allzu entfernte Aehnlichkeit mit Göthe's Abenteuer im Hause des französischen Tanzmeisters hat. Hier also ist wirklich, in doppeltem Sinne, Dichtung und Wahrheit — und doch wie himmelweit sind übrigens diese Denkwürdigkeiten von dem Göthe'schen Lebensroman verschieden! Je weiter wir uns von der Jugendzeit des Verfassers entfernen, desto weniger Dichtung. Es ist eben nicht ein Dichter, der sein Leben erzählt, sondern ein in der dichterischen Schule gebildeter, geschmackvoller Chronist. Erinnerungen sind es, im Einzelnen ausgeputzt und zugestutzt, aber im Ganzen nicht umgeschmolzen von der bildenden Phantasie. „Denkwürdigkeiten", so werden sie mit Recht betitelt, und selten sind sie als solche übertroffen worden. Die Muse, welche sie dem Verfasser eingegeben, ist die Muse der Eigenliebe, der Selbstgefälligkeit, des immerwährenden Rückblicks auf sich selbst. Nur um so besser; denn ein Mann, der uns versichern zu müssen glaubt, er habe es einem Freunde nicht nachgetragen, daß dieser ihn einst wegen eines lateinischen Sprachschnitzers ausgelacht habe, ein solcher Mann ist ohne Zweifel lächerlich eitel und erbärmlich empfindlich, aber die Naivetät und die Größe seiner Eigenliebe giebt uns eine Gewähr, daß er uns nichts vorenthalten wird noch kann, was irgend geeignet ist, ihn uns kennen zu lehren. Wie aber die Schwäche der Eitelkeit, so verwandeln sich alle sonstigen Schwächen des Mannes in Virtuositäten für die Abfassung von Denkwürdigkeiten. Denn was ist es eigentlich, was wir von diesen verlangen? Sie werden um so besser sein, je mehr sie sich auf das Stückwerk des Lebens, auf die Thatsachen in ihrer reinen Thatsächlichkeit beschränken, je mehr sie auf künstlerische Umbildung, auf ideale Zusammenfassung, auf Verallgemeinerung verzichten. Hier reizt uns gerade die Beschränkung des Gesichtskreises; es interessirt uns, zu sehen, wie das Geschichtliche aus dem Alltäglichen wird, wie die großen Begebenheiten aus dem kleinsten und einzelsten Thun entspringen und sich zusammensetzen. Wir befinden uns an einer Tafel, an der wir unseren Hunger dadurch stillen, daß unser Appetit durch lauter Leckerbissen gereizt wird: unsere Wißbegierde wird befriedigt, indem zunächst unserer Neugierde Nahrung zugeführt wird. Wir sehen hier auf einmal in Winkel und Ritzen der Geschichte hinein, die sonst, bei dem Ueberblick über die Geschichte, wie sie für Alle, als Geschichte der Welt ist, unbeachtet bleiben, und unser

Vergnügen ist nicht unähnlich demjenigen, das wir empfinden, wenn wir bei einem Blick durch das Vergrößerungsglas das infusorische Leben in einem Tropfen Wasser gewahr werden. Wer anders wird uns ein derartiges Bild zu entrollen im Stande sein, als dem eine solche mikroskopische Betrachtung der Dinge, ein neugieriges Beachten des Kleinlichen, ein Wichtignehmen des Unbedeutenden, ein Festhalten des flüchtig Vorübergehenden natürlich ist. Schwerlich wird solche Neugier, solche Aufzeichnungs- und Mittheilungssucht überall die richtige Grenze innezuhalten wissen. Auch in den Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten finden sich hin und wieder Geschichtchen, allzu inhaltslos und kindisch, als daß sie die Druckerschwärze lohnten, allein nur zu wahrscheinlich, daß wer allzu scrupulös im Innehalten jener Grenze wäre, oft mit der Spreu auch den Waizen fortwerfen würde. Im Ganzen verläßt doch die Geschicklichkeit, auch den Leser mit jenem Interesse für die Kleinigkeit anzustecken, unseren Memoirenschreiber nur äußerst selten. Wir langweilen uns fast niemals und je länger wir lesen, desto mehr wissen wir den Schatz von Mittheilungen zu würdigen, der uns in Scheidemünze eingehändigt wird. Aus all' den kleinen Strichen dieser Denkwürdigkeiten setzt sich mehr und mehr ein Bild der Zeit zusammen, das jeden Anspruch auf unsere Theilnahme hat. Wir erhalten ein bald mehr bald weniger persönlich gefärbtes Durchschnittsbild der Geschichte unserer Literatur und unseres Nationallebens, das wir nur wünschen könnten durch viele ähnliche in anderer Richtung aufgenommene Projectionsbilder ergänzen zu können. Wir finden uns in die verschiedensten Oertlichkeiten versetzt, werden jetzt in dem rheinischen, jetzt in dem Berlinischen Leben, jetzt in der Pariser, jetzt in der Wiener oder Hamburger Welt heimisch. Wir bewegen uns mit dem Verfasser gleichmäßig in den literarischen, den militärischen, den diplomatischen Kreisen. Wir verkehren mit den Blücher, Hardenberg, Humboldt, Talleyrand, mit den Fichte, Schleiermacher, Uhland, Chamisso, mit vielen Hundert berühmter und mit anderen Hundert interessanter und eigenthümlicher Menschen, fast als ob wir selbst mit ihnen gelebt, ihre Mienen gesehen, ihre Stimme gehört hätten. Ja, in der ganzen Bestimmtheit specieller Umstände uns entgegentretend, charakterisiren sich uns diese Figuren hier besser als in den vollständiger ausgepinselten Bildern, die der Verfasser von einigen von ihnen in gesonderter Darstellung entworfen hat. Diese Denkwürdigkeiten, noch einmal, sind als das natürliche Product des specifischen Wesens und Talents Varnhagen's um Vieles vollkommener als seine Biographien, sie sind in ihrer Art unübertroffen und muster-

gültig, eine unschätzbare Fundgrube für den Historiker und Literarhistoriker.

Nicht zufällig, natürlich, daß sie mit dem Jahre 1819 abbrechen. Aus der späteren Zeit liegt uns — neben unfertigen Ansätzen zu einer Darstellung des Jahres 1848 — nur ein einziger, des Verfassers Aufenthalt in Wien und Baden vom Jahre 1834 behandelnder Abschnitt vor. Den Mittelpunkt bildet hier sein Zusammentreffen mit Metternich. Der alte Fuchs nimmt, dem biographischen Portraitmaler gegenüber, alle seine persönliche Liebenswürdigkeit zusammen und ist mit Bekenntnissen über seine politischen Maximen, über die milde Weisheit seines Regierungssystems nicht sparsam. Und diesmal wenigstens rechnete er richtig. Die Welt hat Wort für Wort die Dinge erfahren, die dort unter vier Augen verhandelt wurden, sie hat überdies das Vergnügen, zu sehen, wie der eitle Schriftsteller über das ungewöhnliche Vertrauen, das ihm der Fürst schenkt, geradezu außer sich geräth und sich über die staatsmännischen Absichten, die derselbe mit ihm, dem Staatsmann, haben möge, den Kopf zerbricht. Es ist ein Vorspiel von dem, was wir sofort in den unverarbeiteten Aufzeichnungen der „Tagebücher" zu lesen bekommen, die sich auch chronologisch hier anschließen. Warum versäumten es doch die preußischen Excellenzen und Hoheiten, sich ebenso bei dem gewissenhaften und unbestechlichen Historiker zu insinuiren, wie Metternich und Erzherzog Karl! Mögen sie es nun haben! Es ist wahr, weitaus am meisten giebt in diesen drittehalbtausend Seiten von Klatsch und Selbstbekenntnissen der Aufzeichner seine eigene Person preis, — aber überreichlich ist daneben für die Unsterblichkeit höchster und allerhöchster Thorheiten und Erbärmlichkeiten gesorgt. In alle Wege wird ein künftiger Geschichtschreiber der preußischen Dinge in diesen Blättern einen unverächtlichen Beitrag zur Kenntniß der Personen und Ereignisse erkennen, er wird hier wie in den „Denkwürdigkeiten" ein mannichfaltiges anekdotisches Material und zwar ein in der Hauptsache besser beglaubigtes und zuverlässigeres finden, als es Personal-Anekdoten meist zu sein pflegen. An sichtender Kritik, versteht sich, wird er es nicht fehlen lassen dürfen. Schon jetzt haben einzelne der Varnhagen'schen Angaben öffentlichen Widerspruch und glaubhafte Berichtigung erfahren. Neben den Alexander v. Humboldt, Canitz und Wittgenstein, deren Zuträgereien und Enthüllungen schwer zu bemängeln sein dürften, waren doch auch Leute von geringerer Kunde, von unsichrerem Gedächtniß, von lebhafterer Phantasie, Leute wie Gans, Pfuel und Bettina v. Arnim, die Quellen, aus denen Varnhagen schöpfte. Nicht immer — um von der Genauig-

keit der Hand, welche die Herausgabe besorgt hat, ganz zu schweigen — nicht immer war er im Stande und, je mehr der radicale Schwindel ihn ergriffen hatte, desto weniger in der Stimmung, die Angaben, die ihm in's Haus getragen wurden, zu verificiren. Er selbst sagt uns endlich, daß seine aristokratischen Bekanntschaften sich in demselben Maaße von ihm zurückzogen, in dem seine demokratischen Sympathien bekannt wurden: je länger desto mehr stockte der Zufluß aus den höheren Regionen — der Geschichtswerth der Tagebücher wird von Monat zu Monat geringer.

Nichts nun liegt uns ferner als, im verspäteten Wetteifer mit so vielen Zeitschriften, unseren Lesern nochmals eine lanx satura der pikantesten Geschichten aus diesen Tagebüchern aufzutragen. Zu nichts fühlen wir uns ungeschickter als dazu, jenem künftigen kritischen Historiker vorzugreifen. Ein Beitrag zur Charakteristik des Mannes, der noch nach seinem Tode soviel Aergerniß gegeben, das war Alles, was wir von Anfang an beabsichtigten, und einzig von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir einen Augenblick noch bei diesen nachgelassenen Papierhaufen verweilen.

Was wir vor uns haben, sind in erster Linie — die Aufzeichnungen und Bekenntnisse eines M i ß v e r g n ü g t e n. Seit Göthe und Rahel nicht mehr sind, hat der unselbständige Mann im Grunde Alles verloren, was ihm jemals einen edleren Halt gegeben. Noch lebt ihm zwar in Alexander v. Humboldt ein Zeuge der vergangenen Glanzzeit, aber wahrlich nicht das bessere Theil seiner selbst läßt der große Mann seinem „edlen Freunde“ zu gute kommen. Wie oft klagt der Letztere, daß Alles dahin sei, was er gekannt, geliebt und verstanden; schon im Jahre 1839 findet er, daß er nahe daran sei, mit seinem Berliner Leben Bankerut zu machen; die gegen die Welt verstimmten Worte Hamlet's gehen ihm durch den Kopf und auf die geistig verödete Hauptstadt wirft er dann die Schuld der Mattigkeit, des Verdrusses, der Langeweile, die ihn drückt. Auch wenn er Berlin verlassen hat, ist es doch nicht anders: „Alles ist Eitelkeit und Tand! Zu spät Alles! Einsamer Nachhall nur des einst vollstimmigen Lebens!“ Wohl mögen wir es verstehen, wenn er, der nun auch dahingegangenen Freunde Neumann und Chamisso gedenkend, in Thränen der Wehmuth ausbricht, wenn er ein andermal versichert, daß Schwermuth die nimmer weichende Grundstimmung seiner Seele sei. Das sind, denken wir, ehrliche Bekenntnisse des alternden Mannes; was uns Wunder nimmt, ist nur dies, daß er bei so tiefer Verstimmung doch alsbald immer wieder die höchste Reizbarkeit gegen die Außenwelt zeigt. Das

Räthsel löst sich jedoch ohne Schwierigkeit. Er lebt trotz, ja, er lebt von dieser Verstimmung, — weil er in ihr sich selbst genießt, weil er an seinem eigenen Ich eine ganz ungemessene Freude hat. Und auch die Ehrlichkeit hat damit ein Ende. Nun macht er sich selbst weis, daß seine Stimmung „nur wenig von dem Persönlichen, ganz entschieden aber von dem Allgemeinen abhängig sei, das ihn mit unwiderstehlicher Macht ergreife". Er prüft, was der Grund der Niedergeschlagenheit sei, die ihn den ganzen Tag befangen gehalten und er besinnt sich endlich —, daß er am Morgen von einer reactionären Maaßregel des Bundestages gelesen habe! Das macht sich derselbe Mann weis, der zwischendurch mehr als einmal versichert, daß seine Aufzeichnungen gegen Absicht und Neigung politische werden und daß alles Politisiren ihn anwidere! Ohne Zweifel, er kömmt der Wahrheit näher, wenn er all' seiner Seufzer Ende zu finden glaubt, sobald er irgend eine Aussicht zu frischer Thätigkeit erblicken würde. Wohlgemerkt, er versteht unter Thätigkeit eine officielle, eine von der Macht und Autorität einer Regierung, mit deren Principien er übereinstimmen könnte, getragene Thätigkeit. Sein Unglück, genauer zugesehen, ist ein zwiefaches. Wie die geistigen Größen, an die er sich anlehnte, hinter ihm gewichen sind, so auch die äußeren Stützen amtlichen Ansehns und amtlicher Stellung. Fast ist das letztere Unglück für ihn das härtere und empfindlichere, denn die Wiedererlangung dieses Besitzthums — liegt sie denn im Bereiche der Unmöglichkeit? Durch all' diese sechs Bände bilden die Martern des Thätigkeits- und Geschäftigkeitstriebes, verbunden mit den Martern der Eitelkeit, ein unendlich ergötzliches Schauspiel. Immer wieder schmeichelt er sich mit Hoffnungen auf eine amtliche Rehabilitation — und immer wieder entschlüpfen diese Hoffnungen wie die fruchtbehangenen Zweige, zu denen der verschmachtende Tantalus die Hand ausstreckt. Er muß sich am Ende eingestehen, daß er zu Geschäften zu alt und kränklich sei, aber immer noch registrirt er gewissenhaft jedes halbe Anerbieten, das ihm gemacht wird, immer wieder probirt er sich vor dem Spiegel bald die Minister-, bald die Abgeordnetenrolle an. In den Träumen dieser Möglichkeiten lebt er, mit ihnen kitzelt er sich, an ihnen regt er sich, bald heftiger, bald gelinder auf. Fast thut uns der Mann leid, der so emphatisch ausruft, man müsse verzichten und entsagen können, — und damit das Leben und Gelten bei Hofe meint! der den leidenschaftlichen Ehrgeiz Niebuhr's nicht zu verstehen bekennt, sich als den harmlosesten Idylliker schildert — und hinzufügt, daß sich ihm leider die ersehnte Idylle da nicht biete, wohin er hinabsteigen könne, sondern nur in solcher Sphäre, wohin hinauf-

zusteigen ihm jetzt nicht mehr vergönnt sei! Zwar, das Bewußtsein, daß er seiner Ueberzeugung, seiner politischen Gesinnung dies Opfer immerwährenden Entsagens bringe, sollte ihn billig trösten und heben. Stände es nur so fest, daß einzig diese Gesinnung das Hinderniß seiner Wiederherstellung sei! wäre nur alle Welt so durchdrungen davon, wie er, der es unermüdlich sich selbst vorsagt! Im Ernste, wir fürchten, der Mann ist innerlich noch viel unseliger, als seine Situation es mit sich bringt und als er selbst es Wort haben mag. Die Wahrheit ist: *es wird ihm herzlich sauer, ein consequenter Charakter sein zu sollen.* Er ist das Opfer seines eigenen Scheins und der Figur, die er so lange vor der Welt gespielt hat. Die Bildung, das Wissen um das, was das Rechte, das Ziemende, das Ehrenvolle ist, diese muß er wider Willen vertreten. Darum, nur darum macht er so viel Aufhebens davon. Darum schüttet er all' die vielen und wiederkehrenden Seufzer um seine Zurücksetzung immer wieder mit Versicherungen seiner Tugendhaftigkeit, seines entsagungsfähigen Heroismus zu und steigert sich in seiner eigenen Einbildung zu einem Charakter von grandioser Lauterkeit und Stärke. Seine Klagen, daß er bei Seite geworfen sei, daß es keinen Schauplatz der Thätigkeit für ihn gebe, sind so unmännlich, wie die asketischen Andachtsübungen, in denen er sich mit Pathos über dies Unglück zu erheben sucht, und eben weil es so ist, so kömmt er niemals zwischen diesen entgegengesetzten Empfindungen zur Ruhe und in's Gleichgewicht. Das wirkliche Ergebniß ist und bleibt — Mißvergnügen, das Schmollen eines Kindes, das sich verletzt fühlt und sich nun in seinem eigenen Murrsinn, seinem Maulen und Weinen befriedigt findet. Mißvergnügen der ordinärsten Art! Denn wie? Wann jemals fehlte es demjenigen, der ein positiv sittliches Interesse am Staate nimmt, wann fehlte es der wahrhaft patriotischen Gesinnung an der Gelegenheit zu patriotischem Wirken? Der wenigstens soll uns nicht vorreden, daß es für ihn kein anderes als ein rein negatives, krittelndes und mäkelndes Verhalten gebe, der sich in seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit als einen Optimisten vom reinsten Wasser, als den Meister, ja als einen rechten Tausendkünstler im Entschuldigen und Rechtfertigen, im Begreifen und Nichtverurtheilen, im Rücksichtnehmen und Rechnungtragen gezeigt hat. Keinen Raum und keinen Schauplatz zur Thätigkeit! Zu einer solchen nämlich, die ihm ansteht, und wäre es für's Erste auch nur eine auf eigene Hand eingereichte Denkschrift an Canitz, ein persönlich bei Sr. Majestät vorgetragener Rath! Und welches sind denn die inneren Berechtigungen dieses Mannes zu einer

Verwendung in politischen Geschäften? Seine diplomatischen Berichte werden so sauber und reinlich geschrieben gewesen sein wie seine gedruckten Memoiren. Als Gesandter oder als Minister würde er sein eigener Secretair, sein eigener Vertheidiger in der Presse und sein eigener Schreiber gewesen sein. Er würde trotz einem Anderen zu repräsentiren, anzudeuten und Phrasen zu kräuseln, zu lächeln und zu lispeln verstanden haben. Er würde — doch wir kennen ja seine liberalisirende Vielthätigkeit während der Karlsruher Zeit. Von all' seinem politischen Geschreibsel hat einzig der Aufsatz über die Niederlande, eine Frucht seiner Excursion nach Brüssel im Jahre 1817, einigermaßen einen sachlicheren, einen eigen gedachten Inhalt. Als politischer Broschüren- und Artikelschreiber mochte er so in der Masse mitgehen. Ein Bogen, den er 1848 unter dem Titel „Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages" (Berlin, bei Reimer) drucken ließ, und worin er für die preußische Spitze eintrat, ist so gut und so schlecht wie die Broschüre über die sächsische Frage und merkwürdig nur durch den Contrast des darin herrschenden Tons zu dem Ton seiner gleichzeitigen politischen Tagebuchsraisonnements: — er stilisirt sich und er ist alsbald ein anderer Mensch! Doch für die diplomatische Gewandtheit seiner Feder bedarf es ja keines Beweises: gegen seine p o l i t i s c h e Befähigung liefern diese sechs Bände Tagebücher, die mit Gerede über die politischen Tagesereignisse vollgestopft sind, einen fortlaufenden, wahrhaft erdrückenden Beweis. An Selbstrühmen freilich läßt es der eingebildete Mann nicht fehlen. Mehr als einmal schreibt er sich „hohe Gesichtspunkte" zu, vindicirt er sich „genialen Blick" und „große Festigkeit des innern Standpunkts", während wir nichts entdecken können als mit Anekdoten gewürzte Kannegießerei, Urtheile und Rathschläge der allerallgemeinsten Art vom Standpunkte der radicalen Parteidoctrin. Wir haben uns, wenigstens in den späteren Partien, vergeblich nach irgend einer concreteren Ausführung, irgend einem eingehenden, sachlich motivirten Urtheil über eine bestimmte staatsmännische Frage, vergeblich nach irgend einer Spur eines selbständigen politischen Denkens umgesehen. Er schwimmt, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, in dem Strome der demokratischen Anschauungen mit, und hat weder Neigung noch Fähigkeit, sich auch nur vorübergehend über diesen engbegrenzten Horizont zu erheben.

Man hat von einer naturgemäßen „Entwickelung" gesprochen, die Varnhagen unter den Augen des Lesers an seinem eigenen Menschen durchmache. Es ist die naturgemäße Entwickelung des M i ß - v e r g n ü g e n s, d e r E i t e l k e i t und der U n f ä h i g k e i t.

Wie verhältnißmäßig zahm war er doch, seit den heftigen liberalen Anläufen von 1817 bis 1819, in Berlin wieder geworden! Noch Ende 1840 und Anfang 1841 ist seine ästhetische Natur voll Bedenken über die sofortige Einführung einer Constitution in Preußen. Er fürchtet — wir meinen das Echo Göthe'scher Denkart zu hören — die Rohheit und Bornirtheit, die gemeinen und beschränkten Gesichtspunkte derer, denen vermuthlich bei Preßfreiheit und Constitution das Uebergewicht beschieden wäre; er erklärt, daß er eine Freiheit nicht wünschen könne, wobei vielleicht Börne's Statue errichtet, aber die von Göthe gestürzt würde; mit Männern wie Wilhelm v. Humboldt hätte er 1816 und 1817 gehen können, — unmöglich könne er jetzt mit der unwissenden, rohen Menge gehen, mit der überdreisten, erfahrungslosen Jugend, die das Wort in den Tageblättern führe. Offenbar, er hat jetzt, in diesen ersten Monaten der neuen Regierung, nicht nur die stärksten Sympathien mit dem geistreichen, glänzenden Monarchen, er fließt nicht nur von Loyalität und Royalismus über, sondern er hat auch geradezu Anwandlungen von Verstimmung gegen den Liberalismus und die Freiheit. Unruhige Phantasien freilich bewegen ihn schon jetzt nebenher: der preußische Mirabeau zu werden, auf alle Gefahr hin die größte politische Rolle zu spielen und den Namen Varnhagen in der Welt berühmt zu machen. Eben in dieser kindischen und ungemessenen Einbildung über den eigenen Werth und die eigene Befähigung liegt das Moment, welches den Ausschlag geben mußte, wofür er sich an allem Ende entscheiden, ob er rechts oder links gehen werde. Die nächsten Jahre nämlich müssen ihn wohl enttäuschen — nicht blos so enttäuschen, wie sie alle Freunde der Freiheit und vernünftiger Entwickelung unserer vaterländischen Verhältnisse enttäuschten: der Legationsrath Varnhagen kann sich überdies nicht länger verhehlen, daß man oben durchaus von der Wichtigkeit seiner Person sich nicht überzeugen will. Die constitutionelle Bewegung hat endlich mit dem Vereinigten Landtag ihren Anfang genommen. Nun gewiß wird er sich zu freudigem Antheil an der so hoffnungsreich beginnenden Entwickelung erheben? — Weit gefehlt! Auch hier geht ja Alles ohne ihn vor sich — und abermals daher setzt er sich in den Schmollwinkel. „Ich kann diese Ständeversammlung nicht als meine ansehen, die muß ein anderes Gesicht haben." Die Beckerath, Vincke u. s. w. sind wohl einigermaßen Talente, „so gar viel bedeutet es doch auch mit ihnen nicht". So entwickelt sich schließlich der conservativ-Liberale durch die an hundert kleinen Hergängen genährte Oppositionsstimmung der vierziger Jahre hindurch zum radicalen Demokraten. Seinen grauen

Haaren zum Trotz sagt er Allem ab, wozu er sich als Mann am nachdrücklichsten bekannt hat, verleugnet er sogar seinen Herrn und Meister. Der Götheсultus tritt sichtbar in dem Tagebuch zurück, und ganz andere Götter, Voltaire an ihrer Spitze, werden auf den Altar gehoben. Er, der früher Gervinus getadelt, daß in seinen literarischen Urtheilen die Gereiztheit der politischen Stimmung mitspiele und mit ihm wegen des Satzes gehadert, daß wir die Poesie aufgeben sollen, um unsere Thätigkeit auf Volk und Staat zu richten, er, der nicht blos das Lob des Dichters, sondern auch des Patrioten Göthe gesungen — jetzt, am Tage von Göthe's hundertjährigem Geburtstag, will er nichts von Festfreude empfinden, er entzieht dem Götheverein seine Thätigkeit und redet sich in die heftigste sittliche Indignation über die „Philister, die Byzantiner", hinein, die, während der Untergang der Nation vor Augen stehe, an literarische Festlichkeiten denken! Wie? war denn die Welt auf einmal eine andere geworden und hatte die menschliche Natur ihr Wesen verändert? war etwa nun auf einmal die Menge nicht mehr „unwissend und roh", die Jugend nicht mehr „überdreist und erfahrungslos", war etwa die demokratische Partei, in deren Gesellschaft er sich jetzt begeben, eine Partei von lauter Bildungs- und Tugendhelden, war der Pöbel in dieser Revolutionszeit weniger Pöbel als er es noch immer bisher gewesen war? Das nun wohl nicht — aber eine unwiderstehliche innere Sympathie war vermuthlich in ihm wach geworden, die ihn zu dem Volke, dem gedrückten, in seinen Rechten gekränkten Volke hinzog? Als ob er, der von Kindesbein für aristokratische Absonderung erzogen worden und Zeit seines Lebens in aristokratischer Sitte und aristokratischen Gewohnheiten gesteckt hatte, auch nur eine Ahnung von der Art, von den Bedürfnissen und der Bedeutung des Volks gehabt hätte! Das ist fürwahr eine kostbare Geschichte, wie er im October 1848 auf einem Spaziergang sich zu den Arbeitern an der Ramme gesellt und seine ersten Studien im Volksleben macht. „Nirgends", so notirt er seine Beobachtungen über die neu entdeckte Species „Volk", „nirgends hört man unanständige Worte, sieht man Betrunkene. Und wie arbeiten sie! und das in jedem Wetter! Wie hart werden diese braven Leute in der Regel behandelt, wie schändlich verleumdet!" Von diesem Augenblick an war dem großen Demokraten der Demos kein todter Begriff mehr, und mit der ganzen Sentimentalität eines politisirenden Blaustrumpfs mochte er fortan von der Großmuth, dem Edelsinn, der Redlichkeit, der Zucht und dem Vertrauen des Volkes reden.

Allzu deutlich, dünkt uns, verrathen die Blätter dieses Tagebuchs

den wahren Grund seiner Bekehrung. Er warf sich derjenigen Partei in die Arme, die, zum Theil wenigstens, mit ihm in derselben Lage war, derjenigen Partei, die ihm einigermaaßen gewährte, was der Hof und die Regierungspartei ihm trotz so langen Hoffens, Harrens und Werbens versagt hatte. Er wandte sich dahin, wo allein er noch einigermaaßen mit seiner politischen Weisheit etwas galt, wo er doppelt willkommen war, weil man eines so vornehmen Genossen sich am wenigsten versehen hatte. Hier hatte er denn doch die Genugthuung, seinen Namen bei einer Vorwahlversammlung auf die Candidatenliste gebracht zu sehen und in den Wahlausschuß gewählt zu werden, hier kennt man seine früheren Verdienste um die Volkssache, und um sich her hört er „viel Schmeichelhaftes flüstern"! Hier wird er allmählich zum Orakel, zur Autorität einer Anzahl junger Literaten, die ihm Weihrauch streuen und ihm den Gefallen thun, seine hingeworfenen Aeußerungen zu commentiren, seine staatsmännischen Gesichtspunkte zu verarbeiten, so daß er sich jeden Morgen in den Zeitungen selber lesen kann. Die demokratische Partei hat leider keine Stellen zu vergeben, aber es ist süß und ehrenvoll, ihr intellectueller Führer zu sein. Was wäre es, was uns an dieser tragikomischen Geschichte Wunder nehmen sollte? Von der charakterlosen Bestimmbarkeit des Mannes hat uns seine ganze Vergangenheit überzeugt: daß er trotz eines Kotzebue'schen Helden der weichlichsten Rührungen und Exaltationen fähig ist, zeigen uns an mehreren Stellen die Tagebücher. Dauernder Zurücksetzung und einem Jahre 1848 war der Vereinsamte nicht gewachsen. So ging politisch eine analoge Wandlung mit ihm vor wie mit seinen ästhetisch-literarischen Ansichten; die ungesunden Säfte, die von früh auf in ihm steckten und die eine gute Diät verbessert zu haben schien, werfen ihn in seinem Alter noch einmal in die bösartigste Krankheit. Das „herrliche, ihm so unaussprechlich theure" Jahr 1848 machte ihn schlechter, moralisch schlechter. Nicht wie w i r ihn jetzt aus seinen Tagebüchern kennen lernen, sahen ihn die, mit denen er so lange gute Kameradschaft gehalten hatte. Einige sahen nur die Unsicherheit und fanden sich verwirrt durch die Zweideutigkeit seiner Haltung. Eine Dame bekannte ihm schon 1840, sie könne „nicht klug aus ihm werden", da seine Aeußerungen aus allen Tonarten seien, und eine andere Dame zerbricht sich sechs Jahre später ebenso vergeblich den Kopf darüber, „wer und wie er eigentlich sei, was er eigentlich wolle". Die Frage war bei dem schillernden Wesen des Mannes an sich nicht leicht zu beantworten, sie war es noch weniger, seit sich unter der äußeren Hülle aristokratischen Gebahrens allmählich der vulgärste

Radicalismus entwickelte. Daß unter dem glatten, weichen, schöngefleckten Fell eigentlich eine blutgierige Bestie stecke, das war ein Geheimniß, das nur nach und nach und nur dadurch auskam, daß es ihm zu Zeiten unbequem wurde, sich „in den schwierigen Sylbenmaaßen der diplomatischen Conversation“ zu bewegen. Er war in Wahrheit viel schlechter als die Meisten seiner Parteigenossen, da diese wenigstens den Muth ihrer Meinung hatten. Zu einem politischen Tartüffe wie zu dem Charakter des Renommisten liefern diese Tagebuchblätter einem Lustspieldichter, der sie zu verwerthen verstünde, die wundervollsten Züge. Wie er sich in der Sicherheit seiner Studirstube um der Freiheit willen Schmach, Bann und Gefängniß zu ertragen bereit erklärt, wie er bedauert, nicht mitkämpfen zu dürfen, und wie er dann wieder über das kleinste, unmerkbarste Oppositiönchen, zu dem er sich aufschwingt, erschrickt, wie er bei den Wahlen sich „aller Beeiferung“ und alles Werbens geflissentlich enthält! Um so eifriger schreibt er unter dem Deckmantel der Anonymität in die Nationalzeitung, in die Reform, für französische und englische Blätter. Ein redseligster Raisonneur in Wort und Schrift, steht er agitirend hinter den Coulissen, schürt er das Feuer und freut sich, wenn es um sich greift, aber, Dank seinem Renommée als Schriftsteller für die vornehme Welt und Dank seinem diplomatischen Behaben: seine alten Bekannten aus der höheren Gesellschaft haben für's Erste noch keine Ahnung von seinen plebejischen Meinungen; Herr von X schüttet sein Herz über die demokratische Canaille gegen ihn aus, und Herr von Y wirbt bei ihm zu irgend einem reactionären Zwecke; die guten Leute halten ihn noch immer für den Ihrigen, und er — warum soll er sich die Zufuhr für sein Tagebuch abschneiden? warum sich die ergötzliche Unterhaltung eines solchen Incognito verderben? Und wie sollte auch der alte Diplomat mit einem Male sein Handwerk verlernen! So hat er doch etwas von jener edleren Gesittung behalten, die, gepaart mit Weltklugheit und Anmuth der Sprache, seinen ganzen Stolz ausmachte! Wenigstens die äußere Schale und der Schein ist ihm geblieben; denn dahinter freilich — welche gräuliche und widerwärtige moralische Verwüstung! Wenn es eine natürliche, unvermeidliche Wirkung des Eintretens in die Kämpfe des staatlichen Lebens ist, so wie dieser Mann um alles unbefangene sittliche Gefühl, um alles Unterscheidungsvermögen für das Anständige und Gute zu kommen, wenn im Elemente des Parteitreibens alle Pflichten der Humanität nothwendig für aufgehoben gelten müssen — nun, so haben diejenigen Recht, welche alle Politik aus der Welt hinweg wünschen und das Streben nach individueller, allgemein menschlicher

und ästhetischer Bildung für das höchste erklären. Oder schützt etwa auch dieser Cultus des Schönen und der reinen Bildung vor solchem Verfall nicht, wenn er nicht mit ganzer Seele und mit echter Andacht ergriffen wurde, wenn er nicht an eine reine Natur kam? Der Verfasser dieses Tagebuchs, der mit unverhohlener Schadenfreude von der scheußlichen Ermordung Lichnowsky's spricht und ohne eine Spur von Mißbilligung berichtet, wie das Berliner Zeughaus vom Volke „erdrungen" sei, der den „unvertilgbaren Naturtrieb des Volks", d. h. das Rachegelüst und die Brutalitäten des Pöbels selbst gegen die „ehrbaren" Mahnungen demokratischer Blätter in Schutz nimmt, der ein Lexikon der gemeinsten Schimpfworte erschöpft, um sein Müthchen an allen denen zu kühlen, die nicht wie er „den Teufel im Leibe haben", dieser höhnende, geifernde, renommirende Politicus, — in welcher Schule des Hasses und der rohen Leidenschaft ist er erzogen worden? Habt Ihr recht gehört, wenn er die Göthe und Fichte seine Lehrer nennt, wenn er erzählt, daß er die Hälfte seines Lebens mit dem Verstehen ihres Geistes und mit dem Studium ihrer Werke verbracht habe? Glaubt es ihm nicht! Und wenn er hundertmal sein Sprüchlein hersagt: „Durch Bildung zur Freiheit! Freiheit in Bildungsformen", wenn er gar von einer „höheren Ausgleichung", redet, durch welche die Schuld seiner Schimpfreden von vorn herein gesühnt sei, — glaubt es ihm nicht! Und wenn er zum Zeugniß der edlen Geistesnahrung, die er genossen, Band um Band seine gedruckten Exercitien, diese Musterschriften eines feinen, höchstgebildeten, unendlich humanen Sinnes, diese von Schönheit, Weisheit und Milde überfließenden Werke herbeischleppt — sagt es ihm auf den Kopf, daß er niemals etwas Anderes als den Schatten jener hohen Genien gewahr geworden und daß er, er putze die Häßlichkeit seines Gemüths mit dem Namen edler Leidenschaft für Freiheit und Vaterland auf, wie er wolle, daß er dennoch nichts, schlechterdings nichts mit ihnen gemein habe. —

Wir fühlen es, indem wir dies schreiben, daß wir im Begriffe sind ungerecht zu werden. Aber wer bestünde auch mit gleichmüthiger Fassung die Probe dieser Tagebuchslectüre, — diese unendliche Monotonie der Urtheile, mit denen hier die revolutionären Hergänge begleitet werden und die zuletzt doch nur der Widerhall einer Anschauung sind, die aus den Zeitungen jener Tage und aus den Reden der Tribüne uns genugsam bekannt, die heutzutage Gottlob im Verschwinden begriffen ist! Geht doch je länger je mehr selbst der Sinn des Verfassers für die Auffassung individueller Charaktere völlig unter in der einförmigen Charakteristik des Schimpfens! Entschädigt uns doch kaum hin und

wieder ein Körnchen Geist für die Massen geistloser Reflexion, reducirt sich doch der vielgerühmte Esprit des Mannes auf kleine Witze, Spötteleien, Einfälle, im Voraus dadurch entwerthet, daß die Selbstbewunderung des Verfassers der unsrigen zuvorkömmt, — davon nicht zu reden, daß wir zwischendurch auch die Langeweile und die Verstimmung der Homburger und Kissinger Badesaison mit den obligaten Begegnungen von Fürstlichkeiten und Vornehmheiten aller Art mitzumachen verurtheilt sind! — In der That, wir müssen noch zuletzt den schreibseligen Mann nicht blos gegen die Tactlosigkeit seiner Herausgeberin, sondern auch gegen sich selbst in Schutz nehmen, wenn er sich einredet, daß die Unmittelbarkeit seiner Tageblätter trotz alles Ballastes, der in ihnen mitgehe, „mehr, weit mehr sei als Alles, was er mit dem sorgsamsten Fleiße daraus machen könne", und schenken wollen wir ihm das unglückliche Wort, daß sein Politisiren ihm die Seele erleichtere wie Göthe das Dichten. Die Wahrheit ist: er war, wenn man die Summe seines Lebens zieht, etwas mehr und nicht völlig so schlecht wie er in den Aufzeichnungen dieser seiner späteren Tage erscheint. In unserem politischen Leben steht er als das Symptom einer Krankheit: in unserer Literatur als eine immerhin höchst beachtenswerthe, ja, unumgängliche Erscheinung da. Was er literarisch erstrebte, das hat er nicht blos kraft der Nothwendigkeit seiner Natur, sondern auch in Folge eines Bedürfnisses und einer Forderung seiner Zeit erstrebt. An die Grenze zweier Epochen, unserer literarisch-ästhetischen und der seitdem angebrochenen realistisch-politischen Epoche gestellt, hat er diese Wendung des Zeitgeistes wenigstens in passiver Weise abgespiegelt. Er hat von jener die Form abgeschöpft, um sie für den neuen Gehalt zu verwenden, aber, ohne echten Sinn für diesen, nur den Verlust der Gesinnung fühlen lassen, der jene Form ihren Werth und ihre schöpferisch gestaltende Kraft verdankte. So hat er sich zwar wie ein üppig treibender Baum mit zahllosen Wurzeln und Würzelchen breithin in unsere Literatur hineinerstreckt, aber ohne nährende Frucht zu tragen. Nicht an ihn, nicht an seine schmarotzende, nachahmende und anbildende Weise hat die p o s i t i v e Vermittelung der beiden Epochen angeknüpft, die sich unter unseren Augen bis auf den heutigen Tag vollzieht. Zum Glück. Denn an solchen Staatsmännern würde der Staat, an mehreren solchen Schriftstellern die Literatur zu Grunde gehen. Das Talent des Mannes in Ehren, — aber danke es ihm wer wolle, daß er uns Göthe zu einer Manier zu machen gedachte. Möge es auch in Zukunft unter uns viele gleich große Talente, aber nie einen zweiten Varnhagen geben. Es ist genug und zu viel an dem einen.

---

# Arthur Schopenhauer.

Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre, von Wilhelm Gwinner. Leipzig, 1862. F. A. Brockhaus.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner, und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von Julius Frauenstädt. Berlin, 1863. A. W. Hayn.

Schopenhauer und seine Freunde. Zur Beleuchtung der Frauenstädt-Lindner'schen Vertheidigung Schopenhauer's &c. von W. Gwinner. Leipzig, 1864. F. A. Brockhaus.

## 1.

Nicht leicht hat über einem Schriftsteller ein unseligeres und scheinbar launischeres Schicksal gewaltet als über dem wunderlichen Mann, mit dem wir uns im Folgenden zu beschäftigen vorhaben. So gut wie völlig unbeachtet ging das geistvolle Werk — „Die Welt als Wille und Vorstellung" —, in welchem Arthur Schopenhauer frühzeitig seine Weltanschauung niederlegte, bei seinem ersten Erscheinen, 1819, an dem Publicum vorüber. Weder Herbart's eingehende Recension, noch Jean Paul's preisende Stimme hatten die Blätter, mit denen der Verfasser den Zeitgenossen ein kostbarstes Geschenk zu machen glaubte, davor schützen können, daß sie von dem Verleger zum größten Theil in Maculatur verwandelt wurden. Es half nichts, ja, nur eine Absonderlichkeit mochte es Vielen scheinen, wenn der belesene Rosenkranz im Jahre 1839 in seiner Geschichte der Kant'schen Philosophie Schopenhauer als den Eremiten dieser Philosophie bezeichnete und ihm einen ehrenvollen Platz neben Fichte und Herbart anwies. Auch zwei um dieselbe Zeit von dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" veröffentlichte Erläuterungsschriften waren nicht im Stande die Gedanken des Buches flott zu machen, und selbst eine zweite, um das Doppelte erweiterte Auflage desselben vom Jahre 1844 warb für's Erste vergeblich um Beachtung in weiteren Kreisen.

Da plötzlich — mehr als ein Menschenalter nach dem ersten Erscheinen des Werkes — erfolgte der Umschwung. Dank vor Allem den Bemühungen Frauenstädt's, wurde um das Jahr 1848 die Philosophie Schopenhauer's gleichsam von Neuem entdeckt und die entdeckte alsbald enthusiastisch gepriesen. Gerade nur an dieser Lehre schien nun auf einmal eine Zeit, die übrigens gegen alle Speculation möglichst verstimmt war, Geschmack finden zu können, ja, gerade sie erst

führte der von den Gelehrten mit dem Rücken angesehenen Wissenschaft eine Ersatzmannschaft aus ganz anderen, aus den weltmännischen Kreisen der Gesellschaft zu. Die Einen fanden sich angezogen durch die menschliche Sprache, welche diese neue Philosophie redete, durch die ungezwungene, vornehm-populäre Haltung, mit der sie aller Schul- und Professorenphilosophie ausdrücklich gegenübertrat; Andere bestach der poetisch-mystische Schimmer, der über einigen Partien dieser Weltanschauung ausgegossen lag; wieder Andere verliebten sich in den realistischen, welterfahrenen Verstand, in die mephistophelische Laune, mit der hier die Noth des Lebens, die Erbärmlichkeit der Welt geschildert wurde; noch Andere endlich sahen hier zuerst einen Weg eröffnet, um die Ergebnisse und Ansprüche der exacten Wissenschaften mit dem methaphysischen Bedürfniß, Naturalismus und Idealismus miteinander auszusöhnen. Nun sagte vollends die englische Westminster-Review den Deutschen, daß sie einen Philosophen besäßen, der sich lesen und verstehen ließe. Wie hätte da der Schopenhauerianismus nicht in die Mode kommen sollen? Bei den Antiquaren und den Buchhändlern wuchs jetzt die Nachfrage nach den Schriften des Mannes; die neueste insbesondere, die „Parerga und Paralipomena" vom Jahre 1850, in der er seine Lebens- und Weltansicht am meisten in kleine Münze umsetzte, wurde selbst von Solchen begierig gelesen, die noch vor Kurzem geschworen hatten, daß sie nie ein philosophisches Buch aufschlagen würden. Unmöglich konnten die Philosophen von Fach diese Bewegung ignoriren. Die Geschichten der Philosophie, die Schopenhauer früher kaum genannt hatten, sahen sich genöthigt, ihm ein eigenes Capitel zu widmen; er, der bei einem Haare zu den „verloren gegangenen Autoren" gehört hätte, mußte es erleben, daß die so viel von ihm geschmähte Hegel'sche Philosophie den Nachweis führte, wie auch er ein nothwendiges Glied in dem Entwickelungsgange des denkenden Geistes sei! Eine eigene Literatur über ihn wuchs empor. Mit dem Inlande wetteiferte das Ausland. Man ward nicht müde, anpreisende, widerlegende, commentirende Journalartikel, Broschüren und Bücher, Programme und Preisschriften über einzelne Theile und über das Ganze seiner Lehre zu schreiben. Wie geschäftig freilich und mit wie unphilosophischen Mitteln er selbst für seine Berühmtheit agitirte, das war damals für die Welt noch ein Geheimniß — man hätte es denn aus dem maaßlosen Selbstlob und aus den rohen, hochfahrenden Schimpfreden abnehmen müssen, die er in ekelhafter Wiederholung in allen seinen Schriften über jeden Mitbewerber ergoß. Aber wunderbar auch so noch und gleichviel jedenfalls für ihn selbst. Genug, er hatte, nach-

dem er im Jahre 1859 den Triumph einer dritten Auflage seines Hauptwerks erlebt, in seinem Alter volle Genugthuung für die Nichtbeachtung, die er in der Jugend erduldet. Das Aufsehen, welches seine Schriften endlich erweckt hatten, nahm er für das sichere Anzeichen, daß nun seine Zeit gekommen sei, wie früher die Zeit Fichte's, Schelling's und Hegel's. Auch äußerlich, schon in der Gegenwart hatte er nun einen Anhalt für seine alte Zuversicht, daß die Nachwelt unter allen Umständen ihm gehören, daß seine Herrschaft bestehen werde, wenn die jener falschen Götzen längst dahin sei. Im vollen Genusse des Glaubens, daß „der Nil bei Cairo angekommen sei", durfte er — im Herbst 1860 — diese schlechte Zeitlichkeit, die Welt des Jammers und der Langenweile verlassen.

Voll Unbestand und voll Wunderlichkeit wenigstens ist diese Welt gewiß. Denn was geschieht? Noch nicht volle vier Jahre sind seit dem Tode des Propheten verflossen, und an die Berühmtheit seines Namens hat sich eine Berüchtigung seiner Person und seines Charakters angehängt, in deren trübem Dampf auch das nur eben so hell flackernde Licht seiner Lehre völlig wieder erstickt zu werden droht. Das Ende dieses schriftstellerischen Schicksals ist schlimmer als der Anfang. Der so lange Unbeachtete, der nur kaum berühmt Gewesene ist zum Geächteten geworden — er ist es geworden durch die Mittheilungen, welche die Freunde und Jünger des Meisters nach seinem Hinscheiden der Welt vorzulegen sich beeilt haben!

Wilhelm Gwinner war der Erste, der es unternahm, aus mehrjährigem persönlichen Umgange mit dem Frankfurter Weisen, ein Bild desselben zu zeichnen, das, da es doch mit sichtlicher Liebe und Bewunderung für die genialen und außerordentlichen Seiten des Mannes entworfen war, an der Treue der Zeichnung auch in den übrigen Partien keinen Zweifel ließ. Es war ein Bild von abschreckender moralischer Häßlichkeit, eine Grimasse, wie man nicht unpassend gesagt hat, auf Goldgrund und mit einem Heiligenscheine gemalt. Ein solches Denkmal von Freundeshand mochte seltsam erscheinen; aber seltsamer und unglaublicher war das, was folgte. Unter dem Vorgeben, eine richtigere und tiefere Würdigung der Person und Lehre Schopenhauer's zu geben, zur „Rettung" gleichsam des echten Schopenhauer erscheint von zwei Anhängern des Mannes eine zweite Publication — Himmel, welch' ein Buch! Wenn die boshafteste Verleumdung eines Pasquillanten sich bemüht hätte, das Andenken des Mannes zu schwärzen, so würde es ihr mit aller Kunst nicht gelungen sein, auch nur annähernd einen Effect hervorzubringen, wie das Werk

der Herren Lindner und Frauenstädt. In der Form der Vertheidigung eine vergröbernde Bestätigung der Gwinner'schen Charakteristik, dasselbe Bild noch einmal, aber unter dem unbarmherzigen Mikroskop — alle Flecken und Runzeln bis in's Kleinste treu wiedergegeben — jeder Zug, und die widerwärtigsten am meisten, mit besonderer Beglaubigung versehen, und zu allem Ueberfluß mit Fingern darauf hingewiesen!

Da giebt es, so viel wir sehen, um ein gerechtes Urtheil zu fällen, um die Grenze nicht zu verfehlen, bis zu welcher der Tadel, der den Menschen trifft, auch den Schriftsteller und Weltweisen mitergreift, nur einen einzigen Weg. Es gilt, die Schriften Schopenhauer's in der Hand, den Versuch, die Weltanschauung desselben zunächst einmal rein für sich zu ergreifen und uns in kritischer Betrachtung dieselbe klar zu machen. Sie sei uns für's Erste ganz nur das Erzeugniß des theoretischen Genius. Wir nehmen an, daß wir weder die Person noch den Charakter des Urhebers kennen. Wir wollen von Gwinner nicht gehört haben, weder wie Schopenhauer aussah noch wie er sprach, weder was er trieb noch wie er lebte. Wir wollen keine Zeile weder von den Erzählungen Frauenstädt's, noch von den Briefen Schopenhauer's an seinen Apostel gelesen haben. Unsere Leser bitten wir um dieselbe Enthaltsamkeit. Auch bei den rein philosophischen Auseinandersetzungen, die wir ihnen nach dem angegebenen Plane nicht ersparen können, rechnen wir auf die Beschaffenheit gerade dieses Systems, das durch die Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte belebt, durch die Peripetie der Gedanken romanartig anziehend ist. Sogar die Verächter der Philosophie aber wünschen wir in's Interesse zu ziehen und sie ein klein wenig zu überzeugen, daß sie sich selbst mißverstehen, wenn sie kurzer Hand jede philosophische Discussion für überflüssig und die Gegenwart dem Bedürfniß des Philosophirens für entwachsen erklären. Eine bedenkliche Wissenschaft ist die Philosophie gewiß. Schon die Schwierigkeit ihrer Probleme macht sie dazu; — möglich auch, daß diese Schwierigkeit zum Theil auf Unlösbarkeit hinausläuft. Aehnliche Bedenken und in Folge dessen ein ähnlicher Skepticismus richtet sich ja auch gegen die Wissenschaft und Kunst des Arztes. Gesetzt nun, die Aerzte würden abgeschafft oder vertrieben: wer, der die menschliche Natur kennt, zweifelt, daß wir alsbald von Quacksalbern heimgesucht und überschwemmt sein würden? Es will uns scheinen, daß es mit der Philosophie nicht anders ist, und zum mindesten daher, um uns vor ihren unechten Surrogaten zu schützen, wird man — wir wissen kein anderes Mittel — die philosophische Untersuchung, ein kritisches Ein-

gehen auf die vorhandenen philosophischen Systeme sich gefallen lassen müssen. Wir setzen dabei so wenig wie möglich, wir setzen auch nicht dabei die Bekanntschaft mit dem Schopenhauer'schen System voraus; wir beginnen mit einer Darstellung desselben. —

2.

Es dreht sich dieses System ganz und gar um den Gegensatz von Erscheinung und Wesen. Es beantwortet einmal die Frage: was und wie ist die Welt, sofern sie erscheint, und sodann die Frage: was ist das dieser Erscheinung zu Grunde liegende An sich der Welt. Aus der Einkehr in das Innere des Menschen schöpft es die Antwort auf beide Fragen. Wie wir uns selbst als vorstellend und wollend finden, so ist auch die Welt von der einen, gleichsam der äußeren Seite, gesehen, Vorstellung, von der anderen, der inneren, Wille.

Die Welt ist Vorstellung. Das heißt, sie ist schlechterdings nur in Beziehung auf uns als Vorstellende da. Kein Bewußtsein, keine Welt. Das Subject ist der Träger der Welt. In diesem Sinn ist ihr Sein ihr Erscheinen. Sie erscheint, das will zunächst sagen: sie ist Object für ein Subject. Sie ist dies aber in bestimmten Formen, an welche das Vorstellen gebunden ist, welche die Vorstellung constituiren. Es sind die Formen von Raum und Zeit und Ursächlichkeit. Von diesen Formen getragen, schwebt, wie ein Traum, aber ein vom Gesetze der Nothwendigkeit zusammengehaltener Traum, die Welt an uns vorüber. In diesen Formen und folglich durch sie ist die ganze anschauliche Welt; nur dadurch giebt es Vielheit, nur dadurch Materie; — die vielgetheilte, veränderliche, in ihrem Neben- und Nacheinander bedingte, in ihren Veränderungen durch Ursach und Wirkung zusammengeknüpfte und ebendamit dem Satz vom zureichenden Grunde unterworfene Welt löst sich eben ganz auf in Vorstellung.

Nun aber findet das vorstellende Subject sich selbst hinter seinem Vorstellen als Wille. Der Wille ist der Kern und das Ansich unseres Selbst — ein unschätzbarer Aufschluß winkt uns von hier über den Kern und das Ansich der Welt. Mit ihm stehen wir in der Mitte und auf dem Höhepunkt der Schopenhauer'schen Weltauslegung, und erst von hier aus überschaut sich dieselbe im Zusammenhange.

Wille nämlich ist auch das Wesen der Welt, Wille das allein wahrhaft Reale und Ursprüngliche. Wie wir unsere Handlungen, ja zunächst schon unsere Leibesbewegungen als Erscheinungen unseres Willens anzusehen gezwungen sind, so ist alles Sein und Geschehen in der Natur Erscheinung eines Willens. Dieser Wille ist das Ansich.

Alle Formen der Erscheinung werden ihm als solchem fremd sein. Fremd also muß ihm Raum und Zeit und Ursächlichkeit, Vielheit und Theilbarkeit, frei muß er von dem Zwange der Nothwendigkeit, hinaus über die Anwendbarkeit des Satzes vom Grunde sein. Ein Wille, ein untheilbarer, über alles Nach- und Nebeneinander, über alle Einzelheit und alle Vielheit erhabener Wille liegt der ganzen Mannichfaltigkeit der Dinge zu Grunde. Als das ursprüngliche Wesen von Allem ist er durch nichts Anderes bestimmt und auf nichts Anderes hingerichtet: er ist grundlos und ziellos; er hat, mit sich selbst einig, nur sich selbst zum Ziel und Grund.

Dieser Wille jedoch erscheint. Erscheinen heißt: Vorstellung sein. In die Formen der Vorstellung eingehend, gewinnt der Wille Sichtbarkeit. Nicht Vorstellung daher, nicht Wille ist der erschöpfende Ausdruck für die Welt. Sie ist jenes, wenn man von ihrem Ansich, dieses, wenn man von ihrer Erscheinung absieht. Sie ist in Wahrheit Beides: Vorstellung, Selbsterkenntniß des Willens, sie ist — nach dem eigens von Schopenhauer geprägten Terminus — „Objectität des Willens".

Diese Selbstübersetzung des Willens in Vorstellung ist aber eine zwiefache. Es giebt eine unmittelbare und eine mittelbare Objectität des Willens. Der Wille geht vorerst nur in die allgemeinste Form des Erkennens, in die der Vorstellung überhaupt, des Objectseins für ein Subject ein. Nur so weit sich objectivirend, erscheint der Wille als Idee. Die Ideen — schon Plato hat sie gelehrt — sind die unmittelbare und daher „adäquate" Objectität des Willens. Sie sind erhaben über Zeit, Raum und Causalität; diese specifischen, untergeordneten Vorstellungsformen, die Formen des individuellen Erkennens berühren sich nicht; in die Ideen fällt kein Wechsel, keine Vielheit, keine Ursächlichkeit; der Satz vom Grunde hat für sie keine Bedeutung — sie entziehen sich der Erkenntnißsphäre des Individuums, soweit es Individuum ist.

Eben vor diesem individuellen Erkennen jedoch, dem an Zeit, Raum und Causalität gebundenen, zerschlägt sich die Einheit der unveränderlichen, ewigen Idee in die Vielheit gleichartiger, stets von Neuem entstehender und vergehender Dinge. Auch die Ideen erscheinen ihrerseits wieder; sie stellen sich insgesammt in unzähligen Einzelwesen dar, die sich zu ihnen wie Nachbilder zu Vorbildern verhalten. Und diese Einzeldinge sind nun nicht mehr eine adäquate, sie sind eine entferntere, eine mittelbare, durch das Eingehen in die

Formen von Raum, Zeit und Causalität getrübte Objectität des Willens.

Auch jene adäquate Objectität des Willens indeß läßt selbst wieder einen größeren oder geringeren Grad der Sichtbarkeit zu: — in unendlichen Abstufungen offenbart sich der Wille. So viele solcher Abstufungen, so viele Ideen. Die Ideen, anders gesagt, sind bestimmte und feste Stufen, auf denen sich mit gradweise steigender Deutlichkeit und Vollendung das Wesen des Willens zur adäquaten Erscheinung bringt. Als die niedrigste dieser Stufen stellen sich die allgemeinsten Kräfte der Natur dar — Schwere, Undurchdringlichkeit, Starrheit, Flüssigkeit, Elasticität, Elektricität, chemische Eigenschaften und Qualitäten aller Art. Der Wille zeigt sich hier — im Gebiete der unorganischen Natur — als ein blinder Drang, ein finsteres, dumpfes Treiben. Charakteristisch für diese unteren Stufen in Vergleich zu den höheren ist ferner dies, daß dort der Individualcharakter der Einzelerscheinung noch ganz vor der durchgreifenden Einheit der Idee zurücktritt. Vor Allem aber zeigt sich die fortschreitende Abstufung in der verschiedenen Form, in der das Gesetz der Causalität sein Recht an den Einzelerscheinungen geltend macht. In der unorganischen Welt sind es die eigentlich so genannten Ursachen, welche die Veränderungen bewirken. In der vegetativen Natur erfolgen die Bewegungen auf Reize. Den Charakter der Thiere bezeichnet die Motivation, d. h. die durch das Erkennen hindurchgehende Causalität. Von Stufe zu Stufe sich deutlicher objectivirend, wirkt demnach der Wille zunächst als unorganische Kraft; schon höhere Willensacte oder Ideen prägen sich in jeder Pflanzenspecies, abermals höhere in den Thierspecies aus. Es sind gleichsam ebenso viele Charakterformen des Einen Willens der Welt — die höchsten aber sind die, welche in den empirischen Charakteren der einzelnen menschlichen Individuen erscheinen.

Ein Punkt in dieser Stufenfolge ist nun aber von epochemachender Bedeutung. Der Punkt nämlich, wo, wegen des stärkeren Hervortretens des Individualcharakters und wegen der größeren Complicirtheit der Einzelwesen, als Hülfsmittel zur Erhaltung des Individuums und zur Fortpflanzung der Gattung — die Erkenntniß, und mit ihr die Bewegung auf Motive, auftritt. Der Wille, der bis dahin im Dunkeln seinen Trieb verfolgte, hat sich auf dieser Stufe, der Stufe des animalischen Lebens, „ein Licht angezündet“. Im organischen Leibe der Thiere und Menschen objectivirt sich eben auch der Wille, er schafft sich für jede seiner Bestrebungen und Bestimmungen ein Organ, — für das Erkennenwollen das Gehirn. Wie das Gehirn ein „Parasit

des Organismus", so ist das Erkennen, als die Function des Gehirns, das Secundäre im Verhältniß zum Willen, der seinerseits das Unzerstörbare und Ewige im Menschen, gleichsam „das Radical der Seele" ist.

Allein mit dem Gehirn und seiner Function, mit diesem Hülfsmittel, das sich der Wille auf den höchsten Stufen seiner Objectität geschaffen hat, steht nun mit Einem Schlage die Welt als Vorstellung da. Was den unorganischen Körpern die Empfänglichkeit für mechanische, chemische, physikalische Ursachen, was den Pflanzen die Empfänglichkeit für Reize, ebendas leistet dem Thier und Menschen die Erkenntniß. Sie ist das Medium der Motive; das im Gehirn entsprungene Bild einer Welt nichts weiter als der Plan, auf welchem Ursachen und Reize sich als Motive, die Motive sich als Zwecke darstellen.

Wir sind da wieder angelangt, von wo wir ausgingen. Die Welt als Vorstellung oder als „Gehirnphänomen"! Den Willen in seinem Erscheinen, seiner Objectität betrachtend, ihn auffassend im Spiegel unseres eigenen Erkennens, haben wir die Welt als Vorstellung aus dem Willen selbst entspringen sehen — und da steht sie nun vor uns, diese raumzeitliche, ursächlich verknüpfte, vom Satz des Grundes beherrschte Traumwelt, wir selbst, die Träumenden, an die Gesetze dieses Traumes unweigerlich gebunden!

Es ist so: im Erkennen wie im Handeln den, kraft des Willens der Welt existirenden Formen des Vorstellens unterworfen, ist das Individuum durchaus bedingt, unfrei und unselig.

Im Erkennen bedingt. Denn es hilft nichts, daß der Mensch, im Unterschiede vom Thiere, Vernunft, das Vermögen der Begriffsbildung hat. Der Begriff ist nur ein Reflex der anschaulichen Vorstellung; in der Erzeugung und Beziehung der Begriffe kömmt wieder der Satz vom Grunde mit der ihm anhaftenden Nothwendigkeit, wenn auch in einer besonderen Gestalt, der Gestalt des Erkenntnißgrundes, zur Geltung.

Und unfrei auch im Handeln. Denn unser „intelligibler Charakter" zwar, unser Sein ist ein Act des grundlosen Willens, der vor und außer dem Gebiet der Nothwendigkeit liegt, aber, in die Erscheinung tretend, finden wir ihn als angeborenen vor, und machen, indem wir ihn als „empirischen Charakter" kennen lernen, die Erfahrung seiner Unveränderlichkeit. Von diesem angeborenen Charakter sind unsere Handlungen die nothwendigen, zwiefach nothwendigen Ergebnisse. Denn sie sind Veränderungen und also wie alle Veränderungen dem Gesetze der Causalität, diesem ausnahmslosen

Gesetze der Vorstellungswelt unterworfen. Bloße Täuschung ist es, als ob wir der Nothwendigkeit dieses Gesetzes dadurch entrückt wären, weil wir auf Motive, und zwar, im Unterschied von den Thieren, auf abstracte Motive hin handeln. Auch Motive sind Ursachen, und es ändert nichts, daß wir diese Ursachen in der Brechung und Zersetzung der doch selbst wieder von der Anschauung abhängigen Reflexion erblicken.

Unfrei also und zweitens unselig. Denn unsere Handlungen, unser ganzes Dasein gehört in den Zusammenhang des Lebens, da doch der Wille, im Spiegel der Vorstellung erscheinend, eben das Leben, die Welt will, „Wille zum Leben" ist. In die Endlichkeit der Erscheinung geworfen, zeigt sich der Wille nothwendig als immer gehemmtes Streben. Immer gehemmtes Streben ist endlose Unbefriedigung oder Leiden. Alles Leben, also auch alles menschliche Thun und Treiben, ist Leiden, ein Kampf bald gegen die Noth, bald gegen die Langeweile.

Und doch — es giebt Rettung von dieser Bedingtheit, Unfreiheit und Unseligkeit.

Sich zum Dienste erschuf sich der Wille das Erkennen. In diesem Dienste arbeitet der Intellect, sofern er, als individuelles Erkennen, im praktischen Leben wie in der Wissenschaft dem Satze vom Grunde nachgeht, die einzelnen Dinge nach ihren zeitlichen, räumlichen und ursächlichen Beziehungen betrachtet. Nun aber kann, vermöge eines in dem Individuum vorhandenen Ueberschusses von Intellect, der Intellect von dieser Dienstbarkeit sich losreißen. Das Subject kann, wenn auch nur theilweise, die Betrachtung der Dinge nach dem Satze vom Grunde fallen lassen, um nur noch als reines Subject, ungehindert durch die untergeordneten Erkenntnißformen, gleichsam hindurchschauend durch Raum, Zeit und Causalität, wie ein klarer Spiegel den Gegenstand als solchen, völlig objectiv aufzufassen. Das so aufgefaßte Object wird, nach dem Früheren, die Idee sein; das so auffassende Subject wird nicht mehr Individuum, sondern reines, dienstfreies, willenloses und also schmerzloses Subject sein. Diese in den Dingen nur die Ideen sehende Betrachtungsart ist die ästhetische. Auf ihr beruht alle Kunst. Bis auf einen gewissen Grad wohnt die Fähigkeit dazu allen Menschen ein; in der überwiegenden Fähigkeit zu ihr besteht das Wesen des Genius.

Die Seligkeit, die wir im Zustande der ästhetischen Contemplation empfinden, ist jedoch nur der Vorschmack derjenigen, die im Zustande der Heiligkeit erreicht wird. Wenn nämlich im Genuß des

Schönen das individuelle Wollen auf Augenblicke, so kann dasselbe auch gänzlich beschwichtigt sein. Solche gänzliche Beschwichtigung des Willens wird die Frucht höherer Erkenntniß sein, der Erkenntniß, daß der erscheinende Wille, der Wille zum Leben, voll Widerstreit, voll Nichtigkeit und ebendeshalb voll Leiden ist. Der gewöhnliche Standpunkt ist der, daß die Erkenntniß der vielgetheilten Welt dem Willen dient, daß die erkannten einzelnen Erscheinungen als „Motive", als immer wiederkehrende Anreizungen des Wollens wirken: es ist der im Princip des Egoismus wurzelnde, in der Bosheit gipfelnde Standpunkt der Bejahung des Willens zum Leben. Das Gegentheil dieses Verhaltens wird eintreten, wenn sich die Erkenntniß von dem Einzelnen auf das Ganze richtet, wenn das vielgetheilte und bedingte Sein als trügerischer Schein durchschaut und wenn statt dessen die Ideen, ja das Wesen der Dinge an sich als derselbe Eine Wille in Allem unmittelbar erkannt wird. Diese Erkenntniß, zunächst in der Gesinnung des Mitleids oder der Liebe sich ankündigend, wird am Ende zum „Quietiv", d. h. zum Beschwichtigungsgrunde des Wollens überhaupt. So ergiebt sich der Standpunkt der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der absoluten Entsagung, wie sie vorsätzlich durch Askese, unvorsätzlich durch überschwängliches Leiden herbeigeführt wird. Diese Selbstaufhebung des Willens ist zugleich der einzige Fall, wo die eigentliche Freiheit, die in Wahrheit nur dem nicht erscheinenden Willen zukömmt, in der Erscheinung sichtbar werden kann. Die Selbstaufhebung des Willens, wo irgend ein Individuum sie vollzieht, ist Aufhebung des ganzen Charakters. Mit dem Willen wird in diesem Acte auch die Erscheinung des Willens, sein Spiegel, die Welt verneint, — es ist in der That der Uebergang in's Nichts.

3.

Schon diese Skizze der Schopenhauer'schen Lehre, die wir so eben zu entwerfen versuchten, war nur dadurch möglich, daß wir diejenigen Stellen versteckten oder leiser über sie hinglitten, an denen sich die widersprechenden Gedanken, die hier in ein Ganzes verknüpft sind, allzu hart gegeneinander stoßen. Nur durch eine Art gleichschwebender Temperatur, durch eine Methode, welche die einzelnen Töne nicht absolut scharf und rein stimmt, ist dieses System ohne Mißklang wiederzugeben. Und auch abgesehen von den Beschwerden, die Schopenhauer selbst über eine gewisse Klasse seiner Beurtheiler zu führen pflegte, ist ein solches Verfahren einem Gedankengebäude gegenüber Pflicht, das zu-

nächst durch seine Gesammtgestalt imponirt, das, gleichsam in sich selbst im Kreise zurücklaufend, nur einen einzigen Grundgedanken von verschiedenen, sich wechselseitig beleuchtenden Seiten entwickeln will, das gerade den Gegensatz von Vorstellung und Wille benutzt, um Erkenntnißlehre und Aesthetik, Metaphysik und Ethik auf's Geistreichste in Eins zu verschlingen. Nur um so mehr jedoch wird der Darstellung die Prüfung auf dem Fuße folgen, wird jene durch diese ergänzt und berichtigt werden müssen. —

Das günstigste Vorurtheil nun muß es gleich bei'm Eintritt in diese Philosophie erwecken, wenn wir wiederholt versichert werden, daß dieselbe, weit entfernt, Begriffe aus Begriffen zu spinnen, vielmehr ganz und gar auf der Anschauung beruhe. Sie will, in Gemäßheit eines Wortes von Bacon, die Welt nicht sowohl überspringen, als nur eine vollständige Wiederholung und Abspiegelung derselben sein. In Begriffen, natürlich, wird sie dieses Spiegelbild erscheinen lassen, aber in solchen, die ihre Wurzel durchaus in äußerer und innerer Erfahrung haben. Möge sie Wort halten!

Von der äußeren Erfahrung, in der That, geht Schopenhauer aus. An dem Hergang des Sehens vorzugsweise entwickelt er die Grundlagen der einen Hälfte seiner Weltanschauung. Er erinnert daran, daß die Sinnesempfindung für sich allein etwas lediglich Subjectives, ein Vorgang im Organismus selbst sei, dessen Veränderungen unmittelbar blos in der Form des „inneren Sinnes", d. h. der Zeit, zum Bewußtsein gelangen. Jetzt jedoch — so setzt er weiter auseinander — geräth der Verstand in Thätigkeit. Das ganze Wesen und Thun desselben geht auf in dem Gesetze der Causalität. Der Verstand kann nicht anders als die gegebene Sinnesempfindung als eine Wirkung, d. h. als etwas auffassen, das nothwendig eine Ursache hat. Zugleich nimmt er dabei die ebenfalls im Geiste prädisponirt liegende Form des „äußeren Sinnes", den Raum zu Hülfe, und so construirt er in völlig unmittelbarem Thun aus sämmtlichen Datis der Empfindung die Ursache derselben im Raum, construirt die objective, reale Körperwelt, die sofort in der Zeit, dem Causalitätsgesetze gemäß, sich ferner verändert und im Raume bewegt. Diese anschauliche Welt — ist Vorstellung. Auf ihr wieder baut sich, ganz allein kraft des nur empfangenden, „gleichsam weiblichen" Vermögens der Vernunft, als ein abstracter Reflex jener, die Welt der Begriffe auf. Auch sie, und also die Welt in jedem Sinne, so lehrt uns die äußere Erfahrung, ist Vorstellung.

Lehrt die Erfahrung! — wen lehrt sie das und wie wäre sie, es zu lehren jemals im Stande? Weil sich die Thatsachen der äußeren Erfahrung selbst, das Zustandekommen der körperlichen Welt in solcher Weise vorstellbar, hypothetisch vorstellbar machen läßt, so wäre jene Erfahrung damit zum Beleg der gegebenen Erklärung geworden? Vielmehr, so gewiß nach dieser Erklärung Zeit, Raum und Causalität das der Erfahrung Voraus liegende sind, so gewiß ist es etwas Anderes, an die Erfahrung anknüpfen, und etwas Anderes, auf der Erfahrung als auf einem Beweisgrunde fußen. Nur jenes, nicht dieses thut Schopenhauer, und es versteht sich von selbst, daß der angebliche Beweis dadurch nicht mehr zum Erfahrungsbeweise wird, wenn weiterhin, in physiologischer Wendung, die Empfindung auf die Sinnesnerven, Raum, Zeit und Causalität auf das Gehirn zurückgeführt werden.

Wie dem jedoch sei; gegen die Behauptung im Allgemeinen, daß Alles, was für die Erkenntniß da ist, nur Object in Beziehung auf das Subject mit einem Worte Vorstellung ist, sei nichts einzuwenden. Diese ganze Einsicht, bewiesen oder nicht, führt jedenfalls nicht weit; — gewiß ist nur so viel, daß sie offenbar denjenigen, der sich ausdrücklich bescheidet, nicht das Woher oder Wozu, sondern einzig das Was der Welt angeben zu wollen, zugleich an's Ende führt. Der Kreis, meinen wir, der mit dem Satze: „die Welt ist Vorstellung" um alles Sein gezogen ist, kann nirgends durchbrochen werden. Würde unser Philosoph, seiner eigenen Erklärung untreu, dazu fortgehen, das Wesen der Vorstellung aus einem höher liegenden Princip abzuleiten — worin anders könnte eine solche Ableitung bestehen, als entweder in der Aufweisung eines Realgrundes der Vorstellung oder aber in der Aufstellung eines abstracteren Ausdrucks für das, was bis dahin Vorstellung hieß? Das Erstere ein unmögliches, das Andere ein völlig unfruchtbares Beginnen. Denn nach dem Grunde der Vorstellung kann der nicht fragen, dem ja der Satz vom Grunde nur innerhalb der Welt, nur erst auf dem Boden der Vorstellung selbst Geltung erhält. Einen abstracteren Ausdruck andererseits kann der nicht suchen, der dem Vermögen der Begriffe alle schöpferische, unsere Einsicht wirklich erweiternde Bedeutung abspricht.

So einleuchtend diese Betrachtungen sind —: wir wissen bereits, daß Schopenhauer nichtsdestoweniger den Kreis jenes Satzes sprengt. Er thut es in Wahrheit, indem er in gewisser Weise beide eben angedeutete Fehler mit einander verbindet. Er sucht allerdings einen Realgrund für die Vorstellung und die in ihr be-

schlossene Welt; er deckt wenigstens einen Theil der Schwierigkeiten dieses Schrittes lediglich durch die Mittel anschauungsloser Abstraction.

Es ist, logisch betrachtet, eine handgreifliche Verwechselung, die den Schritt einleitet. Vorstellung ist gleich Erscheinung. Keine Erscheinung ohne einen wesenhaften Kern. Zwar — von Zweien Eines. Entweder ist auch das Verhältniß von Wesen und Erscheinung eine besondere Form des Satzes vom Grunde, oder es ist wohl gar nur eine Uebersetzung des Verhältnisses von Ursach und Wirkung in die Sprache des reflectirten Denkens. Im einen wie im anderen Falle wäre es Schopenhauer gleich sehr verwehrt, von jener Kategorie Gebrauch zu machen, um die Welt als Vorstellung zu überschreiten. Ihn indeß halten solche Erwägungen nicht auf. Es ist ja immer die Grund- und Urfrage aller Philosophie gewesen, nach dem Wesen der Erscheinung zu forschen. In der Untersuchung von Wesen und Erscheinung begegnen sich die alten Inder mit Plato, Plato mit Kant. Auch Schopenhauer geht diese Wege. Nachdem er nur eben die Frage nach der Realität der Außenwelt in jeder Form, die sie in irgend einer früheren Philosophie angenommen habe, zurückgewiesen, erhebt und formulirt er sie selbst in der denkbar naivsten Weise. Was ist, so frägt er (und nach welcher Antwort wird er diese Frage nicht wiederholen können?), — was ist diese anschauliche Welt „noch außerdem, daß sie meine Vorstellung ist“?

Daß jene historischen Vorgänge nichts für sein Recht zu der Stellung der Frage beweisen, ist einleuchtend. Von der Versenkung in den Gedanken der Weltseele ausgehend, wird die an die brahmanischen Vorstellungen sich anlehnende indische Philosophie nothgedrungen zu der Annahme getrieben, daß die körperliche Welt nur ein Schein, ein Gaukelspiel unserer Sinne, die Täuschung der Maja sei. Wird Schopenhauer sich auf jene von der Phantasie unterstützte Abstraction berufen dürfen? wird er zugeben können, daß die Vorstellung, der Träger der ganzen anschaulichen sowohl wie der Begriffswelt, ein bloßes Blendwerk sei? — Und Plato. Wir verstehen es vollkommen, wenn dieser jenseits der sinnlichen, in beständigem Werden und Schwanken begriffenen Welt nach einer realeren, nach der sich selbst gleichbleibenden Welt der Ideen hinüberlangt; denn jene ist nur der sinnlichen Erkenntniß zugänglich und die sinnliche Erkenntniß ist selbst wandelbar und ohne Bürgschaft der Wahrheit. Es giebt, so lehrt der Schüler des Sokrates, ein höheres, specifisch von dem sinnlichen verschiedenes Erkennen, das allein den Namen des Wissens verdient, das-

jenige Erkennen, das es mit Begriffen zu thun hat. Deshalb, in Folge einer Scheidelinie also, die mitten hindurchläuft durch das von Schopenhauer insgesammt als Vorstellung bezeichnete Gebiet, muß es eine für sich bestehende Welt der reinen, ewigen Begriffe geben. Wie das Wissen dem Wahrnehmen und Meinen, so steht das Reich der Ideen der sinnlichen Welt, das wahre Wesen der dasselbe vielgestaltig, wandelbar, unvollkommen nachbildenden Erscheinung der Dinge gegenüber. — Wir finden uns endlich, wenn auch schwieriger, mit der analogen Unterscheidung Kant's zurecht. Denn indem Kant zuerst mit grüblerischem Tiefsinn den Antheil nachzuweisen bemüht war, den das vorstellende Subject nach seinem sinnlichen sowohl wie nach seinem begrifflichen Erkennen an dem Zustandekommen dessen hat, was wir unsere Welt nennen, so mußte ihm ja wohl, schon zur bloßen Verdeutlichung seiner Meinung, ja, um für diese Meinung nur überhaupt einen Anknüpfungspunkt an die gewöhnliche Ansicht und an die dogmatisch-metaphysische der zeitgenössischen Philosophen zu gewinnen, — es mußte ihm die Unterscheidung der Dinge, wie sie für uns und wie sie „an sich" sind, zum unentbehrlichen Unterbau seiner kritischen Auseinandersetzungen werden. Dieser unentbehrliche Unterbau fixirte sich — bald deutlicher, bald minder deutlich — zu der Annahme einer unserem subjectiven Vorstellen entgegenkommenden objectiven Materie, eines gegebenen Stoffes der Empfindung. Im Vorstellen also gab es für ihn einen Rest, der nicht Vorstellung war. Ohne einen solchen Rest neben existirt kein Jenseits über der Vorstellung, und jener Rest eben existirt für Schopenhauer nicht, — für den nicht, der die ganze, auch die empfundene Welt in Vorstellung auflöst.

Oder wie? wäre gerade dies etwa der Punkt, an welchem sich unser Philosoph durch eine versteckte Inconsequenz gegen seinen ersten Grundgedanken einen Ausweg nach dem Jenseits der Vorstellung ermittelte?

Durch eine versteckte Inconsequenz. Denn es scheinen zunächst ganz andere Bahnen der Betrachtung zu sein, die er uns führt, um die Nothwendigkeit jener Unterscheidung von Erscheinung und Wesen plausibel zu machen. Diesmal wirklich die Bahnen der Erfahrung. Gesetzt, so raisonnirt er, wir erkennten nichts als Erscheinungen an: wie weit kommen wir denn bei dem Versuche, die Wirklichkeit lediglich mit Begriffen der Erscheinung zu erklären? Das Geschäft solcher Erklärung ist das der Physik. Da zeigt sich denn bald genug, daß dieselbe mit zwei wesentlichen Unvollkommenheiten behaftet ist. Alle solche Erklärung nämlich verläuft nach dem Satze des Grun-

des. Sie faßt die eine Erscheinung als bedingt durch die andere, sie steigt immer höher aufwärts in der Kette von Ursach und Wirkung — aber der Anfang der causal zusammenhängenden Veränderungen ist schlechterdings nie zu erreichen, sondern weicht unaufhörlich und in's Unendliche zurück. Das Zweite aber ist dies, daß sämmtliche wirkende Ursachen, aus denen man Alles erklärt, stets auf einem völlig Unerklärbaren beruhen, nämlich auf den ursprünglichen Qualitäten der Dinge und den in diesen sich hervorthuenden Naturkräften, als z. B. Schwere, Elasticität u. s. w. Bis auf einen gewissen Grad wird man diese Kräfte eine auf die andere, man wird sie auf letzte Kräfte zurückführen können, aber immer werden dann doch diese Urkräfte als unauflösliches Residuum, es wird ein Inhalt der Erscheinung bleiben, der nicht auf ihre Form zurückzuführen, also nicht nach dem Satze vom Grunde zu erklären ist.

Vortreffliche Bemerkungen das, sofern sie den Zweck haben, zu zeigen, daß die Physik über sich selbst zur Metaphysik hinaustreibt. Siegreich treffen sie den einseitigen Naturalismus und Materialismus. Allein die Absicht und der Sinn dieser Bemerkungen geht weiter. Zu unserem Erstaunen führen sie uns zu der Kant'schen Unterscheidung einer Form und eines Inhalts der Erscheinung zurück. Der Satz: die Welt ist Vorstellung, bekömmt auf einmal den beschränkteren Sinn, daß nur das Wie, aber nicht das Was der Welt durch unser Vorstellen bedingt sei. Dieser Sinn streitet mit der anderwärts gegebenen Versicherung, daß die ganze Welt „durch und durch" Vorstellung sei. Auch die Empfindung, wohlgemerkt, war ja unserem Philosophen etwas Subjectives, der rohe Stoff, aus dem der Verstand dann die wirkliche Welt, die Materie und alles nur mittelst der Materie Vorstellbare schuf. Auch die Empfindung — und also doch wohl auch jene Qualitäten der Dinge und Kräfte! Nur die Vorstellung ist es ja offenbar, welche die Empfindung zu „Qualitäten" objectivirt, nur das reflectirte Denken vollends, welches auf der Grundlage des Anschauungsbegriffs Causalität den Begriff einer „Kraft" entstehen läßt. Das wissenschaftliche Erkennen der Physik daher mag Reste übrig behalten und die Physik treibt daher ganz gewiß in die Metaphysik hinüber, aber die Formel: die Welt ist Vorstellung, läßt keinen Rest der Welt; sie ist vielmehr selbst eine metaphysische Deutung der Welt, die über der physikalischen Erklärung derselben hinausliegt. Jenseits aller Aetiologie gelegen, weist dieser Satz das Wesen, das „Ding an sich" aller Causalität in dem ursprünglichen, nicht weiter analysirbaren Verhältniß von Subject und Object nach. Wer für dies Metaphysische

oder neben demselben noch ein höheres Metaphysisches sucht, der offenbar versteigt sich in ein Gebiet, wo, weil hier die einfachste Grundlage alles Erkennens, Object für ein Subject Sein, verschwunden ist, eben auch alles Erkennen nothwendig verschwinden muß. Nur grober Mißverstand oder das Vergessen des Sinnes der Behauptung: die Welt ist Vorstellung, kann meinen, daß erst mit der weiteren Frage, was sie „außerdem" sei, mit der Frage nach dem Was der Qualitäten und Kräfte die Pforten der Metaphysik sich öffneten. Die der transscendenten Metaphysik — ja; und das, um es kurz zu sagen, um es mit Kant'schen Ausdrücken zu formuliren, das ist die Verwirrung, die sich hinter jenem „Außerdem" verbirgt: Schopenhauer geht von der kritischen zu einer dogmatischen Lösung des Weltproblems fort, von einer transscendental-metaphysischen zu einer transscendent-metaphysischen. Er deutet zuerst die Erfahrung im echten Sinne der Kant'schen Philosophie transscendental, d. h. er deutet sie durch etwas vor der Erfahrung Gelegenes, und er fügt dieser Deutung alsbald eine andere durch ein über oder jenseits der Erfahrung Gelegenes hinzu. Der Satz: die Welt ist Vorstellung, weist deutlicher noch, als es von Kant geschehen, aller transscendenten Metaphysik die Thür: die Neugier, unterstützt, wie wir uns bald überzeugen werden, von der Phantastik, läßt dieselbe zu einer Hinterthür, — einer von Kant wohlweislich immer unter Verschluß gehaltenen Hinterthür wieder herein.

Zwar doch wohl nicht blos die Neugier. Durch welche Gedankenmotive immer der Uebergang von der Erscheinung zu dem Ansichseienden in alten und neuen Systemen vermittelt war: in letzter Linie spielten dabei religiöse, ästhetische, sittliche Motive mit. Um von Plato und den alten Indern zu schweigen, so war es bei Kant recht eigentlich die Ehrfurcht, mit der ihn der Ernst der Pflicht erfüllte, was dem unerkennbaren Ding an sich dennoch Realität gab. Daß dies der Sinn, im Grunde der einzige Sinn der Kant'schen Unterscheidung einer phänomenischen und noumenischen Welt sei, kam deutlich zu Tage, als Fichte mit systematischer Consequenz die subjective sowohl wie die ethische Seite der Kant'schen Lehre vollendete. Nicht von der „Vorstellung" als einem unüberschreitbaren Letzten, sondern vom Ich, als der Ursache der erscheinenden Welt, geht Fichte aus. Nicht das ganze, sondern eben nur das vorstellende, das theoretische Ich schaut die Welt hin, projicirt sie aus sich heraus. Wir würdigen es vollkommen, wenn in der „Bestimmung des Menschen" das „Ich" gegen den „Geist", der es in den Principien der theoretischen Wissenschaftslehre unterwiesen hat, darüber Klage führt, daß demzufolge die ganze Kör-

Vorwelt „in eine bloße Vorstellung verschwinde“, daß alle Realität sich in einen „wunderbaren Traum“, in vorüberschwebende Bilder ohne Bedeutung und Zweck, das Dasein in ein Spiel verwandle, das von nichts ausgeht und auf nichts hinausläuft. Die Antwort ist leicht bei der Hand. Der belehrende Geist darf das Ich auf die noch unerschöpften Ressourcen verweisen, die es in seinem praktischen Vermögen, in seiner sittlichen Kraft und Bestimmung habe. Durch den Glauben an diese Bestimmung, durch das Uebergreifen des sittlich wollenden über das vorstellende Ich verwandelt sich mit Einem Schlage eben jene Welt der Bilder in die Sphäre und den Schauplatz des Seinsollenden. Das Ansich der Welt ist das, was wir handelnd, zufolge unserer moralischen Pflicht, aus ihr machen sollen.

So Kant und Fichte. Ist es etwa dasselbe Motiv, welches bei Schopenhauer mitspricht?

Was uns zum Forschen antreibt, so sagt er das eine Mal, und wir sollten darauf schwören, daß ihm derselbe Geist erschienen sei wie dem Ich in der „Bestimmung des Menschen“ — was uns zum Forschen antreibt, ist, daß es uns nicht genügt zu wissen, daß wir Vorstellungen haben, daß sie solche und solche sind, und nach diesen und jenen Gesetzen zusammenhängen. Wir wollen „die Bedeutung jener Vorstellung wissen: wir fragen, ob diese Welt nichts weiter als Vorstellung sei; in welchem Falle sie wie ein wesenloser Traum, oder ein gespensterhaftes Luftgebilde, an uns vorüberziehen müßte, nicht unserer Beachtung werth“. Er appellirt an das „innere Widerstreben“, das Jedem die Annahme einflößen müsse, daß die Welt nichts als seine Vorstellung sei. Er beruft sich auf das, was er das „metaphysische Bedürfniß“ nennt. Der Mensch ist ihm ein animal metaphysicum. Es ist der Anblick des Uebels und des Bösen in der Welt, es ist das Wissen um den Tod und neben diesem die Betrachtung des Leidens und der Noth des Lebens, was den Menschen dazu treibt, über die gegebene Erscheinung der Dinge zu etwas hinauszugehen, „was hinter der Natur steckt und sie möglich macht“.

Wie sollten wir nicht solche ethisch-religiöse Motive höchlich in Ehren halten? — Uns plagt nur, gestehen wir es, immer das eine und selbe Bedenken! So wenig wir vorher vom Schopenhauer'schen Standpunkt aus jene Unterscheidung eines Inhalts und einer Form der Erscheinung, so wenig können wir jetzt die Frage nach einem ethischen Gehalt derselben und die Bezeichnung der Vorstellung als „wesenloser Traum“ verstehen. Denn Fichte zwar hatte sich die Mittel, um aus diesem Traum zu erwachen, von vorn herein vorbehalten; — bei

Schopenhauer, der die Welt nicht aus einem Theile des Ich als aus ihrer Ursache erklärt, sondern der von vorn herein den ganzen Raum des Verhältnisses von Subject und Object zum Behuf der Erklärung — nicht doch! zum Behuf der Auslegung der Welt in Beschlag genommen, bei Schopenhauer scheinen auch diese Mittel in den Traum mitverwickelt zu sein. Wird nicht, beispielsweise, auch die praktische Freiheit in den Kreis der Welt als Vorstellung fallen? Und wenn dies — wo gäbe es denn dann noch einen Punkt, von dem aus zur Befriedigung jenes „metaphysischen Bedürfnisses" ein An sich, ein Außer und Hinter der Erscheinung zu ermitteln wäre?

Ich führe euch, so sagt Schopenhauer, zu einem solchen Punkte abermals auf dem Wege der Erfahrung. Und zwar, wie er uns durch äußere Erfahrung den Beweis dafür will gegeben haben, daß die Welt Vorstellung, so macht er sich anheischig, durch innere Erfahrung nun auch den Nachweis zu führen, daß und was die Welt noch Anderes als Vorstellung sei. Es handle sich nur darum, die äußere mit der inneren Erfahrung gehörig und am rechten Ort zu verbinden und diese zum Schlüssel jener zu machen. Das Wesen der Dinge ist nur zu erreichen, sofern wir selbst uns im Innern der Dinge befinden. Durch Erkenntniß und Vorstellung nämlich komme man stets nur von Außen zu den Dingen — so sagt derselbe Mann, der doch die „transscendentale Idealität" der Welt behauptet, der doch bewiesen haben will, daß alle Wirklichkeit nur für den Verstand, durch den Verstand, im Verstande sei. Mußten wir nicht glauben, daß wir nach dieser Lehre schlechterdings und immer nur „im Innern" der Dinge seien? — Wahrlich! wir sind doppelt begierig, das Innere dieses Innern kennen zu lernen.

Wir sind, so verläuft die weitere Auseinandersetzung, nicht blos rein erkennendes Subject. Ein Jeder vielmehr findet sich in der Welt als Individuum, d. h. sein Erkennen ist vermittelt durch einen Leib. Dieser Leib ist dem rein erkennenden Subject als solchem eine Vorstellung wie jede andere, ein Object unter Objecten. Aber während die ganze übrige Welt uns nur als Vorstellung gegeben ist, so der Leib, dies uns nächste Object, noch auf eine zweite, ganz andere Weise — nämlich als jenes Jedem unmittelbar Bekannte, welches das Wort Wille bezeichnet. Mein Leib ist meine Vorstellung; mein Leib ist zweitens — wir erlauben uns diesen Ausdruck auf unsere eigene Gefahr — mein Gewolltes. Jede Action des Leibes, sagt Schopenhauer, ist nichts Anderes als der objectivirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens; jeder Willensact ist unausbleiblich auch eine Be-

wegung des Leibes. Beides, der Willensact und die Action des Leibes, sind nicht zwei objectiv erkannte verschiedene Zustände, die das Band der Causalität verknüpfte, sondern sie sind Eines und Dasselbe, nur auf zwei gänzlich verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand. In letzterer Rücksicht kann der Leib das „unmittelbare Object" genannt werden, in ersterer Rücksicht ist er die „Objectität des Willens".

Ein ganzes Nest von Irrthümern, von Erschleichungen und Uebereilungen!

Eine absichtsvolle Erschleichung zunächst, und die Wurzel aller folgenden, ist die Einführung des Individuums. Auch die Vorstellung vollzieht sich immer nur individuell. Wer ihre allgemeinen Gesetze entwickeln will, hat das Recht, vom Individuum zu abstrahiren: aber in derselben Allgemeinheit — das Individuum immer nur so benutzend wie der Mathematiker die einzelne im Geist oder auf dem Papier gezeichnete Figur, — in derselben Allgemeinheit wird uns der Philosoph auch den Willen vorzuführen haben. Und so thut Schopenhauer, nicht etwa blos in der ersten Auflage, sondern noch in der zweiten Bearbeitung seiner, mehrere Jahre vor seiner Hauptschrift erschienenen Erstlingsschrift, so thut er auch sonst zuweilen, wenn die Gelegenheit oder irgend eine Absicht es so mit sich bringt. Wir erkennen uns, sagt er alsdann (vergl. „Ueber die vierfache Wurzel", zweite Aufl. S. 136), im Selbstbewußtsein als wollend. Dasselbe Subject, welches der Träger der Welt als Vorstellung ist, erkennt sich selbst als Wille. Halten wir uns nun hieran, so beschränkt sich, correct dargestellt, das Ergebniß dieser Analyse des Selbstbewußtseins auf Folgendes. Das Erkennen, nach Außen gerichtet, zeigt uns die Welt; nach Innen gerichtet, den Willen, nichts als den Willen. Als Wille erscheine ich selbst mir; auch das Ich, heißt das, ist Erscheinung oder Vorstellung, und die apriorische, geistesinnerliche Form dieser Erscheinung ist ebenso Wille, wie die apriorische Form der äußeren Erscheinung Raum, Zeit und Causalität ist. Auch das Selbstbewußtsein somit führt uns nicht über das Gebiet der Vorstellung hinaus: der Wille ist so wenig wie die Außenwelt ein „Ding an sich". Und das Selbstbewußtsein, zweitens, führt uns in keiner Weise über das Wollen zu dem Leibe hinaus — zu dem Leibe, dessen Dasein vielmehr schlechterdings schon die Formen der nach Außen gerichteten Vorstellung, die Formen von Raum, Zeit, Causalität voraussetzt. Vielleicht zwar läßt sich das Selbstbewußtsein mit dem Bewußtsein der Welt in Verbindung setzen.

Wahrscheinlich sogar, ja nothwendig — da ja das Subject des Wollens mit dem Subject des Erkennens identisch ist. Das erste und nächste Resultat dieser Verbindung mag dann das Gefühl meines Leibes, Gefühl meiner individuellen Existenz sein. Von dem Individuum dagegen ausgehen, dem Begriffe des Selbstbewußtseins den des Individuums unterschieben, die durch die Leiblichkeit bedingten Gefühle mit dem Willen identificiren — ein roheres und verworreneres Verfahren ist nicht denkbar. Plumper ist niemals ein erstrebtes Resultat vorweggenommen worden, — das Resultat, daß der Wille das Ding an sich und die gesammte Vorstellungswelt, vom Leibe anfangend, die Erscheinung dieses Ansich sei.

Beleuchten wir die Verwirrung noch einen Augenblick an den angeblichen Aussagen der „inneren Erfahrung". Wessen innere Erfahrung bestätigt es, so fragen wir nun wieder, daß unsere Leibesactionen — nur von den willkürlichen soll zunächst die Rede sein — nur die Kehrseite, nur die identische Erscheinung unseres Wollens seien? Ich kann wollen, ohne daß eine entsprechende leibliche Bewegung hervortrete. Tritt eine solche hervor, so weiß ich zwar, daß ich die Identität derselben mit meinem Willen gewollt habe, allein mein Bewußtsein über den thatsächlichen Zusammenhang Beider sieht sich schlechterdings zu dem Verhältniß von Ursach und Wirkung zurückgewiesen. Meine Erkenntniß also von meinem Leibe wird durch das Bewußtsein jenes Gewollthabens um nichts erweitert. Die Kategorien selbst, deren Schopenhauer sich bedient, zeigen, daß eine neue Erkenntniß nirgends gewonnen ist. Denn wenn er sagt, daß Willensact und Leibesaction eben unmittelbar identisch seien und ihre scheinbare Verschiedenheit allein daraus entstehe, daß hier das Eine und Selbe in zwei verschiedenen Erkenntnißweisen, der inneren und der äußeren, wahrgenommen werde, so erinnert das doch gar zu sehr an jenes nichtssagende Quatenus, durch welches Spinoza das Verhältniß von Leib und Seele, Körper und Idee, nicht sowohl erklärte als formulirte. Wenn er sagt: die Action des Leibes ist nichts Anderes als der in die Anschauung getretene Act des Willens, so ist in diesen Worten nichts verständlich, als das in die Anschauung Treten, d. h. die Uebersetzung in das Verhältniß von Ursach und Wirkung, und hinter dieser Kategorie liegt keine Erkenntniß irgend eines Verhältnisses, sondern einzig das Wollen als solches. Wenn er endlich, um trotz Allem den Schein einer solchen Erkenntniß aufrecht zu erhalten, die Leibesaction die „Objectität" des Willens nennt, so hat schon Trendelenburg in der zweiten Auflage seiner Lo-

gischen Untersuchungen auf die absichtsvolle, ja schlaue Prägung dieses Wortes aufmerksam gemacht. Die Sprache dient nicht blos dazu, Gedanken, sie dient auch dazu, Nichtgedanken zu verstecken.

Und erinnern wir uns nun nur, daß nicht blos von den willkürlichen Leibesbewegungen die Rede ist! Zum Schlüssel für die ganze Welt kann die „innere Erfahrung" nur dadurch werden, daß ihr das Geständniß abgepreßt wird, unser Leib selbst, der ganze Leib als solcher, sei die Objectität unseres Willens. Nicht etwa die Erfahrung, daß wir überhaupt Willen haben, auch nicht die nur, daß unsere spontanen Bewegungen diesen Willen objectiviren, sondern die Identität des Willens und des Leibes schlechtweg bezeichnet Schopenhauer im achtzehnten Paragraphen seines Hauptwerks als die „unmittelbarste Erkenntniß", als eine Erkenntniß, die ebendeshalb niemals bewiesen, sondern nur nachgewiesen, d. h. zum Bewußtsein erhoben werden könne, — als die „philosophische Wahrheit κατ' ἐξοχήν!" — So halsbrechend sind die ersten Schritte, die uns zu dem Ansich der Welt leiten sollen. Aber so halsbrechend sie sind —: erst ein weiterer Salto mortale bringt uns an's Ziel.

Unseren eigenen Leib nämlich, sagt Schopenhauer, erkennen wir glücklicherweise unmittelbar und innerlich, erkennen ihn als Willen. Daraus folgt — sage: folgt — daß, wenn alle übrigen Erscheinungen ebenso unmittelbar und innerlich von uns erkannt werden könnten, wir sie für eben das ansprechen müßten, was der Wille in uns ist. Es folgt, ist seine Meinung, „nach der Analogie". Wie alle Objecte der Welt, ganz wie unser Leib, einerseits Vorstellungen und darin also ihm gleichartig sind, so wird auch andererseits, wenn man ihr Dasein als Vorstellung des Subjects bei Seite setzt, das dann noch übrig Bleibende seinem inneren Wesen nach dasselbe sein, was in diesem Betracht unser Leib ist — eben das, was wir an uns Wille nennen. Es wäre — und damit haben wir Alles beisammen, was als Versuch eines Beweises jener Folgerung gelten kann — „es wäre, dies zu leugnen, der Sinn des theoretischen Egoismus, der eben dadurch alle Erscheinungen außer seinem eigenen Individuum für Phantome hält."

Als ob wir, zunächst, der Beschuldigung dieser absonderlichen Geisteskrankheit uns nicht schon dadurch entziehen könnten, wenn wir nur überhaupt der außer unserem Leibe existirenden Objectenwelt irgend einen, etwa einen uns unbekannten wesenhaften Kern zuerkennten! Warum gerade Willen? Auf Grund der Analogie? — Allein in allem Besonderen, in Allem, was nicht die allgemeinen Vor-

stellungsformen betrifft, in dem gerade, worauf es hier anzukommen scheint, ist mein Leib und die übrige Körperwelt in hohem Grade ungleichartig. Viel eher, in der That, möchten wir sagen, daß gerade der Wille es ist, durch den das menschliche Ich von der übrigen Welt sich unterscheidet. Freilich, wir vergäßen da, daß dieser Unterschied schon durch das Frühere wesentlich verringert, daß der Wille schlechtweg dem Leib gleichgesetzt ist und daß es sich nur noch um den mäßigen Schritt von unserem Körper zu allem übrigen Körperlichen handelt. Und dies nun wohl beachtet, — so ist die Analogie, bei Licht besehen, größer als es anfangs den Anschein hatte. Soll die Analogie entscheiden: warum nicht noch strenger nach der Analogie gefolgert? „Mein Leib ist, wie die Welt, meine, des Vorstellenden Vorstellung — die Welt ist, wie mein Leib, dem An sich nach, mein Wille, des Wollenden Wille." Nur einmal, so viel wir uns erinnern, entschlüpft unserem Philosophen diese Fichtische Wendung. Seine Meinung ist eine andere und wunderlichere, und schon der Titel seines Werkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung" schließt somit, genau genommen, eine auffallende Incorrectheit in sich."

Gern möchten wir hinter den rechten Sinn dieser wunderlichen Meinung kommen, gern uns etwas Bestimmtes bei dem Satze denken: die Welt ist nach ihrem Ansich Wille. Und die Aufklärung bleibt nicht aus. Wir werden zunächst belehrt, daß in jenem Satze die Bezeichnung Wille nur eine denominatio a potiori sei und daß demnach der Begriff Wille in einer größeren Ausdehnung als bisher gewöhnlich gefaßt werde. Wille, wird uns gesagt, ist nur die Bezeichnung des Wesens jeder irgend strebenden und wirkenden Kraft in der Natur. Wir haben bei dem Worte Wille nicht an den vom Erkennen geleiteten Willen zu denken, sondern wir müssen das uns unmittelbar bekannte innerste Wesen eben dieses gewöhnlich so genannten Willens in Gedanken rein aussondern, es dann auf alle schwächeren, undeutlicheren Erscheinungen desselben Wesens übertragen. So die Anweisung, welche wir Bd. I. S. 132 der „Welt als Wille und Vorstellung" (3. Aufl.) erhalten. Wäre es nur ebenso leicht, ihr nachzukommen! Wenn wir den Willen nehmen, wie er uns aus innerer Erfahrung bekannt und, wie Schopenhauer hinzufügt, besser bekannt ist als sonst irgend etwas, so gelingt es uns nur schwer, ihn von bestimmtem Erkennen, ganz und gar nicht, ihn von Bewußtsein zu sondern; und diesen Willen auch auf alle irgend strebenden und wirkenden Kräfte in der Natur zu übertragen — dazu möchte allenfalls ein Poet sich entschließen, nicht wir; auch träfen wir Schopenhauer's Meinung damit keinesfalls. Wiederum aber,

wenn wir es anders versuchen, wenn wir von dieser geforderten Uebertragung ausgehen und also nur auf das reflectiren, was uns ohne Schwierigkeit als das Identische in dem Wesen jeder Naturkraft und in dem Wesen unseres Willens erscheint, — so gelangen wir auf den allgemeineren Begriff der Kraft; wir könnten uns entschließen, mit Faust zu schreiben: „im Anfang war die Kraft" — allein Schopenhauer's Meinung träfen wir damit ebensowenig. Seine Meinung vielmehr, d. h. der klare Kern seiner unklaren Bestimmungen (mit Recht von Trendelenburg als das πρῶτον ψεῦδος bezeichnet) ist der: wir sollen von dem Specifischen unseres Willens abstrahiren, damit es keine Schwierigkeit habe, die Identität desselben mit aller und jeder Naturkraft anzuerkennen, und sofort und gleichzeitig doch sollen wir dies Allgemeine nicht Kraft, sondern Willen nennen — damit nach Belieben nun wieder in die Naturkräfte alles Mögliche hineingedichtet werden könne, was in Wahrheit nicht sie, sondern den menschlichen Willen charakterisirt. „Ich sage, daß man nie zur Aufstellung eines Genus befugt ist, von dem man nur eine einzige Species kennt und in dessen Begriff man daher schlechterdings nichts bringen könnte, als was man von dieser einen Species entnommen hätte, daher was man vom Genus aussagte, doch immer nur von der einen Species zu verstehen sein würde; während, indem man, um das Genus zu bilden, unbefugt weggedacht hätte, was dieser Species zukommt, man vielleicht gerade die Bedingung der Möglichkeit der übrig gelassenen und als Genus hypostasirten Eigenschaften aufgehoben hätte." Das sind Worte, mit denen Schopenhauer S. 131 und 132 seiner Schrift über die beiden Grundprobleme der Ethik (1. Aufl.) gegen die Kant'sche Vorstellung von „vernünftigen Wesen schlechtweg" polemisirt. Fast genau leiden sie Anwendung auf sein eigenes Verfahren. Vielmehr, die Zweideutigkeit des Satzes, daß der Wille das Wesen der Dinge sei, ist noch um Vieles größer, die Anwendung, welche Schopenhauer von demselben macht, noch unendlich verwegener. Sie wird zum Angelpunkt seiner Naturphilosophie sowohl wie seiner Ethik. Das wechselseitige Vertauschen des generellen Begriffs der Kraft und des speciellen Begriffs Wille, dieses Vexirspiel mit dem Wort Wille — in Verbindung mit dem Vexirbegriff des Dings an sich — dies allein macht es ihm möglich, auf der Einen Seite den menschlichen Willen und mit ihm die ganze Ethik zu naturalisiren, auf der anderen Seite die Natur phantastisch-poetisch zu anthropomorphosiren.

Eben die Naturkräfte— um für jetzt nur bei dem Letzteren stehen zu bleiben — waren ja das, woran jede ätiologische Naturerklärung

in letzter Instanz anstieß, wodurch die Physik in die Metaphysik hinübergetrieben wurde. Jetzt haben wir die Antwort der Metaphysik: der Wille ist dasjenige, was jedem Dinge, was immer es auch sein mag, die Kraft verleiht, vermöge deren es dasein und wirken kann. Nicht allein die willkürlichen Actionen thierischer Wesen, sondern auch das organische Getriebe ihres belebten Leibes, sogar die Gestalt und Beschaffenheit desselben, ferner auch die Vegetation der Pflanzen, ja, alle Gestaltung und Kraftäußerung im Unorganischen, alles Geschehen mit Einem Worte, gleichviel ob Motive oder Reize oder eigentliche Ursachen das Band der Erscheinungen sind — es ist Alles an sich und außer der Erscheinung, d. h. außer unserem Kopfe und seiner Vorstellung, identisch mit dem, was wir in uns selbst als Willen finden. Nicht blos bei'm Menschen, sondern auch bei den Naturdingen kann man daher von „Charakter" sprechen, und wenn wir unter „Natur" überhaupt das ohne Vermittelung des Intellects Wirkende, Treibende, Schaffende verstehen, so sind Natur und Wille gleichbedeutende, sich deckende Begriffe. In poetisch-lebendiger Weise wird dies nun sowohl in dem Hauptwerk wie in der kleinen Schrift „Ueber den Willen in der Natur" ausgeführt, nicht ohne das gelegentliche Eingeständniß freilich des hypothetischen Charakters dieser Anschauung, nicht ohne das Gefühl, daß es sich, nach Trendelenburg's treffendem Ausdruck, um die Durchführung einer bloßen Metapher handle. „Wenn wir" — es möge diese Stelle zugleich als Probe von der Darstellungsgabe unseres Autors dienen — „wenn wir den gewaltigen, unaufhaltsamen Drang sehen, mit dem die Gewässer der Tiefe zueilen, die Beharrlichkeit, mit welcher der Magnet sich immer wieder zum Nordpol wendet, die Sehnsucht, mit der das Eisen zu ihm fliegt, die Heftigkeit, mit welcher die Pole der Elektricität zur Wiedervereinigung streben, und welche, gerade wie die der menschlichen Wünsche, durch Hindernisse gesteigert wird; wenn wir den Krystall schnell und plötzlich anschießen sehen, mit so viel Regelmäßigkeit der Bildung, die offenbar nur eine von Erstarrung ergriffene und festgehaltene, ganz entschiedene und genau bestimmte Bestrebung nach verschiedenen Richtungen ist; wenn wir die Auswahl bemerken, mit der die Körper, durch den Zustand der Flüssigkeit in Freiheit gesetzt und den Banden der Starrheit entzogen, sich suchen und fliehen, vereinigen und trennen; wenn wir endlich ganz unmittelbar fühlen, wie eine Last, deren Streben zur Erdmasse unser Leib hemmt, auf diesen unablässig drückt und drängt, ihre einzige Bestrebung verfolgend; — so wird es uns keine große Anstrengung der Einbildungskraft kosten, selbst aus

so großer Entfernung unser eigenes Wesen wiederzuerkennen, jenes Nämliche, das in uns bei'm Lichte der Erkenntniß seine Zwecke verfolgt, hier aber, in den schwächsten seiner Erscheinungen, nur blind, dumpf, einseitig und unveränderlich strebt, jedoch, weil es überall Eines und das Selbe ist, — — auch hier wie dort den Namen Wille führen muß." Was Wunder, wenn diesem Manne Empedokles ein tieferer Naturphilosoph erscheint als Aristoteles, was Wunder, wenn er mit scrupelloser Phantasie auch diejenige Analogie zwischen der Natur und dem menschlichen Willen zur Bewährung seiner Ansicht verwerthet, die doch unzweifelhaft nur dann existirt, wenn man den Willen nicht als die blinde Innenseite des Intellects, sondern beide als Faden und Einschlag in der Textur unseres Geistes betrachtet? Schopenhauer beruft sich auf die Teleologie der Natur. Die ausnahmslose Zweckmäßigkeit, sagt er, die offenbare Absichtlichkeit in allen Theilen des thierischen Organismus kündigt zu deutlich an, daß hier nicht zufällig und planlos wirkende Naturkräfte, sondern ein Wille thätig gewesen ist. Er ist sofort unerschöpflich, sinnreiche Beispiele herbeizuschaffen, die teleologischen Thatsachen der organischen Natur in diesem Sinne zu deuten. Nach dem Willen jedes Thieres hat sich sein Bau gerichtet; die Gestalt des Ameisenbären verhält sich zu den Termiten wie ein Willensact zu seinem Motiv u. s. w. Eben das, woraus Andere lediglich die Vernünftigkeit der Natur, eben das dient ihm, um daraus die Willenshaftigkeit der Natur zu folgern. Die eine Folgerung, so viel wir sehen, ist so einseitig wie die andere. In der Intelligenz liegt die anticipirende Kraft, welche eine künftige Wirkung, indem sie dieselbe als eine Aufgabe für den Willen faßt, zur Ursache, d. h. zum Zweck stempelt. Nicht das willenlose Erkennen würde jemals den „causalen Gedanken", den schöpferischen Begriff erzeugt haben: aber ebensowenig der erkenntnißlose Wille eine Umkehrung der Causalitätsfolge, ein Vorwegnehmen der Wirkung. Wenn irgend etwas, so ist es der Begriff des Zweckes, der von dem innigen Zusammenhang zwischen Vernunft und Willen Zeugniß ablegt: der Ort, wo dieser Begriff entspringt, ist der, wo jene Beiden, wie die Bänder eines Gelenkes, ineinandergreifen. Der Wille, von welchem Schopenhauer redet, ist offenkundig der erkenntnißlose, der Wille vor der Geburt der Vorstellungsformen, unter der Hand dagegen der menschliche, dem der Intellect sehen hilft. Der „blinde" Wille benimmt sich als ein sehender, absichtsvoller; stillschweigend werden ihm Zwecke und mit den Zwecken Gedanken, wir müssen wohl sagen ungedachte Gedanken geliehen. In demselben Athem wird uns die Zu-

muthung gemacht, alle Erkenntniß von ihm ausgeschlossen und dennoch Erkenntniß, weil Absicht, in ihm latent zu denken. In diesem Widerspruch bleibt Schopenhauer mit einer bewundernswürdig harmlosen Zuversichtlichkeit hängen; in dieser Zuversicht nimmt er keinen Anstand, an und aus der Vorstellungswelt Hergänge zu beweisen, die vor der Vorstellung, in dem puren Willen, keinerlei Sinn haben.

Man sieht, die Idee eines blinden Willens mit latenten Zwecken führt zurück auf die abstracte Grundlage des ganzen Systems, auf die Gegenüberstellung von Erscheinung und Ding an sich, und von einem neuen Gesichtspunkt aus kommt damit die ganze Haltlosigkeit dieses letzteren Begriffs zum Vorschein. Das Ding an sich nämlich, d. h. das nicht Erkennbare soll uns zugleich „intim bekannt" sein. Wir sollen von demselben eine Erkenntniß haben, — aber eine Erkenntniß völlig anderer Art als was irgend sonst Erkenntniß heißt. Wir haben dieselbe früher als das Selbstbewußtsein, aber wir müssen freilich dies Selbstbewußtsein wieder in der verschiedensten Weise beschreiben hören. Jetzt (I. 133) wird dasselbe als ein Bewußtsein charakterisirt, in welchem Jeder sein eigenes Individuum, seinem Wesen nach, unmittelbar, ohne alle Form, selbst ohne die von Subject und Object, erkennt und zugleich selbst ist, da hier das Erkennende und das Erkannte zusammenfallen. Jetzt wieder sollen wir auch im Selbstbewußtsein keine erschöpfende und adäquate Erkenntniß des Dinges an sich erhalten; was wir erfassen, ist immer nur der erscheinende, wenn auch in uns erscheinende, der vom Intellect beleuchtete Wille. Die innere Wahrnehmung, die wir von unserem eigenen Willen haben, ist doch eben Wahrnehmung, sie ist zwar frei von den Formen des Raumes und der Causalität, aber auch sie fällt in die Zeit, auch sie ist gebunden an die Form des Erkanntwerdens und Erkennens überhaupt. Im Willen, sagt Schopenhauer an der einen Stelle, trete das Ding an sich „in der allerleichtesten Verhüllung" auf — als ob nicht die leichteste Verhüllung für den Begriff des Dinges an sich gleich verhängnißvoll wäre wie die dichteste! „Blos relativ", sagt er an anderer Stelle, sei der Wille Ding an sich — als ob nicht der Begriff des Dinges an sich den Begriff des Relativen ausschlösse!

Mit anderen Worten. Wir haben das eine Mal ein Ding an sich hinter dem Ding an sich, während ein anderes Mal diese Perspective auf „Wolkenkukuksheim" ziemlich barsch von dem Maschinisten dieser speculativen Weltbühne verschlossen wird. Wir sehen ihn das eine Mal, seiner eigenen Dianoiologie zuwider, mit Begriffen ohne alle Anschauung und Anschaubarkeit operiren, und hören ihn ein anderes Mal

desto nachdrücklicher auf den „immanenten" Charakter seines Philosophirens pochen. Er versteigt sich jetzt wirklich zu einer Charakteristik des Willens an sich, die ein genaues Seitenstück zu der ersten seiner zwei verschiedenen Darstellungen des Selbstbewußtseins ist; er schildert ihn als die absolute Negation aller Erscheinung, nicht getroffen von der allgemeinsten Form aller Vorstellung, von dem Object für ein Subject Sein, bezeichnet ihn als untheilbar und Eins — nicht wie ein Object Eines ist, auch nicht wie ein Begriff Eines ist, sondern Eins „als das, was außer der Möglichkeit der Vielheit liegt". So jetzt; und jetzt wieder scheint er sich nur der zweiten seiner Darstellungen des Selbstbewußtseins zu erinnern; jene ganze abstruse Charakteristik ist vergessen; das Ding an sich oder der Wille scheint ein ganz bekannter und unschuldiger, ein psychologischer Begriff zu sein, mit dem auch wir, von der sinnigen Anschauung des Mannes verlockt, zu spielen uns gefallen lassen mögen.

Aber hüten wir uns! Dieser Schein selbst ist durch und durch zweideutig und diese Zweideutigkeit liegt tief in der Natur der Sache. Wenn es eine Erkenntniß des Willens giebt, so ist derselbe nicht das Ding an sich. Wenn er das Ding an sich ist, so ist er weder selbst erkennbar, noch kann er irgend zum Schlüssel für das Verständniß der Welt werden. So bedingt es der Begriff des Erkennens und der Begriff des Dinges an sich. Schopenhauer fühlt das wohl. Daher seine abweichenden, sich widersprechenden Erklärungen. Die Wahrnehmung unseres Willens ist, wenn wir ihm glauben, die enge Pforte, durch die wir zu einem tieferen Aufschluß über das Wesen der Welt gelangen. Thatsächlich ist es keine Pforte, durch die man wirklich hindurch könnte, sondern eine blinde Thür. Wir meinen durch sie nach einem Hintergrunde hineinzublicken; wenn wir aber genauer zusehen, so ist dieser Hintergrund die Fläche der Wand, auf die ein Inneres nur perspectivisch gemalt ist. Diese Spiegelfechterei führt nun aber Schopenhauer eben vollständig durch; nur dadurch kömmt sein philosophischer Roman zu Stande. Auf der einen Seite macht er allen möglichen Gebrauch von der Würde, der Vornehmheit, dem Lockenden, was die Vorstellung des Dings an sich, d. h. des erschlossenen Unerschließbaren, des entdeckten Mysteriums der Welt, des hinter dem Vorhang Gelegenen mit sich führt. Auf der anderen Seite sucht er aus dem Rest von Vorstellbarkeit, den er dem Ding an sich lassen mußte, um überhaupt mit diesem imaginären Posten rechnen zu können, — aus diesem Rest sucht er so viel Erkenntnißinhalt herauszuschlagen wie möglich. Diese immer wiederkehrende Unentschiedenheit zwischen immanentem

und transscendentem Verhältniß von Erscheinung und Ding an sich giebt dem System sein eigenthümlich schillerndes Aussehen. Der Mann giebt vor, daß er mit der Hand die Schrift der Vorstellung und den Satz vom Grunde zudecke, daß er die Urschrift des Dinges an sich nach ihrer eigenen geheimnißvollen Sprache verstehe und deute, — die Wahrheit ist, daß er, durch die Finger schielend, nur die nebenstehende Uebersetzung mit einiger Verstellung der Worte und Sätze abliest.

Denn zuerst, wenn er nun die ganze Welt die „Objectität des Willens" nennt, so kennen wir ja diese schöne Maske bereits aus dem Verhältniß, das er zwischen dem Willen und dem Leibe statuirte. Es ist die verschämte Causalität, und es gilt daher gegen jene Kategorie Alles, was so oft, was auch von Schopenhauer gegen Kant's Anwendung des nur für Erscheinungen geltenden Causalitätsgesetzes auf die Beziehung dieser zum Ding an sich vorgebracht wird.

Die Maske, es ist wahr, wird etwas unkenntlicher dadurch, daß der Wille sich zunächst unmittelbar oder adäquat objectiviren soll. Er tritt in die Vorstellung; er will sein Vorgestelltwerden, aber er will es nur ganz im Allgemeinen; er spiegelt sich, aber in einem Spiegel, der frei ist von der Strahlenbrechung durch Raum, Zeit und Causalität. Das Bild des Willens in diesem Spiegel soll frei sein von dem Princip der Vielheit, frei von dem Satze des Grundes — es sind die Platonischen Ideen. Die Platonischen Ideen! — und so hätten wir zunächst eine Vielheit ohne das Princip der Vielheit; der Eine und untheilbare Wille hätte sich „adäquat" objectivirt und sich dennoch in eine unendliche Mannichfaltigkeit auseinandergeschlagen. Diese vielen Gattungen und Arten, diese vielen Willensacte des Einen Willens sollen ferner Stufen seiner Objectität, seines Wollens sein. Gesetzt, wir könnten uns dies Wollen, an sich genommen, ohne Causalität denken, so doch die Unterschiedenheit des Wollens nimmermehr ohne Grund. Nicht blos der Vielheit, sondern auch dem Grade nach differenzirt sich der an sich seiende Wille. In ihm selbst liegt das Princip dieser Gradation. Denn nachgewiesen zwar wird der Unterschied seiner Stufen an dem empirischen Charakter der unter jeder derselben befaßten Einzelerscheinungen, aber diese sollen ja nur die Abbilder der Ideen sein, und ursprünglich muß der Unterschied daher die Vorbilder treffen. Ausdrücklich werden die Ideen selbst als stärkere und schwächere, höhere und niedere Objectivationsstufen bezeichnet. Endlich aber, und dies ist entscheidend, während es den Widerspruch zugleich auf die Spitze treibt: diese Gradationen haben einen ganz anderen Werthmesser als den der Verstehbarkeit der Erscheinungen nach dem in der Vor-

stellungswelt herrschenden Gesetze des Grundes. Bewegungen auf Motive sind nach diesem Gesetze unverständlicher als Bewegungen auf Reize und diese wieder weniger durchsichtig als Bewegungen auf eigentliche Ursachen. Der stärker sich objectivirende Wille ruft die schwerer zu entziffernde Erscheinung hervor. Er selbst mithin, der grundlose Wille, trägt das Maaß, mit dem Maaße den Grund seiner Abstufungen in sich. Einen geistigen Grund. Der Wille, der, auf der höchsten seiner Stufen, den Mechanismus der Vorstellung erzeugt, der Wille, der nun nicht mehr blind, mit unfehlbarer Sicherheit wirkt, sondern sich der vernünftigen Ueberlegung, dem Wirken auf Motive überliefert, dieser Wille traut sich mehr zu. In all' seiner Blindheit, wie wir früher sahen, zweckmäßig wirkend, hat der Wille überdies die Tendenz, sehend zu werden. Er ist, so scheint es, indem er unmittelbar die Ideen, mittelbar die ganze Wirklichkeit setzt, nicht blos der Vielheit und der Causalität, sondern auch der Vernunft nicht fremd. Er ist nicht nur objectiv vernünftig, sondern er liebt auch die Vernunft, er arbeitet sich zur bewußten Vernünftigkeit empor; er ist — darin gipfelt sich der Widerspruch — am meisten Wille da, wo er bewußter Wille, d. h. wo er am wenigsten er selbst, am wenigsten Ding an sich ist. — —

Man kann sagen, daß die ganze Aesthetik und Ethik Schopenhauer's bestimmt ist, diesen Widerspruch durch neuen Widerspruch zu corrigiren. Wenn der Grundgedanke des Systems die Nichtigkeit der vom Intellect beleuchteten Welt im Vergleich zu dem an sich seienden Willen ist, so muß behauptet werden, daß der ethische Theil des Systems richtiger gedacht und durchgeführt ist als der naturphilosophische. Wenn jener Grundgedanke andererseits, die Transscendenz des Dinges an sich, ein Irrthum ist, so wird eben deshalb die Ethik in sich selbst noch irriger sein als die Naturphilosophie, noch geeigneter, die Haltlosigkeit des Fundaments an den Tag zu bringen.

Versuchen wir es nämlich einmal auf eigene Hand, von jenem Grundgedanken aus in gerader Linie, in strenger Folgerichtigkeit das System weiter zu bauen! Das Erfassen des Willens als des Ansich der Welt, so lautet das Programm. Das höchste Ziel mithin, welches diese Philosophie dem Individuum stellen kann, wird kein anderes sein können, als: auch praktisch zu diesem Ansich durchzudringen. In der weitesten Entfernung davon befindet es sich als vorstellendes, in den Formen des Satzes vom Grunde befangenes, in der Erscheinung und deren Erkenntniß versirendes Individuum. Aus dieser Erkenntniß

und dem Handeln nach dieser Erkenntniß wird es daher zurückkehren müssen zu einem Zustande, der die Nichtigkeit solches Verhaltens ausdrücklich bezeugt und darstellt; sein Handeln wird nicht den in die Erscheinung eingegangenen, zur Vorstellung umgeschlagenen Willen, sondern den Willen an sich bejahen müssen; das Ziel seines Handelns kann nur Nichthandeln sein. Einmal aber, als menschliches Individuum, mit Erkenntniß begabt, wird es zu diesem Ziele nur durch Erkenntniß — durch dieselbe metaphysische Erkenntniß durchdringen können, vermöge deren auch theoretisch das Ansich ergriffen wurde. So allein wird die Ethik des Systems mit dessen Metaphysik zusammenstimmen. Das Princip der Metaphysik war das leere Nichts des nichtswollenden Willens: das höchste Gut wird eben dies Nichts, vermittelt durch die metaphysische Erkenntniß sein.

So einfach indeß liegt nur für uns, nicht für Schopenhauer die Sache: er hat auf einem schon zum Theil verbauten Platze weiterzubauen. Ueber dem Versuche seiner Naturphilosophie, dem Ansich in seine Erscheinung, dem Willen in seine Offenbarungen nachzugehen, hat sich jener Grundgedanke des Systems bereits erheblich modificirt. In Folge dessen ist der Wille, der „sich ein Licht angesteckt hat", als ein höherer oder höchster dargestellt worden, und eben in dem Auftreten der Erkenntniß offenbarte sich seine höhere Vollendungsstufe. Soll nun jetzt, nach der wieder eintretenden ursprünglichen, nach der umgekehrten Ansichtsweise, diese Erkenntniß wieder als etwas zu Ueberwindendes, Nichtiges dargethan werden, so wird es einer möglichst unmerklichen Biegung, es wird gewisser vermittelnder Vorstellungen bedürfen. Zwei Hülfsbegriffe, die doch scheinen können, ganz auf dem Boden der bisherigen Auseinandersetzungen gewachsen zu sein, treten in den Vordergrund: der Begriff des „Willens zum Leben" und der Begriff der „Dienstbarkeit" des Intellects unter dem Willen. Die erstere Bezeichnung ist nichts als eine im Hinblick auf die Ethik vorgenommene Degradation des sich objectivirenden Willens, und das Recht zu ihr wird daraus entnommen, daß der Wille immer nur sich selbst in endlosem Streben wolle, daß er immer auf Selbsterhaltung gerichtet sei. Das Recht zu dem zweiten Begriff von dem dienenden Intellect liegt in den teleologischen Vorstellungen des Systems vorbereitet, nur daß der Zweckbestimmung jetzt auf einmal die Wendung einer unwürdigen Stellung des Intellects gegeben wird. Wenn der Wille das Primäre, der Intellect das Secundäre ist — welches richtigere Verhältniß könnte der Letztere einnehmen als das einer dienenden Stellung gegen den Ersteren? Aber der Wille ist eben jetzt

unter dem Namen des „Willens zum Leben" ein Herr geworden, dem zu dienen weder Ehre noch Freude bringt. Also Befreiung von dieser Herrschaft. Diesem Gedanken kommt sofort auf der einen Seite die Lehre von den Ideen, auf der anderen Kant's scharfsinnige Analyse des Geschmacksurtheils, seine Auffassung der ästhetischen als der uninteressirten Betrachtung der Dinge entgegen; auch des Spinoza cognitio intuitiva ist bei der Hand — und so füllt sich die Lieblingsvorstellung Schopenhauer's, die Vorstellung von der Genialität mit psychologisch-metaphysischem Inhalt. Wunderbarer Weise sehen wir in der Genialität auf einmal den Intellect, durch die Lösung seines secundären Verhältnisses zum Willen, eine Würde erlangen, die ihn eigentlich *über* den Willen erhebt. Das Individuum wird zum „willenlosen Subject der Erkenntniß", d. h. in der That, es reißt sich los von dem Ansich der Welt, wird zum déserteur de l'ordre général!

Ein doppeltes Spiel, wer sieht es nicht, wird hier abermals mit dem Willen gespielt. Zuerst wird seine Willensnatur aufgeboten, um die ganze Welt aus ihm zu erzeugen; dann plötzlich wendet sich das Blatt; sein Charakter als Ding an sich, sein hoher Titel in partibus infidelium wird geltend gemacht, um die Welt wieder verschwinden zu lassen, um sie zunächst in die Ideen, weiterhin in das reine Nichts aufzuheben. Auf der ersten Hälfte des Weges, in der Naturphilosophie, wird mehr und immer mehr latente Vernunft und endlich frei werdende Vernunft in ihm sichtbar: auf der zweiten Hälfte des Weges wird er dieser immanenten Vernünftigkeit und Unterschiedenheit wieder entleert, bis er zuletzt, in der Ethik, in absolutes Dunkel zurücktritt. Und ein doppeltes Spiel wird, dem entsprechend, mit der Erkenntniß gespielt. Erst wird an ihr die Seite hervorgekehrt, vermöge deren sie das Princip der nichtigen Erscheinung ist, dann die, vermöge deren doch nur sie das Mittel ist, um das Ansich zu ergreifen und zu realisiren.

Nur ein Schritt noch, und von der Genialität gelangen wir zur Heiligkeit, von der intuitiven ästhetischen zu der rein metaphysischen Erkenntniß. In der Ethik hält das Schopenhauer'sche System ein *letztes Gericht über sich selbst*, von dessen Verdict keine Appellation mehr möglich ist. Von dem Willen als dem Ansich ausgehend, constatirt es selbst, daß dieser Begriff ein sich selbst aufhebender Widerspruch und die Lösung dieses Widerspruchs — das Nichts ist.

Unter dem Namen der *intelligibeln Freiheit* zwar sucht Schopenhauer zunächst noch dieses Eingeständniß zu bemänteln. Nur in der Erscheinung solle es keine Freiheit geben. Nichtsdestoweniger — so raisonnirt er im Anschluß an Kant — ist das Gefühl

der moralischen Verantwortlichkeit der sichere Anzeiger, daß wir frei sind. Es bleibt also nur übrig, daß wir an sich, jenseits der Erscheinung, in dem Einen Willen der Welt, frei sind, frei nicht in unserem Thun (denn hier sind wir dem Gesetze der Causalität und folglich der Nothwendigkeit verfallen), sondern in unserem Sein. Operari sequitur esse, und auf dies Esse bezieht sich jene Verantwortlichkeit.

Es geht — beiläufig — schon auf dem Wege zu dieser Theorie keineswegs ganz correct zu. Hier, wie hin und wieder auch sonst, spielt unserem Philosophen die so stiefmütterlich von ihm behandelte und gleichsam apanagirte Vernunft einen Streich. Er will beweisen, daß auch bei gedachten Motiven, nicht blos bei den die Thiere allein leitenden anschaulichen, von Freiheit keine Rede sein könne, daß jene wie diese zuletzt mit ursächlicher Nothwendigkeit wirken. Nur darin, sagt er (Grundprobleme, erste Aufl. S. 37), bestehe der Unterschied, daß der Mensch überlegen, d. h. daß er „mittelst seines Denkvermögens die Motive, deren Einfluß auf seinen Willen er spürt, in beliebiger Ordnung abwechselnd und wiederholt sich vergegenwärtigen könne". In beliebiger Ordnung — es ist klar, daß damit wenigstens in der Region des Denkens ein wirklich freies Thun, im Widerspruch mit der behaupteten Nothwendigkeit des nachfolgenden Entschlusses, eine Spontaneität der Vernunft gesetzt ist, die mit dem „weiblichen", empfangenden Charakter dieses Vermögens in Uebereinstimmung zu bringen nicht unsere Sache ist.

Dies jedoch bei Seite — auch mit dem Zugeständniß der Realität moralischer Verantwortlichkeit wissen wir die Schopenhauer'sche Freiheitstheorie schlechterdings nicht zu reimen. Verantwortlichkeit schließt den Begriff der Schuld in sich. An etwas Schuld sein heißt: von etwas die Ursache oder doch die Mitursache sein. Sofort zwar sucht Schopenhauer dieser Folgerung durch seine Fassung des Gewissens zu entgehen. Er definirt dasselbe als das immer mehr sich füllende „Protokoll der Thaten"; denn nur durch unsere Thaten, nur durch Erfahrung lernen wir allmählich, mehr und mehr, unser Sein kennen. Schon recht; — nur daß natürlich nicht diese Bekanntschaft als solche, sondern die Billigung oder Mißbilligung, mit der dieselbe begleitet ist, das Gefallen oder Mißfallen, das wir an unserem so uns bekannt gewordenen Charakter haben, das Wesen des Gewissens ausmacht. Gefallen oder Mißfallen setzt einen Maaßstab voraus, an dem wir unseren Charakter messen. Woher kömmt uns dieser Maaßstab? Wir fühlen, daß wir sind oder nicht sind — wie wir sein könnten oder sollten. Könnten, sollten. Dies setzt eine Herrschaft über unser Sein, Herrschaft setzt Ver-

mögen, Vermögen setzt Ursächlichkeit voraus, und immer also — das Gefühl der Verantwortlichkeit zugegeben — wird in unseren intelligibeln Charakter eine Freiheit hineingetragen, die nicht, wie Schopenhauer will, über alles Grundsein hinaus ist, sondern selbst ursächlich wirkt. Wenn sich die moralische Verantwortlichkeit nicht darauf bezieht, daß wir die freie Ursache unserer empirischen Thaten sind, so darauf, daß wir die Thäter, d. h. die freie Ursache unseres So- oder Soseins sind: dem operari sequitur esse schiebt sich ein esse sequitur operari vor. Nicht der Eine Wille und dessen Grundlosigkeit ist im Stande, diesen Knoten zu lösen; ist einzig in diesem unser Sein und unsere Freiheit, so liegen in der That, wie Herbart in seiner Recension der „Welt als Wille und Vorstellung" sich ausdrückt, „alle Individuen an einer und derselben Kette". Nur Zweierlei kann hier helfen. Entweder die Wurzeln der Individualität und folglich auch der Freiheit reichen tiefer in das Ansich hinab — und davon, daß Schopenhauer immer wieder auf diesen Gedanken hingetrieben wurde, liegen Andeutungen bei ihm selbst, so wie mehrfache Versicherungen seiner Freunde vor. Oder aber — und so offenbar forderte es die Consequenz des Systems — auch die moralische Verantwortlichkeit mußte geleugnet, sie mußte, als beruhend auf dem Satze vom Grunde, ganz in das Bereich der Erscheinung gewiesen und in letzter Instanz für einen bloßen Trug der Maja erklärt werden. Es gereicht dem Denker Schopenhauer nicht zur Ehre, daß er zu dieser Consequenz nicht vorgedrungen. Wie weit er aber davon entfernt war, zeigt das Geschwätz (I. 355 ff.), mit dem er die aus seinem Determinismus sich ergebenden praktischen Folgerungen abzulenken sich angelegen sein läßt — ein Geschwätz, das nur insofern interessant ist, weil ihm dabei abermals die Vernunft mit ihrem Charakter der Besonnenheit gut genug ist, zwischen der Freiheit, die er im wirklichen Leben doch nicht gänzlich missen mag, und der Unfreiheit, auf die seine metaphysische Freiheit hinausläuft, eine Brücke zu schlagen.

Das genaue Gegenstück nun aber dieses Freiheitsbegriffs ist der die Schopenhauer'sche Ethik abschließende Begriff der Heiligkeit: — ein nur offeneres Eingeständniß von der Leere und Nichtigkeit des Gedankens des Dinges an sich, sobald Ernst mit demselben gemacht wird. Wir befinden uns damit, wie schon gesagt, in der Fortsetzungslinie der Aesthetik. Das Bild des sich objectivirenden Willens, des Willens zum Leben, den die Naturphilosophie mit Theilnahme in seine Bewährungen hinein verfolgte, wird immer mehr grau in grau gemalt.

Als es galt, den Beweis für die durchgehende Zweckmäßigkeit der Natur zu führen, da spielte der Gedanke einer in dem Einen Willen prästabilirten Harmonie, eines Sichentgegenkommens aller Erscheinungen des Willens eine Hauptrolle. Jetzt wird der entgegengesetzte Gedanke, der freilich auch in der Naturphilosophie schon aufgetretene Gedanke eines Kampfes aller Willenserscheinungen gegen einander in den Vordergrund gestellt. Nun ist Leben, das menschliche Leben vor Allem, nichts als Leiden. Nun wird der mit jener teleologischen Anschauung scheinbar unzertrennlich verbundene Optimismus für eine „ruchlose" Ansicht erklärt und statt dessen der crasseste Pessimismus proclamirt. Das bewußte Bejahen des Lebens wird sophistisch mit Bejahung des Leibes nach dessen fleischlichster Seite, die Erscheinung nicht blos mit Schein, sondern mit Schmerz und Sünde, das Princip der Individuation mit dem Princip des Egoismus gleichgesetzt. Der so nahe liegende Gedanke, daß alle Disharmonie des Einzelwillens im positiven Wollen, das ist im Bejahen des ganzen, einen großen Organismus bildenden Willens zum Leben sich lösen möge, bleibt geflissentlich in der Ferne stehen. Nur die Vernunft könnte ja hier vermitteln, — und diese leider, was auch gelegentlich zum Lobe des Stoicismus und der praktischen Vernünftigkeit gesagt werde, liegt ja auf dem Gebiete der Erscheinung und des Satzes vom Grunde. Was aber liegt denn nicht auf diesem Gebiete, und wie mithin ist es möglich, im Leben über das Leben hinauszukommen? Einzig und allein durch jene „höhere Erkenntniß" ist es möglich, die das principium individuationis durchschaut! Sie wenigstens ist, wenn anders das ganze System auch nur formell zu Stande kommen soll, der unentbehrliche Standpunkt, die elastische Stelle, von der aus man sich in das Ansich hinüberschwingen kann. In das Ansich? Nicht doch! Vergebens erwarten wir, daß am Schlusse des Systems als das Wort für die Lösung aller Lebenswidersprüche und Lebensschmerzen der Ausdruck: „Bejahung des Willens an sich" eintreten werde. Die Verneinung des Lebenswillens ist vielmehr Verneinung des Willens überhaupt; Verneinung ist das letzte Wort der Schopenhauer'schen Ethik; das Ansich ist eingestandenermaaßen das Nichts, und wenn nun doch noch das durch die metaphysische Erkenntniß vermittelte Ergreifen dieses Nichts als ein Act der intelligiblen Freiheit bezeichnet wird, so geht diesem Satze unmittelbar die andere Behauptung, wir wollen richtiger sagen, das Eingeständniß zur Seite, daß das Eintreten dieser Freiheit in die Erscheinung ein thatsächlicher Widerspruch sei.

So endet dieses System mit erklärtem Nihilismus und Widerspruch. Es lohnt kaum, noch darauf aufmerksam zu machen, wie dieselbe Hohlheit und Selbstauflösung in dem Begriffe des von Schopenhauer als Fundament der Moral gelehrten universellen Mitleids zu Tage kömmt, oder darauf, wie in dem schlau geprägten Ausdruck: „Quietiv des Willens" — dem Zwillingsbruder der „Objectität des Willens" — nur wieder der grelle Conflict von Erscheinung und Ding an sich, von Grund und Grundlosigkeit, von ursächlicher Motivirung und nicht ursächlicher, transscendenter Freiheit versteckt werden soll. Mit Einem Wort, wir sind, je länger je mehr, in ein Gewirr von Widersprüchen, von sich gegenseitig verklagenden, verirrenden und aufreibenden Gedanken verstrickt. In der That, nur durch den Willen unseres Philosophen, durch einen völlig raisonlosen Willen besteht sein System, und es war kein übler Rath, den ihm Herbart ertheilte, durch die Verneinung dieses Willens selber einige Schritte auf dem Wege zur „Heiligkeit" zu machen. Die Selbsterkenntniß des Willens endet in dem Selbstmorde des Willens. Unsere Kritik dieses Gedankengebäudes hat so wenig wie möglich die Hebel von Außen angesetzt; durch seine eigenen Voraussetzungen hat es sich aus den Fugen gehoben, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß dabei kein Stein auf dem andern geblieben ist.

## 4.

Wie war es möglich, einem so guten Kopfe möglich, eine dergestalt sich selbst widerlegende Lehre nicht blos aufzustellen, sondern ein langes Leben hindurch festzuhalten?

Wir mögen wollen oder nicht, — diese Frage wird uns früher oder später von dem fertigen System auf dessen Entstehungsgeschichte und eben damit von dem Werke auf den Urheber, auf das Leben und die Persönlichkeit unseres Philosophen zurückweisen. Und dennoch, wir möchten diesen Schritt schlechterdings nicht eher thun, ehe wir nicht die ganze Textur und den Charakter dieser Philosophie von jedem wesentlichen, in ihr selbst liegenden Standpunkt aus überschaut haben. Nur hin und wieder, nur im Vorbeigehen haben wir bisher das Verhältniß des Schopenhauer'schen zu anderen philosophischen Systemen berührt. Unter diesen Beziehungen nach Außen ist jedoch e i n e dem System so wesentlich, daß sie zur Aufklärung von dessen innerer Verfassung geradezu unumgänglich ist. Denn wohl rühmt Schopenhauer, daß sein System nicht wie die Systeme Anderer aus dem „Umwenden von Begriffen fremder Philosophien", nicht, wie z. B. das Fichte'sche,

aus der Lectüre der Kant'schen Kritik der Vernunft, sondern aus der Anschauung der wirklichen Welt hervorgegangen sei, allein er hat doch andererseits gerade seiner Abhängigkeit von, seiner Verwandtschaft mit Kant keinerlei Hehl. Aehnlich wie Fichte behauptet auch er, nur Kant zu Ende gedacht, Kant's Sache durchgeführt zu haben. Er erklärt die Bekanntschaft mit den Hauptschriften des großen philosophischen Reformators für die unerläßliche Vorbedingung zum Verständniß seiner eigenen Lehre. Alle anderen Denker, sei es, daß er sich mit ihnen begegnet, sei es, daß er sie kreuzt, fertigt er mit gelegentlichen Bemerkungen ab: den einzigen Kant kritisirt er, und diese Kritik wird zu einem integrirenden Bestandtheil, sie tritt als ein besonderer, ergänzender Anhang zu der Darstellung des eigenen Lehrgebäudes auf.

Wie demnach steht Schopenhauer zu Kant? Worin besteht der entscheidende Fortschritt über, worin der principielle Unterschied von Kant?

Er besteht nicht darin, daß jener die Kant'sche Lehre von der subjectiven Bedingtheit des Ganzen der Erfahrung auf den scharfen Ausdruck bringt: die ganze Welt ist Vorstellung; denn der reine Kantianismus, wie er am unverhülltesten in der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft sich darstellt, wird sich mit diesem Ausdruck einverstanden erklären müssen. Weiter auch nicht darin, daß Schopenhauer die vielen Stammbegriffe des Verstandes, durch die nach Kant die Erscheinungen gesetzmäßig verknüpft und also objectiv werden, auf den einen Begriff der Causalität zurückführt; denn nicht nur, daß auch bei Kant schon diese vor allen anderen Kategorien hervortritt: diese ganze Vereinfachung wird sich uns später als eine bloße Folge anderer, viel einschneidenderer Abweichungen ergeben. Der Punkt vielmehr, in welchem alle diese Abweichungen zuletzt zusammen laufen, besteht in der Wendung, welche Schopenhauer der Lehre von dem Gegensatze von Erscheinung und Ding an sich gab. Auf diese Wendung allein bezieht es sich, wenn er die Hoffnung ausdrückt, daß man einst sagen werde, er habe das Räthsel gelöst, welches Kant aufgegeben habe. Er lasse, so formulirt Schopenhauer selbst (II. 204) das Wesentliche seines Verhältnisses zu dem großen Vorgänger, er lasse ganz und gar dessen Lehre bestehen, daß die Welt der Erfahrung bloße Erscheinung sei, aber er füge hinzu, daß sie gerade als Erscheinung die Manifestation desjenigen sei, was erscheint; mit Kant nenne er dies das Ding an sich, und Wesen und Charakter desselben müsse mithin aus der Erfahrungswelt, und zwar aus dem Stoff, nicht aus der bloßen Form der Erfahrung herauszudeuten sein. Als den „eigenthümlichsten und wichtigsten

Schritt seiner Philosophie" bezeichnet er ganz übereinstimmend damit an einer späteren Stelle den von Kant als unmöglich aufgegebenen Uebergang von der Erscheinung zum Dinge an sich, und als das Neue seiner Philosophie die Lehre, daß dieses Ding an sich eben Willen sei.

Mehr jedoch. Schopenhauer sagt uns ferner auch, daß und wodurch ihm Kant zu dieser Entdeckung den Weg gewiesen. Kant's Erklärung des Problems von dem Zusammenbestehen der Freiheit und der Nothwendigkeit — die „größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns" — d i e s e Lehre macht er als den Punkt namhaft, wo seine eigene Philosophie aus der Kant'schen, „als aus ihrem Stamme hervorgehe".

Es ist vorzugsweise und zuerst in dem Abschnitt über die Antinomien, wo der Verfasser der Vernunftkritik diese Lehre entwickelt. Bei der leblosen oder blos thierisch belebten Natur, so setzt er auseinander, finden wir keinen Grund, irgend ein Vermögen uns anders als blos sinnlich bedingt zu denken. Aber anders bei'm Menschen. Der Mensch, der die ganze Natur sonst lediglich nur durch Sinne kennt, erkennt sich selbst auch durch bloßes Insichblicken — durch Apperception sagt Kant -- und zwar in Handlungen und inneren Bestimmungen, die er gar nicht zum Eindruck der Sinne zählen kann; einestheils ist zwar auch der Mensch sich selbst eine Erscheinung unter Erscheinungen, ein Sinnenwesen, ein Phänomenon, anderntheils aber, nämlich in Ansehung gewisser Vermögen, ein blos intelligibler Gegenstand, ein Noumenon. Diese Vermögen sind der Verstand und vor Allem die über alles Empirische hinausstrebende Vernunft. Daß diese Vernunft nun irgendwie Causalität habe, daß — fügt der vorsichtige Mann hinzu -- „wenigstens wir uns eine dergleichen an ihr vorstellen", ist aus der Stimme der Pflicht, aus dem moralischen Gesetz, dem unbedingten Soll der Vernunft klar. Innerhalb des Naturgebietes nämlich hat das Sollen ganz und gar keine Bedeutung; Sollen bezeichnet eine mögliche Handlung, davon der Grund nichts Anderes als ein Begriff ist, während von einer bloßen Naturhandlung der Grund jederzeit eine Erscheinung sein muß. Zum Wollen überhaupt werden mich die mannichfaltigsten Naturgründe antreiben, wie denn auch der Erfolg meines Wollens, die Handlung als solche durchaus der Herrschaft von Naturbedingungen anheimfällt: aber jenem mannichfach bedingten Wollen setzt allererst die Vernunft mit dem von ihr ausgesprochenen Sollen „Maaß und Ziel, ja Verbot und Ansehen entgegen". Ist es aber so, so werden wir an jedem Menschen einen zwiefachen Charakter unterscheiden müssen, einen empirischen, der ihm als

Sinnenwesen, einen intelligiblen, der ihm als Ding an sich zukömmt. Das Wirken der Vernunft, sofern es in die Erscheinungswelt hinübergreift, wird an das Naturgesetz von Ursach und Wirkung, an deren zeitliche Folge und unendliche Kette gebunden sein: die menschlichen Handlungen werden, sofern wir sie ihrem Ursprung nach *erklären* wollen, auf ein empirisches Causalitätsgesetz, einen empirischen Charakter zurückgeführt werden müssen, aus dem sie mit Nothwendigkeit abfließen. Diesem empirischen Charakter jedoch liegt ein intelligibler zu Grunde. Nur das sinnliche Schema des Letzteren ist der Erstere. Etwas Anderes ist es, die menschlichen Handlungen nach ihrem Ursprung *erklären*, etwas Anderes, sich selbst bewußt werden, wie wir sie *erzeugen* und sie demgemäß mit der Vernunft in *praktischer Absicht* vergleichen. Thun wir das Letztere, so finden wir — eben in uns selbst — eine ganz andere Regel und Ordnung als die Naturordnung ist; die reine Vernunft ist über die Zeitform und die Bedingungen der Zeitfolge hinaus, ihre Causalität muß als *Freiheit*, d. h. als ein positives Vermögen absoluten, zeitlosen Anfangens vorgestellt werden.

Ueber den Sinn so wenig wie über die Motive dieser Kant'schen Lehre kann, zumal wenn man die betreffenden Ausführungen in der Kritik der praktischen Vernunft gegenwärtig hat, der mindeste Zweifel obwalten. Zur Rettung der menschlichen Freiheit, im moralischen Interesse und aus moralischen Erwägungen heraus ist sie aufgestellt. Vom Begriff der sittlichen Verantwortlichkeit kömmt Kant auf den Begriff der sittlichen Freiheit. Vor dem Forum der Vernunft werden wir jener Verantwortlichkeit inne: eben in der Vernunft muß eine Causalität durch Freiheit wurzeln. Nur formell ist der Ausgangspunkt seiner Deductionen die allgemeine Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich: der wahre Sachverhalt ist, daß er diese Unterscheidung nur *benutzt*, um für die menschliche Freiheit einen Platz ausfindig zu machen. Mehr als das. Wenn Kant nur an dieser Stelle oder doch nur im praktischen Theil seines Systems von jener sonst so problematischen und vexatorischen Unterscheidung eine ernstliche *Anwendung* macht, indem er sie auf den Menschen überträgt, so *erschöpft* sich im Grunde auch die Bedeutung derselben in dieser Einen Anwendung. Das Ding an sich, wie und bei welchen Gelegenheiten er auch sonst davon rede, bekömmt einen realen Werth und tritt positiv in Geltung einzig und allein in *praktischer Absicht*. Nur in der *Vernunft*, in *unserer* Vernunft manifestirt sich das Ding an sich. Nur als praktische *Freiheit*, als Freiheit vernünftiger Wesen bricht

es leuchtend durch. Nur wollend, und zwar im vernunftbeherrschten, sittlichen Wollen überzeugen wir uns von seiner Realität.

Gern gewiß bewundern wir mit Schopenhauer den Tiefsinn dieser Kant'schen Lehre, aber wir würden dieser Bewunderung uns unwürdig zeigen, wenn wir sie nicht mit Respect vor der scheidenden Gewissenhaftigkeit, vor der Sorgfalt und Genauigkeit des unvergleichlichen Mannes verbänden.

In zwei Punkten knüpft Schopenhauer an Kant an, um in beiden unkritisch über ihn hinauszugehen. Auch er geht von der Apperception unserer selbst aus und auch er wendet sich dabei zu der praktischen Seite unseres Wesens hinüber. Der Satz, den er als einen Zusatz zu der Kant'schen Lehre bezeichnet, daß „wir nicht blos das erkennende Subject sind, sondern andrerseits auch selbst zu den erkennenden Wesen gehören, selbst das Ding an sich sind", dieser Satz könnte noch als ein Kant'scher erscheinen, außer sofern er bereits auf ein theoretisches Ergründen des Dings an sich lossteuert. Die ganze Differenz jedoch tritt im weiteren Fortgange hervor. Wir finden uns im vernünftigen und freien Willen als Ding an sich, so sagt Kant: wir finden uns im Willen als Ding an sich, so sagt Schopenhauer. Dort Vernunft und Freiheit, ein verantwortungsvolles Vermögen der Selbstbestimmung, hier der vernunftlose, blinde Wille, jene Nominalfreiheit, die nur Freiheit vom Satze des Grundes ist: — es ist eine gründliche Verschiebung, ja, eine völlige Verkehrung der Kant'schen Anschauung. Nur in dieser Verkehrung freilich konnte sie unser Kantianer zu jener kühnen Folgerung verwerthen, deren er sich als eines ferneren Schrittes über die Entdeckung des Meisters hinaus rühmt, — zu der Uebertragung dessen, „was Kant von der Erscheinung des Menschen und seines Thuns lehrt, auf alle Erscheinungen in der Natur". Ausdrücklich, wohlgemerkt, spricht Schopenhauer von einer Erweiterung, einer Ausdehnung der Kant'schen Lehre, und wir haben uns früher die Leichtfertigkeiten klar gemacht, die dabei die Stelle des Beweises vertreten. Wollte man versuchen, das Recht dazu in Kant's Lehre selbst aufzudecken, so könnte ein solches höchstens auf denjenigen Seiten der Kritik der reinen Vernunft gefunden werden, wo Kant zunächst das Problem der Vereinbarkeit von Freiheit und Naturnothwendigkeit „im Allgemeinen und ganz abstract" vorträgt. Demgemäß behauptet z. B. Kuno Fischer wirklich, daß die Lehre von dem zwiefachen Charakter schon in Kant's Sinne „als kosmologisches Problem von allen Erscheinungen gelte". Als Problem immerhin, — aber

mit nichten die Lösung des Problems. Auf's Bestimmteste beschränkt Kant die intelligible Freiheit auf den Menschen oder doch auf die „vernünftigen Wesen"; er exponirt in concreto das Problem einzig und allein in Beziehung auf den Menschen; er gründet seine Lösung ganz und gar auf die Entdeckung, daß wir i n u n s das Vermögen selbstthätiger Vernunft, absoluter Spontaneität haben. Kant geht keinen Schritt über das hinaus, was er eben im Bewußtsein des vernünftigen Wesens von sich selbst findet: Schopenhauer verfälscht zunächst diesen Fund und er dehnt zweitens das Gefundene auch dahin aus, wo es eben nicht gefunden werden, wo nur die Phantasie es hineinlegen kann.

Zwar — diese unkritische Erweiterung wird vielleicht durch etwas Anderes gut gemacht. Kant nämlich, indem er seine Lehre vom intelligiblen Charakter aufstellt, leiht ja dem Ding an sich Causalität, und Causalität hat doch nur Anwendung im Gebiete der Erscheinung. Es ist bekannt, wie oft und wie früh dieser Einwand gegen Kant erhoben worden ist, nicht blos in Beziehung auf diese, sondern auch auf die andere Lehre, daß das Ding an sich, als Substrat der Empfindung, der Sinnlichkeit den Anstoß gebe und also doch unleugbar die „Ursache" werde, die Dinge in Raum und Zeit zu fassen. Auch Schopenhauer erhebt den Einwand, und wiederholt rühmt er sich, daß derselbe, in Folge der von ihm gründlich vollzogenen Trennung von Wille und Vorstellung, auf s e i n e Lehre keine Anwendung erleide.

Die Wahrheit ist: der Einwand trifft Kant, zumal in Beziehung auf dessen Freiheitslehre, um Vieles weniger als Schopenhauer.

Er trifft Kant gerade deshalb nicht, weil dieser, indem er der Vernunft eine intelligible Ursächlichkeit zuschreibt, nicht etwa das Ding an sich überhaupt, sondern nur einen Punkt der übersinnlichen Welt erkannt haben will. Oder nein! auch dieser Punkt soll nicht sowohl erkannt, sondern es soll nur ein, eingeständlich unzureichender und nach bloßer Analogie gültiger Ausdruck für dasjenige gewonnen sein, dessen wir uns im H a n d e l n n a c h d e m S i t t e n g e s e t z e mit einer anderen zwar, aber nicht minder zwingenden Gewalt bewußt werden als diejenige ist, die unser Verstandeserkennen begleitet. Ganz gewiß ist diese Unterscheidung eines Erkennens schlechtweg und eines Erkennens in praktischer Absicht zu subtil und, genauer besehen, nicht stichhaltig: allein immerhin bleibt der reale Sinn jener „intelligiblen Causalität" beständig unter der Controlle unseres moralischen Bewußtseins, während die Grundlosigkeit des menschlichen Willens, welche Schopenhauer lehrt und das angeblich in allen Dingen der Natur sich objectivirende universelle Wollen schlechterdings jeder Controlle sich

entzieht. Gerade Schopenhauer, indem er die Natur aus diesem Wollen heraus *deuten* will, macht das Ding an sich thatsächlich, wenn auch pseudonym, causal. Von allen solchen Deutungsversuchen fern, constatirt Kant im Grunde einzig die Thatsache, daß das vernünftige Wesen seinen Charakter sich selbst verschafft, daß die Vernunft, laut unbestreitbaren Selbstzeugnisses, ein Vermögen des von selbst Anfangens besitzt. Von dem Schopenhauer'schen *Natur*willen kann eben nur dieselbe Phantasie, die ihn geschaffen, die Causalität im gewöhnlichen Sinne des Wortes fern halten: von dem Willen, der der unsrige und mit der Vernunft identisch ist, haben wir, vor aller Anwendung der Kategorie der Causalität die Gewißheit, daß er eine der Causalität analoge Macht ist.

Ewig, es ist wahr, wird der Geist Kant's mit seinem Buchstaben im Streite liegen, aber derjenige, sicher, ist nicht der Erbe seines Geistes, der aus dem höchstgelegenen Punkte der Kant'schen Philosophie Vernunft und Freiheit entfernt, um danach denselben zu vermeintlich tieferen theoretischen Aufschlüssen über das verborgene Innere der Welt zu benutzen. Nicht Schopenhauer, sondern Kant hat scharf und gründlich die Grenzen zwischen dem Theoretischen und dem Praktischen gezogen, und wenn freilich dieser Scheidung gegenüber die Forderung der Wiedervereinigung bestehen bleibt, so liegen doch auch dazu schon bei Kant die Keime bereit. Zur Wiedervereinigung, aber nicht zur Verwirrung. Kant's praktische Philosophie und insbesondere seine Lehre von der intelligiblen Freiheit ist allerdings der Ort, von dem aus man sich über den innersten Sinn und die Tragweite seiner ganzen Philosophie zu orientiren hat. Dann jedoch wird man inne, daß diese Philosophie, weit entfernt, ein Spielen mit dem Begriff Willen zu begünstigen, vielmehr durch und durch eine Philosophie der Freiheit ist und daß in der von selbst anfangenden Vernunft der Geist sich nur in eminenter Weise als das bewährt, was er eigentlich immer und überall ist — was er auch da ist, wo er durch Zeit und Raum und durch die apriorischen Verstandesformen sich theoretisch in den Besitz der Welt setzt. Von diesem Gesichtspunkt aus, bei einem Gange durch die Kant'sche Philosophie, der, in umgekehrter Richtung als der von Kant selbst eingeschlagenen, von dem Ethischen aus zur Beleuchtung des Erkenntnißgebietes führte, würde unter Anderem auch der Schein einer unrechtmäßigen Anwendung des Causalitätsbegriffs auf den „intelligiblen Charakter" vollends sich auflösen. Man weiß, und es ist im Früheren auch von uns schon andeutend zur Sprache gebracht, wie nahe *Fichte* einer solchen Umbildung der Kant'schen Philosophie

kam, wenn er jenes Soll der Vernunft, das für Kant nur ein Punkt des noumenischen Gebiets war, für das ganze, für das einzig Ansichseiende in allen Erscheinungen erklärte. Wie viel besser verstand doch der Verfasser der Wissenschaftslehre den Meister als der Verfasser der Welt als Wille und Vorstellung! Von dem ethischen Höhepunkte des Kriticismus wendet sich jener zu einer ganz und gar praktischen, dieser zu einer phantastischen Deutung der Welt, wird jener vom Philosophen zum Redner, dieser zum Poeten. Um Alles zu sagen: die Schopenhauer'sche Auslegung und Fortbildung der „tiefsinnigsten aller Kant'schen Lehren" schließt eine Vernichtung ihrer kritischen Grundlage, eine Entwerthung ihrer ethischen Bedeutung, eine Depotenzirung von Freiheit und Vernunft in sich.

Im engsten Zusammenhang damit steht nun aber der wunderliche Versuch Schopenhauer's, den transscendentalen Idealismus der deutschen Philosophie mit dem englisch-französischen Empirismus, Kant mit Locke und Cabanis in ein Verhältniß ergänzender Gegenseitigkeit zu bringen. Es ist der pikanteste, es ist einer der aufklärendsten und am meisten charakteristischen Züge an der Physiognomie dieser abenteuerlichen Weltanschauung.

Es sei nämlich, so müssen wir sehr bald hören, eine Einseitigkeit der Kant'schen Philosophie, daß dieselbe den „naturhistorischen Gesichtspunkt für den Intellect gänzlich ignorirt habe". Die ganze Welt ist etwas lediglich Ideelles, sie existirt blos als Vorstellung — so lehrt die Transscendentalphilosophie. Die Vorstellung — so hinwiederum lehrt die naturalistische, die physiologische Theorie der Franzosen — ist nichts weiter als die Function eines Eingeweides, jener Breimasse, die man das Gehirn nennt. Beide Ansichten, sagt Schopenhauer, haben Recht; es handelt sich nur darum, jede in die andere hinein fortzusetzen. Stellen wir uns auf den Standpunkt, welcher die Welt als eine objectiv gegebene nimmt, so sehen wir, wie die Natur, in ihren Bildungen sich höher und höher steigernd, am Ende den thierischen, den menschlichen Organismus, und, als eine „Efflorescenz" desselben, das Gehirn erzeugt. Durch die Functionirung des Gehirns sofort ist die objective Welt, ist sowohl das Bewußtsein anderer Dinge wie das Selbstbewußtsein bedingt; nur durch das Gehirn selbst mithin — ist der Leib des Individuums als reales Object und mit diesem das Gehirn gesetzt!

Naiver sind wohl niemals zwei sich gegenseitig aufhebende Ansichten „versöhnt", das will sagen aneinandergeschweißt worden. Die

Lehre von der Welt als Vorstellung schließt jede ursächliche Erklärung, die hinter die Vorstellung zurückginge, aus: nichtsdestoweniger wird uns hier ausdrücklich eine Einsicht in die von Kant unbeachtete „Genesis" des Bewußtseins angeboten. Der Sinn von Kant's transscendentaler Aesthetik und Analytik ist der, daß die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung vor der Erfahrung nachgewiesen werden: nichtsdestoweniger werden diese Bedingungen hier, in einem handgreiflichen Cirkel, rückwärts wieder in der durch sie bedingten Erfahrung aufgesucht. Es ist im zweiten Bande der Parerga, daß Schopenhauer dieses Beginnen durch die Bemerkung zu rechtfertigen sucht, daß ein voraussetzungsloses Verfahren in der Philosophie, wie überall, unmöglich sei und daß es sich daher allemal darum handle, ein solches einstweilen als gegeben Genommenes nachträglich wieder zu compensiren. Eine an sich gewiß richtige Bemerkung, — und so rechtfertigt sich in der That die relative „Willkürlichkeit" des Kant'schen Ausgangspunktes durch den nachträglichen Beweis, daß die Erfahrung durch die Data der Erfahrung eben nicht erklärt werden könne. Behauptungen dagegen, von denen die eine die andere aufhebt, leisten einander den Dienst gegenseitiger Rechtfertigung nur insofern, als sie sich gefallen lassen, nach wie vor absolute Willkürlichkeiten zu sein. Schopenhauer hat die Wahl, seinen zwiefachen Standpunkt für eine zwiefache absolute Willkürlichkeit oder seinen Wechselbeweis für ein classisches Muster eines circulus vitiosus angesprochen zu sehen.

Es müßte denn sein, daß ein Umstand ihn rettete, — der Umstand, daß er ja der rein naturalistischen Erklärung eine wieder ideologische unterschiebt, daß er die transscendentale und die physiologische durch die ihm ganz eigene metaphysische in einander überführt. Ein Schein, der doch unmittelbar in nichts zerrinnt. Denn es sei so; in letzter Instanz soll nicht das Gehirn, sondern der Wille die Vorstellung erzeugen. Wie erzeugt er sie denn? Er erzeugt sie nur in sofern — wir berufen uns vorzugsweise auf Bd. II. S. 310 — sofern er zunächst Vielheit und Individuation erzeugt hat; denn nur an der Individuation hängt das Bedürfniß der Erkenntniß; zur Befriedigung dieses Bedürfnisses schafft der Wille das Gehirn mit der demselben eigenthümlichen Function. Das Erkennen also soll durch die Individuation nothwendig werden: aber die Individuation wieder wird erst möglich durch Zeit und Raum, also durch die Formen des Erkennens! Wir sind in einen anderen, keineswegs in einen verständlicheren Cirkel hineingeworfen. Denn nicht der Wille, sondern, genau

genommen, der Intellect erzeugt nach dieser Darstellung den Intellect. Wenn aber ja der Wille, so doch nur durch das Zwischenglied der rein physiologischen Erklärung, in welcher Rücksicht Schopenhauer ganz richtig sagt, daß der Intellect nicht eigentlich das Secundäre, sondern ein Tertiäres zum Willen sei. Wir müssen ohne Einrede schon zugegeben haben, daß alles Bilden und Treiben der Natur einfach identisch ist mit Willen, um uns deduciren zu lassen, daß der Wille sich zum Werkzeug seiner Zwecke den Intellect schaffe. Und nur scheinbar also ruft Schopenhauer die Physik wegen ihrer Ansprüche auf absolutes Erklären zur Ordnung, denn in Wahrheit macht er den Willen nur dadurch zu einem Erklärenden, daß er ihn zu etwas rein Physikalischem macht. Nicht zum ersten Mal, aber hier vielleicht am deutlichsten erkennen wir, daß der eigentliche Kern seiner Willensmetaphysik nichts Anderes als Naturalismus ist. Er weiß sich mit dieser Metaphysik, die ganz seine Erfindung ist, mehr als mit der von Kant herübergenommenen Lehre, daß die Welt Vorstellung ist; das will sagen: er ist mehr Naturalist als Idealist. Wie wir oben sahen, daß er die ethische Tiefe der Kant'schen Philosophie zuschüttet, so sehen wir jetzt, daß er auch den Sinn und Werth des Transscendentalen, trotz der scharf zugespitzten Formulirung desselben, vernichtet.

Was Wunder, wenn die ganze Erkenntnißlehre des Mannes von diesem unechten, naturalistischen Idealismus die Spuren trägt? Auch Kant zwar weiß, daß er den Sensualismus Locke's nur widerlegt, indem er den Subjectivismus desselben in gewissem Sinne weiterführt. Unserem Kantianer dagegen, in dessen Kritik der Vernunft überall statt „Erkenntnißvermögen“ die Variante „das Gehirn“, wenigstens am Rande steht, erscheint Kant einfach und in jeder Beziehung als Fortsetzer Locke's: dieser hat die Kritik der Sinnesfunctionen, jener überdies die schwierigere der Gehirnfunctionen geliefert, jener den Antheil, den die Sinnesnerven an der Erscheinung haben, dieser überdies den des Gehirns von dem Ding an sich abgezogen. Er selbst, Schopenhauer, hat die Gedanken beider Denker abschließend summirt, und wie er diese Beiden auf Ein Niveau stellt, so kann er seine eigene Lehre, die Welt ist Vorstellung, gleichwerthig finden mit dem Berkeley'schen Pseudoidealismus, mit der bloßen Verinwendigung der Dinge. Die Consequenzen einer solchen Anschauung können nicht ausbleiben. Abwechselnd tritt er bald auf den Locke'schen, bald auf den Kant'schen Standpunkt. Ganz nach der Theorie des Sensualismus stellt er (Ueber die vierfache Wurzel, 2. Aufl. S. 57) den An-

fang des Erkenntnißprocesses zunächst so dar, daß die Dinge einen Eindruck auf unsere Sinnesorgane hervorbringen. Aus der Empfindung schafft dann der Verstand mittelst Zeit, Raum und Causalität ein anschauliches Object, und nun wieder ist es das so gemachte Object, welches das Machen des Objects ermöglicht. Wie Fichte diesem Cirkel entging, indem er ihn auf den Punkt des in und auf sich selbst wirkenden Ich zusammenzog, ist bekannt. Aber nicht so Schopenhauer. Er sucht ihn nur abermals durch die Citation seines metaphysischen Geistes, des Willens zu durchbrechen — nur schade, daß sich derselbe auch hier alsbald als ein sehr körperlicher Geist, als das Qualitative an allem Sein, als ein bloßer Name für das Physikalische verräth. Wie aber am Anfang, so am Ende des Erkenntnißprocesses, in der Lehre von der Vernunft und den Begriffen. Es wird Mehreren so ergehen wie Herbart. Wenn Schopenhauer schon in der Kant'schen Aesthetik und Analytik eine „heillose Vermischung von Denken und Anschauung" findet, von der dann alle seine Fehler nur die Folge seien, so wird man diesen Vorwurf zunächst nicht verstehen. Denn wie sorglos auch Kant im Gebrauche des Wortes Anschauung ist — seine Meinung ist sehr deutlich die, daß die wirkliche Anschauung eines Gegenstandes das Resultat des Zusammenwirkens von Empfindung, den Formen reiner Sinnlichkeit und den Kategorien des Verstandes ist, und diese Meinung differirt im Ganzen und Großen keineswegs von der Meinung Schopenhauer's, der ja auch seinerseits die Anschauung nur durch Mitwirkung des Verstandes zu Stande kommen läßt und demgemäß ausdrücklich ihre Intellectualität behauptet. Der Sinn des Vorwurfs wird erst deutlich, wenn man zu dem Capitel von der Vernunft fortgeht. Sofort nämlich behandelt Schopenhauer die zunächst transscendental von ihm erklärte Anschauung wie als ob sie nicht sowohl ein Apriorisches, als vielmehr ein Aposteriorisches, nicht sowohl ein Gemachtes als ein Gegebenes wäre, — er macht sich selbst der heillosesten Verwirrung von Idealismus und Empirismus schuldig. Die angebliche Verwirrung Kant's besteht, näher zugesehen, darin, daß bei ihm der Verstand (und ebendeshalb die transscendentale Ansicht) nicht in der Hervorbringung der anschaulichen Welt erlischt, sondern, über die Gebundenheit an die Sinnlichkeit hinausstrebend, sich als Vernunft, erst theoretisch, dann praktisch auf die Ideen richtet. Bei Kant, um es anders zu sagen, ist die Reihe der apriorischen Thaten des Geistes erst mit dem Soll der praktischen Vernunft geschlossen, so wie umgekehrt die Wurzel der praktischen Freiheit bis zu den ersten Bewährungen der Selbständigkeit des Geistes, bis zu den reinen An-

schauungsformen Raum und Zeit zurückreicht. Wie sollte derjenige freilich dieses tiefe Hindurchwirken des Freiheitsgedankens durch den ganzen Bau der Kant'schen Philosophie zu würdigen wissen, der diesen Freiheitsgedanken selbst da, wo er offen als der Gedanke vernünftiger Sittlichkeit hervortrat, in sein Gegentheil verkehrte? An der Schopenhauer'schen Lehre von der Vernunft spiegelt sich nur seine Abwendung von dem Kant'schen Ethicismus. Er zieht hinter der Deduction der anschaulichen Welt einen Strich, um demnächst die gesammte abstracte Erkenntniß auf gut anglikanische Weise als einen bloßen Reflex der anschaulichen zu erklären. Wir haben nun hier natürlich keine Kritik des Sensualismus zu schreiben. Wir constatiren nur, daß diese schroffe Trennung von anschaulicher und abstracter Erkenntniß nichts Anderes als ein Rückfall in die sensualistische Erkenntnißtheorie ist, wobei das positive Wesen der Begriffe, ihre Allgemeinheit und Nothwendigkeit völlig unerklärt bleibt. Mit diesem willkürlichen Abbrechen des Transscendentalen hängt dann ziemlich Alles zusammen, was Schopenhauer zur Kritik der Kant'schen Philosophie beibringt. Darum ist ihm die Lehre vom transscendentalen Schematismus eine bloße Spiegelfechterei und die praktische Vernunft eine Chimäre; darum erklärt er die Kant'schen Kategorien mit Ausnahme der Causalität für einen überflüssigen Luxus und sucht er sie als hohle Schemen darzustellen, die ihren Ursprung theils in der bloßen logischen Form der Vernunft, theils in dem Conflict zwischen intuitiver und abstracter Erkenntniß haben. Er sinkt geradezu auf den Standpunkt des Herder'schen Verständnisses der Vernunftkritik herab, ja, er steigt noch eine Stufe tiefer herab, wenn er doch, unter beständiger Berufung auf die Engländer, die Worte für bloße Zeichen der Begriffe erklärt, wenn er über Wesen und Natur der Letzteren die beste Auseinandersetzung bei Thomas Reid gefunden haben will. Wie dann freilich mit dieser psychologisch-empirischen Erkenntnißtheorie seine transscendente Metaphysik in Einklang zu bringen sei — vor dieser Aufgabe stehen wir völlig rathlos. Auf der einen Seite unter Kant zurücksinkend, überschreitet er ihn auf der anderen Seite in der phantastischesten Weise. In der Ideenlehre kömmt dieser Widerstreit der auseinanderstrebenden Richtungen seines Philosophirens auf's Grellste zum Vorschein. Denn psychologisch-empirisch erklärt er jetzt die Ideen für Repräsentanten der Begriffe, die durch die Vereinigung der Vernunft und Phantasie möglich werden (Welt als W. und V. I. 48 vgl. Vierf. Wurzel, S. 127) — jetzt wieder, auf der Höhe seiner Metaphysik, sind sie ihm das Ding an sich oder der Wille in adäquater Objectität, und das Individuum erfaßt sie, indem es

sich zum „reinen Subject des Erkennens" verwandelt, indem es sich in jenen elementaren Charakter zurückzieht, welcher allen Formen und Functionen von Vernunft, Verstand und Sinnlichkeit voraufliegen soll!

Und sollen wir nun, nachdem wir überall schon auf den Zusammenhang der Schopenhauer'schen Metaphysik und Erkenntnißlehre mit seinen ethischen Anschauungen hingewiesen haben, — sollen wir nun noch einmal einen besonderen Gang auch durch seine Ethik machen? Die Beschaffenheit derselben entspricht durchaus dem zweideutigen und gemischten Charakter jener anderen Disciplinen. In der Metaphysik und Naturphilosophie Phantast mit naturalistischem Hintergrund, in der Erkenntnißlehre Idealist mit sensualistischem Zuschlag, ist unser Philosoph in der Ethik Empiriker mit mystischem Ausgang. So sehr in der That weicht er nirgends aus den Spuren Kant's, so sehr, so principiell steht er nirgends auf empirischer Grundlage als in seiner Lehre von dem Wesen der Sittlichkeit und des Rechts. Wie könnte es auch anders sein bei einer Philosophie, deren höchster Begriff jener Wille ist, der zu seinem Kern und Körper die Natur hat, der sich im Individuum — im geraden Gegensatz zu Kant's blutlosem Wollen — am unmittelbarsten im Blute objectiviren soll? Bei einer Philosophie, nach welcher auch das vernünftige Denken, das bei'm Menschen zwischen Willen und Handeln tritt, der bloße Nachklang eines „irgendwann und irgendwo erhaltenen Eindrucks von außen" ist? Hobbes, Hume, Priestley und Voltaire sind die Autoritäten, auf die er sich für seinen eigenen Determinismus beruft, und von Kant schwankt er zu Hobbes auch in seiner Lehre vom Staate hinüber. Die Stellen, in denen er die Schlechtigkeit der Menschen und den Jammer des Lebens ausmalt, sind klassisch für den Standpunkt des skeptischen Empirikers. Reich an glücklichen Gewahrungen und geistreichen Betrachtungen ist der Abschnitt in den Parergis, in welchem er, von aller Metaphysik geflissentlich absehend, eine Anweisung zu der Kunst, das Leben glücklich und angenehm zu führen, eine Eudämonologie entwirft — so etwa wie Parmenides neben der Lehre von dem Einen Sein eine ionisirende Physik. Noch auf dem Uebergange aber zu der metaphysischen Reconstruction einer idealen Ethik bleibt er im Empirismus hängen, wenn er doch das sympathische Gefühl des Mitleids für das Fundament aller Tugend erklärt. Nur ein jäher Sprung, ein Sprung der Verzweiflung gleichsam trägt ihn endlich in jene inhaltslose Mystik hinüber, deren Oede er durch die Bilder christlicher Heiligen und schöner Seelen nicht so sehr zu verstecken im Stande ist, als er sie durch den Hinweis auf das indische Büßerwesen offenbar macht.

Wie weit — noch einmal — sind wir durch das Alles von dem Geiste Kant's verschlagen! Statt des nüchternen Interesse's Kant's an der Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich, drängt sich das phantastische Interesse in den Vordergrund, die Welt als eine geträumte, ja, als eine verzauberte vorzustellen — es ist das Interesse, welches ein Kind hat, wenn ihm der Zeichner eine Gegend aus der Vogelperspective, der Naturforscher einen Gegenstand durch ein optisches Glas zeigt. Wie im Theoretischen, so im Praktischen. An die Stelle des Kant'schen Rationalismus tritt ein quietistischer Mysticismus, der strenge Pflichtbegriff Kant's verwandelt sich in die Lehre von der Kasteiung und Ertödtung des Leibes, die sittliche Arbeit in dumpfe Willenslosigkeit, der Fortschritt der Geschichte in eine Kreisbewegung, deren Centrum das Nichts ist. In diese phantastisch-mystische Umdeutung des Kriticismus aber mischt sich immerfort die gewöhnlichste, ja gemeinste Ansicht von Welt und Leben, und gerade aus dieser Mischung erwächst die romanhafte Abenteuerlichkeit, die blendende Paradoxie des in allen Farben spielenden Systems. Nun erst werden die trockenen und abstracten Grübeleien des alten Kant nicht blos verständlich, sondern unterhaltend, wenn uns z. B. die Einsicht, daß Raum und Zeit und die durch diese gesetzte Vielheit bloße Formen unserer Anschauung sind, durch die grenzenlose, gegen das Einzelne gleichgültige Verschwendung bewiesen wird, mit der die Natur ihre wunderbaren und kunstvollen Erzeugnisse schafft und wieder zerstört. Dieser Mann hat den Muth, den Humor Jean Paul's ernst zu nehmen. „In diesem Dinge, das nicht größer ist als ein Kohlkopf und welches gelegentlich der Scharfrichter abschlägt", findet sich die ganze Welt, finde ich selbst mich, darin herumspazierend! Mit dem Hiebe des Scharfrichters wäre diese ganze Welt weg — „wucherten nicht jene Dinge wie die Pilze, so daß ihrer stets genug sind, die in's Nichts versinkende Welt wieder aufzufangen, so daß sie von ihnen stets, wie ein Ball, im Schweben erhalten wird". Jene geologischen Vorgänge vor dem Entstehen einer Thierwelt, wie sie durch die Beobachtungen und Schlüsse der Naturwissenschaft nachgewiesen sind — sie haben, da sie ja vor der Existenz eines Bewußtseins vor sich gingen, gar kein Dasein an sich gehabt, ihr Dagewesensein ist ein blos hypothetisches! Betrachtungen wie diese, welche — um mit Schelling zu reden — „in eine clavis Fichtiana seu Leibgeberiana gehören" werden unserem Philosophen nicht etwa zum Beweise gegen, sondern sie dienen ihm im Gegentheil zur grellen Veranschaulichung des transscendentalen Idealismus. Noch zauberhaftere Effecte aber vollends weiß er zu erzielen,

wenn er das geheimnißvolle Licht seines Dinges an sich in der Laterna magica aufsteckt, mittelst deren er uns die Welt zeigt. Ein Schüler der Stoa, wo nicht gar des Paracelsus oder Cardanus, deducirt er eine allgemeine Analogie aller Dinge der Welt daraus, daß alle eben die Objectität des einen und selben Willens und folglich dem inneren Wesen nach identisch sind. Während die Lehre von der strengen Nothwendigkeit alles Geschehenden die Möglichkeit eines Vorherrschens des Zukünftigen offen erhalten soll, wird andererseits das Schicksal, das den Lebenslauf der Menschen beherrscht, als unser eigner Wille in Anspruch genommen, der, von jenseits unseres vorstellenden Bewußtseins, und eben deshalb uns selbst unbewußt, den Traum unseres Lebens dirigire. Ja, geradezu ein Wunderthäter ist der Wille. Das somnambüle Fernsehen und Vorhersehen, ebenso das durch den animalischen Magnetismus beglaubigte Wirken in die Ferne, alle Magie mit Einem Worte erklärt sich aus der durch Raum und Zeit hindurchgreifenden Allmacht des Willens als des allgegenwärtigen metaphysischen Substrats der Natur. In diesem Willen ist ein Schlüssel sogar zur Erklärung der Geistererscheinungen und des Tischrückens gewonnen — und das Alles mit obligater Berufung bald auf die Seherin von Prevorst, bald auf Kant und auf den echten Sinn des „Kriticismus"! Die Wahrheit ist: hier laufen alle Grenzen in absoluter Kritiklosigkeit durcheinander; mit dem Worte, daß die Magie „die praktische Metaphysik" sei, befinden wir uns in der äußersten Entfernung von Kant, der seinerseits die praktische Metaphysik bekanntlich in der „reinen Moral" suchte. Kriticismus! Transscendentalphilosophie! Die Wahrheit ist: unser Kantianer gleicht einem Manne, der, in der Weise jenes famosen Helmstedter Professors, die Entdeckungen der Physik und Chemie zu taschenspielerischen Ueberraschungen verwerthet; er veräußerlicht und verabenteuerlicht den transscendentalen Idealismus, um ihn schließlich auf die nichtigsten Kunststücke zu dressiren. Kant unterscheidet in den Prolegomenen seinen „kritischen" Idealismus von dem „schwärmenden" und dem „träumenden": er würde für den Schopenhauer'schen, wenn er ihn ja eines besonderen Namens werth befunden haben sollte, keinen passenderen als den des s p i e l e n d e n Idealismus haben wählen können.

5.

Wir sind der Lösung des Räthsels, wie das Schopenhauer'sche System habe zusammenhalten können, durch die Prüfung seines Beruhens auf Kant'scher Grundlage nicht näher gekommen. Die so kraus

ineinander gewachsenen Gedanken stimmen unter sich selbst nicht, sie stimmen ebenso wenig mit den Kant'schen zusammen. Nicht blos einzelne Gedanken, sondern ganze Gedankenreihen stehen feindlich gegen einander. Wie in einem Tonstück, welches unvermittelt aus einer Tonart in die andere überspränge, so werden wir hier aus dem Idealismus in den Empirismus, aus dem Materialismus in die Mystik hinübergeworfen. Disharmonie ist geradezu der Charakter des Ganzen. Vorstellung und Wille theilen sich in die Welt wie Kastor und Pollux in das Recht des Lebens. Der Wille hinwieder kehrt sich feindlich gegen das Wollen, die höhere Erkenntniß verdrängt die gewöhnliche vom Platze. Mit Kant sollen wir Cabanis, mit Hobbes und Voltaire Plato und den Buddhismus zusammenreimen. Und diese Zumuthung, wohlgemerkt, wird nicht etwa in der Weise des Eklekticismus gemacht, der das Gemeinsame verschiedener Vorstellungsweisen aufsucht und die Unterschiede abstumpft, sondern so vielmehr, daß dieselben, an ihren contrastirenden Enden gegen einander gekehrt, wechselseitig ineinander umschlagen. Wir sind vielleicht keine delischen Schwimmer: aber wir bekennen, daß wir uns auf dieses Meer unmöglich wagen können. Wir sehen nichts als sich kreuzende, begegnende und hemmende Strömungen, und was allenfalls von Weitem wie ein in sich zurücklaufendes System erscheinen konnte — es ist in Wahrheit nur der durch jene Strömungen hervorgebrachte, nie zur Ruhe kommende Strudel.

Wo jedoch ist das System, das von Widersprüchen völlig frei wäre, und wie verstünde man den Zusammenhalt irgend eines, wenn man es nicht zuletzt aus der lebendigen, individuellen Einheit desjenigen Geistes deutete, der es erschuf? Keine Philosophie der Welt ist das bloße Facit einer Gedankenrechnung. Eine jede, wir zweifeln nicht daran, ist irgendwie ein Moment der Entwickelung der Wahrheit; — allein könnte die Wahrheit sich überhaupt, im strengen Sinne des Ausdrucks, entwickeln, wenn sie aus nichts als aus logischen Elementen bestünde? ja, hätte für Menschen das Mühen um sie einen Reiz, wenn in dieser Entwickelung nicht das volle Leben des Geistes, nach all' seinen natürlichen und sittlichen, seinen Gemüths- und Phantasiebeziehungen pulsirte? Die Frucht wäre überall durch den Boden bedingt, und nur das philosophische Denken wäre losgesprochen von den Bedingungen der individuellen Existenz? Vielmehr, wie die philosophirenden Individuen selbst mannichfach bestimmte und beeinflußte Wesen sind, so auch ihre Systeme. Alle ohne Ausnahme: — am gewissesten eines, das sich rühmt, aus lebendiger Anschauung der Welt hervorgegangen

zu sein, ein System, das für seinen Urheber den Werth einer Religion hatte, in das er sich dergestalt eingesponnen hatte, daß es all' sein Lebensinteresse ausfüllte und deckte.

Unsere Prüfung daher so wenig wie unsere Charakteristik der Schopenhauer'schen Philosophie darf auf dem Punkte stehen bleiben, den wir bisher erreicht haben. Sinn und Werth derselben ist erschöpfend nur aus ihrer Entstehung, ihre Entstehung nur im Zusammenhang mit dem Leben, dem Bildungsgange, der Charaktereigenthümlichkeit ihres Urhebers zu erkennen. Auch für diesen neuen Gang werden wir uns so viel wie möglich an die eigenen Werke unseres Philosophen halten, aber wir werden nun zugleich die thatsächlichen Mittheilungen benutzen dürfen, welche uns die Schriften von Gwinner und Frauenstädt darbieten, einschließlich natürlich der Auszüge aus Schopenhauer's Erstlingsmanuscripten, welche eine jüngste Publication von Frauenstädt zu den schon früher von ihm gegebenen hinzugefügt hat.*) Ein Resultat aber dürfen wir vorweg ankündigen. Auch die Schopenhauer'sche Lehre, wie sich von selbst versteht, hat sich unter dem Einfluß der Bildung, der Denk- und Empfindungsweise ihrer Epoche entwickelt. Wenn aber die Größe unserer wahrhaft großen Denker darin besteht, daß sich in ihrem Denken das Wesen und Wollen der Zeit zu treffendem Ausdruck zusammenfaßte, so wird sich bei Schopenhauer ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht einer eigenartigen und eigenwilligen Natur zeigen, die der geistigen Substanz der Zeit das Gepräge individueller Paradoxie und Laune aufdrückt. Die thörichte Prätension, nicht sowohl mit dem lebenden Geschlechte mit-, als den kommenden Geschlechtern vorzudenken, stellt diesen Mann seitwärts von dem Strome der Meinungen, Strebungen und Bedürfnisse der Nation. Er ist ein Apfel, der weit vom Stamme fällt, da er denn spät und wie zufällig aufgehoben — und wieder weggeworfen werden mag. Das scheinbar launische Schicksal, das über ihm gewaltet, ist einzig und allein die Schuld seiner eigenen Ungeselligkeit, die natürliche Folge seines launischen Denkens und Einbildens. —

Man ist versucht, die geistige Eigenart des Mannes zurückzuverfolgen bis auf seine Herkunft. Schopenhauer stammt von väterlicher Seite aus einer alten und angesehenen Danziger Patricierfamilie. Sein Vater, Heinrich Floris Schopenhauer, wird als ein stolzer, heftiger,

*) Aus Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Leipzig 1864, F. A. Brockhaus.

selbstwilliger Charakter, voll republicanischen Sinns für Freiheit und Recht, zugleich als ein Mann von ungewöhnlicher geistiger Bildung und als thätiger und gewandter Geschäftsmann geschildert. Achtunddreißigjährig vermählte er sich mit der zwanzig Jahre jüngeren Johanna Henriette Trosiener, derselben, welche sich später als talentvolle Schriftstellerin hervorthat, und der das romanlesende Publicum so viele Bände anmuthig unterhaltender Geschichten verdankt. In Danzig den 22. Februar 1788 geboren, war Arthur ein fünfjähriges Kind, als der Vater der preußischen Herrschaft, der die alte Hansestadt verfallen war, trotzig den Rücken wandte und sich nach Hamburg übersiedelte. Die jugendliche Mutter, allzu sehr mit sich selbst beschäftigt, war schwerlich die beste Erzieherin; nur für den Vater wenigstens, trotz seiner gelegentlichen Härte und Heftigkeit, blieb dem Sohne auch später noch ein Gefühl dankbarer Achtung. Zu frühzeitig verpflanzt, entging dem Knaben auch der Segen einer wohlgestimmten Häuslichkeit. Es gab in dem Hause seines Vaters Statuen und Bilder, eine reiche französische und englische Bibliothek, aber wenig Familienglück und Stetigkeit. Wenn schon das reichliche, glänzende Leben daheim den Knaben verwöhnte: noch mehr that es das vornehme Reiseleben, das die Eltern seit der Uebersiedelung nach Hamburg führten. Schon den Neunjährigen nimmt der Vater mit nach Frankreich, um ihn dort zwei Jahre bei einem Geschäftsfreund in Havre zu lassen. Die thörichte Absicht, ihn ganz zum Franzosen zu bilden, wurde erreicht; nicht ebenso die, ihm Neigung zum Kaufmannsstande einzuflößen. Am Schlusse einer nun folgenden vierjährigen Erziehung in einem Hamburger Privatinstitut war in dem talentvollen Knaben ein lebhafter Trieb zur Wissenschaft, eine Abneigung gegen Erwerbsthätigkeit erwacht. Als echter Geschäftsmann schließt der Alte mit dem Sohne einen Handel ab. Gegen das Versprechen einer mehrjährigen Reise entsagt dieser dem Plane zum Studiren. . Er sieht, in Begleitung seiner Eltern, während der Jahre 1803 und 1804 Belgien, England, Frankreich, die Schweiz und Deutschland; sechs Monate verbringt er in einer Pension in London und legt hier den Grund zu seiner nachmaligen Vertrautheit mit englischer Sprache und Literatur. Das war ohne Zweifel ganz der Weg, ihm eine weltmännische Ausbildung zu geben, es diente vortrefflich dazu, ihn, statt mit todten Begriffen, mit lebendigen Anschauungen zu nähren — wäre er nur nicht der Zucht der Schule, der Gleichmäßigkeit einfacher Gewöhnung, der Anhänglichkeit an die Heimath darüber verlustig gegangen. Des Vaters Rechnung überdies erwies sich als irrig. Nach so viel genossener Freiheit drückte

den Jüngling die Knechtschaft, der er sich verschrieben, nur um so härter. Neujahr 1805 war er bei einem Hamburger Kaufmann in die Lehre getreten; als jedoch wenige Monate später sein Vater in einem Anfall krankhafter Verstörtheit — so wenigstens scheint es — seinem Leben selbst ein Ende machte, da hielt zwar den Sohn der Respect vor dem Willen des Gestorbenen noch eine Zeit lang bei der verhaßten Laufbahn fest, aber den Pflichten derselben suchte er sich doch auf jede Weise zu entziehen, um statt dessen seinen wissenschaftlichen Liebhabereien nachzugehen. Je länger, je mehr warf ihn der unerträgliche Zustand in eine tiefe Melancholie, der er in lebhaften Klagen gegen die Mutter Luft machte. Von dieser, die sich inzwischen in Weimar niedergelassen und sich hier eine neue, ihren Neigungen zusagendere, ästhetische und gesellige Existenz gegründet hatte, ward ihm endlich der Weg zur Freiheit geöffnet. Noch ließ sich das Versäumte nachholen. Im Jahre 1807 bezieht er das Gothaer Gymnasium; er zeichnet sich durch reißende Fortschritte in den klassischen Sprachen aus — allein das prätentiöse, reizbare Wesen des jungen Mannes, der nebenher nach vornehmem Umgang und modischer Kleidung strebt, verträgt sich nicht mit der Ordnung der Schule; schon nach einem halben Jahre, Ende 1807 wendet auch er sich nach Weimar, um sich hier, unter Passow's Leitung, durch Privatstudium auf die Universität vorzubereiten. Die Mutter lehnt es ab, hier mit ihm in Einem Hause zusammen zu wohnen. Und zwar weshalb? „Ich verkenne", so schreibt sie ihm nach Gotha, „Dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von Dir zurückscheucht, nicht in Deinem Gemüth, nicht in Deinem inneren, aber in Deinem äußeren Wesen, Deinen Ansichten, Deinen Urtheilen, Deinen Gewohnheiten; — — Dein Mißmuth, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsteren Gesichter, Deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heiteren Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, Deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nacht und üble Träume." Das ist vielleicht nicht der rechte Ton, in welchem eine Mutter zu ihrem Sohne reden sollte; weder tiefere Menschenkenntniß noch innige mütterliche Zärtlichkeit spricht aus diesen Vorhaltungen der lebensheiteren, geistreichen, etwas oberflächlichen Frau, aber es ist nichts desto weniger das vollgültige Zeugniß einer vertrauten Beobachterin. Schon jetzt, es ist klar, haben sich all' die unliebenswürdigen Züge, die bis an's Ende den Charakter des Mannes entstellten, in dem Jüngling festgesetzt. Er

steht vor uns als ein unerträglich eingebildeter, übellauniger, mürrischer, absprechender, rechthaberischer Gesell. Er ist unverkennbar der Sohn seines Vaters. Ein unglückliches Naturell, verbunden mit einer reichen Begabung, war durch eine verwöhnende und ungleichmäßige Erziehung zu abstoßender Mißgestalt entwickelt worden.

Dank seinem energischen Fleiße konnte er endlich, einundzwanzigjährig, mit der ausreichendsten Vorbereitung die Universität Göttingen beziehen. Sein realistischer Sinn wies ihn auf die Medicin und auf das eifrigste Studium sämmtlicher Naturwissenschaften. Bald jedoch fesselte ihn auch der Vortrag G. E. Schulze's, des Verfassers des „Aenesidemus". Durch diesen zuerst gewann er das lebhafteste Interesse für Philosophie. Dieser lehrte ihn die Kant'sche Philosophie zweifelnd bewundern; dieser gab ihm den trefflichen Rath, neben Kant für's Erste nur Plato zu studiren. Eine aus Göttingen geschriebene Briefstelle verräth uns, wie er schon damals ganz wunderbar von jener transscendentalen Kant'schen Betrachtungsweise ergriffen wurde, die er noch im späteren Alter, in den „Parerga", als den „entfremdetsten Blick, der jemals auf die Welt geworfen worden", charakterisirt. Und zwar zunächst im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Imponirenden der Kant'schen Moralansicht; denn ganz Kantisch spricht er von dem moralischen Gefühl als dem Quell alles Trostes und aller Hoffnung, von der offenbarenden Stimme des Gewissens, von der Pflicht, „allen irdischen Gründen entgegenzuhandeln". Aber auch schon jetzt war es Plato, dessen Ideenlehre dazu mitwirkte, daß die Annahme eines Dinges an sich, eines realen Kernes aller Erscheinung ihm als ein Hauptpunkt des Kantianismus erschien. Es ist überreichlich bezeugt, daß die Entdeckung der angeblichen Identität von Kant's und Plato's Grundlehren, diese echte Anfängerentdeckung, unserem Philosophen sehr frühzeitig kam. Wie Schelling schon auf der Universität Fichte und Spinoza combinirte, so las der junge Schopenhauer Kant in Plato, Plato in Kant hinein: — er hatte, ihm selbst unbewußt, das Schema, die formellste Grundlage für sein ganzes nachheriges System gewonnen.

Gewonnen aber zugleich einen Standpunkt, dessen Uebersichtlichkeit und Vornehmheit das hochmüthige Selbstgefühl, an dem er krankte, nicht wenig steigerte. Frauenstädt hat einige von den naseweisen Randglossen mitgetheilt, mit denen er seine Collegienhefte zu garniren liebte. Noch indem er sehr beherzigenswerthe Dinge von dem Göttinger Philosophen lernte, fühlte er sich von seinem eigenen Platonismus und seinem unreifen Dünkel aus über den trockenen Skeptiker, der „das

Göttliche in Plato's Philebus" nicht zu verstehen im Stande sei, gewaltig erhaben. Und nun vollends über Fichte! Der Ruhm des Wissenschaftslehrers vor Allem hatte ihn veranlaßt, im Herbst 1811 von Göttingen nach Berlin zu gehen. Wir wissen, daß er, neben eifriger Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen und neben philologischen Studien, bei Fichte die „Thatsachen des Bewußtseins" und die „Wissenschaftslehre" hörte, daß er dessen Disputatorium besuchte und sich in den Besitz von Heften der Fichte'schen Rechts- und Sittenlehre setzte. Der damalige Fichte, bei seinem Bestreben, über das Ich hinauszugehen, die ursprünglichen Bestimmtheiten des Ich aus einem Höheren abzuleiten, war im Grunde selbst ein platonisirender Kantianer geworden. Auch Fichte betonte ja selbst auf's Stärkste, daß die Erscheinung oder Vorstellung blos Bild eines dahinter liegenden Seins oder Wesens sei; auch er unterschied ja jetzt, gegenüber dem Wirklichen, ein „Ueberwirkliches", das nicht als solches, sondern nur in dem Wirklichen erscheine. Von hier aus polemisirte er nicht blos gegen die gewöhnliche Naturansicht, die bei der Materie und ihrer allgemeinen Anziehung als einem Letzten, Absoluten stehen bleibe, sondern auch gegen die idealistische Naturphilosophie, welche nicht weiter komme als zur Construction der Natur aus dem Begriffe. Er wies nach, wie das Ich im Selbstbewußtsein, in der Anschauung seiner selbst, sich als Vorstellungsvermögen und als Wille finde und wie von diesen beiden der Wille das Höhere, die eigentliche Wurzel des Ich sei. Deutlich unterschied er zwischen dem Willen als Naturglied (dem Triebe, wie er sich früher ausdrückte), und dem Willen, der über der Natur steht, dem reinen sittlichen Willen. Alle Natur galt ihm — vermöge des Primats des Willens über das Vorstellungsvermögen — als Bild und Erscheinung des Willens; das Princip aber dieses erscheinenden Willens war ihm der Wille in seiner reinen Form als Grund einer übersinnlichen Ordnung, der Wille, dessen ganzes Wesen in dem sittlichen Sollen aufgeht. Alle diese Bestimmungen konnte Schopenhauer in Fichte's Vorlesungen über die „Thatsachen des Bewußtseins" hören; hier wurde ihm die Wichtigkeit der Kant'schen Unterscheidung zwischen empirischem und intelligiblem Charakter eingeschärft; hier vernahm er Ausdrücke wie den, daß die Natur und mit ihr der Mensch als organisches Naturglied nur „die Sichtbarkeit des Willens" sei; hier ward immer von Neuem die Anschauung des Willens im Selbstbewußtsein als der Punkt bezeichnet, bei dem das Ich von der Erscheinung zu einem höheren Erkennen, dem Erkennen des Ueberwirklichen fortgehe, — ja, es fehlte endlich in diesen Vorlesungen auch die platonisirende

Wendung nicht, daß das Mittelglied zwischen dem reinen Willen und der Objectenwelt die Ideen seien, „zu denen die Objecte nur die Sichtbarkeit sind", die Ideen, die nun sofort auch Fichte als die aller Kunst zu Grunde liegenden Urbilder faßte. Die Kunst, so lehrte er jetzt, „macht schon die Grenze zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt", und „das Urbild der Kunst ist selbst das formale Bild der übersinnlichen, an sich seienden Ordnung".

Wie übermüthig daher die Bemerkungen sind, mit denen der junge Mann seine Nachschrift der Fichte'schen Vorlesungen verbrämte, wie beflissen er in seinen späteren Schriften gegen alle Gemeinschaft mit Fichte protestirt, ja, wie unfehlbar er jede Erwähnung des Namens Fichte zur Verhöhnung, Herabsetzung und Verunglimpfung des Lehrers, des Denkers und des Menschen Fichte benutzt: es ist nichts desto weniger eine Thatsache, daß er, außer von Kant und Plato, von Niemand mehr gelernt hat als von ihm. Er lernte, wollen wir annehmen, ohne das Bewußtsein des Lernens. Denn in mehrfacher Beziehung freilich mußte ihn Form und Inhalt der Fichte'schen Lehre abstoßen. Sein auf sinnliche Anschauung gestelltes Wesen mußte sich gegen die abstracten Deductionen, gegen die „algebraischen Formeln" des Wissenschaftslehrers empören. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Interessen konnten sich nicht so kurzweg durch die Fichte'sche Aufhebung der Natur in den subjectiven Willen abfinden lassen. Das scharfe Pathos Fichte's endlich mußte ihm unverständlich, ja unleidlich sein, weil ihm für die moralische Ueberschwenglichkeit, die dazu den Hintergrund bildete, das Organ abging. Hier schied ihn von Fichte die sittlich niedrigere Temperatur seines Wesens. Der Wille, aus dem heraus Fichte lebte, das Princip, welches das Denken wie das Leben dieses energischen Menschen trug und begeisterte, war der souveräne Wille zum Guten: der Wille, aus dem heraus Schopenhauer lebte, war, um seinen eigenen späteren Ausdruck zu brauchen, der Wille zum Leben, der Wille seines Blutes, ein ganz und gar naturalistischer, begehrlicher und wandelbarer Temperamentswille.

Kein Wunder daher, daß von den Fichte'schen Ansichten keine direct und unverändert in den Besitz Schopenhauer's übergehen konnte, — auch dann nicht, wenn er nun, wie die neueste Publication von Frauenstädt beweist, zur Lectüre der älteren Druckschriften Fichte's, der Kritik aller Offenbarung, des Naturrechts und der Sittenlehre überging. Nur in geringem Maaße erst erscheint der Kantianismus des jungen Mannes durch Fichte'sche Elemente modificirt in jener Erstlingsschrift, mit der er sich im October 1813 von der Universität

Jena den Doctortitel erwarb und die das nächste Stadium seiner philosophischen Entwickelung so überaus charakteristisch bezeichnet.

Ohne Sinn für die große Bewegung, welche damals unsere Nation, die Jugend voran, ergriffen hatte, mit dem Widerwillen einer speculativ-genußsüchtigen Natur vor praktischer Aufregung flüchtete sich nämlich Schopenhauer nach der Schlacht bei Lützen von Berlin zuerst nach Dresden, dann nach Rudolstadt, und hier arbeitete er jene Abhandlung aus: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde".*) Gleich zu Anfang der Schrift kündigt sich der Schüler des „göttlichen" Plato und des „erstaunlichen" Kant an; denn die von diesen Beiden übereinstimmend empfohlene Methode, die gleichmäßige Beachtung des Gesetzes der Homogeneität und des Gesetzes der Specification, will der Verfasser auf den Satz vom zureichenden Grunde anwenden, insbesondere aber soll der kritische, der scheidende Geist Kant's in der nachfolgenden Untersuchung ihn leiten. Und dem Kantianismus gehört auch das ganze Thema der Abhandlung an. Der Verfasser, indem er gleichsam einen Querdurchschnitt durch die Kant'sche Kritik der Vernunft führt, sucht offenbar eine einheitliche Grundlage für die Hauptresultate dieser Kritik — ähnlich wie ja auch die Beck, Reinhold, Fichte nach einer solchen Einheit gesucht hatten. Den Wurzeln des Satzes vom Grunde nachgrabend, will er die wesentlichen Gesetze unseres Erkenntnißvermögens aufdecken, will er eben damit zugleich das sichere Fundament aller Wissenschaft hinstellen, da ja Wissenschaft nichts Anderes als ein Ganzes von verknüpften Erkenntnissen sei und diese Verknüpfung durchweg auf jenem Satze beruhe. Wie Kant's ganze Nachforschung nach dem Recht und der Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori durch Hume's Kritik des Causalitätsbegriffs hervorgerufen worden, so sucht Schopenhauer die mannichfaltigen Gänge und Ergebnisse jener Nachforschung wieder zu vereinfachen, sucht sie zusammenzudrängen in die Untersuchung über den Gehalt und die verschiedenen Formen des Satzes vom Grunde. Ein gewiß sehr glücklicher Griff!

Unser Bewußtsein — so eröffnet er seine Untersuchung —, so weit es als Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft erscheint, zerfällt in Subject und Object und enthält bis dahin nichts außerdem. Object für das Subject sein und unsere Vorstellung sein, ist dasselbe. Aber

*) Rudolstadt 1813, in Commission der Hofbuchhandlung. Es versteht sich von selbst, daß wir im Folgenden von der so viel späteren, fast um das Doppelte erweiterten Umarbeitung der Schrift (vom Jahre 1847) gänzlich absehen.

„nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes kann Object für uns werden, sondern alle unsere Vorstellungen stehen in einer gesetzmäßigen und der Form nach a priori bestimmbaren Verbindung". Dieses über alle unsere Vorstellungen herrschende, nicht weiter erklärbare, sondern als Thatsache anzuerkennende Gesetz eben findet seinen allgemeinen Ausdruck in dem Satze: nichts ist ohne Grund warum es sei, dieser Satz aber nimmt wieder nach den Klassen, in welche alle unsere Vorstellungen zerfallen, eine vierfach verschiedene Form an.

Eine erste Klasse nämlich der möglichen Gegenstände unseres Vorstellungsvermögens ist die der vollständigen, das Ganze einer Erfahrung ausmachenden Vorstellungen, ist das, was die objective reale Welt genannt wird. Und alsbald giebt er den Umriß einer Analysis der Erfahrung, die der von Kant gegebenen noch um Vieles näher steht als die später von ihm vorgetragene. Noch hat er mit nichten in der Causalität die einzige und einfache Springfeder zur Erklärung der empirischen Realität gefunden, noch gilt ihm eine vollständige Analysis der Erfahrung für ein „sehr mühsames und schwieriges Geschäft". Noch ist ihm mit nichten die Materie lediglich das „objective Correlat der Causalität", sondern sie ist ihm (S. 109, 110) die „Wahrnehmbarkeit" als solche, der — eigentlich nicht auszudenkende — Gedanke einer abstracten, durch Raum, Zeit und Verstandesbegriffe noch nicht bestimmten Grundlage des Objectseins. Durch Verstandesbegriffe! denn noch spricht er — nicht blos hier, sondern auch an mehreren Stellen seiner gleichzeitigen kritischen Glossen — von diesen Begriffen in der Mehrzahl; er bekennt sich zu der Kategorienlehre vollständig, ja, er rechtfertigt ausdrücklich die Kant'sche Ableitung derselben von den Urtheilsformen. Eine exclusive Stellung freilich räumt er schon jetzt der Kategorie der Causalität ein. Schon von Anderen nämlich, und zwar am scharfsinnigsten von dem Verfasser des „Aenesidemus", war die Stichhaltigkeit des Kant'schen Beweises für die Apriorität dieses Begriffs, der versuchte Nachweis, daß alles Folgen sich als objectiv nur wahrnehmen lasse auf Grund des apriorischen Verstandesbegriffs des causalen Erfolgens, angefochten worden. Mit seinem Göttinger Lehrer also verwirft Schopenhauer diesen Beweis. Nicht genug indeß, daß ihm schon die Apodikticität und Unwegdenkbarkeit des Causalitätsgesetzes für dessen Apriorität Bürgschaft leistet: er verschreitet dazu, einen anderen, einen dem Kant'schen analogen Beweis aufzustellen, sucht eingehend zu zeigen, daß zwar nicht die objective Wahrnehmung der Succession, wohl aber die

vollständige, die eigentliche Erfahrung in der That nur durch Vermittelung jenes Gesetzes möglich sei. Die vollständige Erfahrung. Unmittelbar nämlich, so führt er S. 53 ff. (vgl. S. 35 ff.) aus, erkennt das Subject nur durch den inneren Sinn, die Zeit. In dieser Unmittelbarkeit ist dem Subject nur Ein Object gegeben — der eigene Leib, so zwar, daß auch dieser zum Object erst durch den Verstand wird, „durch die Anwendung der Kategorien der Subsistenz, Realität, Einheit u. s. w.". Diese Kategorien jedoch reichen nicht aus, um über diese Vorstellung hinaus zu anderen Objecten im Raum zu gelangen, sondern hier eben tritt die Kategorie der Causalität ein. „Von der Veränderung im Auge, Ohr oder jedem anderen Organ wird auf eine Ursache geschlossen, und solche wird im Raume dahin, von wo ihre Wirkung ausgeht, als das Substrat dieser Kraft gesetzt, und dann erst können die Kategorien der Subsistenz, Dasein u. s. w. auf sie angewandt werden." Der Causalitätsbegriff also bekömmt unserem Verfasser für's Erste nur eine ganz eigene und vorzugsweise Wichtigkeit, derselbe bezeichnet ihm den Uebergangspunkt von der Erkenntniß des „unmittelbaren Objects" zur Erkenntniß der vermittelten Objecte, d. h. aller Objecte außer unserem Leibe; durch die Kategorie der Causalität allererst „erkennen wir die Objecte als wirklich, d. i. auf uns wirkend". War nun dieser Beweis richtig, dann freilich stand es schon jetzt mißlich um die eilf übrigen Kategorien; sie verdankten ihre Beibehaltung nur dem völlig unhaltbaren Begriffe des Leibes als des unmittelbaren Objects. Unter der Hand mußte ja dieser Begriff unserem Philosophen zerrinnen! Schon in einer Anmerkung zu S. 37 der kleinen Schrift geht die Auflösung desselben gleichsam vor unseren Augen vor sich. Auch alle Theile des unmittelbaren Objects, erklärt diese Anmerkung, seien wieder vermittelte Objecte, sofern ein Theil auf den anderen einwirke; meine Hand z. B. sei mein unmittelbares Object, wenn ich durch ihr Tasten die Einwirkung eines anderen Objectes auf sie und solches daher als im Raume gegenwärtig erkenne: die Hand sei dagegen vermitteltes Object, wenn ich sie sehe u. s. w. Von hier war augenscheinlich nur Ein Schritt zu der Einsicht, daß der Begriff „unmittelbares Object" in dem angegebenen Sinne ein sich selbst aufhebender Widerspruch sei, daß unser Unmittelbares, wie die Herbart'sche Recension sich ausdrückt, allein in dem Einfachen der Empfindung bestehe, daß auch der Leib zum Object nur durch die Causalität werde, daß mithin diese die alleinige Bedingung sei, durch die es überhaupt zu Objecten kömmt. That nun Schopenhauer diesen

Schritt einstweilen noch nicht, so betont er dagegen schon jetzt eine andere Abweichung, eine wenigstens vermeintliche Abweichung von Kant. Zeit und Raum sind ihm mit Kant die Formen, welche der innere und der äußere Sinn hergiebt. Alsbald jedoch setzt er, deutlicher als Kant, die Thätigkeit des Verstandes in eine unmittelbare Continuität mit diesen Sinnlichkeitsformen. Nicht durch die bloßen Kategorien für sich nämlich, sondern dadurch, daß er Zeit und Raum durch die Kategorien vereinige, bringe der Verstand die Erfahrung zu Stande. War diese Abweichung, war ebenso die Herbeiziehung des Leibes und war endlich die scharf idealistische Haltung der ganzen Schrift durch einen, wenn auch unbewußten Einfluß des Fichte'schen Systems vermittelt? Wir müssen es trotz aller, schon in den gleichzeitigen handschriftlichen Aufzeichnungen Schopenhauer's gegen Fichte laut werdenden Polemik wahrscheinlich finden; — genug, daß die Schrift nun weiter auseinandersetzt, wie in der solchergestalt deducirten Klasse von Vorstellungen, in der realen Welt, der Satz vom zureichenden Grunde als Gesetz der Causalität herrscht. Er bekömmt als solches den Namen: Satz vom zureichenden Grunde des Werdens. Alle in der Gesammtvorstellung, die wir Erfahrung nennen, enthaltenen Vorstellungen sind durch ihn eine an die andere geknüpft; Causalität ist das Verhältniß zweier Zustände, nicht zweier Dinge u. s. w.

Es folgen als zweite Klasse von Objecten die Vorstellungen von Vorstellungen oder die Begriffe, beruhend auf dem dem Menschen eigenthümlichen Vermögen der Vernunft. Schon hier unterscheidet Schopenhauer sehr bestimmt zwischen Verstand und Vernunft, aber doch ohne die letztere bereits dergestalt gegen den ersteren herabzusetzen wie später. Die Vernunft ist ihm noch mit nichten ein blos empfangendes Vermögen, sie gilt ihm mit Kant als das Vermögen der Principien a priori, und in analoger Weise wie dieser stellt er dar, wie sie auf die Ideen — im Kant'schen Sinne des Wortes — gerathe. Nur die Kant'sche Behauptung, daß sie, als „praktische" Vernunft, der Ursprungsort des Moralgesetzes sei, bestreitet er schon jetzt und sieht darin eine Verwechselung der Erkenntniß von dem, was sein muß mit dem, was sein soll. Der Satz vom Grunde aber, so lehrt er, tritt bei dieser zweiten Klasse von Vorstellungen als Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens auf.

Die dritte Klasse wird gebildet durch den formalen Theil der vollständigen Vorstellungen, d. h. durch die reinen Anschauungen des äußeren und inneren Sinnes, des Raums und der Zeit. Das Gesetz, nach welchem die Theile des Raums und der Zeit in Absicht auf das

Verhältniß der Lage und auf das der Folge einander bestimmen, ist der Satz vom zureichenden Grunde des Seins.

Sehr merkwürdig aber endlich und sehr bezeichnend für den dermaligen Standpunkt unseres Philosophen ist seine Auseinandersetzung über die vierte Klasse. Diese nämlich begreift für Jeden nur Ein Object, das unmittelbare Object des inneren Sinns, das Subject des Wollens, einzig in der Zeit erscheinend. Unmöglich zwar ist ein Erkennen des Erkennens; auch die Erkenntnißkräfte Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft sind nur bekannt in und mit den durch diese Kräfte gesetzten Objecten: wohl aber erkenne ich mich selbst, und zwar durch innere Erfahrung, als wollend. Als wollend — das hat er sich aus Fichte's Vorlesungen herausgehört, aus Fichte's Sittenlehre, laut ausdrücklichen Zeugnisses seiner Anmerkungen zu diesem Buche, herausgelesen. Die Identität aber des Subjects des Wollens mit dem erkennenden Subject, vermöge welcher das Wort „Ich" beide einschließt, ist — so fügt er hinzu — schlechthin unbegreiflich, ist „das Wunder κατ' ἐξοχήν".

Diese Darstellung nun wird zwar noch vierunddreißig Jahre später in der zweiten Auflage unserer Schrift wiederholt, allein sie wird in Wahrheit durch das ganze System, wie es in der „Welt als Wille und Vorstellung" auftritt, zurückgenommen und unmöglich gemacht. In diesem System, wie Schopenhauer schon 1819 eingesteht (Welt als W. und V. erste Aufl. S. 150, vergl. dritte Aufl. S. 121), kann das Subject des Wollens nimmermehr als eine besondere „Klasse von Objecten" den übrigen Objecten, kann das den Willen beherrschende Gesetz nicht mit dem Gesetz des Werdens-, Erkennens- und Seinsgrundes auf gleiche Linie gestellt werden. Wir stehen eben mit der Abhandlung vom Jahre 1813 noch vor dem vollendeten System, und deutlich können wir die Grenze wahrnehmen, bis zu der die Ueberzeugungen Schopenhauer's um jene Zeit vorgerückt waren. Hier findet sich noch kein Wort davon, daß der Wille das Ding an sich, noch kein Wort davon, daß nicht blos in uns, sondern in allen Dingen der Wille das eigentlich Innere und Treibende sei. Am Leitfaden der Analogie, wie wir uns erinnern, geht Schopenhauer in dem späteren Systeme von dem Willen in uns zu dem Willen in der Natur fort, und die Vermittelung zu diesem Schritt muß der Leib als die „Objectität des Willens" bilden. Diese letztere Vorstellung, es ist wahr, keimt schon in unserer Abhandlung; denn wie er den Leib zunächst als unmittelbares Object des Erkennens bezeichnet hatte, so bezeichnet er ihn nun (S. 114) auch als „unmittelbares Object des Wollens". In völlig anderem

Sinne jedoch als in welchem er später von der „Objectität des Willens“ redet, um mit diesem Ausdruck jeden Gedanken an ein causales Verhältniß zwischen Willensact und Leibesaction fern zu halten. So für jetzt mit nichten. Er erklärt es für „Thatsache“, daß das Wollen a parte posteriori, wie er sich ausdrückt, unter dem Gesetze der Causalität stehe, indem es ursächlich auf die realen Objecte und darunter auch auf den Leib wirke. Erst dahinter steht ihm die Frage, unter welchem Gesetz das Wollen a parte priori stehe — die Frage nach der Freiheit. Und er beantwortet diese Frage durch die Behauptung des unmittelbaren Abhängens des Entschlusses von dem Subjecte des Wollens. Wir sehen, sagt er (S. 115), daß für den Willen das Gesetz der Causalität nicht gilt, sondern statt dessen das Gesetz der Motivation, der „Satz vom zureichenden Grunde des Handelns“. Die Differenz dieser von der späteren Ansicht Schopenhauer's ist, denken wir, deutlich. Während ihm nachmals der zureichende Grund für das Handeln einfach mit dem für das Werden, mit der Causalität zusammenfällt und ein zureichender Grund für das Wollen gar nicht existirt, so ist ihm jetzt das Gesetz der Motivation eine vierte, den drei anderen coordinirte Form des Satzes vom zureichenden Grunde. Während ihm später, und zwar schon in der kleinen optischen Schrift vom Jahre 1816, Motiv nichts Anderes ist als eine durch das Erkennen hindurchgegangene Ursache (Ueber das Sehen; erste Aufl. S. 25), so gilt ihm jetzt die Causalität als die eine, die Motivation als eine andere, eine eigene, daneben stehende Klasse von Gründen, und es stimmt damit vollkommen, daß er in einer handschriftlichen Anmerkung zu Fichte's „Kritik aller Offenbarung“ auch den sinnlich motivirten Willen der Thiere für frei erklärt. Genauer allerdings bezeichnet er in der Dissertation als den eigentlichen Grund des Wollens nicht das Motiv, sondern das dahinter Liegende, den außer der Zeit zu denkenden, gleichsam permanenten Zustand des wollenden Subjects, den „intelligiblen Charakter“ desselben. Nur desto mehr aber kömmt damit der weite Abstand zum Vorschein, in dem er sich für jetzt noch von seiner späteren Freiheitslehre befindet. Er lehrt einstweilen, in Uebereinstimmung mit Kant, die Freiheit als wirkliche, individuelle Freiheit. Natürlich; — denn er weiß schlechterdings noch nichts von jenem metaphysischen, von dem „Einen, untheilbaren Willen“. —

Um die Summe zu ziehen: die Lehre Schopenhauer's von der Welt als Vorstellung, die eine Hälfte seiner Philosophie, war in allem Wesentlichen schon in dieser seiner Magisterschrift fertig. Er hatte sich völlig in einem ganz prägnanten Idealismus befestigt; diesen

transscendentalen idealistischen Gesichtspunkt festzuhalten und alle Consequenzen desselben sich klar zu machen, war seine bewußte Absicht. Nicht mit Begriffen des vorstellenden Bewußtseins über dieses Bewußtsein hinauszugehen, die Bedingtheit dieses Bewußtseins nicht mit den eigenen Mitteln desselben, namentlich nicht durch die Anwendung der Kategorie der Causalität aus einem angeblich höheren abzuleiten oder zu beweisen, das ist es, — wir kommen auf diesen Punkt zurück — wovor er sich für jetzt mit löblicher Aengstlichkeit zu hüten sucht.

Bedürfte es noch eines Beweises, wie ganz er sich in den theoretischen Theil der Kant'schen Theorie und in deren Subjectivismus eingesonnen, so läge ein solcher in seiner zweiten Schrift, der im Jahre 1815 geschriebenen, aber erst 1816 erschienenen Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" (Leipzig bei Hartknoch, 88. S.) vor. Sie war ein Ergebniß seines Aufenthalts in Weimar während des Winters von 1813 auf 1814. Göthe nämlich, damals ganz in die Farbenlehre vertieft und so vielen Gegnern gegenüber nach Zustimmung verlangend, zog den jungen Mann alsbald in das Interesse seiner optischen Beobachtungen und Ansichten hinein. Ein Capitel wie das über die Geometrie in der Schrift vom zureichenden Grunde, worin Schopenhauer gegen die demonstrative Methode Euklid's eine ganz auf Anschauung gegründete fordert, mußte dem Sinne Göthe's zusagen, und wenn ihm dagegen die Zurückführung der realen Welt auf bloßes Vorgestelltwerden als eine Umkehrung des wahren Verhältnisses erschien, so war doch gerade die Farbenlehre ganz dazu angethan, daß man sich trotz dieser Differenz gegenseitig verstand und verständigte. Göthe's geniales Gewahrwerden imponirte dem jungen Manne ähnlich, wie ihm die grüblerische Weltansicht Kant's imponirt hatte. Was ihm der Letztere in Beziehung auf die Philosophie, das ist ihm Göthe in Beziehung auf das Farbenwesen. Er wird sein Schüler und will sein Fortsetzer werden. Es ist seine Absicht mit der genannten Abhandlung, das Göthe'sche Werk dadurch zu ergänzen, daß er zu der von diesem gegebenen systematischen Darstellung der Thatsachen das oberste Princip, zu den empirischen Daten die Theorie aufstellt. Eifrigst gegen die Newton'sche Ansicht für die Göthe'sche Partei ergreifend, setzt er sie — wem fiele nicht Berkeley's „Neue Theorie vom Sehen" ein? — in Verbindung mit seinem Idealismus. Dieser Idealismus wird einestheils zur philosophischen Unterlage der Göthe'schen Anschauungen und wird anderentheils in physiologischer Wendung direct auf dieselben übertragen. Er will dem Entdecker Göthe gegenüber nur dem Manne gleichen, der das ent-

deckte Land in einer genauen Karte verzeichnet: er hat doch zugleich von dieser seiner Leistung einen möglichst hohen Begriff. Kant hatte sich mit Copernicus verglichen. Mit Beiden vergleicht er sich selbst. Auch in Bezug auf die Farbenlehre nämlich gilt es, den von jenen eingeschlagenen Weg des Zurückgehens vom beobachteten Gegenstand auf den Beobachter, vom Objectiven zum Subjectiven zu betreten. An die Stelle der Newton'schen Erklärung der Farbe aus einer Theilung des Lichtstrahls setzt er die Erklärung aus der sich theilenden Thätigkeit der Netzhaut. Die Farben, das ist die Summe seiner Theorie, die somit ein genaues Gegenstück zu seiner Erkenntnißtheorie bildet, die Farben, ihre Verhältnisse zu einander und die Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinung — Alles liegt im Auge selbst und in der unendlichen Modificabilität der Thätigkeit der Retina.

Allein nicht blos auf dem Boden der Farbenlehre begegnete sich unser junger Kantianer mit dem Altmeister der deutschen Dichtung. Der Verkehr mit Göthe war ihm während dieses Weimarschen Aufenthalts um so mehr ein unschätzbarer Anhalt, je weniger ihm die übrige Gesellschaft zusagte, je mehr sich insbesondere in dieser Zeit das Zerwürfniß mit seiner Mutter vollendete. Es trat ihm in Göthe das Bild eines vollkommenen Menschen entgegen. Er empfing den ganzen Eindruck echter Genialität. Wie ihn Kant's Geist durch seine Schriften, so riß ihn Göthe in seiner ganzen Persönlichkeit unwiderstehlich hin. Wie diese Zwei sich gegenseitig ergänzen, so sprechen sie, der Eine den grüblerischen Trieb, der Andere das Bedürfniß unseres Philosophen nach Anschauung und sinnlichem Leben an: sie werden und bleiben fortan die beiden Sterne, zu denen er mit so viel Andacht und Staunen aufblickt, als ihm von der Verehrung übrig bleibt, mit der er sich selbst betrachtet. Außer von sich selbst schöpft er vorzugsweise von Göthe's Erscheinung den Begriff der Genialität, den wir sogleich in seiner Philosophie die hervorragendste Rolle werden spielen sehen. Von Göthe und Göthe's Werken kömmt ihm jenes innige Verständniß einer rein objectiven Auffassung der Dinge, wie er sie in dem dritten Buche seines Hauptwerkes so schön zu schildern und im Zusammenhange mit der Lehre von den Ideen und der Kant'schen Lehre von dem interesselosen Wohlgefallen als das charakteristische Kennzeichen des ästhetischen Verhaltens darzustellen weiß. Aber nicht dies blos. Die ganze poetische Sinnigkeit der Göthe'schen Naturanschauung, die ja früher schon auf die Ausbildung der Schelling'schen Naturphilosophie einen mitwirkenden Einfluß geübt hatte, ging auch ihm ein, und wurde, leicht sich anschmiegend an seine naturwissenschaft-

lichen Kenntnisse und Studien, zu einem Gegengewicht gegen seine subjectivistischen Kant'schen Ueberzeugungen. Wie Göthe's Naturanschauung, so endlich dessen Lebensanschauung. Wir kennen die leidenschaftliche Weltverstimmung, die frühzeitig von dem Inneren des jungen Mannes Beschlag genommen hatte. Je unebener nun und je stürmischer es in ihm aussah, um so verständlicher mochte ihm der Spinozismus des von allen falschen Prätensionen und von allem Sturm und Drang geheilten Dichters sein, desto mehr mochte ihm die antigeschichtliche Denkweise, die milde, behagliche Lebensweisheit des Alten einleuchten. Das letzte Wort dieser Weisheit, die Entsagung, gerade weil er sie selbst nicht zu üben wußte, erschien ihm auf alle Fälle als ein begehrenswürdiges Ziel.

Wurde ihm doch dieselbe Weisheit gleichzeitig nicht blos in dem lebendigen Beispiel des verehrten Meisters, sondern reiner, abgezogener noch auch in einer neuen theoretischen Formulirung, in einer seinen Tiefsinn und seine Einbildungskraft reizenden Darstellung vorgeführt! Er empfing während eben dieser Weimarschen Zeit „die Weihe uralter indischer Weisheit". Angeregt durch Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, hatte Fr. Majer sich in das Studium des indischen Alterthums vertieft. Ein mythologisches Taschenbuch, welches derselbe herauszugeben begonnen hatte, war gerade an dem Punkte, wo der Verfasser „von jenem Sonnenglanze sprechen zu können hoffte, welcher bereits in den Frühlingstagen der Menschheit den Geist der Menschen im Gebiete der Jamuna erleuchtete und entzündete" — so erzählt er selbst in der Vorrede zu seinem „Brahma" — wegen mangelnder Theilnahme des Publicums in's Stocken gerathen. Um so begieriger mochte der Mann sein, bei mündlichen Mittheilungen einen Gläubigen zu finden, den er in seine Entdeckungen und in seine Begeisterung einweihen konnte. Durch ihn wurde Schopenhauer mit den Veden bekannt, und so gut wie z. B. W. v. Humboldt seinen Kantianismus und seine Bewunderung des classischen Alterthums mit der für die Weisheit der Inder in's Gleichgewicht zu setzen verstand, so leicht konnte sich auch Schopenhauer mit einer Weltanschauung befreunden, welche ihm den Gedanken, daß hinter der nichtigen sinnlichen Erscheinung das Wesen der Dinge liege, den Gedanken, den er längst als den Berührungspunkt zwischen Plato und Kant entdeckt hatte, zugleich mit dem ethischen Gedanken resignirender Versenkung in jenes Wesen entgegenbrachte. —

Doch, wie natürlich diese neuen Eindrücke und Eröffnungen in sein Ideenleben einschlugen, das wird vollständig erst begreiflich, wenn

wir die Fäden aufsuchen, die er schon während und vor der Abfassung der Schrift vom zureichenden Grunde nach anderen als der dort zu Ende verfolgten Richtung angesponnen hatte. Diese Schrift selbst giebt uns hie und da zu verstehen, daß sie eine Kehrseite habe, die der Verfasser absichtlich zugedeckt halte; die ihr vorausgehenden, ihr gleichzeitigen oder unmittelbar nachfolgenden handschriftlichen Aufzeichnungen aber gewähren uns die erwünschtesten Einblicke in die der Lehre vom Grunde im Rücken liegenden Gedankenanläufe Schopenhauer's — in die noch ganz unfertigen Anfänge der zweiten Hälfte seiner Philosophie.

Unser Bewußtsein, so lehrte jene Monographie, gehe ganz auf in der Wechselbeziehung von Subject und Object. Allein woher das? giebt es keine Erklärung dieses Phänomens? „Diese Frage", sagt der Verfasser S. 111, „fertigen wir vorläufig mit der Antwort ab, daß der Satz vom zureichenden Grunde und folglich auch diese nur durch ihn autorisirte Frage schon Subject und Object, ja sogar ihre Formen und Gesetze voraussetzt. Doch will mir ahnden, daß aus einem ganz anderen Theil der Philosophie als der, zu welchem gegenwärtige Abhandlung gehört, nicht sowohl eine Antwort auf diese Frage als vielmehr etwas, das die Frage überflüssig macht und auf eine ganz andere Weise beschwichtigt, uns kommen könnte." Eine sehr mysteriöse Hindeutung also auf ein jenseits aller Sinnlichkeit und verständigen Erkennbarkeit gelegenes Gebiet! Und ähnliche Winke und Wendungen, ganz von der Art wie sie bekanntlich Schelling liebte, wiederholen sich. Nur so viel wird noch deutlich, daß in diesem Gebiete das Ethische und Aesthetische liegen werde, denn geflissentlich, so sagt er an ein paar anderen Stellen (S. 120, 143 vgl. 131, 132), habe er dies Beides von der gegenwärtigen Monographie ausgeschlossen; wohl möglich jedoch, daß ihm die Betrachtung desselben einmal der Gegenstand einer größeren Schrift werden könnte, die von der vorliegenden sehr verschieden lauten, obwohl in völliger Uebereinstimmung mit ihr sein, ja, sich zu dem Inhalte dieser „wie Wachen zum Traum" verhalten würde.

Und so hatte er also doch wohl schon damals seine metaphysische Lehre vom Willen erfaßt?

Nichts weniger als das. All' jene erwähnten Aufzeichnungen aus den Jahren 1812 bis 1814 bezeugen übereinstimmend, daß er damals in Ansehung des ganzen, dem Satze vom Grunde entrückten Gebiets noch demselben Subjectivismus huldigte wie in Beziehung auf die Welt des vorstellen-

den Bewußtseins. Seine Ethik und Aesthetik trat damals noch so wenig wie seine Erkenntnißtheorie von dem Boden der Selbsterkenntniß auf den einer objectiven Erkenntniß des Grundes der Dinge hinüber. Nicht eine Metaphysik, sondern, wie Kant, nur eine kritische Erklärung des subjectiven Ursprungs, der „Naturanlage zur Metaphysik“ glaubte er geben zu können. Nicht: „die Welt als Wille und Vorstellung“, sondern „die Wurzel des Satzes vom Grunde und die Thatsachen des besseren Bewußtseins“ — so etwa würde damals der Titel einer Schrift gelautet haben, die das Ganze seiner Ueberzeugungen zusammengefaßt hätte.

Des besseren Bewußtseins; denn das ist in dieser Zeit der stehende Name für dasjenige, worauf nach Schopenhauer alle Kunst und alle Tugend ebenso beruht, wie alle Wissenschaft auf dem Satze vom Grunde, der Name für „das Beste im Menschen“, auf das er schon in seiner Erstlingsschrift hindeutet, um es sofort (S. 132) als dasjenige zu bezeichnen, „wogegen die ganze übrige Welt sich verhält wie ein Schatten im Traum zum wirklichen soliden Körper“. Es giebt außer dem in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, Subject und Object befangenen Bewußtsein noch ein anderes Bewußtsein. Jenes ist, laut des in der Abhandlung von der vierfachen Wurzel geführten Nachweises, „der innerste Keim aller Dependenz, Relativität, Instabilität und Endlichkeit“; auf ihm ruht diejenige Welt, welche Plato als das immer nur Werdende und Vergehende, nimmer Seiende, als das Gebiet der Wahrnehmung und Meinung herabwürdigt, das Christenthum treffend als „Zeitlichkeit“ bezeichnet. Dieses dagegen, das bessere Bewußtsein, trägt uns schlechthin über alle Endlichkeit und Bedingtheit hinaus; auf dem Standpunkt dieses besseren Bewußtseins erblicken wir alles durch Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft Erkennbare als Schein und Nichtigkeit, wir fühlen unser wahres, wesenhaftes Sein, fühlen uns eben damit durchdrungen von absoluter, unerschütterlicher Befriedigung. Neben und hinter dem zeitlichen, empirischen Bewußtsein auftauchend, ist das bessere, außerzeitliche „des Menschen höchstes innerstes Wesen und Vermögen“. Es giebt einen Zustand, in dem kein Subject und Object ist und daher auch nichts meinem jetzigen Bewußtsein Analoges. Die Sehnsucht nach diesem Zustand, nach Befreiung von allen Bestimmungen des empirischen Bewußtseins ist der Grund alles echten philosophischen Bestrebens. So erklärt sich Schopenhauer in zahlreichen Variationen, und in den schönen Worten, mit denen Schelling in den Briefen über Dogmatismus und Kriticismus die subjective Anschauung beschreibt, die dem Substanzbegriff Spinoza's zu Grunde ge-

legen, wo er von dem uns Allen einwohnenden „geheimen, wunderbaren Vermögen" redet, „uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von Allem, was von außen her hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen" — in diesen Worten kann er „große lautere Wahrheit" anerkennen.

Mit diesem durchaus subjectivistischen Standpunkt aber verbindet sich die strengste kritische, dieselbe scheidende Tendenz, welche die Abhandlung über die vierfache Wurzel beherrschte. Je mystischer die allgemeine Beschreibung jenes besseren Bewußtseins, um so stärker wird die absolute Gegensätzlichkeit desselben gegen das zeitliche Bewußtsein betont. Hier hat es nach Schopenhauer's Meinung selbst Kant versehen, wenn er das in den Bereich des besseren Bewußtseins fallende Sittengesetz aus der Vernunft ableitet, wenn er vollends durch die Verbindung von Tugend und Glückseligkeit das bessere durch das empirische Bewußtsein verfälscht und so eine neue theologisirende Metaphysik installirt. Eben hier liegt der Irrthum aller vorkant'schen Metaphysik sowie aller Religion. Desselben Fehlers machen sich in der plumpsten Weise Fichte und Schelling schuldig. Denn überall hat Fichte, ganz wie die frühere dogmatische Philosophie, den Verstand und seine Gesetze als absolut betrachtet, die ganze Welt, auch das, was den Gehalt des besseren Bewußtseins ausmacht, nach den Gesetzen des Verstandes, er hat — der Gipfel der Verkehrtheit — sogar den kategorischen Imperativ begreiflich zu machen gesucht. Desgleichen Schelling. Ganz vortrefflich, wenn derselbe erklärt, daß das Absolute dem Verstande durchaus unerkennbar sei und daß die Philosophie zu dessen Erkenntniß nichts thun könne als die Nichtigkeit aller endlichen Gegensätze zeigen; aber gründlich verkehrt, wenn er nun trotzdem dieses Absolute wieder als einen Begriff setzt und dasselbe durch lauter logische Unmöglichkeiten charakterisirt. Es hat einen guten Sinn, daß das Zerfallen unseres Bewußtseins in Subject und Object etwas Unwesentliches ist; aber aller Sinn hört auf, wenn daraus bei Schelling eine objective Einheit des Subjectiven und Objectiven wird, die nun zugleich das ewig wechselnde und werdende Weltwesen sein soll. Die richtigste Ahnung liegt auch der Schelling'schen „intellectuellen Anschauung" zu Grunde; allein sie ist doch etwas Anderes als das bessere Bewußtsein, das nicht, wie Schelling von jener fordert, immer gegenwärtig erhalten werden kann wie ein Verstandesbegriff, und nicht von unserem empirischen Willen abhängig ist. Genug, in allem diesem nachkant'schen Philosophiren

stößt unser Kritiker auf den von Kant verpönten transscendenten Gebrauch der Kategorien und der Gesetze der reinen Sinnlichkeit, sieht er Rückfall in den alten Dogmatismus und verwerflichen Synkretismus. Er sieht einen solchen auch bei Jacobi, und doch, — er steht mit seiner Lehre von der Duplicität des Bewußtseins, steht mit dem dualistischen Subjectivismus seiner Anschauungen Niemandem für jetzt so nahe wie diesem. Scharfsinniger als Jacobi und, wie wir sogleich sehen werden, von ganz anderen inneren Bedürfnissen getrieben, zieht er freilich die Grenze zwischen dem Gebiet der Verstandesdemonstration und dem, „was über allen Verstand ist", ganz anders als dieser: — das Grenzeziehen jedoch, das Auseinanderhalten des zwiefachen Bewußtseins ist auch ihm die Hauptsache. Alle wahre Philosophie, so schärft er ein, statt wie die bisherige die Welt des Verstandes und die höhere zu Monstris zu vereinigen, hat zu arbeiten, sie immer vollständiger zu trennen, sie muß, auf der Grundlage der Selbsterkenntniß, „wahrer, vollkommener, reiner Kriticismus sein". Und sinnreich vergleicht er nun die Aufgabe des wahrhaften, d. h. des kritischen Philosophen mit dem Verhalten des wahrhaft Tugendhaften, der ja auch dem besseren Willen in ihm ohne Rücksicht auf, ohne Vermischung mit dem Begehren der sinnlichen Natur folge. Ganz ähnlich muß der wahre Philosoph sich genügen lassen, „die Duplicität seines Seins erkannt zu haben, und erscheint sie ihm als zwei Parallellinien, so krümmt er sie nicht, um sie zu einer zu vereinigen: sondern wenn er auch muthmaaßt, daß sie an irgend einem Punkt zusammentreffen, so geht er in der Erkenntniß beider Arten seines Seins fort, bringt beide zum hellsten Bewußtsein, und wartet ab, ob er auf einen Punkt gelangt, von dem aus er ihre Vereinigung erkennt". Der wahre Kriticismus — so heißt es an einer anderen, nicht minder charakteristischen Stelle, einer Anmerkung zu Fichte — der wahre Kriticismus „wird das bessere Bewußtsein trennen von dem empirischen, wie das Gold aus dem Erz, wird es rein hinstellen ohne alle Beimengung von Sinnlichkeit oder Verstand, — wird es ganz hinstellen, Alles, wodurch es sich im Bewußtsein offenbart, sammeln und vereinen zu einer Einheit: dann wird er das empirische auch rein erhalten, nach seinen Verschiedenheiten klassificiren. Solches Werk wird in Zukunft vervollkommnet, genauer und feiner ausgearbeitet, faßlicher und leichter gemacht, nie aber umgestoßen werden können. Die Philosophie wird da sein; die Geschichte der Philosophie wird geschlossen sein".

Noch in einem anderen Punkte aber, das zeigen schon die eben angeführten Stellen, berührt sich die hier in Aussicht genommene Philo-

sophie mit der Jacobi'schen, die sich bekanntlich „Dasein zu enthüllen", „Menschheit, wie sie ist, gewissenhaft vor Augen zu legen" bescheiden wollte. Nur eine Consequenz des kritischen Standpunktes ist es, daß auch unser Philosoph jede Absicht des Erklärens oder Construirens von sich weist, daß ihm die Frage z. B., wie die Welt, die Natur entstanden sei, als die Frage „eines noch halb Träumenden" erscheint. Und was denn will er statt dessen? Er will — auch darin entspricht für jetzt der zweite Theil seiner Philosophie jenem ersten, in der Abhandlung vom Grunde vorgetragenen — er will erzählen und darstellen, will eben die Thatsachen des besseren Bewußtseins aufzählen und klassificiren. Der wahre Kriticismus, sagt er das eine Mal, hat nur nachzuweisen, wo die höhere Welt ihre Strahlen in die Kerkernacht des Verstandes sendet, damit auch ihm ihr Dasein sich möglichst offenbare. Dieser Kriticismus, sagt er ein ander Mal, hat sich zu begnügen, „empirisch und historisch" die „Aeußerungen", oder — so heißt es an einer dritten Stelle — die „mancherlei Wirkungen" des besseren Bewußtseins zur Erkenntniß für den Verstand auszusondern und anzuordnen.

Und worin denn also bestehen jene Offenbarungen, Aeußerungen oder Wirkungen? welches endlich ist der Sinn und Gehalt jenes „besseren Bewußtseins?"

Nur zwei solcher Aeußerungen weiß unser junger Philosoph zu unterscheiden. Die eine hat schon Kant hervorgehoben und nur darin geirrt, daß er sie auf die Vernunft zurückführte. Kant kannte das bessere Bewußtsein einzig als moralische Triebfeder. Und „unter Anderem" allerdings offenbart es sich als Moralität, unter Anderem fällt die höhere über der Verstandeswelt liegende Welt in den Gesichtskreis des Verstandes im kategorischen Imperativ. Ganz wie Kant und Fichte feiert Schopenhauer in zahlreichen Stellen dieser seiner ältesten Manuscripte die Absolutheit des reinen Willens, den Primat des Praktischen vor dem Theoretischen. Es ist ganz der Kant'sche Rigorismus, die Erhabenheit des Willens über alle sinnlichen Triebfedern, zu dem auch er sich bekennt, ja, den er noch rigoristischer zuspitzt, schon jetzt die Tugend in Askese setzend und das Platonische Wort wiederholend, daß das ganze Leben des Weisen ein langes Sterben sei. Vielmehr, die Uebersteigerung des Kant'-Fichte'schen Moralismus geht noch weiter. Indem er die Vermittelung abschneidet, die bei Kant die Vernunft zwischen der Verstandeswelt und dem Uebersinnlichen bildet, bestimmt er schon jetzt die „Heiligkeit" in überschwenglich negativer Weise. Aus dem Soll des kategorischen Imperativs deducirt er, daß die sittliche Freiheit eigentlich eine „Freiheit des Nicht-

wollens" genannt werden müsse. Dieses Sollen nämlich hebt mein Wollen, d. h. meinen Eigenwillen auf; im sittlichen Handeln ist nicht mehr mein Individuum thätig, sondern es ist das Werkzeug eines Unnennbaren; „der Tugendhafte", sagt er, „handelt als ob er wollte, aber er will nicht mehr. Man kann ihn dem gezähmten Falken vergleichen, der noch thut als ob er raubte, doch nicht mehr raubt, sondern seinem Herrn jagt".

Aus derselben Quelle nun aber, aus der der kategorische Imperativ stammt, stammt zweitens auch die Apodikticität des ästhetischen Urtheils. Wie die praktische Negation der zeitlichen, die praktische Affirmation der ewigen Welt Tugend und Askese, so ist die theoretische Negation jener und Affirmation dieser das Wesen des Schönen und des Erhabenen, welches Letztere nur das Extrem des Schönen ist. Das Eine wie das Andere liegt in der „Anregung des besseren Bewußtseins" — mit dieser leichten Wendung kann sich Schopenhauer fast unverändert die Lehre der Kritik der Urtheilskraft vom Erhabenen und ebenso die von der ruhigen, interesselosen Contemplation als der Bedingung des Schönen aneignen. Wie viel mehr die Kant'schen Auseinandersetzungen über das Genie. Neben die Heiligkeit als die eine Erscheinungsform des besseren Bewußtseins tritt als zweite die Genialität. Das bessere Bewußtsein, wo immer es auftritt, verdrängt die Vernunft. Sofern es sich an die Stelle der theoretischen Vernunft setzt, zeigt es sich als Genie, sofern es sich an die Stelle der praktischen Vernunft setzt, als Tugend oder Heiligkeit. Bei dem Heiligen, so unterscheidet er anderwärts, prädominirt das bessere Bewußtsein ungestört: bei'm Genie ist ein ebenso lebendiges besseres Bewußtsein begleitet von einem lebhaften Bewußtsein der Sinnenwelt; der Heilige kann sich beruhigen im bloßen reinen festen Willen, unbekümmert wie der Zufall den Erfolg störe, das Genie dagegen hat einen bestimmten Zweck in der Sinnenwelt zu verwirklichen, nämlich sein Kunstwerk.

So unterscheidet er, vielmehr so sucht er zu unterscheiden — denn in der Natur der Sache liegt es, daß die Unterscheidungen in der mystischen Region des besseren Bewußtseins nicht haften wollen! Bei Kant überall ein klares Scheiden und im Hintergrunde ein sinniges Wiedervereinigen des Getrennten. So verbindet Kant Theoretisches und Praktisches durch die Vernunft mit ihrem Janusgesicht, so dient ihm das Schöne und Erhabene, die beiden Gebiete des Phänomenischen und Noumenischen zu verbinden durch Vermittlung des Begriffs der Zweckmäßigkeit. Aber nicht so unser junger Kantianer. Von der

praktischen Vernunft im Kant'schen Sinne will dieser nun einmal nichts wissen, und die Vermittlung des Natur- und Freiheitsgebiets durch den Zweckmäßigkeitsbegriff erklärt er kurzer Hand für „ihm unverständlich". Er scheidet schärfer als Kant das zeitliche von dem überzeitlichen Bewußtsein: — nur um so mehr, ja gerade in Folge dessen schlägt sein „vollendeter Kriticismus" in die allerschlimmste Unkritik um. Auf der einen Seite nämlich laufen ihm alsbald die Grenzen von Genialität und Moralität in bedenklicher Weise in einander, wenn er doch das bessere Bewußtsein des Genialen jetzt zu einem Surrogat für die Heiligkeit macht, jetzt Aeußerungen thut, wie die, daß „der Geniale in einem gewissen Grade über das Moralische hinaus sei". Schlimmer aber als das. Den vielgerügten Fehler, mit Begriffen des zeitlichen Bewußtseins das überzeitliche zu verfälschen, sucht er zu vermeiden: dafür jedoch verfällt er in den entgegengesetzten; er verfälscht das erstere durch den Reflex des Contrastes, den er von dem besseren Bewußtsein auf dasselbe fallen läßt. Tief setzt er nun das Letztere herab; es wird ihm geradezu zum schlechteren Bewußtsein, zum Inbegriff des Ungenialen und des Unheiligen. Aehnlich wie neupythagoräische und neuplatonische Mystik die Materie zum Princip des Bösen machte, so schiebt auch er dem Begriff des Sinnlichen, Zeitlichen, Verständigen und Vernünftigen den des Verwerflichen und Schlechten unter. Schon die Manuscripte aus den Jahren 1812 und 1813 sind dieser Verwirrung voll. Das bessere Bewußtsein hat mit der Vernunft nichts zu thun, so schreibt er zu Berlin 1812, „als insofern es, vermöge seiner geheimnißvollen Verbindung mit ihr in Einem Individuo, auf sie stößt, wo dann dem Individuo die Wahl entsteht, ob es Vernunft oder besseres Bewußtsein sein will. Will es Vernunft sein, so wird es als theoretische Vernunft ein Philister, als praktische ein Bösewicht". Wie die Ideen der theoretischen Vernunft — so führt er auf einem Bogen vom Jahre 1813 im Anschluß an Kant aus — völlige Abgeschlossenheit und Befriedigung in Hinsicht auf Erkenntniß im Umkreis und nach den Gesetzen der Erfahrungswelt vorspiegeln, „so spiegelt die Idee der praktischen Vernunft, d. i. die Idee der Glückseligkeit, vollendete Befriedigung aller Wünsche unserer sinnlichen Natur und gänzliche Zufriedenheit im Zustande der Zeitlichkeit ohne weitere Sehnsucht vor. — Wer ganz ihr hingegeben wäre, würde der vollendete Philister sein" u. s. w. Und ganz übereinstimmend damit schreibt er 1814 zu Weimar: „Man könnte sagen, alle unsere Sündhaftigkeit ist nichts, als der Grundirrthum, die Ewigkeit durch die Zeit ausmessen zu wollen, ist gleichsam nur ein fortwährender Versuch der Quadratur des Zirkels".

Wir wollen alsdann immerfort zeitliches Dasein, ohne zu merken, daß dasselbe seiner Natur nach flüchtig und bestandlos, eine mathematische Linie ist, die auch durch unendliche Länge keine Dicke gewinnt. „Wir wähnen durch Succession das zu erhaschen, was nur mit Einem Schlage ergriffen werden kann, durch das Uebertreten aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem empirischen in's bessere Bewußtsein. Wir laufen rastlos an der Peripherie herum, statt zum ruhigen Centro zu dringen. Jener Grundirrthum erzeugt praktisch Sündhaftigkeit, theoretisch Mangel an Genialität, Polymathie statt Philosophie." Vielmehr aber, der dies schreibt, geht erst recht auf eine Quadratur des Zirkels aus: Schopenhauer's Grundirrthum besteht darin, daß er einen ethisch-ästhetischen Maaßstab und zwar einen völlig unbestimmten und mystischen an ein Gebiet anlegt, das nur mit einem logischen gemessen werden darf, daß er, wie einer seiner Beurtheiler sich ausdrückt, quantitative und intensive Unendlichkeit verwechselt.

Wir müssen uns, um ein solches Durcheinanderwerfen des Ethischen und Aesthetischen, ein solches Uebertragen ethisch-ästhetischer Werthbestimmungen auf Erkenntnißverhältnisse zu begreifen, erinnern, daß unser junger Philosoph eben nicht blos aus Kant's, sondern zugleich aus Plato's Schule kömmt, müssen uns weiter erinnern, daß er — ähnlich wie Plato — unter dem Einfluß einer zugleich philosophisch erregten und zugleich von Kunstbegeisterung ergriffenen Epoche steht. Offenbar, seine ganze Theorie vom besseren Bewußtsein ist ein Ausläufer jener allgemeinen Strömung des deutschen Geistes, welche seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts begonnen hatte, gegen die nüchterne und einseitige Verstandesrichtung der bisherigen Bildung und Denkweise anzugehen. Durch Jacobi zuerst war dieselbe auch in die deutsche Philosophie eingedrungen. Dieselbe Strömung, nachdem sie inzwischen in unserer classischen Dichtung ein Bett gefunden, trug Schelling und den späteren Fichte in die Nähe des Mysticismus. Dieselbe Strömung hatte schon vor dem Beginn des neuen Jahrhunderts Hegel von dem Kantianismus und Rationalismus allgemach abgebracht. Schon am Ende der neunziger Jahre hatte sein grübelnder Sinn die Tiefen des Gemüthslebens gleichsam mit sehnsüchtigem Verlangen umkreist, war ihm einerseits der Gegensatz des beschränkten und bedingenden Verstandes zu der schrankenlosen Unendlichkeit dessen, was er Leben, Liebe, Schönheit nannte, in's Bewußtsein getreten, hatte er andrerseits die Schätze religiöser Empfindung und ästhetischer Anschauung — den Gehalt des besseren Bewußtseins, um mit Schopenhauer

zu reden — für den Verstand und durch den Verstand zu heben versucht. Um die „Selbsterhebung des endlichen zum unendlichen Leben", wie sie in der Religion sich energisch vollzieht, dreht sich Hegel immerfort in seinen Erstlingsaufzeichnungen, und sein System entsteht, indem er mit bewunderungswürdigem Aufwand von Geist und Scharfsinn dem verständigen Denken eben diesen Charakter der Religion und Kunst einzuimpfen, indem er der Welt der Begriffe ein neues edleres Blut, eine höhere Natur, eine veränderte Organisation zu leihen bemüht ist. Statt Verstandesbegriffe in das Absolute hineinzutragen, begann er vielmehr umgekehrt — darauf beruht sein Anspruch auf Originalität, darauf seine epochemachende Bedeutung — mit der Verlebendigung der Begriffe, so daß gerade durch die Aufzeigung der Beschränkungen des Endlichen dieselben sich vernichten und im „schönen lebendigen Ganzen" zum Unendlichen aufheben sollen. In dem Gleichgewicht zwischen der Kraft des analysirenden Denkens und der Energie der tieferen, zusammenfassenden Anschauung bestand die Macht, aus der heraus Hegel sein geschmeidiges Gedankenwerk schuf. Von einem solchen Gleichgewicht, einem solchen Streben nach Harmonie war bei dem jungen Schopenhauer nicht die Rede. Dualistisch daher liegt bei ihm die kritische, verständige und die mystische Ansicht nebeneinander. Er hatte mit seinem Bildungsgange nicht eigentlich Schritt gehalten mit der allgemeinen Entwickelung des deutschen Geistes. Ein Nachzügler schon in seiner Gymnasialbildung, war er auf der Universität noch ganz auf die Kant'sche Philosophie eingeschult worden, zu einer Zeit, als die universelle Geltung derselben bereits vorüber war. Nun widerfuhr ihm, was Anderen viel früher, und unter ganz anderen Zeit- und Bildungsverhältnissen widerfahren war. Auch er fand sich mit seinen ästhetischen und Gemüthsbedürfnissen in einem Gegenüber gegen die Härten und Schranken der Kant'schen Lehre, aber ihm kam nicht mehr, um Beides auszugleichen, wie ein halbes Menschenalter früher den Schelling und Hegel, die erste Frische jener harmonischen Stimmung entgegen, die sich aus den Werken unserer classischen Dichtung einen kurzen Moment lang über die Nation verbreitet hatte. Schon hatte es in den Doctrinen und Poesien der Romantiker einen neuen Zusammenstoß, eine wunderliche Mischung des ästhetischen Geistes mit dem Geiste kritischer Reflexion gegeben. Durch eine Combination von Witz und Phantasie soll die geniale Unmittelbarkeit schöpferischer Kraft ersetzt werden. Eine bewußte Genialität wendet sich reflectirend und polemisirend gegen den guten wie gegen den schlechten Verstand der Aufklärung; dieselben Elemente mit Einem Worte bewegen sich in der

Romantik durch einander, die in dem Geiste Schopenhauer's neben einander lagen. Was Wunder, wenn er, der von seinem früheren Aufenthalt in Weimar, von seiner Mutter her, den contagiösen Stoff in sich trug, in Berlin von der Krankheit ergriffen wird? Wieder erscheint er als ein Nachzügler. Wir glauben uns, wenn wir seine Erstlingsmanuscripte lesen, in die Blüthezeit der jungen romantischen Schule zurückversetzt. Das Bild des, von ihm philosophisch construirten Philisters findet er in Tieck's Zerbino wieder; die Mystiker lobt er sich, trotz Schelling, und bei Jacob Böhme vor Allem, dem Hauptheiligen der Romantiker, findet auch er „göttliche Erkenntniß". In der Herabwürdigung der Vernunft macht er durchaus Chorus mit ihnen. Ganz wie das Athenäum und die Schleiermacher'schen Reden und die Lucinde, nur mit etwas geänderter Terminologie, führt er Krieg gegen die Prosa des Lebens, gegen die Nützlichkeits- und Glückseligkeitstheorien des Zeitalters, gegen das Vernunftideal von Staat und Civilisation, verkündet er das Evangelium der Genialität, sieht er souverän herab auf die Gemeinen, die Platten, die Philister. Ja, auch die Form, in der er seine Gedanken zu Papiere bringt, erinnert an das unfertige, abgerissene, paradoxe Wesen, womit die Novalis und Schlegel Geist und Unsinn auszustreuen liebten; einzelne dieser Fragmente und Aphorismen könnten füglich unter denen im Athenäum stehen, und man würde Mühe haben, sie von denen des Verfassers der Lucinde zu unterscheiden.

Und doch wieder wie anders! Die Wahrheit ist: nur nicht entziehen kann sich Schopenhauer dem Geist und den Pointen der Romantik: die innere Anschauung, die treibende Kraft, die seinen Gedanken zu Grunde liegt, ist eine viel ursprünglichere und frischere, sie wurzelt in dem Eigensten seiner Persönlichkeit. Das bessere Bewußtsein, von dem er redet, ist nicht etwas Erraisonnirtes und Gemachtes; früher als die Formel vielmehr ist der Gehalt der Formel da: er spricht aus der innersten Erfahrung seines Wesens, aus lebendigem Bedürfniß nach einer Erhebung über die Schranken der Sinnlichkeit und des Verstandes. Und der eigentliche Kern dieses Bedürfnisses? Auch nicht einmal in der Ferne erscheint das Gefühl der Frömmigkeit: das religiöse Gebiet kennt er schlechterdings nur in der Form des Mythologischen und Dogmatischen, ausdrücklich spricht er die Hoffnung aus, daß alle Religion dereinst, wie das Gängelband der Kindheit, werde können weggeworfen werden. Heiligkeit und Genialität sind die beiden einzigen Formen, unter denen er das bessere Bewußtsein auftreten läßt. Wiederum aber, wenn wir genauer zu-

sehen, so überwiegt von diesen beiden bei Weitem die letztere Vorstellung über die erstere. Mit dem absoluten Gegensatz gegen die Vernunft wird ja der Begriff von Moralität nothwendig inhaltlos — Sittlichkeit ohne Vernünftigkeit ist ein leerer Name; Schopenhauer spricht von der Heiligkeit wie der Blinde von der Farbe; er ist selbst ohne Organ dafür, ja, er ist das Gegentheil eines „ethischen Virtuosen" und das Gegentheil eines Helden; nur in dunkler Sehnsucht und mit der Phantasie hat er jetzt und später ein Ideal der Heiligkeit aufgestellt, für dessen Verwirklichung er die Büßer und Asketen sorgen läßt, während er sich selbst davon entbunden erachtet. Ganz anders und schonender als gegen die verhaßte Vernunft verhält er sich gegen die Sinnlichkeit. Ein lebendiges sinnliches Bewußtsein „begleitet" ja bei dem Genie das bessere Bewußtsein, und von diesem Zustande spricht er wie Einer, der ihn selbst erfahren hat. Nur als ein Erbtheil der Kant'schen Philosophie gleichsam schleppt er den Begriff der Moralität mit sich, um ihn zur Carrikatur zu machen: dasjenige dagegen, was er Genialität nennt, ist ihm im eignen Innern erschienen, an dieser Vorstellung hängt sein Herz und sein Denken. Ja, daran ist ihm der Begriff des besseren Bewußtseins überhaupt zuerst aufgegangen, wie man sehr deutlich aus einer Randglosse zu den Fichte'schen Vorlesungen sieht. Der gesunde, verständige Mensch nämlich, so setzt er da aus einander, sei in den Bedingungen des Bewußtseins, die Raum, Zeit und Verstandesbegriffe ihm schaffen, fest eingeschlossen: „das Genie, durch eine Kraft, die als etwas ganz Uebersinnliches nicht weiter bestimmt werden kann, sieht gleichsam durch jene Beschränkungen, welche Bedingungen der Erfahrungserkenntniß sind, durch, erkennt sein eignes und der Dinge Wesen an sich und sucht sein Lebenlang diese Erkenntniß mitzutheilen und handelt auch nach ihr." Und unermüdlich ist er fortan in seinen Aufzeichnungen, die Genialität zu beschreiben und zu verherrlichen. Von ihr weiß er so zu reden wie Schleiermacher von dem frommen Gefühl, wie Fichte von dem aller Sinnlichkeit trotzenden Willen, von der abstrakten praktischen Freiheit, — denn genug, was er unter diesem Namen beschreibt und feiert: das *ist er selbst*, *ist seine eigenste Natur*. Zuweilen nimmt seine Charakteristik des Genies geradezu die Form von Selbstbetrachtungen an: in Wahrheit haben wir es mit Selbstconfessionen auch da zu thun, wo dies nicht der Fall ist.

*Er selbst!* Das will sagen: sein eignes, von hoher Begabung getragenes, aber zugleich einbildsam überspanntes Selbstbewußtsein, das *hochgestimmte Gefühl sinnlich-intellec-*

tueller Kraft. Wenn er immer wieder das Genie im Gegensatz zu dem Alltagsbewußtsein der Ungenialen, der Philister, der Vielwisser charakterisirt, so fühlt er sich eben selbst als eine privilegirte Natur gegenüber dem gewöhnlichen Menschenpack, als der Faust im Gegensatze zum Wagner. Wenn er das Genie in gewissem Maaße als losgesprochen von den Pflichten der Moral bezeichnet, so ertheilt er mit diesem Satze sich selbst für seine sittliche Schwäche Absolution. Wenn er den Charakter des Genies in dem freien Spiel einer starken Intellectualität findet, hinter der die Ausbildung des Willens zurückgeblieben sein könne, so weiß er sehr wohl, daß eben auch seine Stärke nicht im Praktischen, sondern im Theoretischen liegt. Sich selbst, seine eigne Schwäche und seine eigne Stärke, sein eignes geistreiches, hochmüthiges, prätentiöses Wesen, seine eigene Verstimmung gegen die Welt, seinen eignen Dünkel, seine Unverträglichkeit und Ungeselligkeit, — das Alles bringt er unter dem Namen des „besseren Bewußtseins“ auf einen philosophischen Ausdruck, stempelt er zu einem scheinbar objectiv Berechtigen. Mehr als das. Auch jene Duplicität des Bewußtseins, welche die Grundlage seines werdenden Systems bildet, ist in letzter Instanz nur die Disharmonie seines eignen Wesens. In ihm selbst macht fortwährend das unedlere Roß dem edleren zu schaffen. In seiner energischen, unmäßigen, den Zügel verachtenden Natur liegt nur allzu sichtlich die heißblütigste Sinnlichkeit im Streite mit klarer und hoher Geistigkeit. Man sieht dieser Zwiespältigkeit auf den Grund in einem Fragmente, wie das vom Jahre 1813, wo er schildert, wie eng die höchste Spannung der Kräfte des Geistes mit dem Triebe zur Wollust zusammengekoppelt sei, wie Gehirn und Genitalien die entgegengesetzten Pole des kräftigsten, thätigsten Lebens seien, die eben deshalb leicht in einander umschlagen, sobald es nur dem Willen gelinge, die Richtung zu ändern. Indem er mit sinnlichster Wahrheit dieses Zusammen und dieses Umschlagen, den Conflict zwischen dem zeitlichen und überzeitlichen Bewußtsein, den Uebergang von dem „Reiche der Finsterniß, des Bedürfnisses, Wunsches, der Täuschung, des Werdenden und nie Seienden“ zu dem Reiche „des Lichts, der Ruhe, Freude, Lieblichkeit, Harmonie und Friedens“ als eine allgemein gültige geistige Thatsache darstellt, so macht er sich damit seinen eigenen inneren Menschen erklärlich und erträglich. Es gilt von dieser Schopenhauer'schen Theorie des zwiefachen Bewußtseins eben das, was Fr. Schlegel mit Jacobi's eigenen Worten von dessen Philosophie sagte: — sie ist einzig „der in Begriffe und Worte gebrachte Geist seines individuellen Lebens“. Und noch, wir wiederholen es, ist dabei kein Uebergriff in

metaphysische Regionen unternommen, noch beschränkt sich die philosophische Umprägung persönlicher Erfahrungen auf eine, zwar mystische, aber doch noch durchaus immanente Selbsterkenntniß des menschlichen Geistes.

Ganz diesem subjectivistischen Standpunkte und ganz den mitspielenden romantischen Motiven entspricht es, daß die Philosophie selbst in den in Rede stehenden Manuscripten durchaus als Kunst gefaßt wird. Denn auch sie, natürlich, fällt in den Bereich des besseren Bewußtseins. Der Philosoph steht auf Einer Linie mit dem Künstler und Dichter. Wie diese muß er den Begriff, die Vernunft, das Früher und Später und die Frage nach dem Warum fahren lassen, muß unbefangen anschauen, eben damit er alsdann die Begriffe und die Vernunft bereichere. Wie der Maler, was er gesehen, auf der Leinwand, der Bildner in Marmor, der Dichter in Bildern für die Phantasie abbildet, so giebt der Philosoph von den Vorstellungen aller Klassen ein Abbild in Begriffen, also für die Vernunft. Sein Material sind die Begriffe und er ist daher an die Prosa gewiesen; sein Gegenstand ist die Idee, das Was, im Gegensatz zu dem Warum. „Die Idee alles dessen, was im Bewußtsein liegt, was als Object erscheint, fasse also der Philosoph auf, er stehe wie Adam vor der neuen Schöpfung und gebe jedem Ding seinen Namen: dann wird er die ewig lebenden Ideen in den todten Begriffen niederlegen und erstarren lassen, wie der Bildner die Form in Marmor." Und eben dieses Verfahrens rühmt sich dann Schopenhauer in noch viel späterer Zeit, wenn er es doch als seinen genialen „Kniff" bezeichnet, „das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten, abstracten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren". Ganz richtig, in der That, ist damit jene allgemeine Forderung an die Philosophie überhaupt zu einem individuellen „Kniff" herabgesetzt. Denn so gewiß jede gehaltvolle wissenschaftliche Production dadurch entsteht, daß ein lebendiges Gewahrwerden sich in die rechtfertigende Klarheit des Begriffs übersetzt, so gewiß beruht die Schopenhauer'sche Auffassung dieses Hergangs auf einem romantischen Mißverständniß. Auch die Hegel'sche Philosophie, beispielsweise, ist nichts weniger als eine Geburt aus todten Begriffen, auch Hegel spricht davon, daß sich ihm „das Ideal habe in die Reflexionsform verwandeln müssen" und daß auf diese Weise sein System entstanden sei. Allein an eben diesem Beispiel mögen wir uns den Unterschied klar machen. Ein erstes weiteres Erforderniß wird darin bestehen, daß die der wissenschaftlichen Schöpfung

zu Grunde liegende Anschauung oder Empfindung von allgemeiner Wahrheit, von objectiver Berechtigung sei —: wir sahen in dieser Hinsicht bereits, daß es überwiegend individuell gefärbte Anschauungen von nur subjectiver Wahrheit sind, welche Schopenhauer in die Reflexionsform übersetzt. Ein zweites Erforderniß aber ist dies, daß die Umbildung eine allseitig vermittelte sei, daß der Uebergang nicht plötzlich und sprunghaft erfolge, daß die begeisterte Anschauung sich in das Einzelne der technischen Ausführung fortsetze und als geduldige Besonnenheit in ihr gegenwärtig bleibe. Gerade in dem Unvermittelten und Jähen dagegen besteht die vermeintliche geniale Virtuosität unseres Romantikers. Es sind vereinzelte Anschauungs- und Empfindungsmomente, welche er in Reflexionen umsetzt, in Begriffen „erstarren" läßt. Seine Philosophie, wenigstens der ethisch-ästhetische Theil, derjenige, der am meisten sein eigen ist, besteht einstweilen aus einem Haufen von Aphorismen — werden sich dieselben jemals zu einem Ganzen, einem wissenschaftlichen Ganzen verbinden? Gewiß, sie werden! so sagt er sich selbst in begeisterungsvoller Zuversicht; die frische volle Freude des Entdeckers athmet in den schönen Worten, die er schon im Jahre 1813 in Berlin geschrieben hat: „Das Werk wächst, concrescirt allmählich und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Theil nach dem anderen gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist Alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben. Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift" — und er ruft den Zufall, den Beherrscher dieser Sinnenwelt an, daß er ihn leben lasse, bis die Frucht reif sei; wenn aber nicht, so mögen, meint er, diese unreifen Anfänge so, wie sie sind, der Welt gegeben werden: „dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restaurirt".

Fürwahr, wenn die Intensität innerer Anschauung, wenn ein begeisterter Glaube an sich selbst und der gerühmte geniale „Kniff" dazu ausreichte, ein philosophisches System zu erzeugen, so konnte es unserem Romantiker nicht fehlen. Uns muß es billig Bedenken erregen, wie dem Manne ein Systembau gelingen werde, der die Philosophie in demselben Athem als Kunst in ausdrücklichem Gegensatz zur Wissenschaft und wieder als strengen, reinen Kriticismus bezeichnet. Nicht

an den Elementen zu einem System, wohl aber an den verbindenden Mittelgliedern wird es fehlen; denn nicht an Energie der Anschauung, auch nicht an scharfem kritischem Verstande, wohl aber an der geduldig vermittelnden, an jener im besten Sinne künstlerischen, die Gegensätze in Eins bildenden Kraft fehlt es ihm selber. Ist es blos zufällig, daß die Frauenstädt'schen Mittheilungen aus den Erstlingsmanuscripten Schopenhauer's uns für die nächsten Jahre kaum etwas Neues bieten, daß sie uns für den ganzen Proceß des Zusammenwachsens jener fermenta cognitionis zum Systeme so gut wie vollständig im Stich lassen? Wir denken nicht. Zwischen dem Inhalt der Papiere bis zum Jahre 1814 und der Darstellung vom Jahre 1819 liegt eine Anzahl kecker Combinationen: eine stätige, originelle Entwickelung der uns bekannten Grundanschauungen, eine Gedankenarbeit, die, was Energie und Selbständigkeit betrifft, der ersten Conception jener Elemente auch nur einigermaaßen gleichkäme, liegt nicht dazwischen. Nicht aus sich selbst, um es kurz zu sagen, sondern aus den Vorrathskammern anderer Philosophien entnahm er das weitere Bauzeug, die gedankenmäßige Füllung, die begrifflichen Bindeglieder der vereinzelten im eigenen Geist entsprungenen Aperçus. So hatte er sich ja bereits für den ersten Theil seiner Philosophie aus der Kant'schen Kritik der Vernunft versorgt, und sofort müssen die Engländer weiteres Material dafür liefern. So wird er nun auch für den zweiten Theil zum Freibeuter an den Lehren Kant's, Fichte's, Schelling's und der französischen Materialisten. Die entlehnten Vorstellungen werden sämmtlich den tiefen, aber in sich selbst keiner begrifflichen Entfaltung fähigen Grundanschauungen dienstbar gemacht. Dieser Stempel, den sie empfangen, verbunden mit dem maaßlosen Selbstgefühl des Mannes verdeckt ihm selbst die begangene Entlehnung. Er dünkt sich ein ganz originelles, neues, erstaunliches Werk zu Stande gebracht zu haben, und es ist schon viel, wenn er sich zu dem Eingeständniß herbeiläßt, daß seine Lehre nie hätte entstehen können, „ehe die Upanischaden, Plato und Kant ihre Strahlen zugleich in eines Menschen Geist werfen konnten".

In Weimar bereits war ihm die Aeußerung entfallen, daß er der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts zu werden gedenke. Im Frühjahr 1814 ging er von Weimar nach Dresden, und hier nun, in verhältnißmäßiger Einsamkeit, im Umgange mit Literaten, die er unter sich erblicken durfte, in scrupellosem Genuß auch der sinnlichen Darbietungen des Lebens, im Verkehr mit Kunst und Natur, hier verknüpfte er allmählich durch die mannichfaltigsten, kreuz- und quer-

laufenden Hülfslinien die festen Punkte seiner Ueberzeugungen und Anschauungen zu einem Ganzen.

Wir sind, wie schon gesagt, für die Nachconstruction dieser Arbeit auf wenige Data angewiesen. Mit Vorsicht gehen wir den erkennbarsten Spuren nach und bescheiden uns, nur ungefähr, nur in der Hauptsache dem inneren Gange des Systembildners nachkommen zu können.

Weit am wichtigsten zunächst der Schritt, der aus dem mystischen Subjectivismus, in dem er bis dahin verharrt war, in eine Metaphysik hinüberführte. An dem Subjectiven, an dem „besseren Bewußtsein“ haftete bis dahin untrennbar die Vorstellung von dem, „was außer der Zeit und Natur“, was „über die Vernunft ist“, die Vorstellung einer „höheren Welt“, eines „Reiches des Lichts“ u. s. w. Noch hatte diese höhere Welt keinerlei selbständige Consistenz gewonnen. Offenbar aber, der schwebenden Unbestimmtheit dieser Vorstellung entsprachen am meisten die Platonischen Ideen, von denen er z. B. in einer Note zur Kritik der Urtheilskraft sagt, daß wir sie in der rein objectiven Betrachtung des Schönen sehen. Auch die Platonische Idee war ihm dabei für's Erste das bloße Correlat des ästhetischen Zustandes, eine bloße Formel für die Befreiung des besseren Bewußtseins von aller Subjectivität. Eben dieser Begriff jedoch trug bei Plato selbst das Gepräge selbständiger metaphysischer Existenz: — wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß an diesen Begriff zuerst die Verdichtung der höheren, außerzeitlichen Welt ansetzte.

Und vermuthlich, daß es hiebei sein Bewenden gehabt haben würde, wenn das ethische Bewußtsein unseres Philosophen so rein und so mächtig gewesen wäre wie sein ästhetisches. Aber Schopenhauer war nicht in dem Falle Kant's und Fichte's. Dem reinen, sittlichen Willen hatte er frühzeitig das Moment der Vernünftigkeit genommen und so war ihm der Begriff der „Heiligkeit“ alsbald in den inhaltslosen des Nichtwollens entschlüpft. In ihm selbst jedoch lebte und regte sich gar ungeberdig ein anderer Wille, der Wille von Fleisch und Blut. Und dieser Wille stand doch auch — mindestens an der Grenze des zeitlichen und des überzeitlichen Bewußtseins. Den Willen überhaupt als eine besondere Klasse von Objecten zu behandeln, das hatte sich schon am Schlusse der Abhandlung vom Grunde als ein Quidproquo herausgestellt; mit dem Subject zusammenfallend, hörte der Wille eben auf, Object zu sein. Object und doch wieder nicht Object, mußte er jenseits der Vorstellungswelt in die übersinnliche Welt verlegt, er mußte mit metaphysischem Dasein ausgestattet — zum

Ding an sich gemacht werden. Die mystische Region des besseren Bewußtseins klärt sich; der sittliche Wille bleibt unter dem Namen der Heiligkeit eine subjectiv-ethische Thatsache: der Wille schlechtweg, der Niederschlag gleichsam des besseren Bewußtseins, wird zum An sich, zum unsinnlichen Substrat der Natur. Denn von altem Datum war ja die Gleichsetzung der Kant'schen und der Platonischen Unterscheidung zweier Welten; der Begriff des Dinges an sich und der der Platonischen Ideen stützen sich gegenseitig und dienen vereint der Fixirung des Willens als eines metaphysischen Wesens zur Folie. Begünstigt wird das Werden dieser Vorstellung durch die sich von selbst unterschiebenden Reminiscenzen der Fichte'schen Lehre, die ja gleichfalls, nur in bewußterer Unterscheidung des zwiefachen Willens, nur mit zäherem Festhalten an dem subjectiven Standpunkt, die Natur für die Sichtbarkeit des Willens erklärt hatte. Begünstigte vielleicht auf der anderen Seite auch die Lehre der Veden von dem Einen, aller Erscheinung zu Grunde Liegenden das Umschlagen des Willens in ein an sich seiendes Naturprincip? — Wie dem sei: noch einmal wird hier die Macht einer großen Anschauung anzuerkennen sein, die, aus dem Ganzen seiner Persönlichkeit aufsteigend, schließlich all' jenen Anstößen des Denkens sich unterbreitete. Wie der ruhige, naturergebene und künstlerische Sinn Göthe's nach der wesentlichen Form, nach der bildenden Urgestalt suchte, „mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannichfaltige Leben hervorbringt", so gewann für Schopenhauer alles natürliche Dasein erst Sinn, wenn er ihm denselben heftigen, unruhigen, eigensüchtigen, immer unbefriedigt arbeitenden, unverträglichen und an sich selbst zehrenden Geist leihen durfte, der auch ihn beständig in Athem hielt, ihn jetzt zum Genuß, jetzt vom Genuß zur Begierde, jetzt von Beidem zur Sehnsucht nach absoluter Ruhe drängte. Ueber der Vertiefung in diese Anschauung mochte er billig vergessen, daß ihm das Wort des Räthsels zuerst von Fichte war vorgesagt worden. Mit der ganzen Gewalt der Einbildungskraft warf er sich in die Ausführung seiner Entdeckung, und der Einbildungskraft, demselben Vermögen, das im künstlerischen Schaffen die ewigen Ideen ergreift, diesem Geschwister gleichsam des besseren Bewußtseins, schien nun auf einmal gestattet, was er, in beständiger Polemik gegen die Fichte und Schelling, dem Verstande so bestimmt untersagt hatte. Seine Naturkunde, begreiflich, kam ihm in aller Weise zu Statten. Es ist ein Bild, das wir gerne festhalten, wie er, seiner eigenen Erzählung zufolge, mit erregter Geberde im Treibhause zu Dresden umhergeht und, in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen

vertieft, sich fragt: woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? was will mir hier dieses Gewächs in seiner so eigenthümlichen Gestalt sagen? welches ist das innere Wesen, der Wille, der hier in diesen Blättern und Blüthen zur Erscheinung kömmt? Unwillkürlich kömmt uns das ähnliche Bild in den Sinn, wie Göthe in dem öffentlichen Garten zu Palermo über dem Anblick all' der vielen abweichenden Gestalten kräftig entwickelter Pflanzen auf die Entdeckung der Urpflanze, des Musters, nach dem sie alle gebildet seien, sich hingewiesen sieht.

Sich selbst — noch einmal — wie er persönlich war, deutete er in die Welt hinüber; sein Individuum ist ihm der eigentliche Schlüssel zum Verständniß der ganzen Natur: — was Wunder, daß auch der Beweis für die Willensgrundlage in allem Sein an das Individuum anknüpft? Sich fühlt er, in erster Linie, im innersten Wesen als Willen. So wird Jeder sich fühlen. So würde die ganze Welt, wenn sie Selbstbewußtsein hätte, sich als Erscheinung eines Willens fühlen. Durch Empfindung, durch Selbstanschauung, durch Phantasieschlüsse stehen ihm die Sätze fest. Aber woher nun Kalk und Mörtel nehmen, um diese Sätze zu verbinden, um sie haltbar zu befestigen? — Erinnern wir uns an die Schrift vom Satze des Grundes zurück, an die unter Fichte'schem Einfluß dort entwickelte Vorstellung von dem Leibe als dem „unmittelbaren Object" sowohl des Erkennens als des Wollens! Der Leib sollte dort für das Erkennen Object werden ohne die Kategorie der Causalität. Kaum aufgestellt, hatte sich diese luftige Vorstellung und mit ihr die eilf übrigen Kant'schen Kategorien verflüchtigen müssen. Sie wird darauf reducirt, daß der Leib vermöge der Sensibilität der Ausgangspunkt alles Vorstellens, das aller Anwendung des Causalitätsbegriffs Vorausgehende ist, und gleich die erste Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" gesteht es (S. 29) ein, daß das sogenannte unmittelbare Object in Wahrheit nicht Object ist. Dieser Begriff ist also frei geworden; er kann eine anderweitige Verwendung finden; von seiner ersten Stelle verdrängt, zieht er sich in einer für das ganze System verhängnißvollen Weise hinüber in die Vorstellung von dem Leibe als unmittelbarem Objecte des Wollens. Diese letztere, ursprünglich durchaus unschuldige, ein causales Einwirken des Wollens auf den Leib besagende Vorstellung bekömmt in Folge dessen einen ganz anderen Sinn, den, in Ansehung des Erkennens beseitigten Sinn, daß etwas auch ohne die Kategorie der Causalität Object sein könne, einen Sinn, der nun in den Ausdruck geborgen

wird, daß der Leib die „Objectität" des Willens sei. Mit dieser Vorstellung ist, zunächst für das Individuum, ein Uebergang aus dem Wollen in die Erscheinung, aus dem Bereich des besseren Bewußtseins in die sinnliche Welt, ein Uebergang, wohlgemerkt, ohne Anwendung von Verstandesbegriffen gewonnen; ein Schleichweg ist ermittelt, auf dem uns die von Schopenhauer gegen jeden Anderen so streng gehandhabte kritische Grenzpolizei kein Halt zurufen darf! Eine Kleinigkeit nun, den schmalen Pfad zu erweitern, das, was von dem Individuum gilt, auf die ganze Welt zu übertragen! Interessant aber, zu sehen, wie auch diese weitere Willkürlichkeit schon in der Schrift über die „vierfache Wurzel" keimt. In einer Anmerkung zu dem Paragraphen vom unmittelbaren Object nämlich hatte schon dort Schopenhauer sich einen Analogieschluß von dem menschlichen Leibe auf die übrige Natur gestattet. „Es ist", sagt er, „leicht zu bemerken, daß, wenn ich unter den mir mittelbar gegebenen Objecten einige finde von einer der des mir unmittelbaren ähnlichen Beschaffenheit, ich schließe, daß auch sie unmittelbare Objecte des Subjects sind, auch dann, wenn jene Aehnlichkeit mehr oder weniger entfernt ist, wie bei den Thieren. Die Pflanzen geben Anlaß zu der Vermuthung, daß sie zwar unmittelbare, aber nicht vermittelnde Objecte des Subjects sind, d. h. Leben, aber keine Sinnlichkeit haben." Man sieht, sobald die Vorstellung: „der Leib ist die Objectität des Willens" den ganzen Sinn der Vorstellung: „der Leib ist unmittelbares Object des Erkennens" in sich absorbirt hatte, so war es nur eine ganz natürlich sich einstellende, eine fast unausbleibliche Consequenz, jene Anmerkung dahin umzubilden: auch die Thiere, die Pflanzen, kurz alle Naturdinge sind Objectität des Willens.

Und mit dieser letzteren Wendung rücken wir denn nun freilich in eine ziemlich weite Entfernung von der Fichte'schen Lehre vom Willen und von der Bedeutung des Leibes. Daß dieselbe nichts desto weniger im Hintergrunde den ganzen Gang des Schopenhauer'schen Denkens geleitet, geht noch einmal auf's Einleuchtendste aus der näheren Ausführung hervor, die bei ihm die Vorstellung des Leibes als der Objectität oder der „Sichtbarwerdung" des Willens erhält. Er beruft sich auf die vollkommene Angemessenheit des menschlichen und thierischen Leibes zum menschlichen und thierischen Willen, auf die unbedingte Zweckmäßigkeit, auf die teleologische Erklärbarkeit des Leibes. Jeder, der Fichte's Sittenlehre und Naturrecht gelesen, weiß, wie genau damit die Fichte'sche Deduction des Leibes als des unmittelbaren Instruments unseres Willens übereinstimmt. Schon Herbart

hat darauf hingewiesen, nur daß Herbart noch meinen konnte, nur die Wissenschaftslehre sei dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" bekannt gewesen. Wir wissen jetzt, daß Schopenhauer die genannten Fichte'schen Werke mit der Feder in der Hand durchstudirt hat. Die ursprüngliche Beschränktheit meiner Freiheit ist nach Fichte meine Natur. Diese meine Natur ist ein Trieb, Trieb zur Selbsterhaltung. Die Beziehung der Mittel auf diesen Zweck geschieht unmittelbar und absolut ohne alle zwischenliegende Erkenntniß, Ueberlegung oder Berechnung — mein Leib ist das unmittelbare Instrument meines Willens, er ist als solcher articulirter Leib. In diesen Fichte'schen Sätzen liegt implicite die ganze Schopenhauer'sche Theorie nicht blos vom Leibe sondern auch von der Welt als der Objectität des Willens, die im Einzelnen eben deshalb aus den unbewußten Zwecken des Willens gedeutet werden müsse. Nur durch die Beseitigung der bei Fichte zu Grunde liegenden Vernünftigkeit und Freiheit des menschlichen Willens, nur durch den Zuschlag andererseits der lebendigsten Naturanschauung unterscheidet sich Schopenhauer von Fichte. Daß seine Lehre nichts desto weniger seine ureigene Erfindung sei — diese Einbildung mag man dem im Punkte der Selbstschätzung völlig unzurechnungsfähigen Manne gönnen: für jeden Dritten kann davon keine Rede sein.

Tauchten indeß die Gedanken der Fichte'schen Schriften vielleicht nur aus älterer Erinnerung in ihm auf, so war es anders mit den Gedanken des französischen Materialismus. Erst jetzt las er Cabanis und Helvetius. Was er diesen verdanke und wie die Lectüre ihrer Schriften Epoche bei ihm gemacht habe, gesteht er willig ein. Die Lehren namentlich des Ersteren, dessen wissenschaftliche Zuversicht, dessen exacte Methode und durchsichtige Darstellungsweise dem in naturwissenschaftlichen Studien Vielbewanderten imponiren mußte, gingen so gut wie völlig unverarbeitet in das werdende System über. Der Depotenzirung des freien Willens zum Naturwillen schien vortrefflich die Herabsetzung des Intellects auf eine Function des Gehirns zu entsprechen. Schon nach der Theorie von der Duplicität des Bewußtseins war ja die Vernunft sehr geringschätzig behandelt worden: er fand jetzt für die Nichtigkeit des zeitlich-vernünftigen Bewußtseins, für die secundäre Natur des Intellects einen erwünschten sinnlichen Ausdruck in der materialistischen Ansicht von dem Wesen des Geistes. Indem er Kant und Cabanis, so verknüpfte er sein eigenes philosophisches mit seinem naturwissenschaftlichen Interesse.

Nicht zum ersten Mal seit dem neuen Aufschwung der Natur-

wissenschaft wurde eine solche Combination von Physik und Metaphysik versucht. Wenn er irgend um die Einreihung jener physiologischen Anschauungen in den Zusammenhang des Systems verlegen war: — die Schelling'sche Naturphilosophie lieh ihm das Schema dazu her. Zu oft in der That verräth er, zwischen allen Ausfällen auf Schelling, seine geheime Zuneigung zu dem Geist und der phantasiereichen Manier dieses Philosophen, als daß man die Aehnlichkeit der beiderseitigen Systeme für zufällig halten dürfte. Ganz wie Schelling in der Naturphilosophie eine „physikalische Erklärung des Idealismus" gegeben haben wollte, ganz so giebt das zweite Buch der „Welt als Wille und Vorstellung" eine, nur handgreiflichere, durch die Hereinnahme der materialistischen Ansichten concreter vermittelte Erklärung, eine Entstehungsgeschichte des Bewußtseins. Der „erloschene" Geist ist nach Schelling „die Kraft, wodurch Metalle sprossen, Bäume im Frühling aufgeschossen", und dieser „Riesengeist" lernt zuletzt „im Kleinen Raum gewinnen, darin er zuerst kommt zum Besinnen". Nun wohl, jene selbe Kraft ist bei Schopenhauer der Wille, und im Menschen allererst hat dieser Wille „sich ein Licht angezündet". Der Unterschied der Anschauungen ist ja wohl klar, aber eben so klar, daß das systematische Gerüst hier wie dort das gleiche ist. Die Objectivationsstufen des Willens, von denen jede höhere die niedere voraussetzt, sind in den Potenzen der Schelling'schen Naturphilosophie vorgebildet, und ganz wie nach den Erklärungen der Identitätslehre, so wird auch in der „Welt als Wille und Vorstellung" wechselsweise das Objective aus dem Subjectiven, das Subjective aus dem Objectiven abgeleitet, so sind auch hier Natur- und Transscendentalphilosophie die beiden gleichberechtigten, im Kreise in einander zurücklaufenden Richtungen der Philosophie.

Und soweit also, soweit ungefähr läßt sich der Genesis des Schopenhauer'schen Systems nachkommen. Die Geschichte dieser Genesis ist die Lösung des Räthsels, wie so viele unzusammenstimmende Züge dennoch den Eindruck Einer und zwar einer anziehenden und charaktervollen Physiognomie machen können.

Es ist in einer Stelle der Parerga, wo Schopenhauer dem Urheber der Naturphilosophie den Rang eines Eklektikers zuspricht, der aus Plotin, Spinoza, Jacob Böhm und Kant ein Amalgam bereitet, der die Naturwissenschaft unseres Jahrhunderts dazu benutzt habe, den Spinoza'schen abstracten Pantheismus zu beleben. Die Charakteristik trifft mutatis mutandis auf den Verfasser der Parerga selbst zu. Ein noch wunderlicheres Geschichtenerzählen, ein noch nackter zu Tage

liegendes Zusammenheften fremder Gedankenelemente! Und doch, die Bezeichnung eines Eklektikers paßt weder auf den Einen noch auf den Andern. Sie paßt auf Schelling nicht, weil, wenigstens in seiner besseren Zeit, die fremden Elemente durch die Kraft origineller Combination, durch die Einstimmung mit den geistigen Bedürfnissen der ganzen Epoche getragen werden. Sie paßt auf Schopenhauer nicht, weil eine noch viel buntschneckigere Menge von heterogenen Bestandtheilen durch die Gewalt einer subjectiven Empfindungs- und Charakterweise zusammengehalten wird. Die allerdünnsten Fäden dienen äußerlich zur Verknüpfung: das innere Band ist die Energie der Schopenhauer'schen Persönlichkeit und der aus dieser Persönlichkeit erwachsenen Grundanschauung von der Macht und von der Qual des egoistischen Willens, von der selbstgenügsamen Seligkeit ästhetischer oder theoretischer Betrachtung.

6.

Im Sommer des Jahres 1818 konnte Schopenhauer das Manuscript der „Welt als Wille und Vorstellung" abschließen. Charakteristisch der Titel; charakteristisch das von Göthe entlehnte Motto: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?" — charakteristisch die „statt der Einleitung" vorgesetzte Vorrede. Es war eine Vorrede voll Anmaaßung und Dünkel. Hier endlich wird der Welt die längst gesuchte, die wahre Philosophie mitgetheilt. Ein Buch, nach Inhalt und Form keinem andern vergleichbar, muß dasselbe auch anders gelesen werden als gewöhnliche Bücher. Und in einem Tone, sehr abweichend von dem bescheidenen seiner Erstlingsschrift, spricht der Vorredner mit unholdem Spott von dem Treiben der zeitgenössischen Philosophie, mit hochmüthiger Resignation davon, daß das Werk immer nur für Wenige sein werde und daß ohne Zweifel der Wahrheit, die es enthalte, wie allezeit aller Wahrheit, nur ein kurzes Siegesfest beschieden sein werde „zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird".

Ohne den Druck des Buches abzuwarten, das erst im November erschien,*) im Vollgefühl des gelungen Vollbrachten, eilte er, nach Kunst- und Lebensgenuß verlangend, über die Alpen. Daß er unter dem italiänischen Himmel nicht etwa praktische Uebungen in der Askese machte, daß er es, um mit Heinse's Ardinghello zu reden, nicht ver-

*) Mit der Jahreszahl 1819 im F. A. Brockhaus'schen Verlag, XVI und 725 Seiten.

schmähte, sich mit dem Schönen zu vereinigen, wo er es fand, ist zur Genüge durch seine eigenen Geständnisse bezeugt. Wie aber wirkte dieser italiänische Aufenthalt auf die weitere Entwickelung seines Geistes? Auszüge aus seinem Reisetagebuch liegen uns zur Seite. Sie zeigen uns, daß Kunst und Natur, Welt und Menschen kaum noch einen bildenden Einfluß auf ihn übten. Er war nicht wie Göthe oder wie Winkelmann in Italien. Er lernte Mancherlei zu, aber er lernte nirgends um. Den Kunstwerken gegenüber fehlte es ihm von Hause aus an dem Sinn eindringender Anschauung, den Menschen gegenüber an jener Hingebung, die den Verkehr mit Andern fruchtbar und bildend für Herz und Geist macht. Mit jenem extremen krankhaften Selbstgefühl, das ihn schon jetzt von dem Denkmal träumen ließ, welches die Nachwelt dem Entdecker des Welträthsels setzen werde, war er mitten unter Statuen und Gemälden, bei allen Studien und in der mannichfaltigsten gesellschaftlichen Bewegung dem armen Reichen gleich, der den Gedanken an sein Geld nicht loswerden kann. Immerwährend wiegt er sich in dem Gefühl seines eigenen Werthes, befestigt er sich in der wahnsinnigen Einbildung, daß unendliche Fernen ihn von den übrigen Menschen, von dem „Kröten- und Otterngezücht" trennen, das er doch immer wieder für Seinesgleichen nehme. Alle Reiseerlebnisse, alle Anschauungen von Land und Leuten spiegeln ihm immer nur die Welt, die er sich in seinem Buche aufgebaut hatte. Mit der Befangenheit des Systems und mit der zwischen Verdrossenheit und Ueberhobenheit schwankenden Stimmung, aus der dasselbe entsprungen, sieht und mißt er Alles; er sucht und findet nur Bestätigungen dieses Systems; alle geistige Nahrung, die er von Außen aufnimmt, verwandelt sich in Anmerkungen und Zusätze zu der „Welt als Wille und Vorstellung". Wie wir aber den Mann schon von früher her kennen, so ist das nicht eine vorübergehende Eingenommenheit. Ein allzu zeitig versteiftes und verkrümmtes Genie, ist er doppelt fertig mit dem Moment, wo sein System fertig geworden. Alles, was folgt, hat nur noch ein pathologisches Interesse. Auf die Entstehungsgeschichte des Systems folgt die Krankheitsgeschichte desselben, und immer deutlicher treten durch diese, immer unliebenswürdiger und immer abstoßender die Züge der Schopenhauer'schen Persönlichkeit hindurch.

Zwar, das Schicksal hatte es gut mit ihm im Sinne. Drohende Vermögensverluste veranlaßten ihn früher als es eigentlich seine Absicht gewesen, zur Rückkehr in die Heimath und drängten ihm den sehr vernünftigen Entschluß auf, als Docent an einer Universität sein Heil

zu versuchen. Was hätte er Besseres thun können, als sich in angestrengter Arbeit der mündlichen Verkündigung einer Lehre zu widmen, von der er überzeugt war, daß sie dem Menschengeschlechte alles das gewähre, was dasselbe bisher vergeblich in aller Philosophie und aller Religion gesucht habe? Er entschied sich nach einigem Schwanken zwischen Heidelberg, Göttingen und Berlin für die letztere Universität und betrieb dort im Frühjahr 1820 seine Habilitation. Ein offenbares Docirtalent stand ihm zur Seite. Die Proben, welche Frauenstädt aus den Vorlesungen mitgetheilt hat, in denen er alsbald das Ganze seiner Philosophie vorzutragen sich anschickte, bekunden dieselbe Gabe des Klar- und Anschaulichmachens, die seinen Schriften einen so großen Reiz verleiht. Aber Kathedererfolge werden nicht im Sturm erobert. Daß der Neuling neben der Herrschaft, welche Männer von schon befestigtem wissenschaftlichen Ansehn wie Hegel und Schleiermacher über die Jugend ausübten, nicht sogleich durchdringen konnte, das war, ganz abgesehen von der Beschaffenheit seiner Lehre, nur natürlich. Eben das jedoch war dem hochmüthigen Manne unerträglich. Der ernsteste Eifer, die zäheste Ausdauer wäre nöthig gewesen, ihn vorwärts zu bringen. Nicht blos für sich, sondern auch für Andere hätte er an das Heil der Wahrheit, in deren Besitz er sich träumte, glauben, mit dem Gefühl sittlicher Verpflichtung glauben müssen, um gegen Wind und Wellen unverdrossen anzukämpfen. Seine maaßlose Selbstüberschätzung, seine Verachtung der Menschen, seine Verwöhntheit und sein quietistischer Egoismus ließen es nicht zu. Nachdem er ein halbes Jahr hindurch vor einer Handvoll Zuhörer den Inhalt seines Buches in mündlichem Vortrage exponirt hatte, warf er, verstimmt über den kümmerlichen Erfolg, die Flinte in's Korn. Eine neue Reise nach Italien, — ein nochmaliger fehlschlagender Versuch in Berlin zu lesen — und seine Docentenlaufbahn war zu Ende.

Es war das, wie gesagt, die Schuld des Lehrers: es war mindestens ebenso sehr die Schuld der Lehre. So wie dieselbe war, durfte sie nicht bleiben, wenn sie nicht blos frappiren und unterhalten, sondern *wissenschaftliches Interesse* erwecken sollte. In ihrer Entstehung war es begründet, daß ihr mit der begrifflichen Vermittelung zwischen dem genialen Aperçu und der Reflexionsform der eigentlich wissenschaftliche Charakter, die überzeugende Form und folglich die Fortpflanzungsfähigkeit abging. In aller Beziehung merkwürdig ist ein, nach Frauenstädt's Angabe aus der Zeit der Berliner Vorlesungen stammender Versuch unseres Docenten, die Vernunftlehre mit einem Capitel eigener Erfindung zu bereichern. Er entwirft eine

„eristische Dialektik", die Grundzüge einer Lehre von der Kunst, im Disputiren per fas et nefas Recht zu behalten — er will der Machiavell der Logik werden. So hat er später eine Theorie der Lebenskunst zur Seite seiner Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben zusammengestellt, — so liegen immerwährend seine empirischen, praktisch-realistischen Neigungen, sein Behagen an der niederen Natur des Menschen dualistisch neben jenem überstiegenen und übersichtigen „besseren Bewußtsein". Immer baut er sich am liebsten da an, wo ihm nicht so leicht ein Anderer nachbauen wird: er gefällt sich im Aparten und Absonderlichen. Darum macht er einen Ansatz zu wissenschaftlicher Begründung gerade an der Stelle, wo die Wissenschaft am Ende ist und versäumt dagegen die methodische Durchbildung da, wo sie unerläßlich hingehört. Schon daß er irgendwo dazu die Anstalt trifft, ist nichts desto weniger ein Beweis, daß die Universitätsluft den heilsamsten Einfluß auf eine mögliche Umgestaltung oder Fortbildung seiner Philosophie geübt haben würde. Und es bedarf dafür keines Beweises. Im weiteren Lehren hätte er die Lehrbarkeit und damit die wissenschaftliche Stichhaltigkeit seines Systems erprobt. Im Eingehen auf die Anforderungen seiner Zuhörer an die Verstehbarkeit und Annehmbarkeit des Vorgetragenen würde er genöthigt worden sein, aus sich selbst herauszugehen, von sich selbst loszukommen. Er würde der offenbaren Lücken und Widersprüche seines Systems inne geworden, er würde zu klaren Definitionen seiner Begriffe, zu einer stätigen Verknüpfung, zu strenger dialektischer Durchführung derselben, er würde mit Einem Worte gezwungen worden sein, die romantische Methode ein wenig durch die scholastische zu verbessern.

Damit jedoch nicht genug. Echte Philosophie pflegt sich nicht am wenigsten durch den befruchtenden Einfluß zu legitimiren, den sie auf die übrigen Wissenschaften ausübt. An unseren Universitäten gerade wird das lebhafte Ineinandergreifen der einzelnen Zweige des Wissens, ihr Zusammenhang mit der höchsten Wissenschaft, die Verpflichtung dieser gegen jene am anschaulichsten und fühlbarsten. Hier daher hätte auch Schopenhauer dazu fortgehen müssen, die allgemeinen Gedanken seiner Weltansicht zu den besonderen Disciplinen in Bezug zu setzen; hier hätte er sich der Aufforderung nicht entziehen können, jene Grundgedanken in den Organismus der Wissenschaft hineinzuarbeiten. Statt von zufälligen Aperçus, von zerstreuten Kenntnissen, von aufgerafften Einzelheiten zu phantastischen Allgemeinheiten überzuspringen, hätte er die Durchführbarkeit seiner höchsten Gesichtspunkte an dem Ganzen der Naturwissenschaft, an dem

Ganzen der Ethik, der Rechtswissenschaft, der Aesthetik zu erproben nicht umhin gekonnt. Bald genug würden sich dabei jene Spielereien mit naturwissenschaftlichen Dingen, jene geistreiche metaphysische Pfuscherei mit psychologischen Erscheinungen verboten haben. Das geringste tiefere Eingehen auf die Psychologie, in der That, würde für sich allein ausgereicht haben, ihm seine Deutung der Welt aus dem Willen von Neuem verdächtig zu machen. Sehr bemerkenswerth ist es in dieser Beziehung, daß die transscendentale Erklärung der Erfahrung, der erste Theil der Schopenhauer'schen Philosophie, sich noch sehr wohl mit psychologischen Untersuchungen vertrug. Die erste Auflage der Abhandlung über den Satz vom Grunde handelt in besonderen Paragraphen über Phantasmen und Träume und das Vermögen der Phantasie, über das Gedächtniß, über die verschiedenen Klassen der Gefühle, Affecte und Leidenschaften. Der einzige Paragraph über das Gedächtniß ist in der späteren Umarbeitung stehen geblieben, während die genannten anderen Erörterungen nun ausdrücklich als in die empirische Psychologie gehörig abgelehnt werden. Mit dem Auftreten der Lehre vom Willen blieb eben für das Psychologische kein Platz; ohne Weiteres verdampfte dasselbe in Metaphysik. Eine Kritik der Phantasie würde die Lehre von den Ideen, eine Kritik des Gefühls vielleicht den ganzen Rest des Systems zerstört haben.

Endlich aber. Wenn es überhaupt noch ein Mittel gab, die Ichsucht und die verhärtete Einseitigkeit des Mannes zu brechen, — nichts so sehr als die Stellung an der Universität, der hier gebotene Wettkampf hätte diese heilsame Cur an ihm vollbringen können. Auch wenn er den lebendigen Gedankenaustausch mit Fachgenossen verschmähte: schon die Pflicht des Docirens hätte ihn zu ernstlicherem Eingehen auf fremde Anschauungen, zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit anderen Systemen bringen müssen. Er hatte ehedem diesen Weg des Lernens nicht unbetreten gelassen. Daß es ihm an analytischem Scharfsinn, an kritischem Talent nicht fehlte, ist hinreichend durch seine ausführliche Kritik der Kant'schen Philosophie, durch einzelne kritische Excurse und gelegentliche kritische Bemerkungen bewiesen. Er hat übrigens und gerade da, wo es am unerläßlichsten war, solche Auseinandersetzungen unter seiner Würde gehalten; weitaus am öftesten hat er es vorgezogen, der Welt sein Talent des Absprechens und eine wahrhaft virtuose Fertigkeit des Schimpfens zu zeigen. So nackt ist die „göttliche Grobheit“ der romantischen Doctrin nirgends sonst im Bezirk der Wissenschaft aufgetreten. Fichte sowohl wie Schelling kommen dem Ideal der Grob-

heit ziemlich nahe, aber die barschen und harten Abfertigungen des Ersteren treten in der Form der Deduction, die ausgesuchten Bosheiten des Anderen im Gewande vornehmer Ironie auf. Die Grobheit Schopenhauer's ist reine, positive, ungeschminkte Grobheit. Der Ton, der ihm allein passend scheint, um seine Meinung über Männer wie Fichte, Schelling, Herbart und Hegel kundzugeben, ist der, in welchem sich Matrosen und Fuhrknechte, Gassenjungen und Fischweiber ihrer gegenseitigen Zuneigung und Hochachtung versichern. Die wissenschaftliche Form, deren Umständlichkeit diesem Mann überhaupt unbequem ist, dünkt ihn für die Polemik vollends ein Luxus; wie er seine persönliche Stimmung in Ethik und Metaphysik, so setzt er seine Abneigung gegen die zeitgenössische Philosophie in leidenschaftliche Invectiven, in eine Fluth von Schimpfworten um. Und daß nur Niemand etwa denke, unserem Autor könne die Lessing'sche Unterscheidung einer ungesitteten und einer unmoralischen Art zu streiten zu gute kommen. Zu streiten? Das hieße mit Gründen kämpfen. Nur einmal hat er sich öffentlich herbeigelassen, dem armen Hegel förmlichst das Exercitium zu corrigiren. Darauf hin, daß er, der Incorrecteste aller Denker, dem großen Systematiker zwei oder drei incorrecte Schlüsse nachgewiesen, — darauf hin schüttet er bei jeder passenden und jeder unpassenden Gelegenheit sein reiches Vocabularium von Kraftwörtern über das Haupt desselben aus. Derselbe ist ihm ein „gemeiner Kopf", ein „frecher Unsinnsschmierer", ein „geistloser und unwissender Charlatan", seine Philosophie eine „Hanswurstiade", die „rechte Schule der Plattheit", ja, nicht nur die heutige Herrschaft der atomistischen Ansicht in der Naturwissenschaft, sondern auch der Deutschkatholicismus soll eine Frucht der durch Hegel herbeigeführten „Seichtigkeit, Rohheit und Unwissenheit" sein. Man könnte, wenn man bei guter Laune ist, diese in die Luft gethanen Streiche possierlich finden, wenn es jemals etwas Erfreuliches haben könnte, einen Mann, der doch seiner gesunden Sinne nicht beraubt scheint, mit besinnungsloser Wuth auf den Gegenstand seiner Antipathie losfahren zu sehen. Seiner Antipathie. Denn gewiß, mit dem Ausdruck seines Abscheus vor der „allerekelhaftesten Langweiligkeit", die über dem „Wortkram dieser widerlichen Philosophaster" — der nachkantischen Philosophen — schwebe, ist es aufrichtig gemeint; wir glauben es ihm ohne Schwur, daß ihm bei der Lectüre der Herbart'schen Schriften immer bald die Geduld ausgegangen, und es ist guter Grund zu der Annahme, daß er in den Hegel'schen und Schleiermacher'schen Schriften nicht viel weiter gekommen. Nur zu begreiflich, daß er, von seiner Lockisirenden Erkennt-

nißtheorie aus, in dem Hegel'schen System nichts als „leere Begriffsphilosophie und hohlen Wortkram", als ein „Ballet der Selbstbewegung der Begriffe" erblickte. Begreiflich, daß er keine Ahnung davon hat, welch' ein zartes, tiefes, reines und gebildetes sittliches Gefühl den „langweiligen Diatriben" der Schleiermacher'schen Ethik zu Grunde lag, keine Ahnung davon, daß die ganze Hegel'sche Logik bewußter Weise auf nichts Anderes ausging, als darauf, im Elemente des Denkens selbst der Anschauung ihre verkümmerten Rechte zurückzuerobern. Begreiflich — aber auch verzeihlich? An seinem eigenen Systeme, wahrlich, hat er hinreichend dieses Verachten und Ignoriren fremder Leistungen gebüßt; denn wieviel er, um von den einzelnen Problemen nicht zu reden, an Gewissenhaftigkeit und Accuratesse von Herbart, an methodischer Geduld von Hegel, an Feinheit und architektonischer Kunst von Schleiermacher hätte lernen können, das springt bei dem oberflächlichsten Vergleich der Systeme dieser Männer in die Augen. Aber freilich, auch die Fähigkeit zu lernen, ist eine sittliche Fähigkeit, und wir suchen sie vergebens bei einem Manne, der von der Einzigkeit und Unvergleichlichkeit seines eigenen Geistes dergestalt durchdrungen ist, daß er an seinen Sätzen wie an seinem Leben hängt und jeden Widerspruch dagegen ungefähr so aufnimmt, wie ein Thier den Angriff auf die Beute, auf die es seine Tatzen gesetzt hat. Diese rohe und bissige Art der Vertheidigung seiner Dogmen ist eben nur die Kehrseite von der jähen Unmittelbarkeit, in der sie entstanden sind. Es pflegt im politischen Leben zu geschehen, daß ein leidenschaftlicher Parteigänger seinen Haß und Eifer mit öffentlicher Tugend und sittlicher Verpflichtung verwechselt. In ähnlicher Weise werden unserem Philosophen seine Antipathien zu eingebildeten Pflichten, die er gegen „die Wahrheit" habe. Ein ehrwürdiger, geheiligter Name! Niemand hat öfter als Schopenhauer diesen Namen im Munde geführt, Niemand mit mehr rhetorischem Pathos ihn als Trumpf ausgespielt, Niemand nachdrücklicher versichert, daß es ihm um die Wahrheit allein und ihm allein um Wahrheit zu thun sei. Wie stimmen doch diese Verherrlichungen der Wahrheit mit dem, was den wirklichen Kern und das eigentliche, tiefste Pathos seiner Lehre ausmacht? Wo liegt doch der unendliche Werth, den die Entdeckung der Wahrheit für uns Andere hat, für eine Anschauung, welche den ganzen Reichthum wirklicher Erkenntniß mitsammt der gestaltenreichen Welt für eine Erscheinung erklärt, von der man nicht früh und nicht völlig genug enttäuscht werden könne, und welche die geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts für ein eben solches Spiel vergänglicher kaleidoskopischer Bilder hält? Wir

können uns nicht helfen, es geht uns mit diesem Trumpfen auf Wahrheit, wie wenn wir im gewöhnlichen Leben einen Mann unaufhörlich und unaufgefordert Betheuerungen seiner Ehrlichkeit abgeben hören. Die Ehrlichkeit ist eine so selbstverständliche Tugend im Handel und Wandel wie die Wahrheit im Philosophiren. Beide beweisen sich durch die That, und Niemand, sicher, ist weniger von dem keuschen Geiste der Wahrheit durchdrungen, als wer sie zum Deckmantel eines mehr als pfäffischen Fanatismus, einer Schonungslosigkeit und Unduldsamkeit macht, die in der Wahl der Mittel und Worte absolut scrupellos ist. Wie durch die Löcher des Mantels jenes Sokratikers, so blickt durch alles pathetische Gerede von Wahrheit der rechthaberische, der anmaaßliche und unlautere Sinn unseres Autors hindurch.

Denn nein! Es ist nicht blos eine sachlich motivirte Antipathie, nicht blos die innere Gegensätzlichkeit seiner zu den angegriffenen Meinungen, was den Cynismus dieser Angriffe erklärt. In dunkleren und immer dunkleren Farben zeichnet sich durch das polemische Gebahren des Mannes seine Persönlichkeit und sein Charakter hindurch. Aus seinen eigenen Schriften und vollends aus den Actenstücken, die wir dem urtheilslosen Eifer seiner Anhänger verdanken, geht mit peinlicher Gewißheit hervor, daß zu den hervorstechendsten Zügen seines Charakters Anmaaßung, Neid, Schadenfreude und unversöhnliche Rachsucht gehörten. Die beiden Eigenschaften, die uns selbst unbedeutende Menschen werth machen und die, wenn sie sich vereint mit hohen Gaben des Geistes finden, unsere Verehrung zur Liebe stimmen, Bescheidenheit und Gutmüthigkeit, waren nicht das Erbtheil dieses ungewöhnlichen Menschen. Pfui über die Philistertugenden! Das Göthe'sche Wort, daß nur die Lumpe bescheiden sind, ist unter den Lieblingsthemen, die er nicht müde wird, zu variiren. Nicht minder offen, mit wahrhaft schamloser Naivetät, trägt er seine Schadenfreude und Unversöhnlichkeit zur Schau. Die Leser des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" werden sich der Stelle erinnern, in der er, bei Gelegenheit der Erwähnung Fr. Schlegel's, er, der Lobredner der christlichen Ethik selbstvergessender Liebe, die erhabene Maxime aufstellt, daß Obscurantismus eine Sünde gegen den menschlichen Geist sei, die man nie verzeihen, sondern „dem, der sich ihrer schuldig gemacht, dies unversöhnlich, stets und überall nachtragen und bei jeder Gelegenheit ihm Verachtung bezeugen soll, so lange er lebt, ja, noch nach dem Tode". Die Leser der Parerga erinnern sich auch wohl der in noch späterer Zeit geschriebenen Stelle, wo er im Ton eines

hämischen Buben sich an dem Spotte kitzelt, der schon jetzt die Deutschen wegen ihrer Bewunderung der Hegel'schen Afterphilosophie von Seiten ihrer Nachbarn treffe. Wir haben in dieser Stelle den ganzen Mann. „Geht", ruft er seinen eigenen Landsleuten zu, „geht zu den Demokolaken und laßt euch loben. Tüchtige, plumpe, von Ministern aufgepuffte, brav Unsinn schmierende Charlatane, ohne Geist und ohne Verdienst, — das ist's, was den Deutschen gehört; nicht Männer wie ich." Unter den Sätzen seiner Lebensweisheit endlich findet sich auch der, daß Vergeben und Vergessen nichts Anderes heiße, als gemachte kostbare Erfahrungen zum Fenster hinauswerfen. Er hat diesem Spruche getreulich nachgelebt. Nicht blos gegen den Obscurantismus hat er sich, im Namen des Geistes der Menschheit, unerbittlich gezeigt. Eine unverzeihlichere Sünde war in seinen Augen die, ihn selbst, den Entdecker „noch nie dagewesener Gedanken", ihn, den „nicht für Ein Geschlecht, sondern für viele" Geborenen, verkannt oder beleidigt zu haben. Seit die dänische Akademie ihm den Preis, den er, ein zweiter Columbus, für die Lösung des gestellten Problems verdient zu haben glaubte, verweigert und ihm überdies seine unehrerbietigen und absprechenden Urtheile über die geachtetsten Philosophen zum Vorwurf gemacht, seitdem bricht er jede Gelegenheit vom Zaune, um seinem Unmuth darüber in Hohn gegen die Akademie, in stärker aufgetragenen Schmähungen gegen die „summi philosophi" Luft zu machen. Doch statt aller Anführungen eine Geschichte! Ein Jahr nach dem ersten Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung" hatte Beneke, damals ein ganz junger Mann und angehender Docent, eine Recension des Buches in die Jenaische Literaturzeitung geschrieben. Die Recension war nicht schmeichelhaft und der Recensent hatte es obenein mit dem Citiren der Worte des Autors nicht allzu genau genommen. Die Erbitterung Schopenhauer's über diesen Versuch, „ihn zu unterminiren", die Entrüstung desselben über die „erlogenen Citate" suchte darauf der junge Mann durch mündliche Erklärungen entschuldigend zu beschwichtigen; zweimal läßt er sich bei seinem Collegen anmelden, zweimal wird er abgewiesen. Darüber sind vierunddreißig Jahre verflossen. Da ging durch alle Zeitungen die Nachricht, daß jener Mann, der sich inzwischen durch seine consequenten wissenschaftlichen Bestrebungen eine gewisse Anerkennung selbst bei den Gegnern seiner Richtung errungen hatte, durch langjährige Noth und Zurücksetzung auf's Aeußerste gebracht, seinem Leben selber ein Ende gemacht habe. Das Schicksal des Mannes erweckte mit Recht allgemeine Theilnahme; — nur Einer haßte noch jetzt so frisch wie am Tage, nachdem er jene Recension ge-

lesen hatte: nur Schopenhauer nahm eine letzte Rache, indem er sich brieflich in Worten des rohesten und herzlosesten Spottes über den Unglücklichen ausließ!

Es ist nicht unsere Absicht, in's Geschichtenerzählen zu gerathen. Das Mitgetheilte soll einzig zu unserer Rechtfertigung dienen, wenn wir unbedenklich die Polemik Schopenhauer's noch aus anderen als sachlichen, wenn wir sie zur größeren Hälfte aus persönlichen und zwar aus den niedrigsten und unwürdigsten Motiven erklären. Sein Verhalten gegen Fichte steht hier in erster Linie. Daß er ihn einmal über das andere Mal einen „Windbeutel", daß er ihn „den Affen Kant's" nennt, der, da er Kant nicht habe übertreffen können, ihn wenigstens habe überbieten wollen, — diese Behauptungen, in diesem Jargon vorgebracht, mag zur Noth der Gegensatz der Denkweise entschuldigen. Aber wer vermag es gleichmüthig zu ertragen, wenn wiederholt versichert wird, daß es Fichte an dem echten philosophischen Ernst gefehlt habe, daß es ihm lediglich um sein Fortkommen zu thun gewesen sei, daß er mit seiner Philosophie habe Carriere machen wollen? Wir fürchten, wir haben Schopenhauer's Verhältniß zu Fichte bisher zu gutmüthig beurtheilt. Die Beflissenheit, mit der er sich von dem Wissenschaftslehrer lossagt, die nachdrückliche und renommistische Betonung seiner Originalität gerade bei den Punkten seiner eigenen Lehre, für welche Fichte's Priorität offenkundig ist, das erschwert die Unverantwortlichkeit jener Anklagen und stempelt sie zu unfreiwilligen Geständnissen, daß er allzuviel, mehr als sein Egoismus ertragen mochte, von dem Manne gelernt hatte. Und ebenso. Daß Herbart der Erste war, der gegen ihn schrieb, daß Hegel und Schleiermacher zu derselben Zeit das Katheder beherrschten, als er selbst einen ohnmächtigen Versuch machte, dasselbe zu occupiren — das ist es, was er nicht ertragen und nicht verzeihen kann. Fichte und Schelling sind es, von denen er beständig seinen Anspruch auf Originalität bedroht sieht, Hegel vor Allem ist es, der in der Bildung der Zeit, in der Anerkennung der Zeitgenossen durchgedrungen ist: das fordert Rache, das allein erklärt den giftigen Haß und die pöbelhafte Sprache, in der er denselben ausläßt. Um in der Terminologie des Systems zu bleiben: es ist die Bejahung des Willens zum Leben, die sich blind gegen alles andere Lebendige kehrt. Die Praxis unseres Philosophen erinnert an nichts so sehr wie an die jener Gewaltherrscher, deren Moral Machiavelli codificirte. Entschlossen, sich im Gebiete des Denkens eine Tyrannis zu gründen, scheut er keine innere und keine äußere Gewaltthat — keinen Widerspruch im Inneren, keine Lüge, keine List, keinen Schimpf,

keine Verleumdung, keinen moralischen oder intellectuellen Mord nach Außen.

Nur natürlich aber, daß Schopenhauer von allen Einzelangriffen auch zu einem Gesammtangriff fortschritt. Vielmehr aber: die Leidenschaftlichkeit und Rohheit, die in ihm tobte, würde ihn erdrückt haben, wenn ihm nicht die Fähigkeit innegewohnt hätte, sich irgendwie durch Reflexion darüber zu erheben. Der unwiderstehliche Zug zur Theorie ist es überhaupt, der ihn davor gerettet hat, durch die furchtbare Sinnlichkeit seiner Natur zu vielleicht schwereren praktischen Verirrungen fortgerissen zu werden. So hatte er das Ganze seines unheimlichen und widerspruchsvollen Wesens, seine Menschenverachtung und Weltverstimmung in ein System übersetzt, so construirt er sich, seit den zwanziger Jahren, auch das Fehlschlagen seiner Docirversuche, die Erfolge seiner Nebenbuhler und seine Scheu vor wetteifernder Thätigkeit und angestrengter Arbeit zurecht. Nach dem Beispiel des Fuchses in der Fabel flüchtet er sich in die fixe Idee von der Verwerflichkeit aller Kathederphilosophie. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf die Ausführungen, daß die Universitätsphilosophie die Antagonistin der echten Philosophie, der freien Liebe zu Weisheit und Wahrheit sei, daß jene unter dem Druck der theologischen Facultät und aller jener Staatszwecke stehe, welche die Regierungen an die Universitäten knüpfen, daß die Philosophieprofessoren von „Absichten“, statt von „Einsichten“ geleitet seien, daß ihnen die höchste Wissenschaft lediglich ein des Brodes wegen getriebenes Gewerbe sei u. s. f. —, Ausführungen, welche endlich mit der ganzen Geschwätzigkeit des Alters in einem endlosen Capitel der „Parerga“ zusammengestellt werden, einem Capitel, das er Narr genug ist, die schönste Invective zu nennen, die seit Cicero in Verrem geschrieben sei und das in Wirklichkeit nichts als eine Reihe der polterndsten Schimpfereien, untermischt mit einer sehr mäßigen Dosis Wahrheit, ist. Alle jene sublimen Theorien von der Herrlichkeit des willensfreien Intellects im Gegensatz zu dem dem Willen dienenden, von genialer Anschauung und reflectirender Wissenschaft erscheinen hier in etwas gröberem Stoff wiederholt, ein verwischter, schmutziger Abklatsch der ehedem in metaphysisch-ethischer Wendung geistvoller und feiner ausgeführten Ideen. Ganz nackt steht der schlechteste persönliche Kern eben dieser Ideen vor uns, und wir mögen die Wahrheit derselben nunmehr an dem Bilde des Philosophen prüfen, der, wie die Götter Epikur's, in seliger Selbstgenügsamkeit nur für sich lebt und philosophirt, im Gegensatz zu denjenigen, die mit den



höchsten Gedanken zugleich zu wirken, sie in die Wissenschaften und in die Gemüther der Lernenden hineinzusenken bemüht sind.

Wahrlich, es war ein verhängnißvoller Schritt, welchen Schopenhauer that, als er — von der Cholera und einem ängstigenden Traume aus Berlin vertrieben — im Jahre 1831 sich ganz und für immer in das Privatleben, nach Süddeutschland zurückzog. Er hatte damit nach seiner eigenen Meinung das bessere Theil erwählt. Sein Genius bewahrte ihn vor der „Thorheit", welche Göthe beging, als er seine Ruhe, Muße und Unabhängigkeit „für Glanz, Rang, Prunk, Titel und Ehre dahingab!" Der Unselige, Verblendete — den gerade Göthe's Beispiel hätte lehren können, daß der höchste Segen, der dem kraftstrotzenden, genial begabten Manne zu Theil werden kann, darin besteht, wenn ihm vergönnt ist, das Gute in treuer Berufsarbeit zu fördern, um an der Noth und den Verworrenheiten anderer Menschen zur Klarheit in sich selbst und zur Bändigung der ungeregelten Mächte des eigenen Busens zu gelangen! Das Gegentheil von dem Allen erfuhr unser Philosoph, und keine der traurigen Folgen seiner Unweisheit ist ihm erspart geblieben. Die nächste Zeit nach seiner Uebersiedelung in den Süden scheint eine der traurigsten seines Lebens gewesen zu sein. Nur allmählich fand er in der ungezähmten Kraft seines Wesens selbst die Mittel, um das Unerträgliche, die Nichtbeachtung seines Werkes und seiner Lehre, zu ertragen. Auf die Periode, aus der, wie Frauenstädt sagt, leicht ein ganzes Buch des Unmuths sich zusammenstellen ließe und in der er sich, außer mit stiller Aufzeichnung seiner Gedanken, nur mit allerlei Uebersetzungsplänen beschäftigte, folgte die Periode, in der es der Ueberschuß seines Selbstgefühls wieder über die Niedergeschlagenheit davontrug. Er rafft sich nun doch wieder zu schriftstellerischen Versuchen, Versuchen einer Einwirkung auf die Meinung der Mitlebenden auf. Im Jahre 1836 veröffentlicht er, nach achtzehnjährigem Schweigen, das kleine Schriftchen „Ueber den Willen in der Natur". Bald darnach läßt er sich sogar herbei, um die von der norwegischen und der dänischen Akademie ausgeschriebenen Preise zu ringen, und nun, da die Fluth der Hegel'schen Philosophie im Sinken begriffen ist, nun endlich scheint ihm auch der günstige Augenblick zur Erneuerung seines Hauptwerkes gekommen. Mit neuen Hoffnungen geht er an die Redaction eines Erläuterungsbandes, betreibt er die Herausgabe des Werkes und rückt so, mit verstärkter Macht, unter herausfordernden Proclamationen, in's Feld. Mit der endlich gewonnenen oder ertrotzten Aufmerksamkeit des Publicums aber kamen

endlich die zweiten Auflagen und die zwei Bände der „Parerga und Paralipomena".

So viele Veröffentlichungen, so viele Zeugnisse von der unheilbaren Krankheit, von der Stockung der Säfte, die ungewöhnlich früh in diesem starken, überkräftigen Organismus Platz gegriffen hat! Wir nehmen bis auf einen gewissen Grad die beiden Abhandlungen über die Freiheit des Willens und über das Fundament der Moral aus, zwei Abhandlungen, von denen namentlich die erstere im Punkte der Klarheit das Höchste leistet und welche beide der Schopenhauer'schen Ansicht über jene wichtigen ethischen Fragen, wenn nicht eine neue Wendung, so doch eine neue Begründung geben. Noch einmal, in der That, erinnern „die beiden Grundprobleme der Ethik" an den kritischen Geist, an die sachliche Haltung, an die wissenschaftliche Reinlichkeit der Schrift über die vierfache Wurzel. Die Ausnahme jedoch bestätigt nur die Regel. Es ist klar, jene beiden Abhandlungen verdanken ihre Vorzüge dem Anlaß, durch den sie hervorgerufen sind, der Rücksicht auf die Forderungen und das Urtheil der preisausschreibenden gelehrten Körperschaften. Aber aller solcher Rücksichten entbunden, nicht als Bürger der wissenschaftlichen Republik, mit dem trotzigen Gefühle des Alleinstehenden, des Exilirten, der eigentlich berufen sei, allen Anderen das Gesetz zu dictiren, so hat Schopenhauer die übrigen Werke dieser Periode geschrieben. Sie sind nicht Denkmale wissenschaftlicher Fortentwickelung, sondern wissenschaftlichen Stillstandes, das Ergebniß völligen Mangels an Selbstkritik. Die intellectuelle Selbstgerechtigkeit des Mannes, das Wohlgefallen, das er an seiner eigenen geistigen Physiognomie hat, ist unbedingt und grenzenlos. Mit dem Eigensinn eines Kindes, das sich in den Schmollwinkel gestellt hat, erklärt er immer von Neuem seine vorgefaßten Meinungen, seine Launen, seine Einfälle für die Wahrheit. Geflissentlich sperrt er sich von allen Einflüssen fremder Belehrung ab. Er umzieht sich mit einem Kreise von Lieblingslectüre, über den er niemals hinausblickt. Was kümmert ihn die zeitgenössische philosophische Literatur? Immer wieder liest er diejenigen Autoren, aus denen er seine eigenen Gedanken heraus- oder in die er sich wenigstens hineinlesen kann, und die todten, natürlich, diejenigen, die ihm keine Concurrenz machen können, sind ihm die liebsten. Nicht blos in der Philosophie, sondern in allem Wissen hält er es so. Die Autodidaxie, auf die ihn sein Bildungsgang und seine hohe Meinung von sich selbst frühzeitig hingewiesen, macht, daß seine Kenntnisse ebenso einseitig und schief sind wie seine Urtheile und allgemeinen Ansichten. Seine unmethodischen Studien, die er sich capricionirt, auf eigene Hand, unter

Zurückweisung der nächstliegenden Hülfsmittel, zu machen, tischt er nichts desto weniger in der zuversichtlichsten, anspruchsvollsten Weise auf. Er ist unfehlbar auch in naturwissenschaftlichen Dingen, in Sachen der Geschichte der Philosophie, und Niemand soll sich unterstehen, ihm etwa die neueren Ergebnisse der Sanskritforschung für diejenigen unterzuschieben, die einmal in seinem Anschauungskreise festgewachsen, die in der „Welt als Wille und Vorstellung" den Stempel ewiger Wahrheiten bekommen haben. Mit seinen philosophischen Gegnern hat er sich ein für allemal durch die Theorie von der Universitätsphilosophie abgefunden, aber auch auf dem Gebiet der Gelehrsamkeit giebt es für ihn keine Autoritäten; die größten Forscher, wenn ihre Entdeckungen seine Lieblingsmeinungen kreuzen, werden mit improvisirten Schmähungen zur Seite geworfen. Er verbindet mit dem Muth der Alleinweisheit den ganzen Cynismus der Unwissenheit.

Wie sollte bei solcher Verfassung des Mannes daran zu denken sein, daß er in der Hauptsache, in Beziehung auf seine philosophischen Dogmen, in den Jahren des Mannesalters noch habe umlernen, wie auch nur daran, daß er zu einer Vervollkommnung seiner Methode habe gelangen können? Nur durch die Verachtung aller Methode waren jene Dogmen zu Stande gekommen; statt aller Methode hatte ein genialer „Kniff" gedient und dieser wieder war nur der Exponent seines persönlichsten Wesens gewesen. Am besten vielleicht sieht man in die Werkstätte der Entstehung seiner Lehren in dem Capitel von der Musik, die er, auf der Grundlage einiger hastig zurechtgeschobenen Analogien, für diejenige Kunst erklärt, die, im Unterschiede von den anderen Künsten, den Willen nicht mittelst der Ideen, sondern unmittelbar objectivire. Parallel damit läuft der anderwärts hingeworfene Gedanke, daß sich im Organismus der Wille am unmittelbarsten im Blute objectivire, und mit diesem Parallelgedanken haben wir nahezu den Schlüssel für diese ganze Systemfabrik in der Hand. Die Gedanken dieser Philosophie haben den Werth musikalischer Phantasien und ihre Beweise beweisen nur, daß innere oder äußere Erfahrungen ihren Urheber so oder so zu empfinden und zu wollen nöthigten. So wenig dieser daher seine Natur ändern kann, so wenig kann er aus dem Zauberkreise seiner Metaphysik heraus. Er geht nicht darauf aus, seine Ideen zu vertiefen, sie in sich zu vermitteln und zu bereichern, sondern einzig und allein darauf, sie durch neue Thatsachen in's Unendliche zu multipliciren. Wie früher einige lebendige und bedeutsame Anschauungen sich in ein System, so setzen sich nun die fixen Vorstellungen des Systems in scheinbare Erklärungen aller möglichen Phänomene

um. Der Weg von dem Aperçu zum begrifflichen Ausdruck ist so verschwindend kurz wie der von der metaphysischen Formel zu beliebigen Einzelheiten der Erfahrung, wie sie unserem Philosophen in dem Bezirk seiner Anschauung, seines Lebens, seiner Studien, seiner Lectüre aufstoßen. „Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat", so bezeichnet er auf dem Titel den Zweck und Inhalt seiner Schrift „Ueber den Willen in der Natur". Einen schlimmeren Dienst hätte er seiner Sache nicht wohl leisten können. Wenn das die Bestätigungen waren, die er in einem Zeitraum von achtzehn Jahren für seine Lehre hatte aufbringen können, — nun, so bedeutete Bestätigung jedenfalls etwas Anderes als Beweis. Wo irgend ein Naturforscher, ein Philosoph oder wo die Sprache selbst eine Metapher braucht, welche vom Willen hergenommen ist, da gilt ihm das als eine „Bestätigung" seiner Lehre. So hier und so in allen folgenden Ergänzungs- und Erläuterungsschriften. Seine Art zu beweisen ist das genaue Gegenstück zu seiner schimpfenden Art des Widerlegens. Wahllos rafft er diese vermeintlichen Beweise nach der ganzen Zufälligkeit seiner Lectüre auf; welchen Maaßstab er auch sonst an die Geister lege: als Zeuge für seine Behauptungen ist ihm Lucian so viel werth wie der Prophet Jeremias, und ohne Unterschied brandschatzt er die Werke der Klassiker wie die vermischten Nachrichten der Zeitungen. Auch darin, wer wollte es leugnen, bekundet sich eine trotzige Kraft. Es ist das Analogon der echten systembildenden Kraft, der Kraft, welche die Fäden eines weit ausgesponnenen Ideengewebes durch die innere Macht der Idee zusammenhält. In bewunderungswürdigem Grade besitzt er das Talent, Alles eigensinnig auf Einen oder zwei Gesichtspunkte zu beziehen, die ganze Welt, gut oder übel, durch einige wenige fixe Vorstellungen zusammenzuhalten.

Doch wir irren, wenn wir sagten, daß seine Lehre in diesen späteren Jahren keinerlei Fortbildung mehr erfahren habe. Erfuhr doch seine ganze Art zu sein, sein persönlicher Charakter jene traurige Art der Veränderung, die eine nothwendige Folge der zunehmenden Isolirung und der zunehmenden Jahre war. Der Schatten in diesem schattenreichen Gemälde dunkelte nach, tiefer und tiefer fraßen sich die sittlichen Schäden in das Mark seines Lebens ein, und die Züge, die in der Jugend häßlich erschienen, erscheinen häßlicher im Alter. Es widersteht uns, das ganze Bild des Mannes und seiner persönlichen Existenz, wie Gwinner und Frauenstädt uns dasselbe vorgeführt haben, wiederholend auszumalen. Alles in Allem genommen ist es das Bild

eines kolossalen Egoisten. In dem kraft- und lebensvollen Naturell, das diesem Egoismus zur Unterlage und Stütze diente, hatte sich in jüngeren Tagen auch eine entgegenstrebende Kraft geregt. Das „bessere Bewußtsein", von dem er redete, war ohne Zweifel in ihm selbst eine Wahrheit gewesen; die Sehnsucht hatte ihn ernstlich bewegt, über das Gemeine, das uns Alle und ihn mit den stärksten Fesseln bändigte, hinauszustreben; jene Theorie von der Heiligkeit, als einem Analogon der Genialität, hätte nicht aufgestellt werden können, wenn der Begriff unbedingter sittlicher Reinheit nicht zeitweise als lebendige Empfindung in ihm gegenwärtig gewesen wäre. Aber seit all' diese Regungen in der Reflexionsform starr geworden, seit sie in ein System hinübergerettet worden, verdrängte das Bewußtsein, zum mindesten doch und auf alle Fälle ein Genie zu sein, die lebendige Wahrheit jenes echten besseren Bewußtseins. Allmählich mußte der Trost genügen, daß er zwar nicht selbst ein Heiliger sei, aber doch gelehrt habe, was ein Heiliger sei, und nur in gelegentlichen Seufzern, daß die Gnade der Heiligung ihm nicht zu Theil geworden, mochte sich das „bessere Bewußtsein" noch zu Zeiten melden. Im Ganzen blieb für seine Praxis und seine persönliche Existenz nur noch der Bodensatz davon übrig. Die Praxis des Genies ist nur noch der Cultus seiner selbst. Die Menschenliebe ist das Fundament seiner Ethik, — ihm selbst ist es bequemer, die Menschen zu verachten und sein Mitleid, seine fürsorgende Zärtlichkeit den Thieren zuzuwenden. Er trägt theoretisch die abstracteste Geringschätzung des gewöhnlichen Treibens der Menschen zur Schau — in praxi ist er auf's Aengstlichste um die Mittel für seine eigene Subsistenz bedacht, zeigt er sich als den sparsamsten, ja knickrigsten Hauswirth. Es geschieht ja im Dienste der Wahrheit, daß er für die Erhaltung seines Lebens und seiner Unabhängigkeit hypochondrisch besorgt ist! Eben dieser Wahrheit zu Liebe schont er kein noch so geheiligtes Vorurtheil, keinen noch so geachteten Namen — es sei denn, daß seine grenzenlose Feigheit ihn Vorsicht und Schweigen lehre! Was kümmern ihn die Welthändel, was die Interessen anderer Menschen — seine Person, seine Philosophie und sein Pudel, das sind die allein wichtigen Dinge, um die sich seine Gedanken drehen. Im Hintergrunde zwar macht sich unvertilgbar immer wieder der Zwiespalt seiner Natur geltend, die Qual seiner Angst, seiner Feigheit, seines Argwohns, seines Neides, seiner sonstigen Leidenschaften: aber immer wieder wird auch sein Selbstgefühl zu dem Polster, auf dem er sich behaglich einrichtet. Sein Genialitätsbewußtsein nimmt die Gestalt des raffinirtesten Epikuräismus an. Auch im Selbstgenuß seines Geistes

ist er ein ausgebildeter Gourmand: nur die ersten zwei oder drei Morgenstunden werden der Arbeit und dem Nachdenken gewidmet; nur gleichsam den ersten Aufguß seines Gehirns verbraucht er für seine schriftstellerische Thätigkeit.

Dieser abwärtsgehenden Entwicklung seines Charakters entspricht nun in der That eine Art von Fortbildung auch seiner Lehre. Er hatte früher die großen Grundzüge seines Wesens in Metaphysik übersetzt: er übersetzt in diesen späteren Jahren, immer mittelst desselben „Kniffes", mehr und mehr auch das völlig Particulare, das Zufällige, das Gemeine seiner Persönlichkeit in Theorie. Wir sagen absichtlich: in Theorie, nicht in Metaphysik. Diese letztere bildet nur noch den allgemeinen Rahmen, in den irgendwie Alles eingefügt wird, die wenigen Grundgedanken derselben werden wie einmal eingeschlagene Nägel benutzt, um einen mannichfaltigen Hausrath, brauchbaren und unbrauchbaren, daran aufzuhängen. Niemals sind so wenige Ideen durch eine solche Fülle von Einfällen variirt worden; fast immer aber lassen sich diese, wie jene, auf die individuellsten Empfindungen oder auf gewisse „Grundkrümmen" seines Charakters zurückführen. Die Toleranz, mit der er sich über die Lüge ausläßt, klingt verwunderlich im Munde dessen, der so pathetisch von seiner Mission für die Wahrheit spricht, aber mit unwillkürlicher Aufrichtigkeit läßt er uns sehen, daß er eine Tugend unmöglich so hoch stellen kann, die nur mit Furchtlosigkeit und Verachtung von Gefahr zusammenbesteht. In dem Capitel des zweiten Bandes seines Hauptwerks, das er „Metaphysik der Geschlechtsliebe" überschrieben hat, thun wir einen tiefen Blick in die Physiologie seines inneren Menschen. So werden seine körperlichen Erfahrungen, so werden nach und nach alle seine Sympathien und Antipathien zu Ergänzungscapiteln seiner Philosophie. Sein alter Mysticismus hat einen starken Zusatz von Leicht- und Abergläubigkeit bekommen: da widmet er denn einige jener kostbaren Morgenstunden der Aufgabe, uns eine Theorie der Geistererscheinungen zu geben. Von allen Liebesabenteuern ist dem alten Junggesellen nur eine schnöde Mißachtung des schwächeren Geschlechts übrig geblieben: er münzt sie zu einer eigenen Abhandlung über die Weiber und zu anderen Excursen in Mephisto's Manier aus. Und so geht es fort von der Theorie der Erblichkeit der Eigenschaften bis zu den mannichfach variirten Aeußerungen seines cynischen Judenhasses, von den Maximen seiner praktischen Lebensweisheit bis zu jenen schrullenhaften Behauptungen über die Schlafbedürftigkeit des Genies und über die Empfindlichkeit desselben gegen Lärm und Geräusch, bis

zu den Wuthausbrüchen gegen die „Infamie“, griechische und lateinische Schriftsteller mit deutschen Noten herauszugeben, oder gegen die „niederträchtige Buchstabenknickerei“, die den Stil heutiger deutscher Schriftsteller entstelle. Es ist klar, daß alle diese Expectorationen ohne jegliches wissenschaftliche Interesse sind, aber das Charakteristische ist, daß Schopenhauer selbst dergleichen zu den „Perlen“ seiner Philosophie rechnet, daß er mit derselben Ereiferung und demselben Anspruch auf unumstößliche Wahrheit uns seine Marotten und Idionsynkrasien vorträgt wie seine Lehre vom Verhältniß des Willens zum Intellect. Vollkommen in der Ordnung; denn in gewissem Sinn ist auch diese Lehre ein bloßer Einfall und eine Marotte, und der Unterschied nur der, daß wir jetzt die Hefen, vorher die trinkbare Flüssigkeit vorgesetzt bekamen. Auch äußerlich, natürlich, trägt seine eigensinnige Absperrung und seine Müßiggängerei die Schuld, daß er auch diese Hefen ausschenkt. Er ist wohl noch in einer übleren Lage als jene Philosophieprofessoren, die außer ihren Büchern auch noch ihre Vorlesungen drucken lassen. Wir kennen kaum einen so lästigen Wiederholer, als Schopenhauer in seinen Arbeitsschriften ist. Das macht: der einzige Mensch, den er seines Umgangs würdig erachtet, ist der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“. Was Andere leichthin im Gespräche fallen lassen, die momentansten Einfälle, die flüchtigsten Stimmungsurtheile — er befestigt sie auf dem Papier und weiht sie der Unsterblichkeit.

Diese Unsterblichkeit ist sein Traum bei Tag und bei Nacht. Die Unsterblichkeit seiner Philosophie aber ist ihm identisch mit der Unsterblichkeit seines Namens. In der Ruhmsucht, an der er krankt, kömmt noch einmal das Subjectiv-Persönliche seines Werks zum Vorschein. In diesem Werke liebt und sieht am Ende er selber nur sich selber, und es ist ihm wichtiger, daß seine Person, als daß seine Philosophie gelte und durchdringe. Auch den Ruhm macht er wieder eigens zu einem Gegenstande der Reflexion. Das ist mehr als Eitelkeit, das ist eine ganz besondere verzehrende Leidenschaft, wie sie wohl in gewissen Epochen der Geschichte epidemisch aufgetreten ist. Hier vor Allem haben die Frauenstädt'schen Memorabilien den Vorhang geöffnet; sie zeigen den von der Welt Zurückgezogenen in fieberhafter Sorge und Aufregung um öffentliche Anerkennung. Alle seine Vornehmheit, alle seine Verachtung der Literatur des Tages wird verschlungen von dem Eifer, sich um jeden Preis zum berühmten Manne zu machen. Es wird zu einem seiner wichtigsten Geschäfte, allen Urtheilen, die über ihn laut werden, nachzuspüren. Darauf hin durchstöbert er alle neu er-

scheinenden Bücher und Zeitschriften, zu diesem Zweck organisirt er ein förmliches System der Spionage und der Propaganda. Er, dem Hegel eine „Ministercreatur" ist, er, der die Philosophieprofessoren beschuldigt, daß sie ein förmliches Complot geschmiedet, ihn todtzuschweigen und sich emporzubringen, er scheut sich nicht, mit allen, mit den kleinlichsten und gemeinsten Mitteln für sich selbst zu agitiren, er überwindet sich zu einer lästigen, fortgesetzten Correspondenz, zu herablassender Gemeinschaft mit denen, die, voll Bewunderung vor seiner Größe und voll Duldsamkeit gegen seine Grobheit, sich dazu hergeben, ihn auszuposaunen. Es erscheint uns als ein schweres Strafgericht, welches über ihn kömmt, daß er in der Hölle dieser kleinen Betriebsamkeit schwitzen muß, nachdem er sich zu gut dazu gehalten, die legitimen, die in der Sache selbst gelegenen Mittel zur Verbreitung und für den Sieg seiner Lehre anzuwenden. Der unglückliche Mann, wie er uns in den Briefen an seinen lieben Getreuen, an seinen Erzevangelisten entgegentritt, erinnert an jene spanischen Hidalgos, die mit Manschetten und Degen auf den Straßen einherstolzirten, während ihre Diener in den Klöstern für sie betteln gingen. Bei seinen Lebzeiten begann die Buße: sie wurde vollständig nach seinem Tode durch die Prostituirung seitens seiner Lobredner und Vertheidiger.

7.

Ueberlassen wir diese Apologeten sich selbst und ihrer eigenen Uneinigkeit. Es gab einige Aussicht, den Mann zu retten, so lange die Anklage in erster Linie auf den Widerspruch ging, der zwischen dem Leben und der Lehre Schopenhauer's, zwischen seinem praktischen Epikuräismus und seiner Theorie von der Heiligkeit bestehe. Dieser Widerspruch jedoch ist nicht größer als der, welcher die verschiedenen Theile und Sätze der Lehre selbst in Spannung setzt und ist kein anderer als der, welchen uns so manche Erscheinung auf religiösem Gebiet, jene, namentlich in orientalischen Culten so gewöhnliche Mischung greller Sinnlichkeit und überspannter Askese zur Anschauung bringen kann. Wir kehren die Anklage um. Das, was das Geschäft der Vertheidigung zu einem verzweifelten macht, ist gerade die Uebereinstimmung zwischen dem Philosophen und dem Menschen. Beide stehen und fallen miteinander, wie sie wechselsweise einander erläutern. Verdeutlichen mochte diesen Zusammenhang die Memorabilienliteratur, aber auch ohne diese kann es doch nur der oberflächlichsten Betrachtung entgehen, daß z. B. die Theorie von der absoluten Entsagung gerade so das punctum caecum der Philosophie

Schopenhauer's ist, wie sie das punctum caecum seines Charakters ist. Die besten Memoiren hat er selbst in seinen Werken geschrieben, und selten hat ein Mensch, am seltensten ein Philosoph, mit all' seinen Schwächen und Fehlern, wir wollen sagen mit seinem Guten und seinem Schlimmen, sich so blosgegeben wie dieser in den Geschichten, die er von dem Wesen und Zusammenhang der Welt erzählt. Diese Weltanschauung steht statt einer Lebens- und Seelengeschichte da: sie leistet nahezu dasselbe, was etwa die Selbstbiographie des Cardanus oder die Confessionen Rousseau's.

Was demnach von dieser Philosophie übrig bleibt?

Doch wohl nur dasjenige, worin sie dem Geiste, dem guten Geiste unserer Zeit und unseres Volkes wahlverwandt ist, und das, Gottlob, ist wenig, sehr wenig. Wir nannten eben den Cardanus. Zuweilen, in der That, haben wir uns des Einfalls nicht erwehren können, als ob die Seele dieses oder eines andern der abenteuerlichen Denker aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Wissenschaften in den Sohn der Johanna Schopenhauer, den Zeitgenossen Göthe's und Kant's gefahren sei: so sehr erinnert sein Charakter an den jener heißblütigen Italiäner, sein System an die bunte Gedankenmischung, an die Naturbegeisterung, an den sensualistischen Mysticismus, an das selbstbewußte juxta propria principia der Vorläufer Baco's. Wenn freilich nach drei Jahrhunderten einer dieser abgeschiedenen Geister den Schauplatz der Erde wieder betreten hätte, so müßte ihm wohl die heutige Gestalt der Welt befremdlich vorkommen. Er fände sich inmitten einer reichen, vom Verstande beherrschten Bildung, er sähe sich hier durch die Schranken der Sitte, der Zucht, der Ordnung in's Enge getrieben, dort wieder durch eine allgemeine, unbestrittene Freiheit zu nicht geringer Verlegenheit in's Weite gewiesen. Er würde, dünkt uns, zunächst in vollen Zügen an dem Geiste moderner Selbsterkenntniß sich berauschen, — um schließlich verstimmt sich zurückzuziehen und unter leidenschaftlichen Beschuldigungen gegen die Welt, die zu ihm nicht paßt, sich über die eigene Unzulänglichkeit durch unbedingte Entsagung zu täuschen. In dem gleichen Falle ist Schopenhauer — ein Revenant wie die Romantik überhaupt. Vielleicht am ehesten im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hätte eine Lehre wie die seinige Anerkennung finden, sie hätte zum philosophischen Glaubensbekenntniß der damaligen geniesüchtigen Jugend werden können; ist doch offenbar etwas von jener Stimmung in ihr, die sich in den Faustdichtungen jener Literaturperiode, in dem Naturcultus, in dem starkgeistigen und doch vor der Pflicht des Lebens nicht Stand haltenden Selbstgefühl, in dem

„Sturm und Drang" der Progonen der Romantik regte. Ihr Streben, sich heutigen Tages gewaltsam in den Besitz der Herrschaft zu setzen, scheitert unausbleiblich. Man kann einen neu begründeten Thron nur befestigen mittelst zeitgemäßer Institutionen, durch organisatorisches Talent. Die Schopenhauer'sche Philosophie weiß sich nur im Allgemeinen auf das „metaphysische Bedürfniß", auf den kritischen Zustand von Religion und Speculation zu berufen: die Wissenschaft hat sie nicht zu organisiren, sondern nur zu desorganisiren verstanden. Sie hat, von einzelnen flüchtigen Anregungen abgesehen, keine Spur eines Einflusses auf das Wachsthum der Wissenschaften zurückgelassen; sie ist so unfruchtbar wie alle Zwitterspecies, sie verhält sich auch in dieser Beziehung zu der Kant'schen Philosophie wie die gefüllte Blüthe zu der einfachen. Die Hauptschwierigkeit jeder Tyrannis besteht bekanntlich darin, sie erblich zu machen. Wie ließe sich wohl die persönliche Virtuosität, welche diese Gedanken zusammengebracht, die paradoxe Genialität, auf die sie gestellt sind, wie ließe sich diese ganz individuell motivirte Weltanschauung forterben? Jedes Reich kann sich nur erhalten, wenn es sich weiter bildet. Dieses ist nach der Meinung seines Gründers unverbesserlich. Ausdrücklich betont er die Unveränderlichkeit seiner Lehre. Seine Werke sollen kanonisches Ansehen haben und keine Sylbe soll an ihnen geändert werden. Wiederholt schärft er seinem Evangelisten ein, daß er sich „rein halten", daß er „nicht fackeln und irrlichterliren" solle und weiß ihm keinen besseren Rath zu geben, als den, „durch periodisches Wiederlesen aller seiner Schriften sich stets den ganzen Complex des Systems gegenwärtig zu erhalten". Der Fürst, der seinen Kammerdiener adoptirte, um ihn zu seinem Nachfolger zu erklären, würde ebenso weise für den Fortbestand seines Reiches sorgen. Und offen liegt nun bereits zu Tage, wie die Theophraste und Metrodore die doctrinelle mitsammt der literarischen Erbschaft dieses Aristoteles zu verwalten verstanden haben. Daß jeder Versuch einer Entwickelung dieses Systems seiner Zerstörung gleichkömmt, davon mag man sich beispielsweise durch die Anwendung überzeugen, welche Herr Lindner von demselben auf die Theorie der Tonkunst gemacht hat; — einiger confuser Mysticismus, etwas von der mißvergnügten Laune und ein paar aus der Metaphysik des Meisters niedergeschlagene Bruchstücke empirischer Psychologie, das ist Alles, was von dem System übrig bleibt. Es hat allezeit religiöse Fanatiker gegeben, denen es trotz oder wegen der Abenteuerlichkeit ihrer Predigt geglückt ist, sich zu Sektenstiftern aufzuwerfen. Gewisse sittliche und Gemüthskrankheiten, an denen es in Zeiten voll hochgesteigerter und

doch noch unfertiger Bildung niemals fehlen kann, werden sich durch die Sätze einer solchen Lehre angezogen fühlen, wenn es einem energischen Individuum gelungen ist, für sie einen entsprechenden, vielleicht einen geistvollen und hinreißenden Ausdruck zu finden. Nicht anders ist es mit der Schopenhauer'schen Philosophie. Sie giebt sich selbst die Bedeutung einer Religion, wie sie denn an allem Ende ihre Blößen mit der Berufung auf Christliches und vor Allem auf „unsere allerheiligste Religion", das will sagen auf den Buddhismus zudeckt. Wen nun beschliche nicht zuweilen, in schlechten Stunden, etwas von jener pessimistischen und quietistischen Stimmung, von jener Weltverbitterung und Weltmüdigkeit, welche Schopenhauer mit so glänzender Beredsamkeit entfaltet? Derjenige, in dem diese Stimmung habituell wäre, wenn er nun bei unserem Schriftsteller fände, daß sie dennoch mit einiger Poesie sich versetzen lasse, ja, durch einen gewissen Idealismus eine Wendung zum Positiven bekommen könne, ein Solcher wäre offenbar reif für die Philosophie dieses Mannes, und doppelt wird er es sein, wenn strenges, wissenschaftliches Denken nicht seine Sache ist, wenn er sich vielleicht an der Dürre und Künstlichkeit anderer Systeme ermüdet hat, wenn er endlich gar von dem Genialitätstick besessen ist oder Lust hat, mit Methode den Sonderling zu spielen. Es muß auch solche Käuze geben. Für sie ist die Schopenhauer'sche Philosophie eine Delicatesse, und unter der Gemeinde dieser wunderlichen Heiligen wird sie ohne Zweifel noch eine Weile fortfahren, Mode zu sein.

Man beruft sich, um ihr höhere Ansprüche zu sichern, auf den starken Accent, den sie auf das Moment der Anschauung lege, auf das Verdienst, das sie sich durch die erneute Hervorhebung und Popularisirung der Kant'schen Gedanken erworben habe, auf die sinnreiche Weise, in der sie den Materialismus der Naturwissenschaften unschädlich mache, ja, ihn in den Dienst des Idealismus herumwende. Sie trifft, es ist wahr, in allen diesen Punkten mit sehr reellen wissenschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart zusammen. Allein etwas Anderes ist der pädagogische und etwas Anderes der wissenschaftliche Werth eines philosophischen Systems. Wir begreifen sehr wohl, daß die natürliche Reaction gegen den Scholasticismus insbesondere des letzten der großen nachkantschen Systeme sich gerade durch die undisciplinirte Geistreichigkeit lebhaft angesprochen fühlen konnte. Glückauf, wenn irgend wer allererst durch die Schopenhauer'sche Lehre inne ward, daß Anschauung und Begriff, Physik und Metaphysik doch noch einer anderen und durchgreifenderen Vermittelung oder Auseinandersetzung bedürfen als jener, die sie in der Hegel'schen Dialektik gefunden haben!

Glücklich ebenso derjenige, der durch diesen corrumpirten Kantianismus auf ein ernstes Studium des echten Kant hingeführt wird, des echten Kant, dessen Größe sich eben auch darin bewährt, daß sie noch durch die dicksten Nebel der Romantik hindurchleuchtet! Daß Schopenhauer die damit angedeuteten Bedürfnisse zwar wohl aufregen mochte, aber nimmer sie zu befriedigen im Stande ist, dafür nehmen wir den letzten durchschlagenden Grund aus seinem eigenen Munde. Er selbst giebt uns den Maaßstab für den Werth seiner Lehre in die Hand. Mit Recht sucht er, treu der alten Kant'schen und Fichte'schen Tradition, die Wurzeln aller Metaphysik im Ethischen. Daß der Sinn und Zweck des Lebens kein intellectueller, sondern ein moralischer, daß die letzte Spitze, in welche die Bedeutung des Daseins überhaupt ausläuft, das Ethische sei, diese Sätze unterschreiben wir durchaus — und diese Sätze sind zugleich das Todesurtheil einer Lehre, welche die Wurzeln der Ethik in's Nichts verlegt, welche das Ziel aller Weisheit in der Ertödtung des Willens, in der Flucht aus dem handelnden Leben und der Wirklichkeit sucht. Eine solche Doctrin vernichtet alle echte Sittlichkeit, indem sie den Kampf gegen den eigenen Leib zur einzigen Aufgabe des sittlichen Strebens macht. Sie stempelt die Tugend zu einer Sache der Gnade und führt also auch auf diesem Gebiete ein Privilegium, ähnlich dem der Genialität ein. Sie hebt die Bedeutung der Geschichte und des geschichtlichen Fortschritts auf; an eben dem Punkte, wo sie durch die Liebe den Einzelnen mit der Gesammtheit verknüpfen will, schneidet sie dieses Band durch die Askese wieder durch; sie bricht aller Begeisterung, aller Lust und Liebe das Herz aus, — sie löst nicht, sondern sie zerhaut den Knoten des Daseins. Diese Doctrin daher können wir nicht brauchen; wir protestiren gegen sie im Namen der Humanität, im Namen all' der Bildung, die eine tausendjährige Entwickelung zum Erbtheil unseres Geschlechtes gemacht hat. Mag sie ihre Anhänger da suchen, wo nach ihrer Einbildung der Ursitz aller Weisheit war, fern im Osten, unter jenem früh gebrochenen Volk, wo unter der sengenden Gluth eines wolkenlosen Himmels, unter dem Druck eines ertödtenden Despotismus die Kräfte der strebenden Freiheit in Schlummer sanken, in einen Schlummer, den nur die wüsten Träume der Phantasie und die Krämpfe des immer noch zuckenden Lebens unterbrachen. Zu deutlich verräth sie sich als eine Nachgeburt aus derjenigen Periode unseres nationalen Daseins, wo auch wir, von den Pflichten und Sorgen, von dem Ehr- und Rechtsgefühl öffentlicher Thätigkeit ausgeschlossen, einzig auf die Pflege des intellectuellen und ästhetischen Lebens angewiesen waren, aus der Periode, wo auch Göthe

nach der Lehre des Spinoza seinen Geist gewöhnen wollte, Alles sub specie aeternitatis zu betrachten. Wir verdanken dieser Zeit einiges von dem Köstlichsten, was wir geistig überhaupt besitzen: der Schopenhauer'schen Philosophie war es vorbehalten, den Grundschaden dieser Periode in eine abstracte, und darum grelle und übertreibende Formel zu bringen. Ihre Ethik ist die Quintessenz des Vergänglichsten unserer damaligen Existenzweise, die Fixirung des Geistes, dem wir seit dem Wiedererwachen unseres nationalen Bewußtseins ein für allemal abgeschworen haben, den wir in den Kämpfen der Gegenwart von Tage zu Tage gründlicher abthun lernen. Wir streben in Folge dessen nach Versöhnung überstiegener idealistischer Forderungen und harter praktischer Nothwendigkeiten, wir fangen an, uns des Gefühls der Gesundheit zu erfreuen, das aus dem Gleichgewicht zwischen den sich in die Ewigkeit erstreckenden Ansprüchen individueller Vervollkommnung und der Hingebung an die Pflichten und Ordnungen des sittlichen Gemeinlebens entspringt. Das abschreckende Bild der Krankheit mag uns aus einer Ethik entgegentreten, welche uns nur die Wahl läßt zwischen dem Uebergange in's Nichts und der Qual der „Bejahung des Willens zum Leben", welche das Leben einer Kreisbahn aus glühenden Kohlen vergleicht, mit einigen kühlen Stellen, die wir unabläßig zu durchlaufen oder aus der wir mit Eins herauszutreten hätten. Die Unverträglichkeit von Ideal und Wirklichkeit, die Zerrissenheit des sittlichen Bewußtseins ist nie in genialerer Weise, nie in groteskerer Verzerrung gezeichnet worden. Einen weiteren Wink aber über den Ursprung dieser Krankheit mag uns das politische Glaubensbekenntniß unseres Philosophen geben. Hier vor Allem blickt jener traurige Gegensatz, in dem unsere ganze Nation ehedem befangen war, deutlich hindurch: ein Schwelgen in abgezogenen Ideen, eine ideenlose Wirklichkeit, eine begeisterungslose Praxis. Dem entsprechend ist das ethische Ideal Schopenhauer's jener Zustand übermenschlicher und inhaltsloser Heiligkeit, sein staatliches Ideal die vollkommenste und klügste Gewaltherrschaft, die durch Zwang das von Natur herrschende Unrecht verhindert und der Schlechtigkeit, dem Eigennutz und der Bosheit der Menschen einen Zaum anlegt. In diese Staatslehre wie überhaupt in seine Lebenslehre lagert sich all' jene überschüssige realistische Kraft und jener nüchterne Verstand ab, die auch unserem Volke, wenn auch ohne ersprießliche Verwerthung, neben allem Spiritualismus, allem speculativen und poetischen Treiben niemals ganz abhanden gekommen ist. In einem ähnlichen Gegensatz

bewegt sich die Ethik des Spinoza zu seiner Politik; er formulirt in jener die Weltanschauung des unglücklichen, selbstlos in der Substanz des Weltgeistes untergegangenen Volkes, dem er durch Geburt angehörte: er findet sich in dieser wider Willen mit dem praktischen und thatenfrohen Sinn des jugendlichen Gemeinwesens ab, an dessen jüngst eroberter Freiheit und bürgerlicher Ordnung auch ihm theilzunehmen vergönnt war. Wir werden gemahnt, daß dasselbe Jahrhundert, in welcher die Cardanus und Bruno ihre Speculationen über die Natur und das All ersannen, auch die Zeit war, in welcher Machiavelli sein famoses Buch vom Fürsten schrieb.

Kein Zweifel: für die neue Form des Lebens, die wir uns zu gründen begonnen haben, wird früher oder später, wenn die Umbildung der sie begleitenden und bedingenden sittlichen Anschauungsweise erst weiter gediehen sein wird, auch die deutsche Philosophie wieder einen neuen wissenschaftlichen Ausdruck finden. Es handelt sich, gegenüber dem einseitigen Moralismus der früheren und dem nach dem Aesthetischen gravitirenden Princip der späteren deutschen Systeme, um eine ausgleichende mittlere Formel, um eine Fassung des Wirklichen, die den ideellen Gehalt desselben hier als ein Seiendes, dort als ein Sollen zu begreifen im Stande ist. Die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften zwingen unaufhörlich zu neuen, die individuellen Stoffe bewältigenden, ihrer Natur nachgehenden Methoden, und so geht am Ende aus dem, was uns die Dinge lehren und dem, was dabei durch geistige Anticipation geleistet wird, ein neuer Gesammtaufschluß über den Sinn alles Seins und Lebens hervor. Da ist denn nun nichts bedeutsamer als die parallele Entwickelung, deren sich in den Tagen, in denen wir leben, mit der Naturwissenschaft die Geschichtswissenschaft erfreut. Hier liegt die Bürgschaft, daß es gelingen werde, dem Materialismus, auf den die Naturwissenschaften hinzuführen scheinen, das Geständniß seiner Unwahrheit und Unzulänglichkeit abzudringen. Die Geschichte ist die zurückgebliebene, aber eben jetzt jugendlich vorwärtsstrebende Wissenschaft, und darum wird Niemand die wissenschaftlichen wie die sittlichen Probleme der Gegenwart zu einer philosophischen Formel verknüpfen können, der nicht dem Werth und Sinn der Geschichte gerecht wird. Wenn durch alles Bisherige der Beweis noch nicht ausreichend geführt wäre, daß die Schopenhauer'sche Lehre ein Gast ist, den wir nicht beherbergen können, ein fremder Blutstropfen in dem Körper dieser Zeit, — die totale Verkennung des Historischen, die Mißachtung, welche die historische Wissenschaft bei ihm erfährt, würde diesen Beweis vollenden. Diese Wissenschaft gilt

ihm als das gerade Widerspiel der Philosophie, da sie es lediglich mit dem Einzelnen zu thun habe. Gegen die Geschichte selbst drückt er überall die entschiedenste Abneigung aus, und diese Abneigung ist das eigentlich Constante in den mannichfachen Mißurtheilen, die er, nicht ohne Widersprüche im Einzelnen und mit der ihm eigenen Heftigkeit, über sie fällt. Immer, natürlich, ist der Kern der, daß die Geschichte der eigenthümliche Schauplatz der Bejahung des Willens zum Leben, daß sie ihrem innersten Wesen nach „lügenhaft" ist, ein trügerischer Schein in der Nichtigkeit der Zeit. Er erblickt von der Höhe seiner melancholischen Ethik in den Thaten und Leiden unseres Geschlechts lediglich einen „langen, schweren und verworrenen Traum". Im Sinn seines Pessimismus wendet er das Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei. Jetzt vergleicht er sie mit den wechselnden und doch immer dasselbe darbietenden Configurationen des Kaleidoskops, jetzt mit den Dramen des Gozzi, in denen zwar die Motive und Begebenheiten immer andere, die Personen, die Absichten, die Schicksale, der Geist der Begebenheiten immer derselbe sei. Er würdigt nur herab, wofür er selbst ohne jedes Organ ist. Sein völliger Mangel an historischem Sinn verräth sich zur Genüge, wenn er z. B. Kant, Plato und die Vedenlehre als sich deckende Größen behandelt, wenn er das Weltentsagende in der christlichen Ethik, statt es aus der historischen Stellung seines Stifters und seiner ersten Bekenner zu begreifen, aus indischen Quellen ableitet, und im Ernste hoffen kann, daß die Zeit herangerückt sei, wo unsere ganze occidentalische Cultur von der höheren Weisheit des Orients könne verschlungen werden, wo, nach langer Verirrung, „die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden!"

Und so: welchen Maaßstab wir immer anlegen mögen, den logischen, den ethischen, den des wissenschaftlichen oder den des praktischen Bedürfnisses, — die Ergebnisse aller dieser Messungen stimmen in derselben Summe zusammen. Wir können die Sätze dieser Philosophie nicht unter sich zusammenreimen; unser sittliches Gefühl sträubt sich mit allen Fasern gegen sie; für den Fortschritt der Wissenschaften erwarten wir kein Heil, für unser nationales Leben könnten wir nur Hemmung und Gefährdung von ihr erwarten. Mit dem Philosophen Schopenhauer geben wir den Menschen, mit dem Menschen den Philosophen preis. —

Es giebt nichtsdestoweniger eine Rehabilitation für ihn;

es giebt einen Grund, der das Aufsehn rechtfertigt, das er in so hohem Grade erregt hat.

Wir denken diesem Manne weder nachzuleben noch nachzuphilosophiren, aber wir denken nach wie vor seine Schriften mit aufrichtiger Bewunderung und mit wahrem, wenn auch nicht ungemischtem Vergnügen zu lesen. Denn was er immer sonst sei — er ist ein eminenter Schriftsteller.

Ist Byron darum weniger ein großer Dichter, weil seine Lebens- und Weltanschauung uns ungefähr ebenso abnorm und verwerflich erscheint, wie die unseres philosophischen Autors? Es ist vielleicht nicht ganz so leicht, aber es steht uns ohne Zweifel frei, auch bei dem Letzteren davon abzusehen, daß er uns die wahre, die einzig berechtigte Philosophie mittheilen will. Jedenfalls ist es seine Philosophie, und diese trägt er wie ein geistreicher und gescheuter Mann, er trägt sie überdies wie ein überzeugter vor. Da ist kein Satz, bei dem wir nicht den Eindruck hätten, daß eine kräftige, eigenartige Persönlichkeit, gleichviel ob gut oder böse, anziehend oder abstoßend, sich darstelle. Es giebt einzelne, auch stilistisch wahrhaft glänzende, einige in hohem Maaße schwungvolle Stellen in seinen Werken, Stellen wie jener unvergleichliche Schluß der kleinen Schrift über das Sehen, in der sich das gehobenste Selbstbewußtsein, gedämpft durch die edelste Fassung ausspricht. Wäre diese Fassung dem ungestümen Manne nicht allzu schwer gewesen, wäre sie ihm nicht mehr und mehr abhanden gekommen, so würden wir solcher Stellen mehr zu bewundern, wir würden einen wirklich klassischen Schriftsteller vor uns haben. Nicht diese Stellen jedoch geben seiner Darstellungsweise ihren charakteristischen Reiz, und mit der Mustergültigkeit seines Stils verhält es sich nicht anders als mit der Allgemeingültigkeit seiner Lehre. Der Ausdruck der Großheit, der Würde und Feierlichkeit ist ihm nicht natürlich; gerade hier und nur hier ist er nicht ohne Affectation. Noch entschiedener fehlen ihm die Töne für das Zarte und Anmuthige. Es mißlingen ihm alle diejenigen Formen, welche kühle Selbstbeherrschung und Freiheit des Geistes voraussetzen. Er scheitert kläglich, er verfällt in's Plumpe, so oft er ironisch sein will. Er ist immer er selbst, und darum ist sein Ungeschick geradezu lächerlich, wenn er es hin und wieder versucht, seine Gedanken in die dialektische Form des Gesprächs zu kleiden. Er hat den Eigensinn des Sprechens wie er den des Denkens hat. Niemand kann ein strengerer und anspruchsvollerer Kritiker fremden Stils sein, und doch, um sich selbst jenen stilistischen Gesetzen zu fügen, die, aus der Natur der Sprache, dem Beispiel großer Meister

und dem Gemeingefühl der Nation erwachsen, den schriftstellerischen Ausdruck mit der Macht der Sitte und Bildung beherrschen, dazu ist er eine viel zu zuchtlose Natur. Er hat einen trefflichen Geschmack, einen großen natürlichen Instinct für die Handhabung der Rede, aber die polemische Leidenschaft zumal reißt ihn nur zu oft über die Grenzen des Anständigen und Schönen: wo seine Antipathien in's Spiel kommen, da greift er in der Rede selbst zu den verletzendsten Gesten, ja zu Thätlichkeiten. Auch in Sachen des Stils eben ist er allezeit bereit, Gesetze zu dictiren, aber unwillig, zu gehorchen. In eigenen Abhandlungen bekämpft er das Unregelmäßige, das Auffallende, das Willkürliche moderner Schriftstellerei: nur er selbst, wohlgemerkt, will das Vorrecht des Absonderlichen und die Freiheit der Unregelmäßigkeit haben, und er übt Beides in der Ungezwungenheit so mancher halsbrechenden Periode, in der unmäßigen Wiederholung gewisser Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, in dem unnöthigen Gebrauch der übelklingendsten, aus dem Stegreif geborgten Fremdwörter. Aber trotzdem oder vielmehr gerade deswegen: in Allem, was jenseits der stilistischen Etikette liegt, ist er ein unübertrefflicher Meister. Erst hier gilt in vollem Maaße, daß der Stil der Mensch ist. Wir mögen wollen, oder nicht: an dieser Individualität als solcher müssen wir Interesse nehmen. Was kümmert uns die allgemeine, die philosophische Wahrheit dieser Philosophie: so wie die Dinge da ausgesprochen werden, haben sie eine unbestreitbare subjective Wahrheit; so eben spiegelt sich die Welt in diesem Kopfe, dieser Kopf ist eine Welt für sich, und unter allen Köpfen, die uns vorgekommen, ist keiner, der diesem gleiche. Mit wie ergreifender Kraft weiß er uns das Entsetzliche des egoistischen, leidenschaftlichen Willens, wie er in dem Einzelnen immer unbefriedigt heischt und tobt, in der Geschichte zerstörend waltet; mit wie überredender Anschaulichkeit den in den elementaren Kräften der Natur treibenden, im Organischen bildend herrschenden, in der Gierigkeit und dem Grimm der Thiere hervorbrechenden Willen zu schildern! Wie zwingt er uns in alle Windungen seiner quälenden Grübelei über den Sinn von Tod und Leben, über das Räthsel der Sterblichkeit hinein! Wie einzig weiß er uns in die Stimmung jener reinen, schmerz- und willensfreien Betrachtung zu versetzen, die in den Dingen nur die Ideen erblickt! Wie wunderbar bestrickt uns seine Rede, daß wir uns einbilden, ihm nachzufühlen, auf Momente wenigstens nachzufühlen, daß Trost, Frieden und Seligkeit nur in dem Dunkel jener Nacht sei, in der alle Farben des Lebens erloschen und die Unruhe des Wollens beschwichtigt sei! Mit gleicher Beredsamkeit

schmeichelt er uns jetzt in die überstiegenste Mystik und jetzt wieder in den welt- und menschenkundigsten Skepticismus hinein; uns schwindelt dort, und hier fühlen wir, daß wir Gift schlürfen, aber wir begreifen die Anziehungskraft, welche die bodenlose Tiefe und die gliederlösende Kraft des verderblichsten Tranks hat. Und wie reiche, funkelnde Lichter des Geistes weiß er überall aufzusetzen! Wann fehlt es ihm je an einem treffenden Bilde, an einer überzeugenden Analogie? Mit der genuinen Kraft besitzt er den schlagfertigen Witz der Anschauung. Das ist, wir wissen es, dieselbe Verbindung geistiger Elemente, die ihm die ganze Welt verkehrt und verzaubert hat; daraus gerade ist ihm sein ganzes System entsprungen, es ist nichts als das eigensinnig festgehaltene Aperçu einer großen Analogie zwischen dem Wesen des Menschen und der Welt, aber die Uebereilung des Systematikers wird zur Tugend des Schriftstellers, dem für das Einzelne der Darstellung die Aehnlichkeiten flüssig bleiben, die für das Ganze der Weltbetrachtung starr wurden. Wir wissen ihn, was Reichthum der Anschauung und Fertigkeit im Auffinden fruchtbarer Vergleichungen anlangt, einzig mit dem Verfasser des Novum Organon zu vergleichen. Wie er sich aber diesem in der poetisch-sinnigen Gleichnißrede, so stellt er sich in der Nüchternheit skeptischer Lebensreflexionen den Montaigne und Rochefoucauld zur Seite. Er weiß es selbst, was er an diesen Vorgängern hat, und es soll ihm nicht zum Vorwurf gereichen, wenn er seinen Lieblingsschriftstellern zuweilen nur nachsprach, was er auch ohne sie hätte finden und denken können.

Ein Schriftsteller erster Klasse ist Schopenhauer, und, so müssen wir hinzufügen, ein vortrefflicher philosophischer Schriftsteller. Alle die Gaben, die wir bereits hervorgehoben, mußten sich am meisten bewähren bei dem Vortrag solcher Materien, die, nach deutschem Maaßstab zumal, für unzertrennlich von Dunkelheit oder doch von Trockenheit gelten. Die abstractesten Gedanken anschaulich, die schwierigsten Probleme klar und faßlich zu machen, diese Aufgabe löste er mit natürlicher Leichtigkeit und ohne daß man jemals die Anstrengung gewahr würde. Er hat in dieser Hinsicht schlechterdings nicht seines Gleichen. Gleich der Erste, der über die Philosophie Schopenhauer's strengen Tadel aussprach, war zugleich freigebig im Lobe seines Darstellungstalentes: mit Recht nannte ihn Herbart von allen Kantianern den „klarsten, gewandtesten und geselligsten“ und hob die Lebendigkeit des Vortrags, die glückliche Benutzung einer reichen Belesenheit zu lichtvoller Darstellung speculativer Gegenstände hervor. Niemand wird ihm dieses Lob streitig machen, und doch

erschöpft dasselbe noch keineswegs den ganzen Charakter seiner Darstellungsweise. Es hebt hauptsächlich nur diejenigen Seiten hervor, für die er nicht zum wenigsten jenen Engländern und Franzosen verpflichtet war, deren Schriften er mit so einseitiger Vorliebe las und bewunderte. Andere Eigenschaften hängen auf's Innigste mit der Natur seines Denkens, mit der Beschaffenheit seines Systems zusammen. Er versteht es, metaphysische Gedanken so eindringlich vorzutragen wie ein Dichter die intimsten Geheimnisse seines Herzens; denn jene Gedanken sind in Wahrheit nur der Reflex seiner individuellen Seelenzustände. Er versteht es, die dem gewöhnlichen Bewußtsein fremdartigsten Vorstellungen zu derselben handgreiflichen Deutlichkeit zu bringen, welche das Vorzeigen sinnlicher Dinge begleitet; denn jene Vorstellungen haben sich in seinem eigenen Kopfe zu einem ganz empirisch-naturalistischen Sinn umgesetzt. So berühren sich die Vorzüge der Form durchaus mit dem Mißlichen des Inhalts und können dazu dienen, über die Grundlosigkeit der Ansicht zu täuschen. Wenn er kritische Gewissenhaftigkeit genug besessen hätte, diesen Zusammenhang zu lösen, um ihn mit Freiheit, zum Behufe der Darstellung, wieder zu knüpfen, so würde unsere Bewunderung nicht blos dem Schriftsteller, sondern auch dem Denker gelten. Es scheint uns, daß in diesem Sinne das Studium seiner Schriften von den heilsamsten Folgen sein könnte, und im Voraus wünschen wir dem Denker Glück, dem es besser als Schopenhauer gelänge, mit der subjectiven Lebendigkeit des Denkens die objective Wahrheit des Gedankens, mit der gleichen didaktischen Meisterschaft einen echteren und probehaltigeren Kriticismus zu verbinden. —

Ein Gemisch großer Schwächen und ungewöhnlicher Trefflichkeiten steht nach Allem der Mann, mit dem wir uns beschäftigt haben, in seltener Durchsichtigkeit vor uns. Es hält nichts desto weniger, so wie er ist, schwer, ihn unterzubringen. Er ist kein Philosoph, an dem Maaßstab gemessen, den uns Kant oder Aristoteles an die Hand geben. Die Intensität der Einbildungskraft, der Reichthum poetischer Anschauungen reicht weit nicht aus, ihn zum Dichter zu machen. Mit wie geistvollen Blitzen er einzelne wissenschaftliche Regionen beleuchtet hat, — in dem Bereiche strenger Wissenschaft ist kein Platz für ihn. So genial er ist: diese Genialität hat sich zu keiner besonderen Virtuosität, zu keiner bestimmten wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistung von dauerndem Werthe zusammengenommen. Wir sind versucht, ihn einen Dilettanten im eminenten Sinne des Wortes zu nennen. Einen Schriftsteller haben wir ihn genannt, und den Menschen müssen

wir überdies als eine „Merkwürdigkeit der Naturgeschichte" bezeichnen. So gehört er, wenn es doch eine Kategorie sein soll, in die Geschichte der deutschen Literatur und steht hier als eine einzige Erscheinung, als eine Rarität da. Man wird ihn von dort am Ende doch wieder für die Philosophie reclamiren, aber die Wahrheit ist: nicht was er gelehrt hat, sondern daß es einmal eine Zeit gegeben hat, in der, nach der Zersetzung großer wissenschaftlicher Systeme, ein lebhaft geträumter und geistreich ausgeführter Traum für Philosophie gegolten hat, das ist die Thatsache, welche in Zukunft die Geschichte der Philosophie zu erzählen haben wird.

---

# Die Diltheÿ'sche Biographie Schleiermacher's.

(Leben Schleiermacher's von Wilhelm Diltheÿ. Erster Band, Erste Lieferung 1867. Zweite Lieferung 1870. Berlin bei G. Reimer.)

---

Eine ausführliche und wahrhafte Lebensgeschichte Schleiermacher's war seit lange der Wunsch aller derjenigen, die sich in der Verehrung des merkwürdigen Mannes, in der Anerkennung seiner persönlichen wie wissenschaftlichen Bedeutung begegneten. Das Verlangen danach mußte wachsen, seit es durch die reichlichen Mittheilungen seines Briefwechsels uns gleichsam Allen vergönnt worden war, noch einmal, und zwar vertrauter und vollständiger mit ihm zu leben als irgend ein Einzelner von denen, die noch in sein helles Auge geblickt, noch den Strom seiner Rede von seinen eigenen Lippen geschöpft hatten. Ueber die Meinung, daß ein überlebender Zeitgenosse, ein unmittelbarer Schüler Schleiermacher's ihm am besten die Dienste des Biographen leiste, waren wir damit hinaus. Der Schilderungen seines persönlichen Eindrucks, der Memoiren über ihn hatten wir jetzt genug, und die besten von ihm selbst. Geschichte aber, wirkliche Geschichte — würden die etwa Freunde und Schüler am besten schreiben? Und vollends die Freunde und Schüler Schleiermacher's? Steht es doch kaum anders mit diesen als mit den „Freunden Lessing's"! Wir verdanken Mendelssohn einige schöne Worte zur Charakteristik Lessing's: eine Biographie Lessing's zu schreiben, wäre der wackere Mann ohne Zweifel vollkommen untauglich gewesen. Man lasse doch insbesondere für die „Pietät", die dem rechten Biographen nicht fehlen dürfe, die großen Männer selber sorgen! Für diejenige jedenfalls, die

nur der Ausdruck eines sich unterordnenden Schülerbewußtseins, wo nicht gar der Deckmantel einseitiger, Anhänger werbender Absichten ist, sind die großen Männer zu gut. Derjenigen gar, die sich schonendes Verschweigen und dürftige Schönmalerei zur Pflicht macht, bedürfen sie nicht und bedarf von Allen, die jemals lebten und irrten, Keiner so wenig wie Schleiermacher. Es ist so, wie Dilthey in Bezug auf einen einzelnen Punkt von dessen Leben sagt: für seine Handlungsart ist durchweg und schlechterdings das hellste Licht das günstigste. Nur Einer Pietät ebendeshalb bedarf er, — derjenigen, die sich in reiner Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit, in dem Streben offenbart, ihm ganz in seiner ganzen Erscheinung und seinem ganzen Werthe, im vollen Umfang seines Wesens und seiner Wirkungen, im durchschauten Zusammenhang mit der Entwickelung des deutschen Lebens und der deutschen Bildung gerecht zu werden.

In Dilthey, dem wir bereits die kundige Redaction der späteren Theile des Briefwechsels verdanken, hat Schleiermacher einen Biographen gefunden, so nach allen Seiten der großen Aufgabe gewachsen, so ganz für dieselbe geschaffen, wie schwerlich ein Zweiter. Der Segen eines reinen und großen Lebens scheint sich in dem Glück erst zu vollenden, daß dieses Leben jetzt in einem verstehenden Geiste sich noch einmal spiegelt und sich dadurch mit gesteigerter Wirkung in die Gegenwart hinein fortsetzt. Wenn die Tochter des Verewigten, die edle Gräfin Schwerin-Putzar dem Biographen den gesammten, ausgedehnten Nachlaß ihres Vaters zu rückhaltloser Benutzung überließ, so war das ein würdiger, aber zugleich ein weiser Entschluß. Solche Gunst konnte nicht glänzender gerechtfertigt werden, als durch die vorliegende Arbeit geschehen ist. Denn dieses Material, wie schätzbar an sich, hat erst durch die musterhaft gründliche Verarbeitung in der Hand des Biographen seinen vollen Werth erhalten. Sind doch der Spuren genug zurückgeblieben, die uns die unsägliche Mühe ahnen lassen, welche zur Entzifferung und mehr noch zur Feststellung der Entstehungszeit, der chronologischen Folge so vieler handschriftlicher Actenstücke aufgewandt werden mußte. Der Verfasser hat allen Anforderungen, die in dieser Richtung an ihn gemacht werden können, in der zweckmäßigsten und befriedigendsten Weise entsprochen. In einem Anhang, „Denkmale der inneren Entwickelung Schleiermacher's" theilt er von den handschriftlichen Arbeiten Schleiermacher's die wichtigsten, theils vollständig, theils in Auszügen mit, die durch ihre Fassung selbst ihre Treue und Zulänglichkeit verbürgen, während wir durch kritische Vorbemerkungen zugleich in den Stand ge-

setzt werden, die gegebene Entscheidung über das Chronologische nachzuprüfen. Je nach dem Bedürfniß der verschiedenen Leser mag der Eine sich bei der die Ergebnisse zusammenfassenden Darstellung des Textes beruhigen, mag ein Anderer jene Ergebnisse durch den Einblick in die zu Grunde liegenden Quellen controliren, ein Dritter noch an der Kritik der Quellen bis auf einen gewissen Grad mit- und nachforschend Kritik üben.

Doch Geduld und Sorgfalt, auch wenn sie mit höchstem Scharfsinn verbunden sind, reichen für sich allein nicht aus, das Chaos solcher Denkmale historisch zu lichten. Aus den durcheinandergeworfenen Bruchstücken eines bedeutenden Geistes und Lebens stellt nur derjenige das Ganze her, dem zugleich dies Ganze beständig gegenwärtig ist. Aus diesem geistigen Einverständniß heraus, das, immer rege, das Einzelne vorwegnimmt, um sich durch das richtiger und richtiger bestimmte Einzelne rückwärts wieder von Schritt zu Schritt zu vervollständigen und zu vertiefen, erwächst alle Wiederherstellung und Nacherzeugung gegebener Erscheinungen. Bewunderungswürdig ist diese Aufgabe im vorliegenden Fall gelöst. Die Wahrheit dieser Biographie ist so durchsichtig, so überzeugend, daß nichts darüber geht. Vom ersten Blatt an erhalten wir den Eindruck, daß der ganzen Darstellung eine sichere Gesammtanschauung des Schleiermacher'schen Wesens zu Grunde liegt, die in intensiver Empfindung, in einem ganz auf dieses Wesen gestimmten Mitgefühl ihre Wurzeln hat. Hier wird ebendeshalb nicht viel Aufhebens mit geflissentlicher Charakteristik gemacht. Die Voraussetzung ist, daß das sprechende Bild sich selbst erläutere, erkläre; auch wenige Worte dienen je an ihrer Stelle, um immer das rechte Licht zu verbreiten, um die fremde Eigenthümlichkeit sich selbst aus ihrem eigenen Innern heraus beleuchten zu lassen. So ist es zunächst in denjenigen Partien, die den persönlichen Erlebnissen und Beziehungen des Helden gewidmet sind. Aber auch für die scharfsinnigste Zergliederung der Schleiermacher'schen Gedankenarbeit bleibt die Grundlage dieselbe. Vor uns steht nicht bloß der gute und reine Mensch, der zuverlässige und zartsinnige Freund, der seelenkundige Helfer und Berather, sondern auch der im Tiefsten arbeitende, mit den höchsten Problemen sich rechnend auseinandersetzende Denker.

Kein Zweifel, eben weil es so ist, wird es der Dilthey'schen Biographie Schleiermacher's nicht anders ergehen, als es Schleiermacher selbst erging. Wie Viele, die von der Lectüre der Reden und Monologen eine neue Epoche ihres Innenlebens datirten und doch die Kritik der Sittenlehre, wie der ehrliche Spalding, mit einem Seufzer bei Seite

legen mußten, weil sie von dieser „Algebra" nichts, aber auch gar nichts verstanden! Wie Viele, die sich an seinem Gespräch erquickten, an seinen Predigten erbauten und doch dem dialektischen Faden seiner Vorlesungen und seiner wissenschaftlichen Werke zu folgen gänzlich außer Stande waren! Dasselbe doppelte Gesicht zeigt das vorliegende Buch. So wie die erzählenden Capitel desselben geschrieben sind, diejenigen, die uns Personen und Zustände, den äußeren Lebensgang Schleiermacher's, seine Berührungen mit Männern und Frauen, seine Gemüthsbeziehungen und Gemüthserlebnisse, auch im Ganzen und Großen die Entwickelung seines Gedankenlebens darstellen — so wie diese Capitel geschrieben sind, so könnte ein Roman, ein recht guter Roman geschrieben sein. Goethe's Wahrheit und Dichtung ist so geschrieben; wenigstens der allgemeinen Anlage nach meint man das große Muster hindurchzuerkennen, wenn auch die Fülle sinnlichen Lebens und das gleichmäßig heitere Behagen der Selbstbiographie des Dichters unmöglich erreicht werden konnte. Allein diese unendlich reizenden Capitel, bei denen dem Leser wohl wird wie im Verkehr mit einem recht bedeutenden und zugleich höchst liebenswürdigen Menschen, sind nur der kleinere Theil des Buches. Sie werden durchbrochen von anderen, breit dazwischen gelagerten, welche der Mehrzahl der gewöhnlichen Leser ungenießbar sein werden. Jenen verwöhnten Reisenden gleich, welche die Berge am liebsten von unten sehen, werden sie sie liegen lassen und versuchen, ob sie ihren Weg nicht im anmuthig begrünten Thale fortsetzen können. Mögen sie zusehen! Es bleibt doch gewiß, daß derjenige auch die Thäler nicht ordentlich kennen lernt, der niemals die weitschauenden Gipfel erstiegen hat. Es ist wahr, unser Schriftsteller muthet der Aufmerksamkeit und Denkkraft der Leser das Aeußerste zu, so oft er zu wissenschaftlichen Erörterungen, zur Klarlegung der intellectuellen Entwickelung Schleiermacher's im Einzelnen übergeht. Er scheint uns jetzt gerade die steilsten und anstrengendsten Wege ausgesucht zu haben, um uns auf die Höhe zu führen, er scheint uns jetzt, wie zu geflissentlicher Ermüdung, auf weiten Umwegen mit sich fortzunöthigen, er scheint wieder ein ander Mal, einer einzelnen Aussicht wegen, auf seine eigenen Schritte zurück- und, trotz der angestrengtesten Bewegung, nicht vom Flecke zu kommen. Lesen wir eine Biographie oder lesen wir ein philosophisches Werk? — Wir lesen die Biographie Schleiermacher's, das Leben eines Mannes, der eben auch, wie jenes wunderthätige Madonnenbild, für die Niedrigen niedrig, für die Hohen hoch war, das Leben eines Mannes, der im brieflichen und

mündlichen Verkehr, in Ernst und Scherz so ganz nur Mensch, der herablassendste, der herzlichste, wohlthuendste Seelsorger war, und der dann wieder für die tiefsten Gefühle und für den Drang seiner sittlichen Natur in künstlich dialektischer Arbeit den mathematisch strengsten Ausdruck, die wissenschaftlich schärfste Formel zu finden suchte.

In dieser Zweiseitigkeit, in der That, liegt die größte und, genau besehen, eine unüberwindliche Schwierigkeit für das Unternehmen einer biographischen Behandlung Schleiermacher's. Zweiseitigkeit ist zu wenig gesagt. Die Sache ist die, daß die wissenschaftliche, insbesondere die philosophische Gestalt, zu welcher Schleiermacher den idealen Gehalt seines Wesens ausprägte, unendlich mangelhaft erscheint im Vergleich zu dem, was er war und lebte. Er hat es selbst wiederholt bekannt, daß ihm Leben mehr war als Wissen, der Verkehr mit Menschen mehr als mit Büchern, mit Seelen mehr als mit Ideen. Er war, sagt Dilthey, zustimmend so vielen ähnlichen Urtheilen Anderer, eine auf das Menschliche, gar nicht in erster Linie auf das Wissenschaftliche gerichtete Natur. Er war, sagt er an anderer Stelle, unendlich mehr, als alle Aufzeichnungen, alle Forschungen, die wir noch von ihm besitzen. Das macht: das Ethisch-Religiöse ist immer und überall nur unvollständig lösbar im Element des Begrifflichen. Hier begreift sich die so oft bemerkte Analogie mit Sokrates, der, wie Schleiermacher, eine durch und durch ethische Persönlichkeit, in dem paradoxesten Ausdruck den Werth des Sittlichen zu fixiren strebte. Im Besitz unvergleichlich reicherer Mittel ringt Schleiermacher mit eben derselben und mit der noch verzweifelteren Aufgabe, die Welt der Gefühle im Reflex des Gedankens erscheinen und wieder verschwinden zu lassen. Das Tiefste soll das Klarste werden, und vor der Klarheit fliehend, wird es zum unaufhörlichen Reiz dialektischer Gedankenarbeit. Kurz gesagt: Incommensurabilität bildet den Inhalt und bleibt der Charakter des Schleiermacher'schen Systems. Dazu aber kömmt ein Zweites. In seinen letzten Motiven von der sprödesten, unlöslichsten Originalität, bildet es sich den Stoff der bedeutendsten Gedankenbildungen der Vergangenheit und Gegenwart an; benutzt es sie alle als Mittel, um sich mit allen zugleich auseinanderzusetzen. Dilthey selbst kann sich der Zustimmung zu dem von Zeller (zuerst in diesen Jahrbüchern) entwickelten Satze nicht entziehen, daß dem Schleiermacher'schen Denken auf's Bestimmteste der Charakter des Eklekticismus aufgeprägt sei.

Es gab nur Einen Weg, einen in der Natur der Sache gelegenen Weg, auf dem es trotzdem gelingen mochte, mit der Person zugleich

das System, mit dem Leben zugleich die Philosophie Schleiermacher's darzustellen. Sollte jenes Verhältniß der Unangemessenheit und des Nichtfertiggewordenseins nicht verloren gehen, so mußte sich der Darsteller in den lebendigen Mittelpunkt der wissenschaftlichen Intentionen Schleiermacher's versetzen und von ihm aus zum Kritiker seiner Leistungen werden. Die Aufgabe war, ihn nicht bloß darzustellen, sondern fortzuentwickeln, sein Leben gleichsam über die natürliche Grenze dieses Lebens fortzusetzen. Nicht bloß neben, sondern mit Allem, was er sonst war, war Schleiermacher ein Philosoph im universellen Sinne des Wortes. So eben faßt ihn Dilthey. Vor der Seele des Lesers, wenn er das Buch schließe, — so bezeichnet er selbst seine Absicht — soll nicht allein ein Bild dieses großen menschlichen Daseins stehen, sondern zugleich „ein Zusammenhang bleibender Ideen, streng begründet, eingreifend in die wissenschaftliche Arbeit und das handelnde Leben der Gegenwart". Mit Recht lehnt er es darum ab, sich bloß charakterisirend zu verhalten und seiner Arbeit die Form eines geschlossenen Kunstwerks zu geben. Einen Philosophen darstellen, was kann das anders heißen als ihm nachphilosophiren? Ihm nachphilosophiren heißt weiterphilosophiren, und bei Keinem ist dies so unerläßlich wie bei demjenigen, der von aller Jüngersucht am fernsten und mitten in der angestrengtesten Systematik niemals in Systemformeln begnügt war.

Eine lebendige philosophische Forschung also, ein Versuch, vom Standpunkt der Gegenwart aus die höchsten ethischen und erkenntnißtheoretischen Fragen weiterzuführen, dieser Versuch in die Form einer biographisch-historischen Darstellung gekleidet: so haben wir diese Biographie nach ihrer strenger wissenschaftlichen Seite hin aufzufassen. Dem künstlerischen Geiste des Platon war es einst natürlich, seine ganze tiefsinnige Weltanschauung in der Form einer kritischen Verherrlichung, einer Apotheose und Weiterbildung des sittlichen und wissenschaftlichen Geistes seines Lehrers darzustellen. Durchweg lehnt sich die Entwickelung der Platonischen Gedanken, wie am deutlichsten und sinnreichsten im Gastmahl, so mehr oder weniger in seinen sämmtlichen Dialogen, an die Person des Sokrates an; durchaus ruht seine ideale Welt- und Lebensanschauung auf dem Grunde und fließt sie zusammen mit der künstlerischen Charakteristik dieser wunderbaren Persönlichkeit. Ein analoges Beginnen tritt uns hier entgegen. Statt des künstlerischen der unserer Gegenwart eigene historische Geist. Auf's Natürlichste leiht sich der Gehalt der Schleiermacher'schen Persönlichkeit dem Unternehmen einer solchen

historisch-kritischen Weiterentwicklung dar. Die Bedingungen einer treuen geschichtlichen Darstellung, das versteht sich, weisen von selbst den Versuch in engere Grenzen, ja, die Wahl gerade dieser Form schließt von vorn herein eine so selbständige und schöpferische Leistung wie die des genialen Sokratikers aus. Vielmehr, es ist das keine Wahl. Die philosophische Thätigkeit bedarf, so scheint es, in unseren Tagen unweigerlich des Anhalts an das Geschichtliche. Gleichsam wider Willen hat sich unser Verfasser dieser in der Richtung der Zeit gelegenen Schranke fügen müssen. Ihm entschlüpft an einer Stelle seines Buches die Klage, wie ein tiefes Gefühl der Einsamkeit und Unterdrückung heutzutage auf denen laste, die an den Geisteswissenschaften arbeiten. Allein die Wahrheit ist: nur die Philosophie als solche ist in eine vereinsamte Stellung und theilweise geradezu in Mißachtung gesunken. Noch immer jedoch sind wir voll Eifer, die Natur des Geistes zu studiren; wir suchen ihr nur vor Allem durch entsagsame Vertiefung in die geschichtlichen Erscheinungen, in deren ursachlichen Zusammenhang, in das Geheimniß ihres Werdens und Fortschreitens beizukommen. Nur eine einzelne Form dieses die Gegenwart beherrschenden Strebens ist die biographische, der Versuch, der Entwickelung und der Gedankenbildung in dem Geiste eines einzelnen bedeutenden Menschen nachzuspüren. Vielleicht ist gerade hier die innigste Durchdringung des Philosophischen und Historischen möglich, vielleicht die Gefahr des Irrthums hier die geringste, die Aussicht auf ein reines Ergebniß am größten. Jedenfalls ist hier der Punkt, wo dem Forscher das Interesse der Zeitgenossen am bereitwilligsten entgegenkömmt. Denn wo irgend dem heutigen Geschlecht die Macht des Gedankens und des Willens in lebendiger, persönlicher Erscheinung gezeigt wird, da bewährt sich noch immer der ideale Zug des deutschen Wesens. In Rührung und Begeisterung wenden wir uns der Erinnerung an die großen Menschen zu, die uns in Bildern und Gedanken eine ideale Welt erschufen, und zeigen so, daß wir nicht gemeint sind, über den großen praktischen Kämpfen und der eisernen Arbeit des Tages den Adel unserer auf das Höchste und Innerste gerichteten Bildung preiszugeben.

Um so vollendeter freilich wird eine solche Biographie sein, je mehr sie sich selbst wieder der künstlerischen Form annähert, und das wird sie, je mehr die Erzählung zur natürlichen Hülle der entwickelten Ideen wird, je unmittelbarer und greiflicher uns aus der Darstellung eines wissenschaftlichen Lebens zugleich die Kritik seines Gedankengehalts entgegenspringt. In dieser Beziehung, wenn wir nicht irren,

läßt die vorliegende Biographie Einiges zu wünschen übrig. Wenn wir irgend etwas an ihr vermissen, so ist es dieses freie und ungezwungene Einverständniß zwischen der historischen Form und der kritisch-philosophischen Endabsicht. Es beeinträchtigt, meinen wir, in etwas die Durchsichtigkeit der Arbeit, daß der Verfasser gleichsam zwei Seelen hat und daß der Selbstdenker oft zu sehr den urtheilenden Erzähler, den Berichterstatter bei Seite schiebt. Uns bedrängt bei der eindringenden und gleichsam ruhelos wühlenden Vertiefung des Verfassers in die Ideenwelt, mit der er es zu thun hat, eine solche Fülle von Gesichtspunkten und Problemen, daß wir in Versuchung sind, die dadurch entstehende Gedankengährung auf die Unfertigkeit seiner eigenen letzten Ueberzeugungen zu schieben. Hat er sich wirklich für sich schon zu einem reifen und festen Urtheil hindurchgearbeitet? Ist er nicht hie und da zu geistvoll und zu gedankenreich, um uns ein unbedingt vertrauenerweckender Führer zu sein? Ginge es ihm etwa dann und wann, wie er so treffend einmal von Fr. Schlegel sagt, daß er die einzelne Untersuchung nicht rein zu führen und abzuschließen im Stande ist, weil gleichzeitig seine ganze Ideenmasse in Bewegung ist? Ist er nicht stellenweise selber noch zu unmittelbar in den dargestellten Bildungsproceß verwickelt, gleichsam zu sehr noch leidend von den Elementen desselben afficirt, um dieselben frei übersehen und beherrschen zu können? Das Interesse der Forschung, um es anders zu sagen, wird oft ungebührlich laut über dem der Darstellung. Subjective Aufklärungsbedürfnisse, Fragen und Untersuchungen, die in einer anderen Umgebung entsprungen sind, mischen sich störend ein, und wir haben den Eindruck, als ob noch im Momente der Darstellung selbst der historische Stoff dem Darsteller nur Mittel zum Zweck, nur ein Leitfaden zum Studium mehr oder weniger entlegener wissenschaftlicher Probleme würde.

Wie dem jedoch sei: da, wo der Verfasser Historiker ist, da ist er ein vortrefflicher, ein echter Historiker. Seine Biographie, sofern sie es mit dem Denker Schleiermacher zu thun hat, ist ein Stück Geschichte der Philosophie, wesentlich verschieden von dem, was noch heutigen Tages gewöhnlich so heißt, in einem ganz anderen Stil als demjenigen, der seit Hegel der herrschende unter uns geworden und zum Theil durch glänzende Muster vertreten ist. Dieser constructiven Art der Geschichtschreibung, die, auf dem Boden der realen Geschichte immer nur vorübergehend versucht und bald wieder aufgegeben, ihren eigentlichen Sitz im Gebiete der Geschichte philosophischer Systeme aufgeschlagen hat, erklärt das vorliegende Buch wiederholt in be-

stimmten Worten den Krieg. Thatsächlich vor Allem, an dem Beispiel der Gedankenbildung in dem Geiste Schleiermacher's, führt es den Nachweis von der Unzulänglichkeit der Voraussetzungen, auf denen jene falsche, aber blendende Geschichtschreibung beruht.

Zwei große, aber über das Maaß ihrer Berechtigung ausgedehnte Gedanken liegen dieser letzteren Methode zu Grunde. Wenn dieselbe die Aufeinanderfolge philosophischer Standpunkte dem logischen Schema zweckbeherrschter, durch die Nothwendigkeit immanenter Dialektik getriebener Entwickelung unterwirft, so geht sie mit Recht von der Ansicht aus, daß alle Geschichte genetisch zu verfahren hat, und mit Recht von der anderen, daß die Geschichte des Geistes den allgemeinen Gesetzen des Geistes, die Geschichte des Denkens den Gesetzen der Vernunft gehorchen müsse. Von diesen richtigen Einsichten jedoch macht sie einen vollkommen unkritischen, ja, einen geradezu phantastischen Gebrauch. Sie träumt von einer allgemeinen Vernunft, der Vernunft des Weltgeistes, deren Mechanismus sie bis auf den Grund zu durchschauen sich einbildet. Sie verengt die unendliche Mannigfaltigkeit des Werdens von Gedanken aus Gedanken und aus geistigen Mächten der verschiedensten Art durch die Annahme eines logischen Gesetzes, das sie zwar mit Momenten der Anschauung und der historischen Wirklichkeit zu umspinnen, auch in der Anwendung mehr oder weniger biegsam zu machen sich herbeiläßt, das aber nichts desto weniger immer ein logisches zu sein beansprucht. So täuscht und blendet sie durch den Schein einer organischen Selbstentwickelung, eines künstlerischen Planes, eines dramatischen Verlaufs. Umsichtig und listig endlich sucht sie dem Vorwurf einseitiger Berücksichtigung des Gedankenlebens dadurch zu entgehen, daß sie — nach demselben Gesetze logisch dialektischer Continuität — die Philosophie einer bestimmten Epoche kurzer Hand für die in eine höchste Spitze zusammengefaßte Summe, für den repräsentativen Ausdruck des Gesammtgeistes dieser Epoche erklärt.

Dem gegenüber nun unternimmt es Dilthey, die einzig richtige, echt historische Methode in Anwendung und zur Geltung zu bringen. Er pflanzt die Gedanken als menschlich gedachte in ihren natürlichen Boden zurück, der allein ihrem Wachsthum die Nahrung zuführt. Er zerstört den Traum, als ob man sich auf den Höhen der Gedankengeschichte der Beachtung der realen Vermittelungen entziehen könne, als ob philosophische Systeme zu vornehm wären, um der ursachlichen Bedingungen zu bedürfen, ohne deren Verständniß sonst nichts in der Welt ver-

standen werden kann. Schlagend weist er z. B. nach, wie das Verhältniß Schleiermacher's zu Kant die Theorie der immanenten dialektischen Entwickelung Lügen straft, wie der Kant'sche Standpunkt in Schleiermacher nicht sowohl sich selbst durch seine eigene Consequenz „aufhob", sondern durch eine ursprüngliche gegensätzliche Stimmung, durch eine gänzlich verschiedene, in dem Tiefsten der Individualität begründete Richtung abgestoßen und so theils verneint, theils wesentlich umgestaltet wurde. An die Stelle der constructiv genetischen tritt eben die pragmatisch genetische Darstellung. Nicht als ob hier jener schlechte Pragmatismus wieder auflebte, der — wir wollen Dilthey's eigene Worte brauchen — jeden Gedanken wie ein festes Ding hinnahm, aus der Uebertragung durch einen überspringenden Influx erklärte und so einem chaotischen Aufspüren von Causalitäten verfiel. Nicht so: sondern die Grundlage für die genetische Erklärung des Schleiermacher'schen Systems ist die lebendigste und beweglichste Anschauung von dem Treiben intellectueller Kräfte in der Werkstätte der menschlichen Seele. Unser Historiker ist gleich fern von der Beschränktheit, innergeistige Prozesse als eine Kette mechanisch und äußerlich wirkender Ursachen zu fassen, und von der speculativen Ueberhebung, an dem Werden individueller Ueberzeugungen die absolute Dialektik, das abstracte Entwickelungsspiel der Vernunft ohne Beinamen aufzeigen zu können. Er weiß, daß das Reich des Geistes, die werdende Wahrheit weder durch ein Zusammenwirken todter Anstöße, noch aus logischer Triebkraft nach dem immer wiederkehrenden Schema sich einheitlich schließender und vertieft wieder aufbrechender Gegensätze, sondern immer lebendig und immer anders, im Gedränge menschlicher Empfindungen, Strebungen und Leidenschaften wächst. Jeden Gedanken ist er bemüht, von innen, und bemüht, ihn im Zusammenhang seelischer Bewegungen zu sehen. Ihm ist das System, dessen Werden er darlegt, etwas mehr als ein Entwickelungsstadium der allgemeinen: es ist ihm das Denkmal einer individuell gearteten Vernunft. Ihm ist dieses System gleichzeitig etwas weniger als der Ausdruck des gesammten Inhalts einer geschichtlichen Epoche: es ist ihm der Repräsentant nur einer bestimmten Richtung dieser Epoche. Mit ebenso viel Gewissenhaftigkeit wie Genialität daher lehrt uns das Dilthey'sche Werk die Philosophie Schleiermacher's aus allen zusammenwirkenden Factoren, aus den persönlichen Umständen, aus der sittlichen und intellectuellen Cultur der Zeit, aus der Lage der philosophischen Forschung, aus den Mitteln und Anregungen, welche die positiven Wissenschaften gaben,

in treuer Feststellung der wirklich vorhandenen, der nach der ideologischen Evolutionstheorie geradezu ignorirten Causalverknüpfungen verstehen. Es geht diesen Causalverhältnissen bis in's Einzelne, und es geht ihnen mit exacter Nachweisung soweit nach, als irgend die Beschaffenheit der Quellen zu gehen gestattete. Diese Quellen aber gestatteten, sehr weit zu gehen. Ohne zu verkennen, daß an einzelnen Stellen durch Combination zu ergänzende Lücken übrig bleiben, darf Dilthey mit Recht behaupten, daß schwerlich für einen anderen unserer bedeutenden Denker eine gleiche Vollständigkeit der Documente existirt und folglich eine gleich eingehende genetische Klarlegung gestattet ist. —

Doch wir fühlen, daß es unmöglich ist, von dem Werth und der Methode des bedeutenden Werks durch bloße allgemeine Charakteristik eine hinreichende Vorstellung zu geben. Ebensowohl der Reichthum, wie das, was wir den Ueberreichthum desselben nennen möchten, legt uns die Pflicht auf, unsere Bemerkungen durch einen raschen Gang durch die Blätter des Buches zu erläutern. Wir möchten uns solchen Lesern zumal, die auf dem weiten Wege dieser Geistesgeschichte zu ermüden oder gar auf den verschlungenen Seitenpfaden derselben sich zu verirren in Gefahr sein könnten, als Führer anbieten und ihnen über schwindelnde oder minder anmuthige, dornige und gestrüppige Stellen des Weges rascher hinüberhelfen. Es ist dabei ganz und gar nicht auf eine vollständige Erzählung des Schleiermacher'schen Lebens abgesehen. Schon früher haben ja diese Jahrbücher den biographischen Ertrag des Schleiermacher'schen Briefwechsels wiederholt zusammenzufassen versucht. Niemandem würden wir mit der Erzählung der Hauptthatsachen seiner Jugendgeschichte etwas Neues sagen. Nur einzelnes bisher Unbekanntes werden wir hervorzuheben, unsere ganze Aufmerksamkeit aber auf die innere Textur, auf die Motivation der sich allmählich bildenden Anschauungen und Gedanken Schleiermacher's zu richten haben.

Gleich der Anfang unserer Biographie zeigt, wie der Verfasser bedacht ist, sie auf breitester Basis anzulegen. Indem er in einem Ersten Buch die Jugendjahre und erste Bildung Schleiermacher's — bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre — behandelt, beginnt er damit, die Wurzeln dieser Persönlichkeit bis in das Geheimniß der Abstammung zurückzuverfolgen. An die Erzählung von den Erlebnissen des Großvaters Schleiermacher's während seiner Verwickelung in das fanatische Sektentreiben am Niederrhein knüpft sich ein überzeugendes Culturbild und ein Blick auf die Wandlungen des

religiösen und theologischen Geistes in dem protestantischen Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts. Wir wissen, wenn wir die nun folgende Charakterschilderung von Schleiermacher's Vater gelesen haben, daß wir einem Darsteller vertrauensvoll folgen dürfen, den verstandenes Menschenschicksal zum billigsten Beurtheiler menschlicher Schwächen und Irrthümer macht. Auf den unseligen religiösen Zuständen zweier Generationen beruhen die inneren Schicksale von Schleiermacher's nächsten Vorfahren: der Ertrag dieser Schicksale kömmt unbewußt dem Sohn, dem Enkel zu gute. In schärfster Beleuchtung tritt uns darauf der Geist des Herrnhutischen Pietismus, in einfacher Anschaulichkeit das Leben in Niesky und Barby entgegen, in dessen ängstliche Armuth die Sorge der Eltern den frühreifen Knaben geflüchtet hat. Auf sicherem Hintergrund erhebt sich so die Darstellung seiner inneren Kämpfe und die Erzählung der Krisis, die ihn — Ostern 1787 — aus der Gemeinde in die Welt, von Barby nach Halle führt. Der Jüngling bricht mit dieser Erziehung und nimmt doch ein Stück davon mit, um es nie wieder zu verlieren: den Geist der Frömmigkeit, die geordnete Stille des Gemüths, „die Gewohnheit der in die scheinbaren Kleinigkeiten seiner Beziehungen sich vertiefenden Nachdenklichkeit".

In fast klösterlicher Abgeschiedenheit lebt sofort der Freigewordene auch auf der Universität. Die gesellschaftliche Welt wenigstens sieht er nur im Reflex der Anschauungen und Verse seines Freundes Brinkmann. In der Schilderung dieses „Leichtherzigen", sowie allemal, so oft eine neue Figur in die Erzählung eintritt, bewährt sich das specifisch biographische Talent des Verfassers in wahrhaft glänzender Weise. Der künftige Diplomat mit seiner Vielgeschäftigkeit und Lebegewandtheit, seiner gesellschaftlichen Routine, seiner Wuth, kleine Romane zu spielen und glatte Verse darüber zu ergießen, steht leibhaftig vor uns. In einer anderen Welt inzwischen findet der junge Theolog sich selbständiger zurecht. Seiner philosophischen Entwickelung wenigstens wird frühzeitig die Richtung gegeben, wie richtungslos auch übrigens sein autodidaktischer Fleiß sich in die Welt des Wissens einwühlt. Durch Eberhard lernt er den Aristoteles kennen; durch Eberhard, was die Hauptsache ist, wird er „mitten in die zwischen der neuen Kant'schen Lehre und aller bisherigen Philosophie schwebenden Fragen" eingeführt.

Es wäre zu wünschen, daß wir oder daß der Biograph ein ebenso scharf aufklärendes Wort über den damaligen Stand der theologischen Entwickelung des jungen Mannes sagen könnte. Schon recht näm-

lich: die Richtung, unter deren Einfluß Schleiermacher demnächst am unmittelbarsten sich gestellt sah, nachdem er früher an der Orthodoxie, der Accomodationstheologie und dem Herrnhuterthum vorbei- oder hindurchgekommen war, ist die Aufklärungsfrömmigkeit, der ernste, besonnene Rationalismus. Sie ist vertreten durch den von dem Hallischen Katheder in die Pfarre zu Drossen übergegangenen Onkel Stubenrauch, bei dem unser Kandidat nach dem Universitätsbiennium sich aufhält. Auf's Liebenswürdigste wird uns die Drossener Landpredigeridylle geschildert, von dem väterlichen Freunde Schleiermacher's das gewinnendste und gewiß treuste Bild entworfen. Wie wohlthuend ist, gegenüber jenem hochmüthigen Gerede, welches über den Rationalismus als über einen abgethanen Standpunkt den Stab bricht, die Wärme, mit der die echt historische Anschauung unseres Biographen dem sittlichen und gemüthlichen Gehalt dieser Bildungsform gerecht wird! Aber Schleiermacher geht keineswegs etwa in derselben auf. Aus seiner Correspondenz mit Brinkmann tritt uns ein Skepticismus und Radicalismus entgegen, eine Verbitterung insbesondere gegen die Theologie und das Christenthum, welche doch nicht bloß ein Ergebniß der Beschäftigung mit Kant, sondern mindestens ebenso sehr eine Frucht der Lectüre Wieland's, Montaigne's und anderer Weltkinder ist. Das Alles verschweigt Dilthey nicht, aber er wählt dabei die gedämpftesten Farben. Es ist, als ob die objective Gelassenheit, mit welcher der junge Mann seinen eigenen Zweifeln und negativen Ueberzeugungen zusah, ruhig erwartend, ob und wie sie sich etwa lösen möchten, an dieser Stelle auch die Beleuchtung bestimme, welche über dem Bilde des Darstellers liegt. Daß eben diese G e l a s s e n h e i t es war, die demnächst und immer mehr sich zu positiver, ihres Grundes sicherer Frömmigkeit umbildete, welche abwechselnd alle, auch die schneidigsten Zweifel der Reflexion in sich aufsaugte und dann wieder sich gegenüber ertrug, — darin zumeist ist unseres Erachtens die Lösung des Räthsels zu suchen, dessen scharfe Formulirung der Biograph an dieser Stelle zu umgehen vorzog.

Der Wendepunkt von erklärtem Unglauben zur Aussöhnung mit dem Kern des Glaubens, ohne den der theologische Beruf Schleiermacher's eine Unmöglichkeit gewesen wäre, trat erst während der Hauslehrerzeit in Schlobitten — Herbst 1790 bis Frühjahr 1793 — ein. Zum ersten Mal geht die Sonne auf über diesem Leben, das bis dahin unter einem bewölkten Himmel gestanden. Und in der Darstellung des Lebensbeschreibers fühlen wir diesen Sonnenblick hell und erwärmend. Sein Material hat ihm gestattet, den Schauplatz und

die Menschen, mit denen Schleiermacher sich hier zusammenschloß, deutlicher hervortreten zu lassen, als dies früher der Fall war. Die Familie der Dohna's, die geistige Luft, die dort wehte, wird uns völlig vertraut. Ein heller, schöner Stern erscheint namentlich das Bild der jungen Gräfin Friderike, zart und rührend, rein und lieblich, und zu diesem Bilde in starker aber verschwiegener Neigung das Herz des jungen Hauslehrers hingezogen. Zum ersten Mal wird ihm in diesem Kreise der Sinn für edle Weiblichkeit und für die schöne Freiheit geselligen Familienlebens erschlossen. Die befreundeten Menschen, die ihn umgeben, denen er sich mittheilen darf, locken ihn aus sich heraus. Die Nebel einer im Grübeln zweifelnden, im Zweifeln entsagenden Welt- und Lebensanschauung sinken nieder und lassen den Kern seines Wesens, die „unter kalter Gelehrsamkeit verschüttete religiöse Frömmigkeit" durchdringen. Das Predigen — vor Kurzem noch eine verhaßte Pflicht — wird ihm eine Lieblingsbeschäftigung. Nun erst, im Gegensatz zu dem Frieden und Glück, das in seinem Inneren aufkeimt, erscheint ihm sein Unglauben, den er bisher gelassen geduldet, als eine feindliche Macht, mit der er sich entscheidend auseinandersetzen, die er überwinden müsse. Gegenüber den Offenbarungen seines im Sonnenschein der glücklichsten Verhältnisse kräftig gedeihenden Gemüthslebens ist er geneigt, in den Gedanken des ungläubigen Verstandes nur Spiele der „Phantasie" zu erblicken, nur Versuchungen, ähnlich den sinnlichen Bildern, die den nach sittlicher Reinheit strebenden Willen beunruhigend umgaukeln. Und doch, wenn nun wieder sein nachdenklicher Geist den Ertrag seiner dermaligen inneren Erfahrungen in klarer Auseinandersetzung formulirt: wie gedämpft erscheint da die Empfindung, wie muß sich da seine sittliche Grundanschauung in die Maaße des besonnensten Verstandes fügen! Das Gleichgewicht der Seele zwischen dem, was das Leben bietet und dem, was es fordert, weiß er noch immer mit keinem besseren Wort zu bezeichnen, als mit dem der Resignation.

Und noch eine weitere Lehrzeit folgt. Wir finden Schleiermacher im nächsten Capitel, nach der Auflösung des Verhältnisses in Schlobitten, ein kurzes halbes Jahr in pädagogischer Thätigkeit in Berlin, dann aber in Landsberg als Adjuncten des dortigen, mit ihm verwandten Predigers Schumann. Das Capitel giebt Anlaß, zum ersten Mal die Predigtweise Schleiermacher's zu charakterisiren: denn die Zeit in Landsberg ist die, in welcher sich „in lebendiger Erfahrung sein inneres Verhältniß zu dem Amt der Verkündigung der Religion" gestaltete. In eben dieser Zeit bildet sich die Freundschaft zu der

Landsberger Cousine — das erste von vielen ähnlichen Verhältnissen, deren allgemeine Natur daher schon hier in's Licht gesetzt werden durfte. „Nicht Leidenschaften sind es", sagt Dilthey sehr schön, „nicht was man Freundschaften nennt, sondern eine pädagogische Natur von einziger Größe giebt sich in Einwirkung und Mittheilung hin, vom innersten Sein anderer Menschen hindurchdringend bis zu den äußerlichsten Verhältnissen, überall sorgend und fragend und durch ihr bloßes Dasein und Mittheilen fremdem Streben eine höhere Form gebend, ja, mit einer sichtlichen Hinneigung zu Menschen, Männern und Frauen, in deren inneren und äußeren Verhältnissen große Schwierigkeiten, Schmerzen und Bedürfnisse lagen." Man ist versucht, die hierin ausgesprochene Natur Schleiermacher's, ihre innere Bedingtheit und ihre Wirkungsweise sich durch den Contrast, etwa dadurch zu verdeutlichen, daß man sich die leidenschaftlichen Verhältnisse vergegenwärtigt, wie sie Goethe durchlebte. Der ganze Unterschied einer ethischen und einer künstlerischen Natur, zusammentreffend dennoch in dem gleich starken Bedürfen, das eigene Leben an fremdem zu nähren und zu bereichern, springt in die Augen.

Nun jedoch, mit dem Landsberger Aufenthalt, sind die Lehrjahre Schleiermacher's geschlossen, auch äußerlich geschlossen durch den in diese Zeit fallenden Tod des Vaters. Wir biegen um eine scharfe Ecke. Unsere Biographie schlägt an dieser Stelle auf einmal ganz andere Wege ein. Noch einmal zurückgreifend nämlich bis in Schleiermacher's Universitätszeit, geht sie jetzt innerhalb der Gesammtentwickelung seines persönlichen Wesens in gesonderter Betrachtung der Entwickelung seiner Gedankenwelt nach. Die Bildungsform der deutschen, durch ihren ethisch-religiösen Zug von der französisch-englischen geschiedenen Aufklärung ist der historische Hintergrund dieser Entwickelung. Zwischen den Gründer und den Vollender dieser deutschen Aufklärung, zwischen Leibnitz und Kant, wird der Verlauf von Schleiermacher's Denken in die Mitte genommen. An Kant's Schriften vor Allem hat er denken gelernt. Der actenmäßige Beweis wird von Dilthey beigebracht, daß er von seinem neunzehnten bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre ununterbrochen unter dem Einflusse Kant's und zugleich ununterbrochen im Kampfe mit den Gedanken Kant's sich entwickelte. Das Merkwürdigste aber dies. Sein Einverständniß ebensowohl wie sein Gegensatz zu Kant ist dadurch bedingt, daß er kein metaphysischer Kopf, sondern eine ethisch-religiöse Natur ist. Daher sein Einverständniß mit den metaphysischen Grundlagen, daher seine

Kritik der metaphysischen Schlußfolgerungen Kant's. Von ethischen Prämissen aus wird Kant's Aufbau der übersinnlichen Welt von ihm zerstört und so die Nothwendigkeit vorbereitet, den Bedürfnissen des Gemüths und des Gewissens durch einen viel intensiveren Idealismus — nicht durch Metaphysik, sondern durch Mystik zu genügen.

Wegen dieser zweischneidigen Stellung Schleiermacher's zu Kant ist es nun unserem Biographen nöthig erschienen, sowohl diejenigen Gedanken des Kant'schen Systems, auf denen jener positiv fußt, wie diejenigen, welche den Gegenstand seiner Polemik bilden, eingehend und so, daß er sich mitdenkend in die Beweggründe des Philosophen versetzt, zur Darstellung zu bringen. Es ist unsere wohlerwogene Meinung, daß die Oekonomie seines Werkes diesen außerordentlichen Aufwand nicht forderte. Von der Art jedenfalls ist diese Darstellung nicht, daß sie auch den Laien leicht die Hauptzüge der Kant'schen Lehre übersehen ließe: sie wird im Gegentheil für Jeden um so fesselnder sein, je mehr er ohnehin in dieser Lehre zu Hause ist. Denn nur ein Solcher wird im Stande sein, Kant und dessen Darsteller deutlich auseinanderzuhalten, nur ein Solcher den spannenden Reiz, das eigenthümliche Verdienst dieser Abschnitte gebührend würdigen. Das ist keine trockene Relation, das ist auch keine schulmeisterliche Exposition und keine elegante Paraphrasirung, sondern vielmehr eine lebendige Nach- und Neuschaffung der kritischen Philosophie, die eben deshalb das volle Interesse einer ganz frisch zur Erörterung gestellten Untersuchungsreihe bekömmt. Man kann Kant nicht antheilvoller, nicht richtiger, nicht mit klarerer Einsicht in die Grundmotive, nicht mit feinerer Unterscheidung der ursprünglichen, scharf begrenzten kritischen Absicht und der diese Absicht überschreitenden Folgerungen zergliedern.

So klar und offen lag nun vor des jungen Schleiermacher's Blicken das Ganze der Kant'schen Lehre noch keineswegs da. Sein Scharfsinn nichtsdestoweniger arbeitete gleichfalls bereits auf's Angestrengteste mit dem großen Aufgabensteller mit; sein tiefstes Wesen nöthigte ihn, den einen Theil der Kant'schen Ueberzeugungen sich zu assimiliren, von einem anderen sich loszumachen. Er nahm zunächst — wie das schon oft, auch ehe das Verhältniß im Einzelnen bekannt war, von früheren Darstellern hervorgehoben worden ist — die allgemeine kritische Stimmung und den kritischen Standpunkt Kant's in sich auf, um sie demnächst „wie eine helle Leuchte in das geheimnißvolle Dunkel der Theologie zu tragen". Aber er eignete sich zweitens — und dies hat erst Dilthey in's Klare gebracht, dies hält er mit Recht den unkritischen Schülern Schleiermacher's nachdrücklich

vor — auch das Hauptresultat der grundlegenden Kant'schen Untersuchungen an. Mit Kant stand es Schleiermacher fest, daß es „über das Gebiet möglicher Erfahrung hinaus keine wissenschaftliche, im strengen Sinn allgemeingültige Erkenntniß gebe".

Auch darüber hinaus endlich, auch auf dem Gebiete der Moralphilosophie laufen die Linien des Schleiermacher'schen mit denen des Kant'schen Denkens noch eine Strecke weit zusammen. Der reine gute Wille, beruhend auf der Selbstgesetzgebung der Vernunft, ist Beider gemeinsamer Ausgangspunkt. Nun jedoch scheiden sich die Wege. In den hierauf gegründeten Entwurf einer positiven Weltanschauung, in die Regionen einer religiösen, auf praktischen Postulaten schwankend gegründeten Metaphysik folgt der Schüler dem Lehrer nicht nach. Polemisch richtet er sich hier gegen denselben. In drei merkwürdigen, bisher völlig unbekannten Abhandlungen aus der Hallischen, der Drossener und der Schlobittener Zeit, Zeugnissen für die bewunderungswürdige Frühreife des scharfsinnigen Jünglings, setzt er sich mit diesem Theile der Kant'schen Philosophie auseinander. In der frühesten dieser Abhandlungen „über das höchste Gut" zerstört er, den kritischen Standpunkt und die Prämissen Kant's gegen ihn selbst kehrend, die von diesem versuchte Wiederherstellung der Gottes- und der Unsterblichkeitsidee. Denn die Idee des höchsten Gutes darf nicht in eine Verbindung von Tugend und Glückseligkeit, wie Kant will, sondern einzig in den entwickelten Inbegriff des Vernunftgesetzes der Sittlichkeit selbst gesetzt werden, und nichts, zweitens, berechtigt dazu, von dieser Idee, wie Kant thut, statt eines nur regulativen, zielzeigenden, einen constitutiven, das Ziel vorwegnehmenden Gebrauch zu machen. In der zweiten dieser Abhandlungen „über die Freiheit" macht er sich ebenso von der Ueberschwenglichkeit der Kant'schen Freiheitslehre los, indem er nachzuweisen bemüht ist, daß die sittliche Verbindlichkeit und die Zurechnung unserer Handlungen auch mit der Annahme des Determinismus bestehe, daß nur diese Annahme mit geläuterten moralischen Empfindungen, nur sie mit der Idee eines weisen, die Entwickelung aller Individuen durch fortschreitende Erziehung begünstigenden Weltplans vereinbar sei. So schreitet Schleiermacher's kritische Abrechnung mit Kant von der Polemik gegen die religiöse Metaphysik zu der Polemik gegen die in der transscendentalen Freiheit ihr untergebaute Bedingung fort. Die dritte Abhandlung „über den Werth des Lebens" greift endlich noch

weiter, zur Analyse des Inhalts der Sittlichkeit, zu dem Ausgangspunkt Kant's zurück. Mit Recht indeß bemerkt Dilthey selbst, daß diese dritte Schrift nicht wie die beiden andern die directe Absicht einer Auseinandersetzung mit Kant hat. Hier ebendeshalb zeigt sich das Mißliche des Dilthey'schen Verfahrens, die Gedankenentwickelung Schleiermacher's in gesonderter Betrachtung verfolgen zu wollen. Nur im Zusammenhang mit seiner Lebensentwickelung offenbar ist diese dritte, der Schlobittener Zeit angehörende Schrift zu verstehen. Denn in freien Betrachtungen, um innerlich Erlebtes sich selber zur Klarheit zu bringen, orientirt sich in derselben Schleiermacher über den Sinn des Lebens, sucht er, abrechnend zwischen den Ansprüchen der Pflicht und den Ansprüchen auf Glück, den specifischen Werth desselben auszumitteln. Das Geleise der Kant'schen Philosophie scheint ganz verlassen zu sein, und überhaupt: nicht eine wissenschaftliche Ueberzeugung, nicht eine fertige Formel ringt sich aus diesen Selbstbetrachtungen los — sondern die ganze sittliche Individualität des Verfassers steht vor uns; das abstracte Vernunftgesetz der Kant'schen Ethik füllt dieselbe nicht aus; nur ein concreterer Ausdruck des Sittlichen wird ihr genügen können, aber sie bringt es für jetzt nur zu dem subjectiven Ausdruck einer Stimmung. Es ist, wie wir schon früher sahen, die Stimmung der Resignation.

Den ersten Anstoß zu diesen Selbstbetrachtungen hatte eine in Schlobitten gehaltene Neujahrspredigt gegeben. Wir rücken noch weiter von der rein wissenschaftlichen Gedankenarbeit Schleiermacher's hinweg, wenn wir sofort mit Dilthey einen Blick auf seine gleichzeitigen Predigten werfen. Der Versuch exacter Auseinanderlegung des Prozesses seines geistigen Werdens stößt dabei an einer unüberschreitbaren Grenze an. Ein unverächtliches Mittel, diese Grenze ein für alle Mal deutlich zu machen, wäre es doch wohl gewesen, wenn der Verfasser irgendwo von der eigenthümlichen intellectuellen Structur des Schleiermacher'schen Geistes ein allgemeines Bild gegeben hätte. Es ist zuletzt freilich unaussprechbar, wie ein lebendiger Geist arbeitet; am anschaulichsten wird es uns eben an dem fortschreitenden Hervortreten seiner Anschauungs- und Gedankenwelt; die bloß psychologische Analyse darf nicht die Stelle einer sachlichen Erklärung vertreten wollen. Dennoch möchten wir Schilderungen, wie sie z. B. David Strauß und Karl Schwarz von der wunderbaren Organisation dieses Geistes gegeben haben, von dem sich beständig Abstoßen und wieder Zusammentreffen dialektischer Verstandes- und mystischer Gefühlsthätigkeit, von jenem mathematischen Linienziehen,

dem sich tief im Innern eine Alles begleitende musikalische Stimmung untergebreitet habe — solche Schilderungen möchten wir nicht für nichtssagend halten. Von der frühsten Knabenzeit an läßt sich in der That diese Doppelseitigkeit des Schleiermacher'schen Geistes verfolgen. Mathematische Studien beschäftigen ihn vorzugsweise, und die Forderung streng mathematischer Demonstration trägt er auch auf solche Gebiete hinüber, die sich dem rechnenden Denken entziehen. Je mehr er aber die Methode der reinen Verstandesreflexion und die Forderung mathematischer Gewißheit auf die Spitze treibt, um so unvermeidlicher erhebt sich aus dem Grunde seines Gemüths und seines gediegenen sittlichen Wesens eine Reaction dagegen, die im Stillen die Ergebnisse des rechnenden Verstandes, die isolirt verlaufenden Fäden seiner Denkoperationen berichtigend, gleichsam in geheimer, unsichtbarer Arbeit zurechtlegt. Diese Eigenart seines Geistes, diese elastische Spannung zwischen zwei polar entgegengesetzten Strebungen muß man sich vergegenwärtigen, wenn man auch nur die Abhandlung über den Werth des Lebens neben den rein wissenschaftlichen Erörterungen der beiden älteren Abhandlungen verstehen will. Man muß sie sich vollends vergegenwärtigen, wenn man durch den Inhalt der gleichzeitigen Predigten nicht überrascht werden soll. Denn hier sehen wir auf einmal Ueberzeugungen ganz anderer Art, als die, welche er in exacter kritischer Rechnung sich auf's Reine gebracht hat, leihweise gleichsam angenommen und vorgetragen. Der kritischen Ueberzeugung von der gänzlichen Unhaltbarkeit einer jenseitigen Welt mit Gott und Unsterblichkeit tritt hier auf einmal das anschauliche Bild einer höheren Weltordnung nach christlichen Begriffen entgegen. Diese Weltansicht, wesentlich übereinstimmend mit der des damaligen theologischen Rationalismus, hat zu ihrem Mittelpunkt den ethischen Gehalt des Christenthums. Hier, in der Betonung der reinen Gesinnung, berührt sie sich mit den streng philosophischen Ansichten des jungen Denkers: aber unbefangen legt sich um diesen Kern die ganze christliche Vorstellungswelt, um ihn mit ihrer ansprechenden Sinnlichkeit und Gemüthlichkeit bunt und lebendig zu umkleiden. Man wird das nimmermehr aus bewußter Anbequemung an den Standpunkt der Zuhörer erklären dürfen. Die religiöse Gemüthswelt des Christenthums hat eben im Rücken der radicalen Ergebnisse, zu denen er auf dem Wege rein wissenschaftlicher Schlüsse gelangt ist, ihr Recht behauptet. Sie hat es wenigstens wiedererobert; denn allerdings hatte es, während der Zeit der Vorbereitung zum theologischen Examen, Momente gegeben, in denen die wissenschaftlichen Zweifel,

bis zu erklärter Feindschaft gegen das Christenthum vorgedrungen, zur Alleinherrschaft gelangt waren. Hier ist und bleibt — wir wiederholen es — für unser Verständniß eine Lücke. Dieselbe ist durch nichts als durch den Hinweis auf jene angeborene Doppelrichtung des Schleiermacher'schen Geistes auszufüllen. In der immer feineren Vermittlung und zugleich Scheidung der Gemüths- und Gedankenwelt ist das ganze Leben Schleiermacher's aufgegangen. Die Tendenz, „beide Gebiete zu sondern und dadurch in ihren Grenzen zu befreien" ist mit ihm herangewachsen. Kein historisches Document, sagt Dilthey mit Recht, und fände sich eine noch so deutliche Erklärung Schleiermacher's selber, könnte uns den Ursprung dieser Tendenz in ihm authentisch aufklären.

Allerdings dagegen sind wir im Stande, die wissenschaftlichen Mittelglieder aufzuzeigen, die dem Vertrag und der Grenzbestimmung jener beiden Gebiete zu Hülfe kamen, die, je länger je mehr, unserm Theologen eine selbst wieder wissenschaftliche Formulirung des zwischen Beiden schwebenden Verhältnisses ermöglichten. Das nächste und weitaus wichtigste dieser Mittelglieder war Spinoza. Dilthey's kritische Ermittelungen stellen die Thatsache außer Zweifel, daß auch die Bekanntschaft mit Spinoza schon in diese erste Epoche von Schleiermacher's Bildung fiel, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1794 anhob. Kein Wunder, daß gerade Spinoza auf Schleiermacher eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte. Er begegnete sich mit ihm vor Allem in jener religiös ethischen Gemüthsfassung, die Beiden den Determinismus nicht nur erträglich, sondern nothwendig machte, in der großartigen Gelassenheit des Geistes, in dem Bedürfniß endlich des mathematischen Denkens. Auf Grund dieser inneren Wahlverwandtschaft gelingt es ihm daher, mit bewunderungswürdiger kritischer Genialität den echten Spinoza aus der ungenauen Darstellung Jacobi's (denn nur diese lag ihm zunächst vor) herauszuwittern. Er bemächtigt sich, weiter, des Spinozistischen Grundgedankens von einem Unendlichen, in welchem von Ewigkeit alles Endliche befaßt ist. Er mißt diesen Gedanken und prüft ihn an dem System Leibnitzens und Kant's. Er gelangt auf diesem Wege zu einer Anschauung, bei welcher ebensowohl sein Gemüthsbedürfniß ausruhen, wie sein kritischer Verstand sich befriedigen kann. Spinoza wird ihm zur Ergänzung Kant's, Kant dient ihm zur Berichtigung Spinoza's. Das wahrhaft Seiende, das Unendliche, die unsinnliche Welt, die ja Kant wie Spinoza zum tragenden Grund der endlichen, der Erscheinungswelt macht, — sie ist, aber sie ist undurchdringlich

für das Auge unserer Erkenntniß. Wie in dem von dem wissenschaftlichen Erkennen sich abstoßenden Gemüth, so ist in dem wahrhaft Seienden weder Unterschied noch Einheit. Mit diesem von Schleiermacher lediglich durch wissenschaftliche Messungen, durch scharfsinniges Ausgrübeln des Verhältnisses von Spinoza zu Kant zu Stande gebrachten Gedanken ist die Ausbildung seiner Weltanschauung, wie sie in der folgenden Epoche vor sich ging, entscheidend vorbereitet. Nur Eine ungelöste Frage nimmt er in diese hinüber. An ihrer Beantwortung freilich hängt nicht weniger als Alles. Denn das Endliche, Einzelne beschlossen in einem unerkennbaren Unendlichen —: noch immer bleibt mit diesem Gedanken die ganze Welt ein ungeheures Räthsel, noch immer Verstand und Gefühl im sprödesten Gegensatz, wenn nicht angegeben werden kann, wie Endliches und Einzelnes überhaupt entsteht, wenn die Frage nicht beantwortet werden kann: „weß' Ursprungs ist die Idee von einem Individuo und worauf beruht sie?"

Mit dieser schwebenden Frage treten wir an der Hand unseres Biographen in die zweite Epoche von Schleiermacher's Leben, die „Epoche der anschaulichen Darstellung seiner Weltanschauung" hinüber. Ihr ist das Zweite Buch gewidmet, während ein drittes, wie wir annehmen dürfen, uns die wissenschaftliche Darstellung dieser Weltanschauung, das fertige System kennen lehren wird.

Der Gang indeß, welchen die Biographie bei diesem wichtigen Wendepunkte nimmt, unterscheidet sich in etwas von dem im ersten Buch. Wir werden diesmal gleich anfangs auf einen überschauenden Höhepunkt geführt. Vor der Wiederaufnahme der persönlichen Entwickelungsgeschichte Schleiermacher's wird vorweg der constructive Rahmen aufgestellt, innerhalb dessen diese Geschichte sich bewegen wird. Zwei geistige Mächte, so wird uns hier, wie schon in der Einleitung des ganzen Werkes, gesagt, haben die Generation, zu welcher Schleiermacher gehörte, bestimmt: die Philosophie Kant's und unsere großen Dichter; jener verdanke Schleiermacher und mit ihm soviele andere Zeitgenossen die kritische Grundansicht, diesen den Inhalt und das Pathos ihrer Weltanschauung. Der Geist der Kant'schen Philosophie und ihre Einwirkung auf Schleiermacher sei im ersten Buche dargestellt: es handele sich jetzt um eine Orientirung über die Weltansicht und das Lebensideal unserer Dichter, um den zweiten, ergänzenden Factor seiner eigenen Geisteswelt.

Ein großer und weittragender Blick! Nur im Einzelnen kann sich seine Wahrheit erproben. Wir lassen uns für's Erste ohne Ein-

sprache diesen Standort gefallen und hören zu, wie der geistvolle Führer uns die Bewegung der deutschen Litteratur schildert und wie er die gehaltvollen Ergebnisse derselben deutet.

Mit Lessing, als dem „ersten Träger des großen moralischen und intellectuellen Gehalts unserer Dichtung", beginnt er. Die Summe dieses großen Denker- und Dichterlebens stellt sich uns in einer durchdringenden Beleuchtung vor Augen. Lessing ist der große Mensch, der, nicht aus einer reifen Wirklichkeit, sondern aus selbstthätiger sittlicher Kraft, aus der Fülle und Gediegenheit seines eigensten Charakters heraus ein harmonisches Lebensideal geschaffen hat. Schon seine kritische Thätigkeit hatte diesen Hintergrund. In dichterischer Anschauung tritt es im Nathan hervor. Aber auch in wissenschaftlicher Reflexion sprach er es aus — in den Schranken freilich, die durch den Gesichtspunkt der Auseinandersetzung mit der Theologie bedingt waren. Als der Kern dieses, wenn auch noch wenig entwickelten Lebensideals zeigt sich die von der Fülle der Gemüthskräfte getragene pflichtmäßige Gesinnung. Ausgebildeter erhebt sich auf diesem Grunde seine Weltansicht: der an das Weiterdenken Leibnitzischer Ideen sich anlehnende Glaube an die der Vollendung der Individuen dienende, in einem allumfassenden Weltverstande beschlossene, im Ganzen der Geschichte stätig vor sich gehende moralisch- intellectuelle Entwickelung.

Aber anders spiegelte sich der Sinn des Lebens und der Werth der Welt in den Männern, die jetzt „eine neue Welle emportrug". Sie stehen zunächst unter dem Einfluß des sinnlicheren Lebensgefühls, das, nicht zum wenigsten von der naturvertrauteren Wissenschaft und Dichtung Englands und Frankreichs her, in die deutsche Geistesbewegung einströmte, um sich hier alsbald idealistisch umzubilden. Nicht die vorstellende Thätigkeit, sondern die geniale Anschauung, die schöpferische Macht des Gefühls soll dem denkenden und dichtenden Menschen die Welt erschließen. Und in Wissenschaft und Dichtung regt sich nun wirklich diese geniale Anschauung. Weit am kräftigsten bei Goethe. Nur unvollkommen läßt sich der Natur der Sache nach die dadurch bedingte Umwandlung der Lebensansicht aus den Dichtungen, bestimmter läßt sie sich aus denjenigen von Goethe's Arbeiten entwickeln, in denen er selbst ausdrücklich nach der Klarheit des Gedankens rang. Aus Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten also sucht Dilthey den neuen epochemachenden Ideengehalt, die neue Beleuchtung der Welt und des Lebens zu ermitteln, die sich alsbald weiter über die deutsche Litteratur und Wissenschaft aus-

breitete. Demnach wäre in Goethe's Kopf zuerst „die schöpferische Conception des neueren Pantheismus" entsprungen, die dann in den Systemen Schelling's und Hegel's wissenschaftliche Formulirung erhalten hätte, die Ansicht nämlich, daß die Natur sich in der Stufenfolge des Lebendigen auseinandergesetzt habe, um sich selber zu genießen, die Auffassung des Weltganzen als eines Prozesses, in welchem die Natur sich ihrer selbst bewußt wird. Diese Conception, so führt Dilthey weiter aus, beruhte auf der Voraussetzung eines intuitiven, dem schöpferischen Verstande der Natur entsprechenden, mit ihm unmittelbar einigen Verständnisses. Von hier aus, gestützt auf die Hülfe von Analogieschlüssen, sei Goethe zu seinen naturwissenschaftlichen Resultaten gelangt; — in weiterer Ferne, als letztes Ziel, habe ihm das Verständniß des Menschen und der sittlichen Welt vorgeschwebt. Und hier tritt, schon in dieser früheren Periode, Herder ergänzend ein. Das genetische Verständniß des Menschen als des höchsten Gliedes der schöpferischen Kraft der Erde ist der mit der Goethe'schen Naturforschung zusammenstimmende Sinn der Herder'schen Geschichtsphilosophie.

Das ungefähr sind die großen Grundlinien, mit denen Dilthey die Erklärung der Schleiermacher'schen Weltanschauung, nachdem sie in Kant ihr kritisches Fundament gewonnen, zu umspannen sucht. Sie scheinen uns, wenn es jetzt erlaubt ist, ein Wort hineinzureden, zu weit und mit zu kühner Hand gezogen zu sein. Die hier angedeutete Genealogie des Schleiermacher'schen Systems, die directe Ableitung von dem Herder-Goethe'schen Pantheismus und der Methode der genialen, intellectuellen Anschauung behält denn doch nothwendig einen gewissen mythischen Schein. Die pragmatische Erklärung verliert hier den festen Boden unter den Füßen, sie schlägt einigermaßen wieder um in die vordem beliebte ideologisch-constructive; ja, das Constructive erscheint um so härter, weil es mit dem Anspruch auftritt, reale Zusammenhänge, real wirkende Ursachen, und nicht etwa eine bloße Dialektik der die Bedeutung der Thatsachen in sich enthaltenden Ideen aufzuzeigen. Wir sind weit entfernt, zu bestreiten, daß Anschauungen wie die dargestellten für Goethe's ganzes Denken und Schaffen von der allergrößten Wichtigkeit waren, aber als den erschöpfenden Ausdruck dessen, was er im Ganzen unserer Litteratur gewesen, können wir sie unmöglich gelten lassen. Goethe war unendlich mehr als der Urheber eines neuen, eigenartigen Pantheismus, und wiederum, nicht in seinem Kopfe allein suchte sich der Natursinn und die Naturvergötterung, wie sie seit dem Anfang der modernen

Zeit sich erhoben hatten, mit den idealistischen Anschauungen der deutschen Philosophie zu einem anderen Weltbilde als dem bisherigen der Aufklärung zu vermitteln. Nur im Widerspruch mit bezeugten Thatsachen läßt sich die Behauptung durchführen, daß das Schelling'sche und Hegel'sche System in gerader Linie von Goethe's dichterischer Weltanschauung abstamme, und wenn nun vollends auch das System Schleiermacher's auf denselben Ursprung zurückgeführt werden soll, so ist daran nur soviel wahr, daß die Geister der Goethe'schen Dichtung und Forschungsweise freilich ihren Einfluß auch bis zu ihm hin erstreckten, aber durch so viele Zwischenglieder vermittelt, durch so viele andere Einwirkungen gekreuzt, daß die historische Erklärung nur in der sorgfältigen Abwägung aller dieser Momente, in der vorsichtigen Begrenzung jenes allgemeinen, vielvermittelten Zusammenhangs ihre Aufgabe zu suchen hat.

Eben diesen Vermittelungen wenden sich daher mit Recht die nächsten Capitel unserer Biographie wieder zu. Der Verfasser zeigt uns zunächst das Herüberwirken der neuen auf dem Boden unserer klassischen Dichtung entsprungenen Lebensideale in die sittlichen Bildungszustände, welche die vorangegangenen Jahrhunderte geschaffen hatten. Er versetzt uns in die Hauptstadt des preußischen Staates, als an den Ort, wo das Neue mit dem Alten in der heftigsten Reibung zusammenstieß, — an den Ort, welcher der nächste Schauplatz von Schleiermacher's Wirken, der Hintergrund seiner weiteren Entwickelung war. Gestützt auf ein reiches litterarisches Material, entwirft er ein ungemein fesselndes und lebensvolles Culturbild. In volle Geltung tritt dabei wieder die Grundtendenz des ganzen Buches. Auch die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände Berlins sollen wir nicht durch bloße Charakteristik kennen lernen, wir sollen sie in ihrer historischen Bedingtheit verstehen, sollen sie vor unseren Augen werden sehen. Seit den ersten Kriegserfolgen Friedrich's des Großen beginnt das Aufsteigen der Stadt. Des Königs freigeistige Richtung entfesselt den Geist aufklärerischer Kritik. Der siebenjährige Krieg erfüllt diesen Geist mit vorstrebender Zuversicht und richtet ihn auf die öffentlichen Interessen; die aggressive Stimmung der Lessing'schen Litteraturbriefe fand hier ihren Resonanzboden. Aber nun kam die Zeit, in welcher Lessing von dem Staat des großen Friedrich als von einer verzweifelten Galeere reden und von der vielgerühmten Berlinischen Denk- und Schreibfreiheit sagen konnte, sie reducire sich einzig und allein auf die Freiheit,

gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle. Der Absolutismus des großen Königs knickte und vergiftete die Triebe wieder, die sein heroischer Idealismus hervorgelockt hatte. Die Aufklärung nahm immer mehr eine gemein praktische Richtung; sie bekam eine selbst gouvernementale, eine unduldsame, absolutistische Färbung. Die einseitig und bornirt verstandene Freiheit, in ihrer natürlichen Entwickelung gehemmt, fing an, sich in bissiger und gehässiger Kritik Luft zu machen: auf dem Boden einer unter dem Nachfolger Friedrich's des Großen wachsenden Entsittlichung wucherte die Skandalsucht, und unter den Predigern Berlins fand die Satiren- und Pamphletlitteratur in einem Manne wie Jenisch einen Hauptvertreter. Das höchste Maaß der Tugend waren auf der Bühne die Iffland'schen Biedermänner, während daneben die weinerliche Lüderlichkeit der Kotzebue'schen Helden beklatscht wurde. Nicht leicht war es unter solchen Zuständen den Idealen unserer klassischen Dichtung, sich durch die Empfänglichkeit und das Verständniß einer jüngeren Generation Bahn zu brechen. In kleinen Gemeinden, durch geistreichen gesellschaftlichen Verkehr setzte sich allmählich der Goethecultus und mit ihm eine freiere, ästhetischere Lebensanschauung fest, wobei, wie bekannt, die jüdischen Häuser, die gesellschaftlichen Talente, das Bildungsbedürfniß und die geistige Gewecktheit der jüdischen Frauen eine hervorragende Rolle spielten. Es war ein Fortschritt, der keinesweges bloß segensreich wirkte. Schon im Wilhelm Meister erscheint die harmonische Bildung in der Form der privilegirten aristokratischen Sittenfreiheit als eine sehr zweideutige Figur. Man denke sich die Helden und Heldinnen dieses Romans in die großstädtische Gesellschaft mit ihrem Skepticismus und ihrer Genußsucht versetzt, und man hat ein ungefähres Bild von der sittlichen Verwirrung, welche jetzt Platz griff und welche die Einen zur charakterlosesten Frivolität, die Anderen zu revolutionären und paradoxen sittlichen Theorien führen mußte.

Und in diese, von entgegengesetzten Strömungen bewegte großstädtische Welt trat nun Schleiermacher ein. Er war achtundzwanzig Jahr alt, als er im September 1796 sein Amt als Prediger an der Berliner Charité antrat. Diese seine amtlichen Beziehungen indeß erscheinen auch nach dem, was Dilthey darüber beibringt, als durchaus zurücktretend gegen seine sonstigen Beziehungen. Auch seine Kanzelberedsamkeit wird damals noch wenig beachtet geblieben sein, wenn auch vielleicht nicht ganz so unbeachtet, als es uns, die wir ihn so überwiegend in anderen Interessen befangen erblicken, vorkommen

muß. Schwerlich hat sein Freund Friedrich Schlegel, mit dem er doch eine Zeit lang im intimsten Gedankenaustausch lebte, jemals eine seiner Predigten besucht. Derselbe schreibt nichts desto weniger an seinen Bruder: „daß Schleiermacher Popularität haben kann, ist ein Factum. So haben mir viele Philister ihn als einen sehr guten Prediger gerühmt".

Wichtiger auf alle Fälle für das, was er war und wurde, war das gesellschaftliche Element, in dem unser Charitéprediger sich bewegte. Und zwar war es ein zwiefaches. Seine Stellung führte ihn zunächst in die Sack'sche und Spalding'sche Familie — „die Aristokratie der älteren Berliner Schule", und diese Beziehungen spiegeln sich in den Arbeiten des Herbstes 1796 und des darauf folgenden Winters. Sein Tagebuch und seine Studienpapiere zeigen ihn mit politischen und kirchenpolitischen Fragen beschäftigt, insbesondere mit einer naturrechtlichen Untersuchung über den Grund des Zwangsrechts des Staates. Interessant immerhin; denn wieder sind es Kant'sche Gedanken, mit denen er operirt: er sucht das heiklige Problem, soviel aus den Dilthey'schen Mittheilungen ersichtlich ist, durch dieselbe Unterscheidung zu lösen, mittelst deren Kant den Widerstreit zwischen Freiheit und Naturbestimmtheit schlichtete, durch die Unterscheidung von freier Willensbestimmung und der, dem Zwange zugänglichen und ihm preiszugebenden, als eine „Begebenheit" in die Erscheinung tretenden Handlung.

Wie viel fruchtbarer jedoch sollten für seine geistige Entfaltung die anderen Kreise werden, die unter den Einflüssen des neuen Litteraturgeistes standen! Durch Alexander Dohna war ihm längst das Haus von Marcus Herz erschlossen. An die Freundschaft mit Henriette Herz knüpft sich unmittelbar und mittelbar der beste Ertrag seiner nunmehrigen Existenz. Wie diese Frau war, was es mit dieser Freundschaft auf sich hatte, hat sich wohl Jeder schon bisher aus den bekannten Actenstücken zurechtlegen können: Niemand hat es noch so vollständig und treffend zu sagen verstanden als Schleiermacher's Biograph. Das Maaßvolle ihres ganzen Wesens, ihre reine, starke und vielseitige Empfänglichkeit, ihre Menschenkenntniß, ihre Herrschaft über die gesellschaftlichen Formen, dazu ein Gefühl von etwas, das ihr noch fehle, ein des Gegenstandes noch nicht sicheres Verlangen nach Thätigkeit und Wirkung: — so steht das Bild dieser Frau vor uns, und wir begreifen nun, wie die gediegene sittliche Natur Schleiermacher's zugleich wahlverwandt und ergänzend zu ihr herantreten konnte. Indem er ihr ihren wahren inneren Beruf deutet, giebt er ihr

erhöhtes Selbstbewußtsein, Vertrauen zu sich selbst. Nur dadurch und nur um so viel steht er über ihr, sonst durchaus neben ihr, ebensoviel empfangend wie gebend, auch in demjenigen von ihr verstanden, was Anderen, auch den Nächststehenden, unverständlich war. Es war das schönste und reinste Verhältniß — Freundschaft im vollen Sinne des Wortes. „Dieser geordneten harmonischen Existenz gegenüber", sagt Dilthey, „bestand jene Gleichheit und gegenseitige Unbedürftigkeit, welche die Grundlage der Freundschaft ist".

Eine Freundschaft solcher Art war nun diejenige ganz und gar nicht, die er im Sommer 1797, Dank den gesellschaftlichen Beziehungen des Herz'schen Hauses, mit Friedrich Schlegel schloß, dem jungen geistvollen Schriftsteller, der vor Kurzem von Jena nach Berlin gekommen war, um hier seine Geschichte der Poesie der Griechen und Römer zu vollenden. In diesem Manne schien sich die neue Epoche mit ihrem dichterischen wie mit ihrem philosophischen Gehalt gleichsam auf sich selbst zu besinnen, sich in ihrer vollen revolutionären Bedeutung zu fühlen. Ein Verkünder der Kunst- und Lebensschönheit der Griechen, ein Verkünder der Goethe'schen Dichtung, der Fichte'schen Philosophie, that Schlegel vor Schleiermacher das Innere, die durcheinandergährenden Kräfte des Lebens auf, von welchem die Berliner Gesellschaft und in und mit ihr Schleiermacher angefangen hatte, sich tragen zu lassen. Kein anderes persönliches Verhältniß ist jemals für des Letzteren Entwickelung von gleicher Wichtigkeit gewesen: unser Biograph thut nur seine Schuldigkeit, wenn er an dieser Stelle das Wesen Friedrich Schlegel's klar zu legen sucht, und er befolgt nur seine bewährte Methode, wenn er, was der Mann war, aus seinem Werden, im Zusammenhang mit der Darstellung seines Lebensganges zu erklären unternimmt.

Der Schreiber gegenwärtiger Blätter muß, um nicht zu wiederholen, was er anderwärts, in einer besonderen Schrift über die romantische Schule, ausgeführt hat, an diesem Theile des Dilthey'schen Werkes rasch vorübergehen. Je mehr er im Ganzen mit den Auseinandersetzungen und mit der Auffassung des Biographen zusammenstimmt, um so mehr widerstrebt es ihm, über Einzelheiten Zweifel und Einwendungen zu erheben. Das schöne Streben, durch „wahrhafte Geschichte" dem vielgeschmähten Doctrinär der Romantik gerecht zu werden, muß volle Anerkennung finden, und wenn dabei ein Rest von Parteilichkeit zurückgeblieben ist, wenn die „Rettung Friedrich Schlegel's" nicht an allen Punkten überzeugend ist, wenn der Bio-

graph ein wenig doch mit den Augen Schleiermacher's, des mild entschuldigenden Freundes, gesehen hat, so legt er doch zugleich das Thatsächliche in solcher Vollständigkeit vor, daß Ausdrücke wie die von dem „Strahl eines hohen sittlichen Gedankens", den Friedrich in seiner excentrischen Bahn verfolgt habe, von selbst ihre berichtigende Deutung empfangen. Vollkommen richtig wird der Bildungsgang des merkwürdigen Mannes dargestellt. Er, wie sein Bruder, — um nur die Hauptpunkte hervorzuheben — erhält Anstoß und Förderung durch die litterarhistorische Gelehrsamkeit, die in Göttingen heimisch war, während er innerlich bestimmt, begeistert und geleitet wird von der großen Richtung der genialen Anschauung, wie sie von Winckelmann und Herder vertreten war. Die Abhängigkeit von Winckelmann wird überzeugend von Dilthey nachgewiesen; wie sehr Herder's Geist den jungen Mann beschäftigte, wie eifrig er Herder's Schriften las, ließe sich leicht des Näheren durch eine Anzahl Briefstellen nachweisen, in denen er bald Herder's Art überhaupt charakterisirt, bald dessen „Plastik" das feinste seiner Werke nennt, bald sein Behagen an der Lectüre der „kritischen Wälder" ausdrückt, bald dem Bruder einzelne Partien in den Humanitätsbriefen empfiehlt. Im Geiste Winckelmann's und Herder's nimmt er daher die Geschichte der griechischen Poesie in Angriff. Er unterbricht darauf diese Arbeit, um in einer theoretisirenden und raisonnirenden Abhandlung — der merkwürdigen Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie — „die Stellung seiner wissenschaftlichen Aufgabe zu der Entwickelung unserer deutschen Dichtung darzulegen". Und rasch erlangt von nun an, unter den unmittelbaren Einflüssen des Geisteslebens von Jena, seine moderne Natur das Uebergewicht über das Interesse an den Alten. Er sieht sich ferner von philosophisch-historischer und von ästhetisch-kritischer Thätigkeit „zu den philosophischen Voraussetzungen zurückgeführt". Dabei lehnt er sich aber durchaus an die Fichte'sche Wissenschaftslehre an. Die Methode dieser Philosophie, ihr kühner Versuch, alles Sein genetisch und also gleichsam historisch aus dem selbstthätigen Ich zu erklären, trifft zusammen mit der Methode der genialen, die Natur wie die Schöpfungen des Geistes nach der Analogie des Kunstwerkes aus dem vorweggenommenen Ganzen, aus dem lebendigen Innern erklärenden Anschauung. Dies ist die Combination, die sich in Friedrich's Geist vollzieht. Dies der Standpunkt, von dem aus er — wenn er des geduldigen Denkens, der logischen Analyse mächtig gewesen wäre — ein System geschaffen haben würde, wie es später Hegel schuf, von dem aus er für das Studium

geistiger Erscheinungen und für die Beurtheilung der poetischen Thätigkeit die Richtung empfing.

So war Friedrich Schlegel, von solchen Ideen, von solchem Streben war er erfüllt, als er mit Schleiermacher in Berlin zusammentraf. Wie es sich nun auch mit der Einwirkung verhalte, die der Erstere von dem Letzteren erfuhr: stärker und bedeutsamer jedenfalls wurde dieser von jenem beeinflußt. Schleiermacher — das ist das Erste — sah sich durch den Freund vor die große Aufgabe gestellt, das Ganze der geistigen Welt mit genialer Anschauung zu umspannen, „die menschliche Cultur aus den Bildungsgesetzen ihrer einzelnen Sphären zu begreifen". Schleiermacher — das ist das Zweite, das Wichtigere und deutlicher Heraustretende — wurde durch den Freund aus sich herausgelockt, in die Gemeinschaft der jungen revolutionären Generation eingeführt, er wurde gedrängt, in den Kämpfen der Zeit offen Partei zu nehmen und schriftstellerisch sich hervorzuwagen. Friedrich's umfassende Ideen hoben den nach innen gesenkten Blick des jungen Theologen staunend empor: Friedrich's eiferartiges Wesen drängte den Beschaulichen, wirkend in die geistige Bewegung der Zeit miteinzugreifen.

Nun aber war Schleiermacher — so haben wir selbst schon im Bisherigen ihn kennen gelernt — eine vorzugsweise ethische Natur. „Sein ganzes Wesen", schrieb Friedrich Schlegel damals, als die junge Freundschaft in voller Blüthe war, „ist moralisch, und eigentlich überwiegt unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten die Moralität alles Andere." Der Punkt daher an welchem all' die neuen Anregungen, die er erfuhr, in seiner Seele jetzt zünden mußten, war eben dieser Mittelpunkt seines Wesens. Seine erste Gegenwirkung gegen die erfahrenen Einwirkungen war eine moralische Anschauung. Schleiermacher, sagt Dilthey, ward der Verkündiger der großen Lehre von der Individualität und sprach damit das offenbare sittliche Geheimniß seiner Epoche aus. Aber wie stark Dilthey hier und öfter diesen Punkt betont, fast als wolle er damit das Thema seines ganzen Buches bezeichnet haben — zu sehr, dünkt uns, wird damit der Reichthum und die Intensität von Schleiermacher's Lebensideal vereinseitigt. Auch geht die weitere Darlegung thatsächlich in dieser Formel nicht auf. Wir versuchen es, ihr Schritt für Schritt zu folgen.

Die sittliche Anschauung, die in Schleiermacher arbeitete und an's Licht wollte, verdeutlicht sich durch einen Blick auf die Ansichten, die ringsum über die Natur und den Werth des Sittlichen laut ge-

worden waren. Da war zuerst jener „ekelhafte Mischmasch von zusammengestoppelten Beobachtungen und halbvernünftelnden Principien", jene populäre Moralphilosophie à la Ferguson und Garve, von welcher Kant mit so unbedingter Geringschätzung sprach. Dann war Kant mit seinem, alle vernünftigen Wesen gleichmäßig bindenden kategorischen Imperativ gekommen. Das zu hoch Gegriffene und zu Herbe dieser Lehre hatten innerhalb der Kant'schen Grundanschauungen die W. v. Humboldt und Schiller zu corrigiren versucht, indem jener die Wurzel des bedingungslosen Vernunftgesetzes in der in sich zusammenstimmenden innersten Natur des Menschen vermuthete, dieser Pflicht und Neigung in noch läßlicherer Weise zu einem schönen und freien Bunde glaubte vereinigen zu dürfen. In verwandter Richtung hatte der jugendliche Schleiermacher in seinen Reflexionen über „den Werth des Lebens" nach dem Punkte ausgespäht, an welchem das Streben nach Tugend mit dem nach Glückseligkeit zusammentreffen möchte. Alle hatten sie das Rauhe der ethischen Ansicht Kant's gefühlt, aber immer doch hatte sie zuletzt das Große derselben überwältigt. Durch Fichte aber vollends war die Kant'sche Anschauung mit radicaler Consequenz auf eine unleidliche Spitze getrieben worden; das Interesse am Guten war bei ihm dem Stolz auf Freiheit und Selbstthätigkeit, die Werthschätzung des Menschlichen dem souveränen Recht des abstracten Sittengesetzes, der Einen, allgemeinen, unpersönlichen Vernunft zum Opfer gebracht worden.

Und daneben nun das ganz andere, menschlich wahrere Lebensideal, das in dem Pathos und in der dargestellten Bilderwelt unserer großen Dichter zum Vorschein kam — am anschaulichsten und eindringlichsten auseinandergelegt in der Bildungsgeschichte des Goethe'schen Romanhelden. Ohne Zweifel, diese Vorstellung vielgestaltiger Menschennatur, freier Bewegung in bestimmten Schranken, schöner Vermittelung zwischen individuellen und ideal allgemeinen Forderungen, übte eine mächtige Wirkung auf das ganze Zeitalter. Daß unmittelbar auch Schleiermacher davon ergriffen worden, daß die Lectüre des Wilhelm Meister und der dichterischen Werke Jacobi's seinen ethischen Horizont entscheidend erweitert hätte, bedürfte bestimmterer Nachweise als Dilthey sie zu geben im Stande ist. Genug aber, es gab allerdings zwischen der dichterischen Auffassung von der Bestimmung des Lebens und zwischen der Werthempfindung des Sittlichen, welche Schleiermacher tief in seiner eigensten Natur hegte und die er in sittlicher Selbstbildung befestigt hatte, offenbare Berüh-

rungspunkte. Zwischen der dichterischen und der Kant-Fichte'schen Ethik in der Mitte erhebt sich das Schleiermacher'sche Lebensideal. Es ist ein noch ganz weicher Kern, ausgebildeter und von festerem Bestand nur da, wo er sich gegen umgebende Ansichten abhebt. In durchaus unsystematischer Form, in „Rhapsodien" giebt er die sich in ihm bewegenden Ideen von sich. Unentwickelt endlich, wie sie an sich sind, stehen sie überdies unter einer eigenthümlichen, durch die damalige Gestalt des deutschen Lebens und der eigenen Lebensverhältnisse Schleiermacher's bedingten Beschränkung. Sie richten sich überwiegend auf die Gesellschaft, auf die damals fast allein bedeutender durchgebildete Form des Verkehrs von Menschen zu Menschen, den fast einzig in weiterem Umfang freigegebenen Spielraum sittlicher Kräfte.

Aus gedruckten und ungedruckten Bruchstücken legt unsere Biographie sofort diese „erste Offenbarung des Schleiermacher'schen Lebensideals" dar, sowohl nach ihrem positiven Inhalt wie nach ihrer negativen, polemischen Seite. Es sind die durch eine sorgfältige Kritik gesichteten Beiträge Schleiermacher's zu den berühmten Fragmenten des Schlegel'schen Athenäums, es sind andererseits die Aphorismen seiner wissenschaftlichen Tagebücher, welche das Material liefern. In dem positiven Theil dieser Aufzeichnungen haben wir den Keim der Monologen, in dem polemischen einen neuen Ansatz zu der späteren Kritik aller Sittenlehre vor uns. Dort — damit wir Beides auf's Kürzeste zusammenziehen — ist der Grundgedanke der, daß der sittliche Mensch das Gesetz seines Wesens frei in sich selbst zu ergreifen und danach sein Leben zu bilden habe, daß diese Selbstanschauung eine lebendige That des Gemüths und alle Gemeinschaft Gemeinschaft der Gemüther sei. Hier ist einestheils die Moralphilosophie Kant's und Fichte's, anderntheils die geltende, conventionelle Moral und ihre Sprache der Gegenstand des Angriffs. Offenbar unter dem Einfluß Fr. Schlegel's ist die Form langathmigen Raisonnements in die fragmentarisch-rhapsodistische übergegangen. Durch Witz und Spott emancipirt sich Schleiermacher von Kant; ironisch und parodisch kehrt er sich gegen die Vorstellungen der Zeit von Tugenden und Lastern. So etwa als handelte es sich um eine abgeschmackte altfränkische Mode oder um einen thörichten Aberglauben, wird der ganze Sitten- und Sittlichkeitscodex der älteren Generation mit Spott übergossen. Als Hauptrepräsentanten aber der formalistisch äußerlichen und der Miniatursittlichkeit der Zeit, als Hauptzielscheiben seiner kritischen Laune dienen ihm Knigge und Engel. Wie später Engel in

einer besonderen Recension im Athenäum verarbeitet wurde, ist bekannt. Neu sind die Mittheilungen Dilthey's über die zahlreichen Ansätze zu einer Auseinandersetzung mit dem berühmten Ceremonienmeister der Geselligkeit, dem Verfasser des „Umgangs mit Menschen". Im Gegensatz zu der schlechten Lebensart, der schwächlichen, charakterlosen Klugheit, der unmaaßgeblichen diplomatisirenden Freisinnigkeit, die der aufgeklärte Kammerherr predigt, dachte Schleiermacher einen Essay „über die gute Lebensart" zu schreiben. Dem auf dem Princip des Egoismus beruhenden Empirismus der Geselligkeit wollte er eine ideale Geselligkeitslehre entgegenstellen, wollte zeigen, wie die wahre Geselligkeit, entspringend aus der freien, ihren Zweck in sich selbst habenden Wechselwirkung der Individualitäten, die Darstellung des sittlichen Zustandes selber sei. Bei alle dem, scheint es, lag die Aufgabe, ein System der sittlichen Begriffe aufzustellen, noch nicht in seinem Gesichtskreise. Nur die Aufklärung, die ideale Durchgeistigung und Umgestaltung einzelner dieser Begriffe, der Plan einzelner Essays — über die Schaam, über die Treue — lag ihm am Herzen. Genug aber, sein ethischer Standpunkt hebt sich erkennbar hervor. Es war nicht der Standpunkt der herrschenden Moralsysteme, auch nicht der in harmonischer Selbstbildung begnügte der Goethe'schen Dichtung. Er ging auf eine Neugestaltung der Gesellschaft aus, die in der Kraft des freien, seiner selbst gewissen, gegen alles Menschliche aufgeschlossenen Gemüthes wurzle. Von diesem noch in unentwickelter Anschauung sich haltenden Ideal erfüllt, begegnete sich Schleiermacher mit den Dichtern und Kritikern, welche die neue philosophisch-ästhetische Bildung nach anderen Seiten hin in die Dichtung, die Wissenschaft und zum Theil doch auch in's Leben einzuführen bemüht waren, — mit den Schlegel und ihren Freunden, mit dem um das Athenäum sich sammelnden romantischen Kreise.

Zwar, ob es wohl gut und richtig war, die Schilderung dieses Kreises und seiner Einwirkung auf Schleiermacher, wie Dilthey thut, von der Darstellung der mit Fr. Schlegel geschlossenen Freundschaft zu scheiden, ließe sich fragen. Wir wünschten, daß sie weder hievon, noch von der Entwickelung der in Goethe culminirenden Litteraturbewegung getrennt worden wäre. Jenes, weil eben Friedrich für Schleiermacher der Hauptvermittler und der Hauptrepräsentant der romantischen Bestrebungen war; dieses, weil in der That erst in der Fassung der Romantiker, durch sie vermittelt und verdolmetscht, der Geist der Goethe'schen Dichtung bedeutsamer an ihn herantrat. Weit nicht so unmittelbar wie die Philosophie Kant's wirkte das Lebens-

ideal und die Weltansicht unserer großen Dichter auf ihn ein. Er erhielt jene aus erster, diese wesentlich aus zweiter Hand, modificirt bereits durch die Verbindung mit anderen, vor Allem dem Fichte'schen Element, verkürzt bereits um den schönen Antheil, den auch Schiller an der Ausgestaltung der neuen Bildungsform hatte. Die Dilthey'sche Anordnung, dünkt uns, verdunkelt in etwas den unmittelbaren Causalzusammenhang, sie bringt es mit sich, daß der Einfluß der nun erst geschilderten „dichterischen Genossen" wesentlich und in erster Linie als ein ästhetischer, als ein die formelle Darstellung seiner eigensten Ideen bestimmender hingestellt wird.

Davon jedoch abgesehen: wie ganz vortrefflich ist doch die Gesammtcharakteristik, die von der romantischen Dichtung und dem ganzen mit dieser Dichtung Hand in Hand gehenden Ideenleben gegeben wird! Wie außerordentlich wenig bleibt, auch bei genauerer Vertrautheit mit den betreffenden Persönlichkeiten und Werken, an dem Bilde zu berichtigen, welches uns der Verfasser — bestimmt natürlich durch die Grenzen, die sein Zweck ihm auferlegte — von den einzelnen Vertretern dieser Richtung giebt! Wir constatiren im Vorbeigehen als ein Ergebniß von Untersuchungen, die auf Grund eines fast lückenlosen Materials gemacht werden durften, daß auch Dilthey kein Urtheil von Schleiermacher über den ihm innerlich doch so nahe stehenden Wackenroder, keine Andeutung, daß er ihm persönlich begegnet oder etwas von ihm gelesen, hat auffinden können. Wir heben aber vor Allem die feine und durchschauende Charakteristik August Wilhelm Schlegel's hervor. Man kann nicht mit geringerem Aufwand von Mitteln und auf knapperem Raume ein richtigeres Lebens- und Schriftstellerbild geben. Mit so viel Liebe der Auffassung, so viel Gerechtigkeit des Urtheils! Ein so feines und tiefes Eingehen in eine Persönlichkeit, die doch eigentlich gar nicht gemacht ist, sich in die Seele sehen zu lassen, bei der es so leicht und natürlich ist, bei dem Aeußeren zu verweilen, die so viel Schein um sich wirft, daß man selten geneigt gewesen ist, auf den Kern einzugehen! Diesem Manne ist hier ein Denkmal gestiftet, das ohne alle Tünche und Schönmalerei so liebenswürdig wie wahr, so billig wie correct ist. Den Schriftsteller, den Stilisten, den Kritiker, den Uebersetzer, den Dichter haben auch Andere gewürdigt: den Menschen hat Niemand zuvor so menschlich aufgefaßt, um aus dem Menschen den Schriftsteller zu deuten und den Punkt zu zeigen, wo sein Charakter Eins ist mit seinen Talenten.

Und der Charakteristik dieses dichterischen Kreises folgt also nun der Nachweis, wie derselbe auf Schleiermacher's Ansichten vom Wesen

und Werth der Kunst gewirkt habe. Wenn dabei vorgreifend auf die späteren Ausführungen in der Schleiermacher'schen Ethik und Aesthetik Bezug genommen wird, so möchte freilich zu erinnern sein, daß zwischeninne manche Mittelglieder liegen, vor Allem die A. W. Schlegel'schen Berliner Vorlesungen und die damit zusammentreffenden Constructionen der Bernhardi'schen Sprachlehre. Ueberzeugend ist dagegen Alles, was über das innere Verhältniß von Schleiermacher's Natur zur Kunst und über die unmittelbaren, nächsten künstlerischen Anregungen gesagt ist, die ihm von Friedrich und Wilhelm Schlegel, von Tieck und Novalis kamen. Es ist so: bei seiner „angeborenen Mystik", seinem Mangel an sinnlich kräftiger Imagination war er von der Natur selber zur Sympathie mit der nebulistischen Dichtweise seiner romantischen Freunde, und da überdies seinem leisesten Empfinden stets der spitzeste Verstand zum Dienste bereit war, zu nachverstehender, auslegender Rechtfertigung ihrer Werke angelegt. So ist er zum verwegenen Parteigänger der neuen Schule geworden. So hat er mit voller Ehrlichkeit und doch mit dem vollen Scheine der Sophistik die Schlegel'sche Lucinde verherrlicht. So findet sich unter den von Dilthey mitgetheilten Tagebuchnotizen unter Anderem eine Charakteristik Jean Paul's, so beredt und geistvoll, daß sie neben den Urtheilen der beiden Schlegel recht sehr beachtet zu werden verdient. Und es ist so: in hohem Grade besaß Schleiermacher einige der Eigenschaften, welche den Dichter machen: Erregbarkeit des Gefühls und umfassende Anschauung der inneren Welt des Menschen. Was Wunder, daß die Macht der dichterischen Zeitströmung und das Beispiel der Freunde, trotz der besonnensten Selbsterkenntniß über das, was ihm zum Künstler fehlte, ihn zu allerhand poetischen Plänen, Anläufen, Versuchen, ja zu kunstartiger Gestaltung seiner eigensten und tiefsten Ideen fortriß? Um von den bald reineren, bald unreineren Anklängen an Künstlerisches in den Reden, den Monologen u. s. w., um von der künstelnden Architektonik und Stilistik seiner späteren Werke nicht zu sprechen — selbst Ueberschriften und kurze Entwürfe zu Erzählungen und Romanen, ja, zu Tragödien lernen wir aus den „Denkmalen" kennen, und darunter einen aus dem Jahre 1802 und 1803, alarkischer als der Alarkos, eine wahrhaft abschreckende Probe romantischen Mißverständnisses der tragischen Schicksalsidee. Ein paar Gedichte theilt Dilthey im Texte selbst aus den Papieren Schleiermacher's mit. Sie charakterisiren sich durch ein noch zarteres Erzittern der Stimmung als in den Tieck'schen Liedern und durch eine auf die Schule A. W. Schlegel's hinweisende Technik. Unwillkürlich

wird man an die analogen Versuche Hegel's erinnert, im Ton seines Freundes Hölderlin Verse zu machen.

Von solcher Darlegung der ästhetischen Einwirkungen des romantischen Kreises auf Schleiermacher, wobei zuletzt auch die Redekunst seiner Predigten kurz von demselben Gesichtspunkt aus besprochen wird, lenkt nun aber doch unsere Biographie zu den wichtigeren Einwirkungen zurück, die in die Tiefe seiner Lebens- und Weltansicht, seiner wissenschaftlichen Forschungen hinabreichen. Denn nach der Vorführung jener „ersten Offenbarung seines Lebensideals" handelt es sich sofort um die zweite und dritte Offenbarung seiner inneren Welt — um die „Reden" und „Monologen". Der Faden jedoch, der diesen neuen Abschnitt mit dem unmittelbar vorausgegangenen verbindet, ist dünn, und dünner wohl, als er zu sein brauchte. Auf den ersten Anblick scheint es, als ob die Einwirkung des romantischen Kreises hier nur in dem diesem Kreise eigenen Geist historischer Reproduction vergangener philosophischer Systeme gesucht werden solle. Vielmehr aber: die Bemerkung, daß auch das Denken der Männer dieses Kreises, ähnlich wie ihr Dichten, ein nachschaffendes, eklektisches, die Vergangenheit mitverarbeitendes gewesen sei, dient einer unerwarteten Wendung in dem ganzen Verfahren des Biographen zur Einleitung. Nicht für alle Elemente nämlich, die in den Reden und den Monologen sich zusammenfanden, liegt das Wann, das Wie und Woher offen zu Tage. Der wahrhaftige Geschichtschreiber will auch den Schein vermeiden, als ob er Lücken durch unsichere Combination ergänzte. Die bisherige synthetische Darstellung wird daher an dieser Stelle mit einer analytischen vertauscht. Von der Darlegung der Weltanschauung der Reden und Monologen wird ausgegangen; zur Aufdeckung ihrer Factoren und Bestandtheile wird fortgeschritten.

Verdeutlicht durch den Contrast gegen die ältere Welt- und Lebensansicht, wie sie bis zum Jahre 1796 gewesen, stellt sich die neue in folgenden Grundzügen dar.

Weder vom Ich, noch von der Natur aus, sondern einzig im religiösen Vorgang wird das Unendliche erfaßt. Die psychologische Begründung dieses mystischen Vorganges bezeichnet den Sinn als das Organ, durch welches das Unendliche, analog wie in der sinnlichen Anschauung, als ein auf uns Handelndes uns gegenwärtig ist. Der Inhalt dieser Anschauung aber, ihr metaphysischer Ausdruck ist: Gegenwart des Unendlichen im Endlichen. Ihre ganze Energie entwickelt diese Mystik in dem Gegen-

satz und der Verflechtung einer zwiefachen Tendenz, der einen, welche das Unendliche schlechterdings über den Fluß und die Bedingtheit der endlichen Dinge hinauszuheben strebt, der anderen, welche trotzdem das Unendliche nicht jenseits, sondern gegenwärtig in der gegebenen endlichen Welt, sie ganz durchdringend und erfüllend, setzt. Das Endliche, Einzelne, Individuelle ist Ausdruck, Spiegel des Unendlichen. So auch der einzelne Mensch; und zwar erscheint für uns — unbeschadet denkbarer, noch höherer Formen —, für uns erscheint in den menschlichen Individualitäten das Unendliche in seinem höchsten Ausdruck. Und hier daher der Punkt, wo für unseren Mystiker Frömmigkeit und Sittlichkeit, das Thema der Reden und das der Monologen, zusammenstoßen. Selbstanschauung und Anschauung des Universums sind Wechselbegriffe. Hier auch der Punkt, wo sich — immer freilich in der Form der Mystik — die Frage nach dem „Ursprung des Individuums" löst. Die Individuen sind gleichsam ewige Gedanken oder ewige Willensacte des Universums. So, vom Standpunkte des Universums uns selbst anschauend, schauen wir uns in unserem wahren Werthe an, und diese Selbstanschauung daher ist Eins mit wahrer Sittlichkeit. Und wiederum, vom Endlichen, von uns aus, uns in die Anschauung des Universums vertiefend, verhalten wir uns religiös.

Die realen, aber wissenschaftlich noch unausgeführten Grundanschauungen des ganzen künftigen Systems Schleiermacher's sind in diesen Sätzen, sind in den Reden und den Monologen gegeben. Die Zergliederung dieser Anschauungen durch Dilthey läßt an schlagender Faßlichkeit, an einfacher Uebersichtlichkeit Manches zu wünschen übrig: an Vollständigkeit und Feinheit, an Treue und Gewissenhaftigkeit ist sie einzig, unübertrefflich. Dasselbe gilt von der nun folgenden Procedur, von dem Nachweis der Elemente, aus denen dies Ganze von Anschauungen sich gebildet hat. Es erklärt und erläutert sich aus Spinoza, Leibnitz und Plato; weiterhin aus dem persönlichen und wissenschaftlichen Verhältniß Schleiermacher's zu den zeitgenössischen Denkern, zu Jacobi, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel und Novalis. Von zehn Lesern werden unfehlbar hier immer neun ermüden. Dem nicht Ermüdenden jedoch wird die Freude zu Theil werden, daß sich ihm die Gedankenwelt Schleiermacher's, auch da, wo sie noch im Dämmer der Mystik liegt, von immer neuen Seiten, bis in ihre zartesten Beziehungen hinein, aufhellt.

Zunächst in Beziehung auf Spinoza. Das Unendliche die

immanente Ursache alles einzelnen Endlichen; diese Anschauung des Universums als hingebende Liebe, als Frömmigkeit gefaßt — soweit reicht die Uebereinstimmung. Aber das Unendliche dem Erkennen entrückt, daher nicht, wie bei Spinoza, der Gegensatz von Geist und Stoff auf das Verhältniß der Gleichwerthigkeit reducirt, sondern dem Geiste der Primat zuerkannt. Vor Allem aber das Endliche nicht, wie bei Spinoza, ein Nichtsein, sondern die Individualität positiv begründet, selbst unendlich im Unendlichen wurzelnd, ein fester Punkt der Selbständigkeit und sittlichen Freiheit, das Ethische im Religiösen nicht aufgehend, sondern durch den Unterschied der Richtung sich abhebend — soweit reicht die Umbildung.

Zu dieser Umbildung haben mitgewirkt die Gedanken Leibnitzens und Plato's. Denn offenbar, mitten in und trotz der Polemik gegen den Ersteren, von welcher die Spuren in seinen Studienheften und in den Athenäumsfragmenten erhalten sind, fand doch Schleiermacher in der Lehre von den das Universum spiegelnden Monaden die stärkste Hinweisung auf seine eigene Lehre von der Individualität. Der göttliche Plato aber, der, wie es in den Reden heißt, „die heilige Mystik auf den höchsten Gipfel der Göttlichkeit und der Menschlichkeit erhob", war ihm für jetzt wenigstens ein Vorbild für die von ihm selbst gesuchte künstlerische Verklärung der Mystik.

Das Verhältniß sodann zu den mitlebenden Philosophen betreffend, so ist man immer wieder versucht, das Hegel'sche Wort, daß in den Schleiermacher'schen Reden das Jacobi'sche Princip eine höchste Potenzirung erfahren habe, durch den Nachweis eines factischen Zusammenhangs beider Denker zu bestätigen. Allein nur die Bekanntschaft mit den Jacobi'schen Schriften und eine aufrichtige Verehrung für den „liebenswürdigen Mann" läßt sich nachweisen; daß Schleiermacher sich an den Jacobi'schen Gedanken zu den seinigen durchgearbeitet habe, bleibt durchaus unerweislich. Schade gewiß, daß Schleiermacher auf Schelling's Wunsch einer öffentlichen kritischen Auslassung über Jacobi nicht einging. Es hätten dann die Differenzen nothwendig zur Sprache kommen müssen, auf welche Dilthey, neben der auf der Hand liegenden Verwandtschaft, hinzeigt. Sie beruhen darauf, daß die Jacobi'sche Mystik ihren Halt in der praktischen Philosophie Kant's, die Schleiermacher'sche in dem System Spinoza's fand, darauf in zweiter Linie, daß jenem die philosophischen Systeme in einem starren Gegensatz, diesem in flüssiger Beziehung zu dem eigenen mystischen Standpunkt erschienen.

Ganz anders war das Verhältniß zu Fichte. So bedeutsam

war dasselbe, daß wir uns doch in die Beschränkung nicht recht finden können, die sich gerade an diesem Punkte die Dilthey'sche Darstellung auferlegt. Zwar, daß das Fichte'sche System uns nicht, wie im ersten Buch das Kant'sche, in selbständiger Klarlegung vorgeführt wird, ist offenbar in Befolgung einer richtigeren Oekonomie als jener ersten, allzu verschwenderischen, geschehen. Auch in Betreff des Spinozistischen Systems ist ja mit Recht diese sparsamere Maxime in Anwendung gebracht worden. Die Pflicht andererseits, die allerdings dem Biographen oblag, uns das persönliche Verhältniß Schleiermacher's zu Fichte und ebendeshalb den persönlichen und wissenschaftlichen Charakter des Letzteren zu zeichnen, hat der Verfasser in bewunderungswürdiger Weise erfüllt. Mit Meisterzügen wird uns die heroische Natur Fichte's geschildert, und mit sinnlicher Deutlichkeit sehen wir, wo und warum diese Natur abstoßend auf Schleiermacher wirken mußte. Die Auseinandersetzung dagegen des wissenschaftlichen Verhältnisses zwischen den Ideen beider Männer wird auf einen späteren Zeitpunkt, auf die Darstellung von Schleiermacher's systematischer Epoche verschoben. Denn „nur wenige und dunkle Züge" seien es, in welchen sich Verwandtschaft und Gegensatz beider Männer in dieser Zeit der Reden und Monologen darstelle. Die wichtigeren dieser Züge werden darauf herausgehoben. Auf der gleichen Kant'schen Grundlage haben Beide ein schöpferisches Vermögen im Ich erkannt; mächtige Anregungen habe Schleiermacher von dem genetischen Geist des Fichte'schen Systems erhalten, er habe den Bestimmungen desselben über die Bedeutung des Willens und ebenso über die Bedeutung der Einbildungskraft zugestimmt. Dahingegen sei der abstracte, rein rationalistische Idealismus Fichte's von Schleiermacher durch das Vordringen in die mystischen Regionen des Ich, in das dem Unendlichen sich in die Arme werfende Gefühl und die im Gefühl sich verunendlichende Individualität theils durchbrochen, theils noch mehr radicalisirt worden. Das in der Hauptsache ist es, was von dem Biographen ausgeführt und namentlich durch eine Analyse der merkwürdigen Schleiermacher'schen Recension von Fichte's „Bestimmung des Menschen" im Athenäum verdeutlicht wird. Nichts in diesen Auseinandersetzungen, was wir nicht unterschrieben. Wir gehen nur einen Schritt weiter. Wir behaupten und halten für zweifellos, daß alle anderen philosophischen Einwirkungen, welche Schleiermacher seit seinem Studium Kant's und Spinoza's erfuhr, unbedeutend waren im Verhältniß zu der Einwirkung Fichte's. Leider haben wir über sein Studium der Wissenschaftslehre

keine ähnlichen Documente wie über das der Spinozistischen Ethik, sondern nur die Ergebnisse liegen vor. Aus der erwähnten Recension, aus den Monologen und doch auch aus den Reden muß das Verhältniß entwickelt, erschlossen werden. Es erscheint uns eben danach weder so dunkel, noch so eng begrenzt, wie es von Dilthey gefaßt wird. Es geht daraus hervor, daß die Macht der Fichte'schen Dialektik die so ganz andere Sinnesweise Schleiermacher's widerwillig auf weite Strecken mit sich fortgerissen hat. Wenn der Letztere ausdrücklich an Brinkmann schreibt, daß er innerhalb der Fichte'schen Philosophie nichts an ihr auszusetzen habe; wenn es in demselben Sinne in den Reden heißt, mit vollkommenem Recht ordne diese Philosophie den gewöhnlichen Realismus sich unter: so wird mit der Behauptung nicht zu viel gesagt sein, daß jetzt die Fichte'sche Art der Erklärung des Systems der Vorstellungen für Schleiermacher an die Stelle der Kant'schen getreten. Ist es aber so, so wird der Dilthey'sche Satz schwerlich zu halten sein, der Schleiermacher'sche Standpunkt vom Jahre 1800 breche vollständig mit der Kant'schen Lehre von Raum und Zeit. In der Fichte'schen Fassung vielmehr wird diese Lehre von ihm festgehalten; „des Geistes Handeln", heißt es in den Monologen, „schafft selbst erst Welt und Zeit" — worauf denn freilich hinter dieser selbstgeschaffenen Welt die der religiösen Anschauung sich offenbarende wahrere, die unendliche Welt, und somit hinter dem Idealismus ein neuer Realismus, aufsteigt. Wie aber hier Schleiermacher ein ganzes Stück Weges geradezu mit Fichte mitgeht, so bringt er in den Monologen auch noch seine Abweichung von Fichte unter ein von Fichte entlehntes Schema. Seine eigene Welt- und Lebensansicht erscheint durchaus nur als die bis zum Mysticismus fortgesetzte Fichte'sche. Die Fichte'sche Selbstanschauung zur Anschauung unseres im Gefühl energirenden Ich vertieft — so hebt sich die versunkene Welt verklärter wieder empor. Die Fichte'sche Selbstanschauung über die Momente des Philosophirens hinaus in's Leben fortgesetzt, der idealistische Standpunkt Fichte's zur permanenten geistigen Haltung, zum Charakter verdichtet — das ist und in dieser Formulirung stellt sich für Schleiermacher selber das Wesen der Sittlichkeit dar.

Aber nicht nur für die unmittelbare Aufklärung der Gedankenwelt Schleiermacher's, auch für die Verständigung über die wissenschaftlichen Standpunkte der übrigen, ihm zur Seite stehenden Denker der jüngeren Generation hätte Dilthey, wie wir glauben, die Bedeutung der Fichte'schen Philosophie stärker in Rechnung

bringen sollen. Er leitet statt dessen die wissenschaftlichen Gedanken dieser Generation direct aus dem Zusammenwirken des Goethe-Herder'schen Anschauungskreises mit den Gedanken der Kant'schen Philosophie ab. Eine Detailbetrachtung jedoch der Systeme und Systemanläufe der Schelling und Steffens, der Fr. Schlegel, Hülsen und Novalis zeigt erstlich, daß der Einfluß der dichterischen Anschauungen zum mindesten von anderen verwandten Einflüssen begleitet war, und zeigt mehr noch zweitens, daß erst die Fichte'sche Umbildung der Kant'schen Philosophie der zündende Funke war, der die neuen wissenschaftlichen Bildungen in's Leben rief. Durchaus in der Sache begründet ist dann die weitere Unterscheidung einer zwiefachen Gruppe, von denen die eine die ästhetische, durch das Zauberwort der Fichte'schen Philosophie wissenschaftlich verwerthbar gewordene Weltanschauung auf die Erklärung der Natur, die andere auf die Erklärung der Geschichte übertrug. Der Hauptrepräsentant der ersten Gruppe ist Schelling, der der zweiten, neben Novalis, Fr. Schlegel. Und wieder sucht nun Dilthey das Verhältniß dieser drei zu dem Standpunkt des Verfassers der Reden und Monologen in's Licht zu setzen. Verschwindend gering ist der Einfluß Schelling's in dieser Zeit; nur im Allgemeinen erkennbar der der beiden Anderen. In einem Hauptpunkte hätte jedenfalls Schleiermacher von seinem Freunde mehr lernen können, als er gelernt hat. Fr. Schlegel war darauf aus, vom Standpunkte der genialen Anschauung aus die Entwickelungsgesetze der Dichtung und somit ihr Wesen im Zusammenhang mit ihrer Geschichte zu entdecken. Sehr richtig wird hervorgehoben, wie gerade diese historische Tendenz innerhalb des sich nach Innen vertiefenden und mit abstracten Elementen rechnenden Denkens Schleiermacher's keinen Platz gewinnen konnte. Er hätte von Schlegel lernen können, auch das Wesen der Religion und der Sittlichkeit durch die Geschichte dieser beiden Lebensäußerungen des menschlichen Geistes aufzuklären. Daß er sich diesem historischen Studium entzog, ist in der That „die gefährlichste Schranke seiner Bildung" geblieben. —

Die Beziehungen Schleiermacher's zu der dichterischen und wissenschaftlichen Bildung der Zeit sind mit alle dem dargelegt; dargelegt ist das Allgemeine seiner Welt- und Lebensansicht, wie sie um das Jahr 1800 sich gestaltet hatte. Vom Allgemeinen wird daher jetzt zu dem Einzelnen der schöpferischen Arbeiten dieser Epoche fortgegangen und zwar zunächst zu den Reden über die Religion. Der Faden der wirklichen Erzählung wird eben damit wieder aufgenommen, und

neben der wissenschaftlichen wird zu diesem Behuf die persönliche Lage geschildert, aus der heraus das merkwürdige Buch entstand.

Das Jahr 1798, der Winter 1798 auf 99 bezeichnet den Höhepunkt dieser Jugendepoche Schleiermacher's. Das Verhältniß zur Herz und das zu Friedrich stehen gleichmäßig in Blüthe. Durch seine ganze Situation findet er sich so an Berlin gefesselt, daß er eine ihm angetragene Predigerstelle in Schwedt ohne Weiteres ablehnt. Und doch wird ihm gerade bei diesem Anlaß klar, daß seine gesellschaftlichen Verhältnisse in Berlin der mißliebigsten Beurtheilung unterliegen, daß sie früher oder später seine äußere Zukunft gefährden dürften. In eben dieser Situation schreibt er, anonym zwar, aber darum nicht weniger kenntlich, „ein Werk, welches die Voraussetzungen aller damaligen Parteien über Religion, Christenthum, Kirche angriff, Alles, was dem in der Kirche herrschenden gemäßigten Rationalismus das Heiligste war, in Frage stellte, und sein religiöses Innenleben, welches weitab lag von dem, was der damaligen Kirche als Religion galt, hinaustreten ließ in die Welt". Wie der specielle Plan dieses Werks in seinem Innern sich aufbaute, darüber finden sich in seinem Tagebuche kaum einzelne Winke und Spuren. In tiefer Sammlung hat er es zuerst in sich selbst vollendet. Dann, während eines Aufenthalts in Potsdam, von Mitte Februar bis April 1799, wohin er zur Vertretung des Hofpredigers Bamberger berufen ist, folgt die schriftstellerische Ausarbeitung. Nicht von der inneren Arbeit, sondern nur von dem „Machen" berichten die Briefe, die er von Potsdam aus an Henriette richtet. Sie lassen zugleich erkennen, wie schwer er sich darein findet, zu schreiben, während er soviel lieber lebte, im Wechselverkehr mit wahlverwandten Gemüthern lebte.

So bleibt nur übrig, das Buch selbst aufzuschlagen. Man thue es nun mit Hülfe der ausführlichen Inhaltsanalyse, welche Dilthey giebt, oder ohne dieselbe: immer wird es nöthig sein, sich in den Schleiermacher'schen Text selbst zu vertiefen; denn fast möchten wir behaupten, daß unser biographischer Interpret sich durch zu mikroskopische Studien in das Buch hineingelesen, als daß er dem Bedürfniß einer zusammenfassenden Uebersicht, wie der Leser nach allem Vorangegangenen und Vorbereitenden es empfindet, mit hinreichender Einfachheit hätte gerecht werden können. Um so dankbarer wird man ihm für das Folgende sein, für die „geschichtliche Würdigung", welcher er nun den Inhalt der Reden unterzieht. Der Standpunkt der Reden — das ist die Summe dieses schönen Abschnitts — ist theils ein verneinender, theils ein bejahender. V e r n e i n e n d kehren sie sich

gegen den Intellectualismus in der Religion, wesentlich in demselben Sinne, wie schon vor Schleiermacher Lessing gethan hatte. Verneinend aber auch gegen die Vermischung oder Identificirung von Religion und Sittlichkeit. Die Sonderung ist hier wie dort die schrofffste, die Formel namentlich in Bezug auf das Verhältniß der Sittlichkeit, daß wir „Alles mit, nichts aus Religion thun sollen", schief und einseitig: die Tendenz der Sonderung, der allgemeine kritische Standpunkt nichts desto weniger voll berechtigt. Aber etwas Anderes ist die Sonderung, etwas Anderes der Streit der verschiedenen Functionen des Geisteslebens. Sie sind nach Schleiermacher sämmtlich gleichberechtigte Factoren der Cultur. Nicht zwar auf inductivem, historischem Wege, um so mehr aber dadurch, daß er beschrieb, was er in sich selbst erlebt hatte, zeigte er die Versöhnbarkeit der geschiedenen Gebiete, die Verträglichkeit mithin von Religion und Bildung. Und dies ist das positive Ergebniß der Reden. In der mystischen „Anschauung des Universums" — denn darin besteht das Wesen der Religion — ist im letzten Grunde auch die, selbständig sich davon abhebende wissenschaftliche Erkenntniß der Welt, ist ebenso alle vollendete Sittlichkeit gegründet. Auch dies positive Ergebniß jedoch leidet in der Schleiermacher'schen Fassung an wesentlichen Schranken. Ganz deutlich werden wenigstens einige dieser Schranken von Dilthey bezeichnet. Die eine seiner Ausstellungen betrifft den schon angedeuteten Mangel geschichtlichen Verständnisses der Religionen. Schleiermacher, so sagt er zweitens, unzweifelhaft richtig, „vermochte das Subjective in seinem Verständniß der Religion nicht auszuscheiden", und ganz vortrefflich fügt er endlich hinzu: um das Problem der Religion aus dem Vorgang in der Tiefe der Individualität zu lösen, „hätte es innerhalb der Anschauung des Lebens der Einsicht in die Macht der Leidenschaften und ihre Bändigung bedurft".

Noch klarer wird sofort die kritische Ansicht Dilthey's, es fällt zugleich auf die Reden selbst ein nachträglich aufklärendes Licht durch die Zusammenstellung der letzteren mit zwei ziemlich gleichzeitigen verwandten Arbeiten, mit Schleiermacher's erster Predigtsammlung und seiner ersten — die Judenfrage betreffenden — polemischen Flugschrift.

Während diese Flugschrift nämlich durch Anwendung auf einen speciellen Fall den Satz der Reden von der nothwendigen Trennung der Kirche vom Staat erläutert, so enthalten jene Predigten merkwürdiger Weise eine von den Reden wesentlich abweichende religiöse Anschauung. Sie lassen die Frömmigkeit auf dem Boden des

Gewissens, und wiederum die sittliche Gesinnung aus der Frömmigkeit, aus der Vertiefung in den Willen Gottes entspringen. Vermöge einer künstlichen Abstraction zeigen die Reden ausschließlich das Gesicht der Religion, die Monologen dann ebenso ausschließlich das Gesicht der Sittlichkeit: den Mittelpunkt der Predigten dagegen macht gerade die Verbindung der sittlichen mit der religiösen Gesinnung aus. So berichtigen in der That die Predigten die wissenschaftliche Abstraction der Reden, so anticipiren sie die später in tieferer Weise zu begründende Durchdringung von Religion und Sittlichkeit. Nicht die Reden, sondern die Predigten stehen auf dem höheren Standpunkt; nicht jene, sondern diese sind esoterisch; Schleiermacher selbst, der ganze Schleiermacher steht lebendiger vor uns da, wo er als Prediger zu gebildeten Christen, als da, wo er als Schriftsteller zu den „gebildeten Verächtern der Religion" redet. —

„Die Lebenskraft bedeutender Werke kann an den Epochen ihrer Wirkung, an dem Umfang und der Tiefe derselben gemessen werden." Mit diesen Worten wendet sich unser Verfasser darauf zu den Reden zurück. Ein Capitel über die „erste geschichtliche Wirkung" des merkwürdigen Buches reiht sich den Erörterungen über dessen Entstehung und Inhalt an. Es muß genügen, kurz zu erwähnen, wie dabei zunächst die Einwirkung auf Friedrich Schlegel, sodann die auf die romantische Dichtung und die mit dieser zusammenhängende Doctrin, auf die junge Naturphilosophie, auf die durch Kant geschulten Geister, endlich auf die ältere rationalistische Theologenschule besprochen wird. Wir dürfen hier abermals auf unsere eigene parallele Darstellung verweisen und heben eine einzige Bemerkung, betreffend das Verhältniß der Reden zu der damaligen philosophischen Entwickelung hervor. Es ist Thatsache, daß das tiefdurchdachte, auf den gründlichsten philosophischen Studien, auf vertrauter Kenntniß der Systeme beruhende Werk die eigentlichen Philosophen für's Erste nur oberflächlich afficirte. Keiner verstand und entwickelte die originale Grundanschauung desselben. „Der Grund", sagt treffend unser Verfasser, „lag in dem Charakter der Reden, welche tiefe philosophische Forschung zu ihrer Voraussetzung hatten, selber aber nur den religiösen Vorgang darstellten."

„Dasselbe Schicksal, und zwar aus ganz analogem Grunde, hatte die zweite Schleiermacher'sche Schrift, die uns die ideale Welt, in welcher er lebte, von einem zweiten Brennpunkt aus zeigt. In ganz entsprechender Weise wie die Reden behandelt sofort unsere Biographie die Monologen, indem sie auch hier wieder zuerst die

Entstehung, sodann den Inhalt, endlich die Wirkungen der kleinen Schrift entwickelt. Von Seite zu Seite und bis an's Ende ergreift uns von hier ab die Darstellung des Verfassers immer fesselnder und immer überzeugender; er besteht in diesen letzten Capiteln die Probe historisch-biographischer Meisterschaft.

Die Erzählung der Entstehungsgeschichte der Monologen beginnt mit einer Construction, aber mit einer wahrhaft genialen, die sich als richtig durch sich selbst dadurch legitimirt, daß sie sichtlich aus der vertrautesten und darum unwiderleglichsten Specialkenntniß sowohl des inneren wie des äußeren Lebens Schleiermacher's erwachsen ist. Uns bleibt nichts übrig, als die Linien getreulich nachzuzeichnen, die, auch da, wo sie bloße Conjecturallinien sind, uns den Eindruck mathematischer Evidenz machen.

Zurückgekehrt von Potsdam trug sich Schleiermacher mit zwei auf die wissenschaftliche Begründung des Standpunktes der Reden gerichteten, leider unausgeführt gebliebenen Plänen. Er wollte über Spinoza, und er wollte über die Grenzen der Philosophie schreiben. Von solchen Arbeiten zog ihn zunächst die Sorge für das durch Friedrich's Fortgang nach Jena verwaiste Athenäum ab. Die meisterhafte Charakteristik Garve's, die unbillige, ja gehässige Kritik der Kant'schen Anthropologie wird für jene Zeitschrift geschrieben. Im Herbst dann Entwürfe zu einer Streitschrift für Friedrich's gleichzeitig mit den Reden entstandene „Lucinde" und zu einer anderen über die deutsche Litteratur überhaupt. „Die Genossenschaft, in welcher er lebte, das Tagesinteresse drängten ihm hier Pläne auf, welche über die Grenzen seines wirklichen schöpferischen Vermögens einem unfruchtbaren Dilettantismus zutrieben." Aber stärker als diese Arbeiten und Pläne beschäftigen ihn, als eindringlichste Veranschaulichungen sittlicher Probleme, die Schicksale, die Verwirrungen in dem Leben seiner nächsten Freunde. So bildete sich in ihm die Idee eines Romans, in welchem er „sein innerstes Wesen und mit ihm die ganze Ansicht, die ihm die Menschheit gab" darzustellen gedachte. Nach seiner eigenen wie nach seiner Genossen Ansicht von der Aufgabe der Romandichtung würde derselbe wenig äußere Begebenheiten, desto mehr Selbstbekenntnisse enthalten haben. Aber abgesehen davon, daß er fühlte, wie durchaus ihm die Gabe sinnlicher Gestaltungskraft abgehe, so war sein Leben selbst erst im Begriff, feste Gestalt zu gewinnen; den äußeren Begebenheiten dieses Lebens hatte er so wenig Bedeutung bei sich selbst eingeräumt, daß er in sein Tagebuch schrieb, er sei „ohne Umstände" geworden; wem alles Nahe fern und alles Ferne nahe sei, der

habe keine physischen Umstände, und um moralische zu haben, müsse man erst eine moralische Natur sein. Man sieht: dieser Mann konnte unmöglich einen Roman schreiben. Indeß, wie unfertig sein Leben war: „der ideale Wille, welcher der Mittelpunkt desselben war, hatte sich ganz in sich geschlossen". Diesen innersten Kern seines Lebens daher hat er dargestellt — in den Monologen. Schon im Sommer 1798 begegnet der Plan von „Selbstanschauungen"; die Schlobittener Niederschrift „über den Werth des Lebens" war ja gleichfalls nichts Anderes gewesen. Eben jetzt, im Herbst 1799 mag ihm auf Anlaß eines Besuches der Dohna'schen Familie in Berlin die Schlobittener Zeit, mit ihr jenes alte Fragment, lebendig in Erinnerung gekommen sein. Dazu Alles, was ihn neuerdings in den Schicksalen seiner nächsten Umgebung bewegte. Eine „unbezwingliche Sehnsucht", sich auszusprechen, überkam ihn. Aus einem unwiderstehlichen Drang des Gemüthes heraus, so ungefähr wie der echte Dichter die echten Lieder, so schrieb Schleiermacher die Monologen.

Sollen wir nun, wie die Entstehungsgeschichte, so auch die Auseinanderlegung des Inhaltes der Schrift, wie sie Dilthey giebt, im Auszug wiederholen? Jeder solche Auszug vielmehr würde der Feinheit und dem Reichthum des Textes Abbruch thun. Wir könnten uns allenfalls versucht fühlen, aus den Aufzeichnungen der Schleiermacher'schen Tagebücher hie und da noch ein Licht mehr zur Erleuchtung der Grundgedanken herbeizutragen, wie uns denn namentlich das große Fragment auf S. 91 der Denkmale von den zwei Tugenden und den zwei Sinnesarten höchst beachtenswerth erscheint. Im Uebrigen zeigt jede Zeile, wie tief sich der Verfasser in den Autor, den er commentirt, hineingesonnen hat. Keine Seite des Werkchens bleibt unbeachtet. Das Ergebniß der Entwickelung eines großen und schönen Charakters, stellen die Monologen zugleich die Welt- und Lebensansicht Schleiermacher's in der Richtung auf das Ethische dar. Jede menschliche Individualität ein ewiger Ausdruck und Spiegel des Universums; der Ausgangspunkt des sittlichen Lebens daher Anschauen und Bejahen des ewigen Ich, des wahren Selbst mitten im Fluß von vergänglichem Handeln und Leiden! Dies der Grundgedanke, dessen Darstellung mit Nothwendigkeit auf die künstlerische, die monologische Form hinführt. Aber diese Nothwendigkeit auch hier im Kampfe mit der unkünstlerischen Anlage des Mannes; die Form im Einzelnen geschraubt und unnatürlich, und so doch, daß alle stilistische Absichtlichkeit zuletzt überwältigt wird von dem einheitlichen Charaktergepräge, von

der Folgerichtigkeit des herrschenden ethischen Gedankens. In diesem Gedanken endlich ein Fortschritt über die Ethik unserer idealistischen Philosophen sowohl wie unserer idealistischen Dichter, von denen jene die Wirklichkeit verneinten, diese sie vergaßen. Der Monologist, statt dessen, stellt die Aufgabe, sie zu bilden und neuzugestalten, indem er vom Mittelpunkt der Individualität aus die ganze Sphäre des Daseins mit dem Lichte der sittlichen Selbstbestimmung durchleuchtet und die ganze Welt als den freien Zusammenklang selbständig entwickelter Individualitäten begreift. —

Fortwährend thun schon die Monologen von der Höhe ihrer idealen Anschauung Blicke in die Lebensbeziehungen, aus deren Mitte und in Wechselwirkung mit denen das ethische Ideal des Verfassers sich gebildet hatte. Dieselben Gedanken und Gefühle, Strebungen und Leidenschaften, die im Innersten seiner Seele sich zur lautersten Freiheit, zur seligsten Sicherheit geklärt hatten, wogten zu seinen Füßen in trüber und peinigender Verwirrung durcheinander. Nicht bloß den Gegensatz seines sittlichen Ideals, sondern auch den Mißverstand und die Verzerrung dieses Ideals sah er in seiner nächsten Umgebung; sich selbst mit seinem Schicksal, seinen Empfindungen sah er in die Irrungen und Kämpfe der neuen Zeit und der jungen Generation verstrickt. Unter anderen Vorgängen waren es zwei, die ihn näher und am nächsten berührten. Zuerst das Verhältniß Friedrich Schlegel's zu Dorothea Veit, ein Verhältniß, welches von Dilthey urkundlich in's Licht gesetzt und mit der schönsten Gerechtigkeit in Beziehung auf alle Betheiligten beurtheilt wird. Die Stellung Schleiermacher's zu diesem Verhältniß, welches ihm so viel Schmerzen des Mitgefühls auf die Seele legte, ihn so vielfach dem Mißurtheil der Welt aussetzte, ist einfach aus der „Verwegenheit und der Blindheit seines Idealismus" zu verstehen. Beklommenen Herzens und unter Voraussicht des vielen Aergernisses, das aus diesem Verhältniß folgen mußte, sah Schleiermacher der Entwickelung desselben zu. Nach Dilthey wäre er sogar darüber mit seinem Freunde in die heftigste Spannung gerathen. Hier indeß wird es einmal gestattet sein, auch dem wie aus eingeweihtestem Vertrauen heraus Erzählenden nur zweifelnd zuzuhören. Daß die Verwickelung Friedrich's mit Dorothea der Grund der Verstimmung der Freundschaft beider Männer während des Winters 1798—99 gewesen, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Vermuthung. Daß Schleiermacher hart und offen die Schlegel'sche „Lucinde" gemißbilligt, sofern dieselbe eine nur wenig versteckte Darstellung des Verhältnisses zu Dorothea war, beruht auf der unsichersten Auslegung

einer einzigen Briefstelle. Daß sich die warnende Stimme von Schleiermacher's sittlichem Takt lange gegen die öffentliche Vertheidigung jenes Romans gesträubt — auch diese Behauptung scheint uns ebendeshalb jedes stichhaltenden Beweises zu entbehren.

Um desto richtiger gefühlt und feiner entwickelt ist freilich alles Andere, was nun über die allmähliche Umstimmung der Empfindung Schleiermacher's für Schlegel in tiefes Mitgefühl und was von seiner Treue gegen das Urbild gesagt wird, das er idealisirend dem wirklichen Bilde, der nichts weniger als anmuthigen Erscheinung des Freundes unterschob. Damit sind wir angelangt bei der Erklärung der vielbesprochenen Vertrauten Briefe über die Lucinde. Was zu ihrer Erklärung noch fehlt, ist beschlossen in einer zweiten Thatsache, die eben auch, wie die Geschichte mit Dorothea, das „Schicksal der neuen sittlichen Ideale im Leben" beleuchtet. Es ist die Rede von Schleiermacher's Verhältniß zu Eleonore Grunow. Gerade hier wird Mancher die Aufschlüsse des Biographen erwartet haben. Die Erwartung wird mehr als befriedigt. Die Mittheilung eines bisher unveröffentlichten Briefes Schleiermacher's an seine Schwester weiht uns in den entscheidenden Hergang ein, bei welchem Schleiermacher, ihm selbst unbewußt, das Wort entlockt wurde, welches seinem Gefühl für die Geliebte den rechten Namen gab. Das Beste jedoch hat der Biograph von seinem Eignen hinzugefügt. Das Bild, welches er von der merkwürdigen Frau entwirft, die Auffassung, die er von der Beschaffenheit des ganzen Verhältnisses geltend macht, verscheucht jeden Zweifel und läßt uns zugleich mit der Wahrheit die sittlichen Werthe, um die es sich dabei handelt, in gerechtester Abwägung nachempfinden. Eleonore war, wie viel sie auch mit den anderen bedeutenden Frauen des Berliner Kreises gemein hatte, dennoch eigenartig von ihnen unterschieden. Den protestantischen Predigerkreisen angehörend, besaß sie „eine eigene Schlichtheit des Wesens und tiefstes, frommstes Gottvertrauen". Sie stand zu jenen Frauen fast genau wie Schleiermacher zu den männlichen Genossen. Sie war, nicht bloß empfangend, sondern auch gebend, Schleiermacher's wahrste Ergänzung, sie verdiente, so empfand er es selbst, von Gott und Rechtswegen, von ihm befreit aus einem unwürdigen ehelichen Verhältniß, durch ihn gestützt und beruhigt, die Gefährtin seines Lebens zu werden. Die äußeren Umstände, das Schicksal, die geltenden Ordnungen und Sitten standen hemmend zwischen diesen so völlig für einander bestimmten Menschen. Das war der Punkt, an dem die idealistische Ethik Schleiermacher's in analoger Auflehnung sich erhob

wie Leidenschaft und Doctrin bei seinem Freunde Schlegel. So weit, aber auch nur so weit bildet sein Verhältniß zu Eleonore ein Seitenstück zu dem Verhältniß Friedrich's zu Dorothea. Es ist sonst, an dem Maaß der bestimmenden innersten Gesinnung gemessen, das volle Gegenstück dazu.

Und genau so stehen die Schleiermacher'schen Lucindebriefe zu der Schlegel'schen Lucinde. Mit der Form, dem Inhalt, der Tendenz, der Entstehungsgeschichte des berüchtigten Romans sind die Leser dieser Jahrbücher schon vor Jahresfrist auf Grund derselben Documente bekannt gemacht worden, die auch Dilthey benutzt hat. Wir beschränken uns daher auf die Wiederholung eines besonders glücklichen Wortes, mit welchem Letzterer die Besprechung des Romans beschließt in Beziehung auf die den Roman begleitenden und durchziehenden ästhetischen Reflexionen. Sie begleiten ihn, heißt es, „wie die Ausflüchte des bösen Gewissens eine unerlaubte Handlung". Und ebenso treffend wird von der ästhetischen Theorie des Romans in Schleiermacher's Vertheidigung der Lucinde hinzugefügt, sie lasse sich mit sehr schönen und geistreichen Beweggründen vergleichen, „wie sie Jemand nachträglich Handlungen unterschiebt, die nicht mit ihnen stimmen wollen".

Doch nicht auf dem ästhetischen, sondern auf dem ethischen Standpunkt der Lucindebriefe ruht natürlich das Hauptinteresse. Dilthey weist vortrefflich die Zusammenstimmung der Briefe mit den Monologen und den Schleiermacher'schen Athenäumsfragmenten nach. Der einseitig durchgeführte und angewandte Gedanke der Individualität macht die Schwäche der Briefe: hier zeigt sich, daß dieser Gedanke für sich allein nicht im Stande ist, die realen Verhältnisse der Gesellschaft richtig zu gestalten. Aus ihm folgt zunächst die Ueberspannung der Bestimmung des Weibes, die schon in dem Athenäumsfragment: „Katechismus für edle Frauen" erhobene Forderung, daß die Frau an intellectueller und moralischer Bildung dem Manne sich gleichstellen solle; es folgt weiter die Ueberspannung des Ideals der Ehe und der Liebe im Gegensatz zu der gemeinen Auffassung dieses Verhältnisses, die Vorstellung vollkommener und daher unbedingt einziger Zusammengehörigkeit zweier Individualitäten. Die Lucindebriefe entwickeln von hier aus die anstößige Theorie von den „vorläufigen Versuchen in der Liebe" — weniger, so scheint es uns, im Anschluß an den Schlegel'schen Roman, als im Hinblick auf das Schicksal Eleonorens. Sie entwickeln ferner den Gedanken unbedingter Identität des Geistigen und Sinnlichen in der Liebe, entwickeln

ihn ganz abstract, nicht beachtend die Nothwendigkeit, der Macht der Leidenschaften in der bestehenden Sitte und den sittlichen Institutionen ein Gegengewicht zu geben. Weitere irrende Consequenzen kommen zum Vorschein in dem, was die Briefe von der künstlerischen und geselligen Freiheit in Beziehung auf die Behandlung des Sinnlichen vortragen. Man ist versucht, auf diese Partien der Schleiermacher'schen Schrift ein Wort Lessing's über Klopstock parodirend anzuwenden: es ist hier Alles so sittlich, so überschwänglich sittlich, daß die bestimmten Linien der Sitte und Sittlichkeit darüber verwischt werden. So ist es namentlich in dem spitzfündigen Essay über die Schaamhaftigkeit, weniger in dem mit den Lucindebriefen ungefähr gleichzeitigen Dialog über das Anständige, der aber doch gleichfalls die sittliche Aufgabe vereinseitigt, indem er sie ausschließlich dem Individuum zuweist. Und der letzte Erklärungsgrund — der letzte neben vielen anderen, die in dem speciellen Anlaß der Lucindebriefe, in der litterarischen und persönlichen Situation lagen —, gewiß, er ist in den Schranken der Schleiermacher'schen Natur zu suchen. Wir haben wieder einmal, zum Zeichen unserer vollsten Zustimmung, nur abzuschreiben. „Schleiermacher's großer Wille, alles Menschliche zu verstehen, war mit einer sehr eigen gebildeten Individualität zusammengekettet, die nicht wenige Erscheinungen ihm fernhielt. Sein enormer Verstand war dann jederzeit bereit, die Lücken echter Erfahrung durch Theorien auszufüllen. Und zwar zeigt der Kreis seiner Erfahrungen, außer dem Mangel geschichtlichen Studiums, eine andere auffallende Schranke. Seine nicht starke physische Organisation, sein gelassenes, leicht in früher Uebung beherrschtes Naturell hat nie die Macht der Leidenschaften erprobt und den schwersten aller sittlichen Vorgänge in sich nie erfahren, in welchem sie gebändigt und geläutert werden durch die Gesinnung. Daher überwog stets in seinen ethischen Arbeiten der große Wurf des Culturideals über das Verständniß der sittlichen Kämpfe in der Geschichte und dem Leben des Einzelnen." —

Wir stehen am Ende der für Schleiermacher so epochemachenden Berliner Periode. „Trennungen" überschreibt der Verfasser das Schlußcapitel seines ersten Bandes, welches sich nun wieder ganz den persönlichen biographischen Verhältnissen zuwendet. Es erzählt, wie Schleiermacher vom Frühjahr 1800 bis Frühjahr 1802 den Zerfall des romantischen Kreises erlebte, wie er, von widerwärtigen Erfahrungen bedrängt, „beinahe vereinsamt in seinem innersten Willen", sich endlich in die traurige Stolper Pfarrstelle verbannen ließ.

So Vieles in diesem Kreise, welcher den Cultus des Individualis-

mus auf seine Fahne geschrieben, war faul. Statt der schönen Harmonie zwischen den „Verschworenen für die bessere Zeit", von welcher Schleiermacher geträumt hatte, wucherte zwischen ihnen die Saat des Unfriedens. Sie ward vor Allem von Caroline Schlegel ausgestreut, die, rücksichtslos mißhandelnd wo sie haßte, unwiderstehlich, mit schmeichelndem Zauber bestrickend wo sie liebte, von dem Schiller'schen Kreise treffend als das böse Princip bezeichnet wurde. An der Treulosigkeit, deren sich die geistvolle Frau gegen ihren Gatten schuldig machte, an ihrer Zuwendung zu Schelling, an dem Zank, der darüber von Friedrich erregt wurde und alsbald diesen und seine Freundin zum Gegenstande von Carolinens unversöhnlichem Hasse machte — an all' diesen persönlichen Verwickelungen verdeutlichten, verschärften, steigerten sich die tiefer angelegten Meinungsdifferenzen. In dem Streit gegen die alte Schule, wie er sich namentlich im Angriff gegen die Jenaer Litteraturzeitung zuspitzte, war man für's Erste noch gezwungen, sich solidarisch zusammenzunehmen, aber selbst A. W. Schlegel's diplomatische Unempfindlichkeit gegen persönliche Beleidigungen, verbunden mit dem größten praktischen Eifer, war nicht im Stande die centrifugalen Kräfte dauernd zu einheitlichem Wirken zu binden: das Project einer Antilitteraturzeitung, eines neuen Athenäums scheiterte, und der Streit mit den Gegnern verzettelte sich in einzelne Handstreiche, von den Einzelnen auf eigene Gefahr ausgeführt. Mehr und mehr suchte Jeder das Seine statt des Gemeinsamen. Der Drang der persönlichen Verhältnisse riß die einst Verbündeten auch äußerlich auseinander; Novalis war schon im März 1801 durch den Tod geschieden — nicht lange danach stoben auch die Uebrigen, theils in offener Feindschaft, theils in Verstimmung oder mit kühlem Lebewohl in alle vier Winde auseinander.

In der Mitte dieser Zerwürfnisse und Auflösungen zeigt dennoch das Bild Schleiermacher's immer dieselben Züge. In ihm ist das Bewußtsein der Parteigenossenschaft, die parteiisch-polemische Tendenz am schärfsten ausgebildet, zugleich aber erscheinen die geistigen Zwecke der Genossenschaft bei ihm in der idealsten Reinheit. Kriegerischer gesinnt als selbst A. W. Schlegel, schneidiger und grausamer im Kampf als selbst Schelling, ist er doch zugleich leidenschaftsloser, sachlicher als die anderen Alle. Es ist nicht biographische Lobrednerei, sondern einfache Wahrheit, wenn Dilthey von dem wunderbaren Eindruck spricht, den diese besonnene sittlich-religiöse Natur mitten unter so vielen hochbegabten Menschen mache, von welchen kein Einziger frei von Zweizüngigkeit und der willkürlichen Härte wechselnden Ur-

theils sei. Dieser Eine, sagt er mit Recht, erscheine „ganz frei von selbstsüchtiger Betrachtung der Menschen unter dem eigenen Gesichtspunkt, von dem Willen sie zu gebrauchen, ja, selbst von der Unruhe des Temperaments, welche das Urtheil überspannt und verfälscht". Kein Wunder, daß selbst die tiefe Treue, die er im Busen hegte, die Lösung des Freundschaftsbandes mit Friedrich Schlegel nicht verhindern konnte. Er vermochte, das Ideal festzuhalten, das er von dem Freunde in der Seele trug: er vermochte nicht, dem launisch und eigensüchtig, verworren und leidenschaftlich hin und her irrenden Manne durch alle Unregelmäßigkeiten seines Benehmens und Beginnens zu folgen. Als Friedrich, taub gegen die Vorstellungen Schleiermacher's, im Frühjahr 1802 nach Paris ging, als er dann, tiefer und immer tiefer in Unwahrhaftigkeit sich verstrickend, Schleiermacher in der gemeinsam verabredeten Platoübersetzung stecken ließ, da ging dies Verhältniß nothwendig und unwiderherstellbar in Trümmer. Längst schon hatte es sich gelockert und längst schon hatte sich Schleiermacher diese Lockerung an den neuen, ihm wahlverwandteren Beziehungen zu Willich, Reimer, Heindorf zum Bewußtsein gebracht — nur daß er auch so noch fortfuhr, der Sophist seiner eigenen Treue zu sein und in hartnäckiger Defensive sein Gefühl für den alten Genossen gegen Alle, die ihm dareinredeten, zu rechtfertigen. Wie ausschließlich die Schuld auf Seiten Friedrich's war, erhellt vielleicht am besten aus den bald fremdthuenden, bald hämisch feindseligen Aeußerungen seiner späteren Briefe an Reimer und an Boisserée. Und doch vollzog sich in so entgegengesetztem Verhalten und so entgegengesetzter Stimmung nur eine innere Nothwendigkeit. Es löste sich eine „Freundschaft der Ungleichen". Beide Männer gingen ganz verschiedene Lebenswege. Sie gingen auch in ihren litterarischen Arbeiten in ganz verschiedener Richtung auseinander. Sie überwarfen sich am entscheidendsten gerade über der Arbeit, die ein Denkmal ihrer fortdauernden Gemeinsamkeit hatte werden sollen. Nur auf diese Arbeit zunächst bezieht es sich, wenn Schleiermacher das eine Mal von der Untugend Friedrich's „nichts Tüchtiges fertig zu machen", wenn er ein ander Mal von dessen „ewigem Vonneuemmachen" spricht; aber es ist klar, wie sich in diesen Worten zugleich der diametrale Gegensatz der Naturen, der Charaktere, der beiderseitigen Willensbeschaffenheit spiegelt.

Der Hergang dieser für Schleiermacher so bedeutsamen „Trennung" würde noch deutlicher werden, wenn zugleich die innere Geschichte des Platounternehmens erzählt würde. Der Verfasser hat

diese jedoch auf den zweiten Band seines Werkes verspart. Mit dem Plato reicht auch die Kritik aller bisherigen Sittenlehre in die nächste Periode hinüber. Beide Arbeiten sind unter den Anregungen des romantischen Kreises concipirt, aber beide bekamen ihr eigenartiges Gepräge in Folge der isolirten Lage, in die sich Schleiermacher nun auf einmal versetzt sah, sie tragen die Spuren eines ärmeren, aber zugleich concentrirteren Lebens. Gleich gut hätten die Schicksale und die Ergebnisse der Stolper Zeit noch in diesen ersten Band hineingezogen werden können, wie denn die „Denkmale“ schon zum Theil in diese Zeit hinüberweisen. Der von Dilthey vorgezogene Einschnitt rechtfertigt sich zumeist durch die scharf bestimmte äußere Wendung in dem Leben Schleiermacher's. Anfang 1802 hatte er Friedrich zum letzten Mal gesehen. Die Freundschaft mit diesem, der ganze Umgangskreis, in welchem sein inneres Leben einen höheren Aufschwung genommen, haftete vor den Augen selbst eines so wohlwollenden Vorgesetzten wie Sack als Verdacht und Vorwurf auf ihm. Es war wegen dieser Verbindungen, es war überdies wegen der ketzerischen „Reden“ zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen ihm und Sack gekommen. Auch waren die Bedenken des würdigen Mannes angesichts der Berufsstellung Schleiermacher's nicht aus der Luft gegriffen. In der besten Meinung ohne Zweifel drang er in ihn, die erledigte Hofpredigerstelle in Stolpe anzunehmen. Für Schleiermacher's Entschluß war ein anderer Grund entscheidend. Die Träume häuslichen Glückes, die sich zuerst in Schlobitten in sein junges Herz geschlichen hatten, waren mit neuer Stärke in ihm erwacht. Voll tiefsten Antheils hatte er das Schicksal von Friederike Dohna verfolgt, die nach schweren Kämpfen eine ihr widerstrebende Verlobung gelöst, dann — im August 1801 — dem Leben entrückt worden war. Das Glück einer anderen innigst geliebten Seele lag jetzt auf Schleiermacher. Eleonore zu retten, dieser den Rest ihres Lebens zu verschönen, mit ihr, wenn auch fern von dem Schauplatz einer größeren Wirksamkeit, eine schöne häusliche Existenz zu gründen — mit diesem Gedanken, der nur so schien verwirklicht werden zu können, riß er sich von Allem, was ihn an Berlin fesselte, los. Der Fortgang nach Stolpe war eine freiwillige Selbstverbannung, bestimmt, auch Eleonorens Entschluß zur Reife zu bringen. Die Stimmung, in welcher er von ihr schied, verdeutlicht der wunderbare Brief an sie, den der Verfasser auf den letzten Seiten seines Buches uns mittheilt. Er ist aus Gnadenfrei geschrieben. Denn dort hat Schleiermacher, bald nach Ostern 1802, noch einmal seine Schwester Charlotte besucht,

dort, ganz Andacht und Liebe, sich noch einmal in das Leben der Brüder und in alle Erinnerungen seiner Jugend versenkt. Am 27. Mai hat er dann in der Berliner Charité seine Abschiedspredigt gehalten, und am 1. Juni ist er an dem Ort seiner neuen Bestimmung eingetroffen. —

Wir aber können unmöglich anders schließen als mit dem Wunsch, daß dem Verfasser seine litterarischen Mittel recht bald gestatten möchten, das Begonnene zu Ende zu führen. Wünschen wir ihm überdies die Muße und die Stimmung, die zu einer solchen Arbeit unentbehrlich sind. Zwei große Aufgaben erwarten ihn in seinem zweiten Bande. Er wird uns darzustellen haben, wie all' die idealen Anschauungen, deren Entstehen in Schleiermacher's Seele, deren erste lebensvolle Erscheinung wir kennen gelernt haben, in immer strengerer wissenschaftlicher Durchbildung der systematischen Form zustrebten, und er wird uns darzustellen haben, wie, mehr noch als die wissenschaftliche Arbeit, das Leben diese Ideale reifte, wie sie in einer geschichtlich großen Zeit sich bewährten und durch die dem Staat, der Kirche, dem Vaterlande gewidmete Wirksamkeit des herrlichen Mannes bestimmend in die Gestaltung der Wirklichkeit eingriffen. So wird uns, wie wir in diesen Tagen Größeres und Herrlicheres erlebt haben, als was jemals einem Volke zu erleben vergönnt war, ein immer tieferer Antheil an dieser Lebensgeschichte aufgehen. Ein unvergleichliches Vorbild reinen und hohen Willens, wird uns die Persönlichkeit Schleiermacher's zugleich wie ein Symbol für die Geschicke unseres Volkes erscheinen, das gleichfalls von rein innerlicher Bildung ausgegangen ist, um von da in heldenmäßig raschem Laufe zu staatlicher Macht und Größe emporzusteigen und die erstaunte Welt von Neuem an die sieghafte Gewalt der Ideale glauben zu lehren.

---

# Ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Litteraturblüthe.

Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waitz. Erster Band. Mit dem Portrait von Auguste Böhmer. Zweiter Band. Mit dem Portrait von Caroline Schlegel. Leipzig, Hirzel 1871.

---

Je weniger zu hoffen ist, daß aus der Blüthezeit unserer Litteratur der biographisch-litterarischen Actenstücke noch viele an den Tag kommen dürften, um so freudiger wird man eine Publication begrüßen, die uns noch einmal in ungeahnter Fülle von dem innersten Leben Kunde giebt, welches damals in den Herzen der Menschen pulsirte. Nächst dem Schleiermacher'schen Briefwechsel ist die in unserer Ueberschrift bezeichnete Briefsammlung ohne Zweifel die bedeutendste der jüngst veröffentlichten. Denn nicht etwa deshalb nur, weil dieselbe einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte des romantischen Kreises enthält, unternehmen wir es, die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hinzulenken, sondern deshalb vielmehr, weil sich ein eigenartiges, ja einziges Wesen darin abspiegelt, weil am verborgenen Ort hier vielfach dieselben poetischen Quellen sich zu öffnen scheinen, die, zum Strome ausgebreitet, sich in „Tasso" und „Iphigenie" sammelten.

Man verstehe uns recht. Noch ein ganz anderes Interesse fesselt uns hier als bei den Lebensdocumenten und den brieflichen Mittheilungen unserer Dichter und Denker. Wenn diese den besten Gehalt ihres Wesens in dauernden Werken niedergelegt haben, so suchen wir wißbegierig zu diesen in der Entwickelungsgeschichte, in den persönlichen Beziehungen der Verfasser die Erklärung; nur selten, daß der in ihrer öffentlichen Rolle nicht aufgehende Rest ihres Lebens uns noch außerdem eine selbständige Theilnahme einflößt. Fast ist es bei der mittheilsamen Oeffentlichkeit unserer geistigen Bildung, bei dem entwickelten Litteraturleben unserer Zeit undenkbar, daß eine reichbegabte Natur sich begnügen sollte, die Schätze ihres Denkens und Empfindens nur für sich zu besitzen oder doch nur im Verkehr mit den Nächsten und Vertrautesten zu verausgaben. Am nächsten liegt diese Beschränkung auf stille und unsichtbare geistige Wirksamkeit dem Sinne der Frauen. Aber wie wenige doch unserer wirklich geistvollen und poetisch an-

geregten Frauen haben diese Bescheidung zu üben und dem Reiz der Oeffentlichkeit zu widerstehen gewußt! Wie viele mittelmäßige Gedichte, wie viele schlechte Romane sind in Folge dessen in die Welt gesetzt worden! Eine der Ausnahmen ist die kluge Rahel, die abgesagte Feindin alles unwahren und affectirten Wesens. Und doch: sie unterließ am Ende nur, was ihr bei der mangelnden Harmonie ihres Innern zu leisten unmöglich war. Vollkommen anders liegt der Fall bei Caroline Schelling. Innerlich so reich und bedeutend wie irgend eine der schöngeistigen Frauen ihrer Zeit, besaß sie, nach dem Zeugniß des competentesten Urtheilers, „alle Talente um als Schriftstellerin zu glänzen", und dennoch war „ihr Ehrgeiz ganz und gar nicht darauf gerichtet". Mit vollberechtigtem Stolz fühlt sie sich im Besitze angeborener Poesie, spricht sie es aus, daß sie in diesem Punkte keinen Lehrmeister brauche als etwa für die erlernbare Kunst des Versemachens, — und dennoch, mitten in einer Umgebung, in der man Tag und Nacht auf nichts als auf litterarische Production dachte, aller Aufforderung und Verlockung zum Trotz, bleibt sie in echt weiblicher Zurückhaltung; das Wenige, worauf sie sich mit ihrer Feder einläßt, ist anspruchslose, namenlos hervortretende Arbeit um eines kleinen Verdienstes, einer Beisteuer zum Haushalt wegen unternommen, oder es ist selber Hausarbeit, weiblicher Hülfs- und Liebesdienst; was sie im Gespräch, in einem Brief, einer zufälligen Aufzeichnung von sich gegeben, wird von den Freunden genützt und geht erst durch die zweite Hand in die Oeffentlichkeit über. So ist ihr im Ganzen bewunderungswürdig treffendes Urtheil, ihr Geist und Witz und vor Allem die Musik ihres Wesens, die Tiefe und Innigkeit ihres poetischen Empfindens nur mittelbar der Litteratur zu gute gekommen: das Beste davon hat sie nur für sich selbst und für diejenigen, die sie liebte, besessen. Sie hat viel besessen und sie hat viel geliebt. Ein Anblick, einzig in seiner Art, ein Genuß, keinem andern zu vergleichen, wenn nun der Schleier, der dieses reiche Dasein verhüllte, hinweggezogen wird, wenn nun auf einmal hinter der poetischen Welt, die wir in den Werken unserer Dichter als eine ganz fertig gebildete und geformte besitzen, eine andere sichtbar wird, noch nicht losgetrennt von dem bewegten Gemüth, vielfach versetzt mit den Schlacken der Wirklichkeit, recht menschlich mit Gutem und mit Bösem angefüllt, — im Ganzen doch eine blühende Welt, deren Duft jetzt zum ersten Mal auch unseren, der Nachlebenden, Sinn berührt!

Auch dies nun ohne Zweifel ist in gewissem Sinn ein erklärender Commentar zur deutschen Litteraturgeschichte. Neben den schöpferi-

schen Kräften nämlich belauschen wir hier die Bewegung eines mehr in sich arbeitenden, empfangenden und im Verborgenen antwortenden Gemüths. Wir sehen die seelischen Bezüge, die geheimen Fäden, die das laute Dichterwort mit dem Verstehen und Empfinden gleich gestimmter, fein besaiteter Geister verknüpften, — einen Theil jener antheilvollen Menge, ohne deren Entgegenkommen und verwandte Stimmung das Auftauchen und Lautwerden genialer Schöpferkraft gar nicht zu denken wäre. Aber auch ganz unabhängig davon hat die Erscheinung einen unvergleichlichen Werth. Ein Leben, eine Gemüthsgeschichte breitet sich vor uns aus, die wir, wie mit selbständiger poetischer, so mit rein menschlicher, mit immer steigender sittlicher Theilnahme zu verfolgen gezwungen sind. Es ist recht eigentlich die äußere und innere Geschichte solcher an sich bedeutender und merkwürdiger, aber nicht unmittelbar in das weltgeschichtliche Leben eingreifender Individuen, was in allewege das Thema des Romans bildet. Einen Augenblick hat Caroline Schelling daran gedacht, den reichen Erfahrungen und Ereignissen ihres eigenen Lebens den Stoff zu einer novellistischen Darstellung abzuborgen. Vielmehr, sie hat den Gedanken, auch ihrerseits einen Roman zu schreiben, offenbar aufgegeben, sobald sie merkte, daß sie ihn nur mit ihrem eigensten Herzblut schreiben könne, daß ihre Phantasie unwillkürlich immer wieder in das Geleise der Erinnerung an Selbsterlebtes hineingerathe. Und wie ungenügend würde der Roman geendet haben, wenn er damals — um das Jahr 1799 — zum Abschluß gebracht worden wäre! In ihrem Briefwechsel liegt jetzt dieser Roman, der echteste, der sich denken läßt, und mit einem Schluß, befriedigender als die meisten Romanschlüsse, vor uns. Der Lücken in der Erzählung der Thatsachen finden sich gerade genug, um den Leser zum Ergänzen und Errathen zu reizen und dem Ganzen jenen geheimnißvollen Hintergrund zu geben, welcher der poetischen Stimmung oder doch der Romanstimmung so günstig ist. Die rechte Poesie unseres Romans liegt jedoch in den offen sich vortragenden, zuweilen wunderbar eindringlich und mit dem höchsten Zauber seelenvoller Sprache ausgedrückten Gemüthserlebnissen. Eine Entwickelung spielt sich darin ab, die, in den Raum einer Menschenseele eingeschlossen, von halb unbewußter Beschränktheit durch harte Prüfungen und Irrungen, durch schwere Zusammenstöße mit der Wirklichkeit, zu beruhigter Freiheit, zu Frieden und Klarheit hindurchführt. Man hat den Wilhelm Meister eine Odyssee der Bildung genannt. Aber die sittliche Bildung verliert sich dabei in die poetisirte gesellschaftliche und ökonomische. Ein höheres

Problem als das der „Bildung" ist das der sittlichen Läuterung, der Verständigung des Herzens mit seinen eigenen Illusionen und den Schmerzen eines schicksalreichen Lebens. Im Elemente einer hohen ästhetischen und intellectuellen Cultur, ohne je die Spur des Ideals ganz zu verlieren, ohne je aus der Poesie herauszufallen, zeigt sich uns eine der vielen möglichen, eine ganz individuelle Lösung eben dieses Problems in der Geschichte, die auf den Blättern der vorliegenden zwei Bände zu lesen ist.

Daß Caroline eine der geistreichsten Frauen jener in Geist und Bildung schwelgenden Zeit, daß sie vielleicht von allen die geistreichste und bedeutendste gewesen, war längst bekannt; Einer und der Andere hatte auch wohl versucht, die Züge ihres Geistes aus den wenigen A. W. Schlegel'schen Aufsätzen herauszulesen, an denen ihr Antheil durch diesen ihren zweiten Gatten selbst bezeugt war. Alles, was sonst aus der allgemein zugänglichen mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung über sie zu entnehmen war, gab das Bild einer mehr klugen als guten Frau, deren zweideutiger Ruf und spitze Zunge eine nähere persönliche Bekanntschaft nicht wünschenswerth habe erscheinen lassen. Das Schlimmste, was man einem Weibe nachsagen kann, wurde ihr nachgesagt; auch wenn man jedoch in diesem Punkte geneigt war, wenig zu glauben und viel zu entschuldigen: des Eindrucks konnte man sich nicht erwehren, daß sie über die Schranken weiblicher Gebundenheit freier als billig gedacht und daß sie von den Fehlern bewußter weiblicher Liebenswürdigkeit, von der Sucht, nach Laune zu reizen und zu gefallen, sich einzumischen und zu herrschen, ein mehr als erlaubtes Maaß besessen habe.

In keiner Weise nun wird durch alle die Enthüllungen, die uns jetzt über sie vorliegen, dieser Eindruck Lügen gestraft. Sie erscheint in mancher Beziehung schuldiger als man annehmen mochte, in manche Schuld bewußter verwickelt als zu glauben Ursache war. Das Schlimmste, was das Gerücht über sie aussagte, war keineswegs durchaus nur Verläumdung. Und doch, neben der Bestätigung oder Verstärkung der üblen Meinung eine überwältigende Menge von Zügen, die dem strengsten Sittenrichter das Herz stehlen und ihn zur Milde stimmen müssen, uns aber, wenn wir Menschliches mit menschlichem Maaße messen, Bewunderung, ja Verehrung abnöthigen! Es ist nur die reinste Wahrheit, daß dieselbe Frau, welche im Kleinen und im Großen so viel Vorwurf trifft, dennoch mit ungewöhnlichen Tugenden des Herzens und Charakters geschmückt war, daß sie in den verfänglichsten Lagen und den prüfungsreichsten Stunden eine Haltung

eingenommen hat, wodurch sich uns ihr Bild zuweilen in das einer Heiligen verwandelt. Es wäre ein Leichtes, aus ihren Briefen eine Menge von Beweisen für jene Neigung zu Zwischenträgereien und zum Anstiften oder Entzweien persönlicher Verhältnisse zu sammeln, welche den Widerwillen Schiller's erregte und ihr im Schiller'schen Kreise den Namen des „Uebels" oder der „Dame Lucifer" eintrug. Allein ebenso leicht, aus diesen Briefen die Beweise unverbrüchlicher Anhänglichkeit, unbestechlicher Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe zusammenzustellen, leichter noch, aus ihnen ein Brevier für edle Frauen auszuziehen, mit dessen Zartheit und Schönheit nicht viele Dichterwerke den Vergleich würden aushalten können.

Man würde dem Romanschriftsteller, der uns einen so widerspruchsvollen und complicirten Charakter vorführen wollte, wenn er ihn nicht durch große Kunst in Leben und Handlung zu setzen verstände, schwerlich den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit ersparen. Als Friedrich Schlegel, der von solcher Kunst nichts besaß, eben diesen Charakter in seiner grotesken Weise in der „Lucinde" mit Worten zu bezeichnen versuchte, da meinte wohl Jedermann, daß diese Mischung von „Unart und Gottähnlichkeit", von Muthwillen und Begeisterung, von Schauspielertalent und thatkräftiger Entschlossenheit, das Alles zusammengehalten durch einen „lebendigen Hauch von Harmonie und Liebe", nirgends anders existire als in dem überspannten und verworrenen Kopf des ungeschickten Skizzirers. Die Charakteristik war nichts desto weniger treffend, das Urbild dazu lebte, und die Ungeschicklichkeit bestand nur darin, daß ein menschliches Wesen, welches man weder werden, noch reden, noch handeln sah, durch die Hieroglyphik einer Sprache erschöpft werden sollte, die höchstens da am Platze ist, wo es sich um die Vorstellung eines Schriftstellers, eines Buchs oder eines Systems handelt. Der Commentar zu dieser Charakteristik, die Lösung des Räthsels so seltsam und widersprechend gepaarter Züge kann eben nur durch historische Anschauung gewonnen werden, durch einen Blick in die Entwickelungsgeschichte der merkwürdigen Frau. Mit gerechtem Mißtrauen in unsere Geschicklichkeit und in die Objectivität unserer Auffassung versuchen wir es, am Leitfaden der vorliegenden Briefsammlung, hie und da deren Lücken aus anderen Quellen ergänzend, die wunderbare Geschichte zu erzählen. —

Noch nicht einundzwanzig Jahre alt, hatte Caroline, die Tochter des berühmten Göttinger Orientalisten Joh. David Michaelis, den Bergmedicus Böhmer in Clausthal geheirathet. Die Rücksicht auf

anständige Versorgung, die bei einer zahlreichen Familie nahe lag, war ohne Zweifel das Hauptmotiv gewesen. Auch in anderem Betracht mochte es gut sein, daß das lebhafte und reizbare, geist- und empfindungsreiche Mädchen in einen sicheren Hafen gelangte. Der Boden in Göttingen war nicht ungefährlich. „Die jungen Mädchen hier", schreibt Boie in einem Briefe aus dem Anfang der siebziger Jahre, „müssen wegen der großen Menge junger Leute, die ihnen Schlingen legen, sehr behutsam und eingezogen leben: von tausend unschuldigen Freiheiten, die andere sich erlauben, wissen sie gar nichts." Gerade wo das die Regel war, konnte es an Ausnahmen nicht fehlen, und wehe dann den Armen, wenn die Klatschsucht, welche in dem kleinen Universitätsstädtchen in voller Blüthe stand, sich ihrer bemächtigte! Die höchst verständigen Lehren und Warnungen, welche Caroline, nachdem sie selbst geborgen war, ihrer jüngeren Schwester Lotte über diesen Punkt zukommen läßt, verrathen ebensoviel Verstand wie Erfahrung. „Die Damen", so bedeutet von Hannover aus Frau Consistorialrath Schlegel ihren Sohn Wilhelm über die Michaelis'schen Töchter, „sind in gar keinem guten Credit." Die Aeußerung stammt allerdings aus späterer Zeit, als Caroline bereits verwittwete Frau Böhmer war, aber ihre eigenen Mädchenbriefe sagen uns genug. Schon mehr als Ein Liebhaber, darunter der berühmte Blumenbach, hatte sich von ihr wieder zurückgezogen, ehe sie Frau Böhmer wurde. Sie spricht bei solchem Anlaß gegen eine Freundin davon, daß ihr guter Name gefährdet sei und daß ihre Unbesonnenheit sie in diese mißliche Lage gebracht habe. Unbesonnenheit, gesteht sie bei einem späteren Anlaß, habe sie auf Irrwege geführt, Leidenschaften sie hin und her geworfen und sie habe sinken können, wenn die Hand der Vorsehung sie nicht gehalten hätte.

Das junge Blut, wo sollte es denn hin mit seiner Unruhe; ein leidenschaftliches Herz, eine rege Phantasie, ein höchst beweglicher Verstand, ein frühzeitig mit allen möglichen Kenntnissen genährter Geist — wo sollten sie denn hin mit ihren Bedürfnissen? Die gelehrten Väter sind selten gute Erzieher, und mit den begabten Töchtern vollends wissen sie sich schwer zu rathen. Die Gefahr ist nicht gering, daß diese zu Blaustrümpfen werden, wenn sie sich nicht auf andere Weise Luft machen. Eine dieser Göttinger Professorentöchter, Philippine Gatterer, hatte sich in den Kopf gesetzt, eine deutsche Sappho zu sein; Dorothea Schlözer machte dem Alten gar die Freude, sich den Doctorhut zu erwerben. Anders lief es mit Therese Heyne und Caroline Michaelis aus. Aus der Bücherwelt und der Gelehrtenstube

strecken sie ihre Fühlfäden in die bunte, lebendige Welt hinaus. Caroline zumal will weder von gelehrten noch berühmten Frauen etwas wissen; mit all' ihrem gebildeten Sinn und Geschmack, mit all' ihrem Wissen und ihren vielseitigen Interessen möchte sie nur das Leben in sich und um sich möglichst reich und bedeutend gestalten. An seinen Schreibtisch gefesselt und in seine Folianten vertieft, bei zunehmenden Jahren verdrießlich und sich selbst überlebend, hat der Vater weder die Zeit noch die Gabe zu freier, bildender Mittheilung. Von der Mutter glaubt sich das Mädchen gegen ihre übrigen Geschwister zurückgesetzt — es zeigt sich keine Spur einer wohlthätigen mütterlichen Einwirkung. Wie stark drückt sie sich gelegentlich über die „Zerrüttung" in ihrer Familie aus! Wie abgeneigt ist sie, nach dem Tode ihres ersten Mannes, in ihr elterliches Haus zurückzukehren! Es fehlt ihr ganz und gar nicht an Familiensinn. Viel zärtlicher und enthusiastischer als von ihrem Bräutigam spricht sie von einem Bruder, der, eben rechtzeitig zu ihrer Hochzeit nach längerer Abwesenheit aus Amerika in die Heimath zurückgekehrt ist. So liebevoll, so ernst, so verständig wie nur ein Vater oder eine Mutter es könnten, klug wie ein Buch, oder vielmehr viel klüger noch spricht sie einem jüngeren Bruder und einer jüngeren Schwester mit Rath und Vermahnung zu — ja, soviel an ihr war, hat sie mit anhänglichem Zartgefühl das Verhältniß mit den Ihrigen, namentlich auch zu der alten Mutter bis an deren Ende gepflegt; genug, soviel sich irgend sehen läßt: die Schuld, daß ihr das elterliche Haus nicht war, was es hätte sein sollen, war nicht die ihrige. Durch die Gesellschaft, durch freundschaftlichen Umgang, am meisten durch Lectüre hat sie sich selbst erzogen und gebildet. Wie bedeutend ihr von früh auf unter ihren Freundinnen Therese Heyne gewesen, verräth uns der Briefwechsel mit einer anderen Jugendfreundin, mit der seit 1780 an Gotter nach Gotha verheiratheten Luise Stieler, auf manchem Blatte. Es sprühte von mädchenhaftem Muthwillen und mehr als mädchenhaftem Witz, wenn die Beiden zusammenkamen. Witzige Billets gingen zwischen ihnen hin und her voll Anspielungen auf die gelesenen Bücher. „Therese und ich, wir geben uns dann zuweilen ein Rendezvous im Geist, denn was der Eine Merkwürdiges, Kluges oder besonders Dummes liest, wird sogleich zum Andern geschickt." Selbstverständlich, daß es zwischendurch auch Spannungen, wohl recht kindische Spannungen gab, mit Bösesein und Maulen und zärtlichen, thränenreichen Versöhnungen. Therese scheint dann doch meist die Veranlassung zu diesen tragischen Zwischenspielen gegeben zu haben. Gewiß nicht mit Unrecht entdeckte

Caroline in ihrer wankelmüthigen Freundin eine unselige Anlage zur Falschheit, und wenn sie recht böse auf sie ist, will sie ihr „nicht die geringste Gutherzigkeit" zuerkennen. Andere Vorwürfe gelten ihrem allzufreien Wesen und ihrer Sucht zu blenden. Auch Carolinens Bruder, der junge Mann, der sich schon in der Welt umgesehen hatte und dem sich die Kleine im vollen Glanze ihrer Liebenswürdigkeit aufdrang, fand beim ersten Blicke, bei allem Respekt vor ihrem Verstande, „die Coquette und den Freigeist" in ihr. Nichts desto weniger blickt Caroline nicht ohne Bewunderung und nicht ohne Scheu zu der glänzenderen, selbständigeren, fertigeren Freundin hinauf. Sie folgt gern und leicht dem Spiel ihres Geistes, aber die Verwegenheiten dieses Geistes mißbilligt ihr Gefühl. Sie hat vor jener eine gewisse Unschuld und Bescheidenheit voraus, und den Gefahren der Leidenschaft und der bösen Welt gegenüber hält sie noch recht kindlich auf gute Vorsätze und auf ernste sittliche Grundsätze. Ihre Entrüstung über den Herzog von Württemberg, als dieser sich in Göttingen sehen ließ, den „Unterdrücker weiblicher Tugend", ist eine ganz aufrichtige Entrüstung und um keinen Preis möchte sie die Gräfin Hohenheim sein.

Entsprechend dieser Verschiedenheit der beiden Freundinnen gestaltete sich sofort ihr beiderseitiges nächstes Lebensloos. „Außerordentliche Schicksale sind für Theresen gemacht — sie haben ihren Grund in ihr selbst," so schrieb Caroline, als der junge liebenswürdige Forster, der Weltumsegler, die Tochter Heyne's heirathete und sie mit sich nach Wilna führte. Sie selbst war damals bereits Mutter einer Tochter und lebte seit einem Jahre an der Seite eines braven und schlichten Mannes zwischen den Schindeldächern und Tannenwäldern von Clausthal. Da gab es viele einsame und melancholische Stunden zu Hause und viel Langeweile in den steifen und geistlosen Gesellschaften. Die Sorge für die kleine „Auta" und für ein zweites Töchterchen, das Theresens Namen bekam, entschädigte die junge, lebensfrohe Frau wohl einigermaßen für so manche Entbehrung. Wenn sie aber zu Besuch in Göttingen gewesen oder einen lieben Gast von daher beherbergt hatte, so kam es ihr dann nur um so öder in ihrem kleinen Hauswesen vor. Mehr als je mußten die Bücher herhalten, deren sie nie genug haben kann und zu deren Herbeischaffung die Göttinger Freunde und Freundinnen ununterbrochen in Athem gesetzt werden. Die neusten Romane, englische und französische, die interessantesten Neuigkeiten der deutschen Litteratur, Winckelmann und Ossian, Stark und Garve, sogar Jacobi über Spinoza und Herder's „Gott", dazu Reisebeschreibungen, Memoiren und geschichtliche

Sachen — nichts will sie sich entgehen lassen. Ach, wenn sie nur nicht all' die Herrlichkeiten immer allein verschlucken müßte! Höchstens vorloben und etwas daraus erzählen kann sie dem vom Morgen bis zum Abend beschäftigten Manne. Am liebsten wohl setzt sie sich vor ihren Schreibtisch, um sich mit Schwester Lotte oder mit der Freundin in Gotha auszuplaudern. Und Manches doch bleibt ihr auch da in der Feder stecken. Denn gewiß, wie wenig sie es verhehlt, daß sie sich von dem tristen Ort und den albernen Menschen hinwegwünscht: für unglücklich soll sie Niemand halten. Die Wahrheit ist: sie fand sich in ihr Loos; von ihrem heiteren Naturell unterstützt, gelang es ihrem Verstande, sich halb und halb zu überreden, daß sie glücklich sei. Sie war es ganz und gar nicht, wenn glücklich sein soviel heißt, als seine Kräfte frei entfalten und sich durch den vollen Gebrauch derselben gehoben fühlen. Stärker ohne Zweifel als sie es zu jener Zeit empfand, in erinnernder Empfindung übertreibend, hat sie es demnächst eingestanden. „Sie haben mich in einer Lage gekannt", schrieb sie ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes an einen vertrauten Freund, „wo ich von allen Seiten eingeschränkt, durch den Druck meines eignen Gewichts niedersank." Zärtlichkeit nennt sie in einer anderen, noch stärkeren Stelle den „letzten Wahn der Liebe", der ihr ihr Schicksal erträglich gemacht habe. „Zu delicat, zu gut, zu sanft, diese wegzuwerfen — vielleicht auch zu sehr eingeengt — behielt ich sie bei, und sie lebt selbst noch in der Erinnerung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke, und von ihr wie der Gefangene von dem Kerker mit einer schrecklichen Genugthuung rede."

Der Mann, dem sie sich mit solcher Offenheit mittheilte, mit einer viel tieferen und gründlicheren Offenheit als irgend einer ihrer weiblichen Vertrauten, war ein Freund des Heyne'schen und Forster'schen Hauses, und Forster, wenn Eifersucht in seiner Natur gewesen wäre, hätte vielleicht Ursache gehabt, über dieses Mannes Verhältniß zu seiner Therese einiges Unbehagen zu empfinden. Derselbe gehört zu jenen merkwürdigen Menschen, die trotz reicher Begabung und ausgeprägter Charaktereigenthümlichkeit wenig Spuren ihres Daseins hinterlassen. Die deutsche Litteratur bewahrt zur Noth seinen Namen, nicht, weil er sich so wenig mit ihr zu schaffen gemacht hätte, sondern weil er, bei aller Vielthätigkeit und allem litterarischen Bedürfniß, niemals einen Punkt zu treffen wußte, wo seine Eigenheit allgemein interessant hätte werden können, und sich daher, unbekümmert um Nachruhm, in dilettantischen Versuchen, zum Theil in Sonderbarkeiten erschöpfte. Die Gegenwart nennt Friedrich Ludwig Wil-

helm Meyer hauptsächlich nur als den Biographen Schröder's und auch als solchen kennen ihn die Wenigsten aus dem ungeschickt überladenen Werke, welches er dem Freunde zum Denkmal schrieb, die Meisten nur aus dem liebenswürdigen Buche, welches eine Freundin, ihm zum Denkmal, zusammenstellte. Der ebenso stattliche wie wunderliche Mann muß auf die Frauen eine ungewöhnliche Anziehungskraft ausgeübt haben. Caroline bezeichnet ihn, als ihre Schwester Lotte die Augen auf ihn geworfen hatte, als einen „gefährlichen Menschen", dessen edle Seele sich auf seinem Gesicht ausdrücke, und einen so sicher mache. Therese und Forster nennen ihn ihren „Assad", weil man, so schreibt die Dame an Herder, so wie um Lessing's Assad, werben muß, um ihn zu bewegen, Zutrauen zu haben, wozu ihn doch sein offener Charakter so geneigt mache. Noch Anderes war in seinem Wesen, was Caroline unwiderstehlich anzog. Sie erblickte in dem stolzen Sonderling, dem Erregbaren, Vielseitigen, dem es unmöglich war, sich an irgend einen Ort oder Beruf für immer zu binden, ein Ebenbild ihrer selbst. Ein Dritter hätte die Aehnlichkeit schwerlich so groß gefunden. Allein so ging es ihr immer. Die ähnlichen Züge frappirten sie; mit leidenschaftlichem Interesse ging sie ihnen nach, und unwillkürlich verwandelte sich dies Interesse in Theilnahme und Hingebung. Darüber vergißt sie die Grenzen und Unterschiede, deren klare Erkenntniß jedem derartigen Verhältniß allein Dauer geben kann. Ihre ganze Seele, die ganze Macht der Empfindung legte sie in das, was sie verwandt berührt; hier kennt sie dann keine Zurückhaltung; jeder Ton, um es schön und voll und erschöpfend auszusprechen, steht ihr zu Gebote, und so kömmt es zu Mittheilungen, deren vertraute Fülle und Tiefe weit über das hinausweist, was unter Männern Freundschaft heißt, und deren Ernst und Bestimmtheit doch von dem Bekenntniß der Liebe noch verschieden ist, mit dem sich ein Weib ohne Vorbehalt an das Herz des Mannes wirft. „Wie ich Sie kannte", schreibt sie am Beginn ihres Briefwechsels mit Meyer, „interessirten Sie mich aus meinem Geschmack und einer seltsamen Uebereinstimmung mit dem, was den leisesten, den halb unverstandnen Bildern meiner Phantasie schmeichelt." Gewiß, wenn sie je dazu gekommen wäre, den Entwurf ihres Romans „Gabriele" auszuführen, so würde jener Walter, den Gabriele nach dem Tode ihres Mannes kennen lernt, einige von den Zügen des unstäten Pilgers getragen haben, den sie jetzt auf seinen Kreuz- und Querzügen in Gedanken begleitete, den ihre Briefe in London und in Rom aufsuchten, den sie immer wieder in ihre Nähe lud. Wie sein

Charakter so schien ihr sein Lebensweg eine seltsame Analogie mit dem ihrigen zu haben. Sie spricht von ihren beiderseitigen „vermuthlich in paralleler Linie fortlaufenden Sternen". Richtung und Ziel der Bahn des Freundes ist ihr ein Räthsel, mit dem sie sich so gern wie mit ihrem eignen Schicksal beschäftigt. Sie findet, daß dasjenige, worin sie verschieden sind, im Grunde nur die Verschiedenheit männlicher und weiblicher Art ist. So spricht sie von ihrer heiteren Ergebung in Vergleich mit seiner doch von Rückblicken nicht reinen Sorglosigkeit. So vergleicht sie sich ihm, da ja auch sie so wenig ein Eigenthum, eine sichere bleibende Stätte habe wie er. So sagt sie ihm voraus, daß sie bei persönlicher Begegnung ihm wohlthätig sein, daß er, auch wo sie von einander abwichen, „eine milde Gleichheit" wieder erkennen werde. So hält sie sich an ihn, so bietet sie sich ihm dar als einem Schicksals- und Gesinnungsgenossen: „Mancher scheint bestimmt, vom Zufall nichts zu hoffen und Alles zu fürchten zu haben — und ich habe Ihnen längst gesagt: da geb' ich Ihnen als Bruder die Hand."

Eines solchen Bruders, eines so intimen Freundes in der That, eines Mannes, der so ganz dazu geschaffen war, die Confessionen eines vollen Herzens zu empfangen und sie mit ungeschminkter Wahrheit zu erwidern, bedurfte die junge Frau in der Lage, in der sie äußerlich und innerlich sich befand. Sie war nach Böhmer's Tode — Februar 1788 — in ihrer Eltern Haus zurückgekehrt und war noch eben zurecht gekommen, um Meyer, der bis dahin als Custos an der Göttinger Bibliothek thätig gewesen war, bei seiner Abreise nach England ein freundschaftliches Lebewohl zu sagen. Sie selbst vertauschte nach Jahresfrist, indem sie einer wiederholten Einladung endlich nachgab, den Aufenthalt im elterlichen Hause mit dem in ihres Bruders, des Professor Michaelis Hause in Marburg. Den Ausschlag für diese Entscheidung hatte die Rücksicht auf die Erziehung ihrer beiden kleinen Mädchen gegeben. Sie sollte leider, nachdem ein nachgeborener Knabe schon in Göttingen wieder gestorben war, an dem neuen Orte den Schmerz haben, noch eins der Kinder, ihren Liebling Therese, zu verlieren. Nicht dadurch allein aber wurde ihr der Aufenthalt in Marburg verleidet. Von Anfang an verstimmt, wurde das Verhältniß zu ihrem Bruder am Ende unerträglich. Zu der übrigen Gesellschaft hatte sie keinerlei nähere Beziehung; jede Mittheilung vielmehr — so sind ihre eigenen Worte, — welche ihr Freude machen oder ihren Kopf hätte beschäftigen können, hatte sie nur durch Briefe. So verließ sie endlich, im Sommer 1791, nach einem aufregenden Vorfall,

über den wir aus dem leider vielfach beschnittenen Text der Briefe das Nähere nicht erfahren, ihr „verwünschtes Schloß", um für's Erste noch einmal eine Zuflucht, eine unfreiwillige Zuflucht, bei ihrer Mutter zu finden. Kurz vor oder kurz nach dem Tode des alten Michaelis traf sie hier ein. Sie stand an einem wichtigen Wendepunkte ihres Lebens. Nur aus ihrem Innern heraus ist derselbe zu verstehen, und aus ihren Bekenntnissen an Meyer eben lernen wir dieses Innere kennen.

In den kurzen Jahren ihres Ehestandes war ihr Wesen, ihr selbst unbewußt, zu einer bestimmteren Gestalt gereift. Sie war genöthigt gewesen, ihre leidenschaftlichen Wünsche und alle glänzenden Bilder ihrer Phantasie mit skeptischen Augen anzusehen, ohne sie doch ersticken zu können. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, mitten unter Entbehrungen sich die Empfindung des Glücks vorzutäuschen. Jetzt auf einmal war sie frei geworden. „Es ist", schreibt sie dem Freunde, „so hell um mich geworden, als wenn ich zum ersten Mal lebte, wie der Kranke, der in's Leben zurückkehrt und eine Kraft nach der andern wieder erlangt und neue reine Frühlingsluft athmet und in nie empfundenem Bewußtsein schwelgt." Aber in dieser Empfindung des Genesenden ist selber ein Theil Täuschung, und immer zugleich lassen wenigstens die Krankheitszustände des Seelenlebens einige schwer zu vertilgende Spuren zurück. So war es bei der Heldin unserer Geschichte. Während sie sich mit Leidenschaft in das Gefühl ihrer Freiheit warf, schleppte sie noch etwas von den Fesseln nach sich, welche das äußere Schicksal ihr nicht ganz hatte abnehmen können. Der große sittliche Gedanke, daß der Mensch sich mit Freiheit resigniren müsse, stellte sich ihr in der unklarsten Form schwankender Gefühle dar. In ihrem jungen, reichen, vielbewegten Herzen glaubte sie zu besitzen, was nur durch langen und schweren Kampf errungen wird. Es fehlte viel, daß sie wahrhaft frei und klar und wahrhaft gelassen gewesen wäre. Anwandlungen des keckſten, stolzesten Unabhängigkeitsgefühls sind begleitet von selbstzufriedenen Einbildungen unbedingter Bescheidung und Entsagung. Wunderbare Mischung von dem, was man eine schöne Seele nennt, und von leidenschaftlichem Streben, sich nach eigenem Belieben, in selbstgewählten Bahnen das Schicksal des Lebens zurechtzumachen! Zur Hälfte ist es, wie gesagt, das Ergebniß ihrer Erfahrungen und Erlebnisse, zur anderen Hälfte der Reflex jener starkgeistigen Stimmungen, welche die ganze damalige Generation mit ihrem Pochen auf die Rechte der Natur und des heilig glühenden Herzens durchdrang. Wie in den Dichtungen, so finden sich in den Brief-

wechseln der Zeit diese Stimmungen in den mannichfaltigsten Tönen ausgesprochen. Eigenthümlicher und zugleich poetischer kaum irgendwo als in dem Briefwechsel dieser Frau, die ihren Geist frühzeitig an allem Bedeutenden der zeitgenössischen schöngeistigen Litteratur genährt hatte, welche innig vertraut mit den Jugenddichtungen Goethe's, die Freundin Bürger's und Gotter's war. Man hat die überschwengliche Empfindseligkeit, in welcher die schwächeren Geister sich gefielen, als das weibliche, die revolutionäre Leidenschaftlichkeit, mit der die stärkeren Geister dem inneren Sturm und Drang Luft machten, als das männliche Pathos unterschieden. In den brieflichen Bekenntnissen dieser Frau ist von Empfindseligkeit keine Spur, wohl aber verschmilzt in ihnen der Titanismus und der prometheische Trotz ganz wunderbar mit weiblicher Ergebung und Mäßigung und Frömmigkeit; es finden sich Stellen darin, deren Stil vielleicht hin und wieder ein wenig an andere Frauenbriefe aus jenen Tagen erinnert, denen aber nach Form und Inhalt keine Stelle etwa im Werther oder im Tasso, im Allwill oder Woldemar vollständig entspräche. „Ich fürchte", schreibt sie unter Anderm, „das Geschick und ich haben keinen Einfluß mehr auf einander: seine gütigen Anerbietungen kann ich nicht brauchen, seine bösen Streiche kann ich nicht achten. Wünsche hören auf, bescheiden zu sein, wenn in ihrer Erfüllung unsere höchste und süßeste Glückseligkeit läge; auf Wunder rechnet man nicht, wenn man sich fähig fühlt Wunder zu thun, und ein widerstrebendes Schicksal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen." „Göttern und Menschen zum Trotz", schreibt sie ein ander Mal, „will ich glücklich sein, also keiner Bitterkeit Raum geben, die mich quält — ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen. Wenn es gelingt, dann ergreift sich das kindische Herz wohl noch auf einer süßen Regung des Danks gegen die Mächte, denen es Trotz bot." Die quälende Lage, in der sie sich in Marburg befand, ist es, die ihr diese Aeußerungen entlockt; aber wesentlich aus derselben Tonart klingen auch spätere Aeußerungen. Immer bildet die Zuversicht, mit der ein schönes Weib ihren Spiegel befragt, die Grundlage dieser Rechenschaft, die sie vor sich selbst und vor dem Freunde über ihr Inneres ablegt. Sie hat darüber, daß sie „gut" ist, nicht den mindesten Scrupel, an die Güte ihrer Natur, an die „Milde ihres Herzens" glaubt sie mit unerschütterlicher Unbefangenheit und spricht davon mit siegessicherer, ja — gestehen wir unsere Schwäche — mit bezaubernder Naivetät. „So bin ich", schließt sie das eine Mal die Schilderung ihrer starkgeistigen Resignirtheit und Heiterkeit; „war ich immer

so? — nein, ich habe manchen Pfad des Schauens und Glaubens und Unglaubens betreten, ehe ich zu diesem reineren Gottesdienst zurückkehrte — zurück, denn gegründet lag er immer in dem sanften Muth meines Herzens; meine Handlungen folgten diesem Zuge, wenn auch meine Denkart wechselte, und, wenngleich nicht stark genug, stets die Fesseln eines widersprechenden Einflusses zu brechen, fand ich doch, mir selbst überlassen, den Weg bald, den ich nach einmal erlangter Freiheit unverrückt gehen werde. Entsagungen waren und bleiben nothwendig, um so zu genießen: also werd' ich nicht weichlich werden. Aber Genügsamkeit allein kann mich nicht befriedigen — sie wäre nur Begrenztheit, wenn nicht die Quellen nur vertauscht würden, aus welchen der Bessere am unersättlichsten zu schöpfen trachtet." Noch im Entbehren zu genießen, aus dem Leid noch Freude zu schöpfen, offen für jede sich darbietende gute Stunde zu bleiben und über die böse nicht zu klagen — „nicht aus Demuth, sondern aus Stolz": — so ist die Moral, über die ihr Verstand und ihre Erfahrung sich mit ihrem glücklichen Temperament verständigt hat. „Denn", sagt sie, „diese Moral habe ich mir nicht der Strenge wegen erfunden: ich konnte aber nie mit einer andern fertig werden. Vom Geschick hab' ich nichts gefordert, und bin ihm noch nichts schuldig geworden, als was es nicht versagen konnte. Lassen Sie mich davon abbrechen." —

Sie wurde auf starke Proben gestellt, diese zuversichtliche und selbstgenügsame, diese zugleich trotzige und zugleich weichliche Moral. Während sie noch, nachdem sie Marburg verlassen, über die Wahl ihres künftigen Aufenthaltes schwankte, wobei Gotha, Weimar und Mainz auf der Liste standen, hatte sie eine noch wichtigere Frage zu entscheiden. Ein würdiger und geistig bedeutender Mann nämlich, der Generalsuperintendent Löffler in Gotha, selbst Wittwer, trug ihr, als sie sich besuchsweise im Gotter'schen Hause aufhielt, seine Hand an. Wenn nicht die ganze Einladung nach Gotha ein darauf abzweckendes Complot war, so thaten die Gotters doch ihr Mögliches, die Partie zu Stande zu bringen, und mit den Gotters hatte auch Meyer diese Verbindung für seine Freundin im Sinne gehabt. Allein die „kokette junge Wittwe", wie sie sich scherzend selbst bei dieser Gelegenheit nennt, setzte ihren Kopf gegen den ihrer Freunde. Lieber Freiheit, müßte sie auch mit Sorgen erkauft werden, als Gemächlichkeit in einem gebundenen Leben! Gegen diesen Grund, gegen die reine Entscheidung ihres innersten Gefühls gab es keine Appellation. „Für des lieben Gottes Staat ist's also besser" schreibt sie, und: „wer sicher ist, die

Folge nie zu bejammern, darf thun was ihm gut dünkt." Hinter dem Motiv der Freiheit stand freilich noch ein anderes Motiv. Es gab noch einen zweiten Mann, für den sie in ähnlicher Weise, aber viel wärmer noch empfand als für Meyer. Nur wenige Zeilen, leider, finden sich in unserem Briefwechsel von diesem „wunderbaren Manne", wie Caroline ihn nennt. An Meyer gerichtet, zeigen sie, wie eingenommen er von Caroline war, wie durchdrungen von dem, was sie sei. Keiner der Briefe, die sie von ihm empfing, keine ihrer Antworten scheint erhalten zu sein. Aus wenigen Andeutungen müssen wir auf die Natur dieses Verhältnisses rathen; der „uneigennützige Freund" beschäftigt offenbar ihr Herz mit mehr als freundschaftlicher Theilnahme. Sie liebt; ihn liebt sie. Ihm allein, dem Stolzen, Seltsamen, Förmlichen und Strengen gegenüber fühlt sie „die Abhängigkeit, die das Herz auferlegt" — fühlt sie mit solcher Gewalt, daß sie sich vor sich selbst fürchtet, daß sie eben deshalb dagegen „rebelliren" möchte. Seine kühle Männlichkeit erscheint als der Zauber, der diese liebenswürdige Zauberin bezwang, und es sollte der Moment kommen, wo es nur an ihm gelegen hätte, ihr Ritter zu werden und mit ihrem Dank ihre ganze Hingebung sich zu verdienen. Tatter hieß der wunderbare Mann — auch Einer von denen, deren Persönlichkeit mehr wiegt als die Rolle, die sie in der Welt spielen. Denn diese Rolle war die schwierigste und undankbarste, die unscheinbarste jedenfalls, die ein charaktervoller und gescheuter Mensch sich auferlegen kann. Tatter, durch Georg III. aus bürgerlichen Kreisen in die Nähe des Hofs gezogen, war der Erzieher einiger der Hannöver'schen Prinzen, der Reisebegleiter des Prinzen August, Herzogs von Sussex, der nachmalige Vertraute des Prinzen Adolf, Herzogs von Cambridge. In dieser Stellung, ganz dazu angethan, aus Menschen Sklaven zu bilden, verbrauchte er seine Kraft dazu, sich mitten unter den einschnürenden Formen der Etikette geistliche Beweglichkeit und die edelste Unabhängigkeit zu bewahren. Es wurde ihm zur Lebensaufgabe, sich „durch die collidirenden Verhältnisse mit Ehren durchzufechten" und sich dabei in dem Bewußtsein zu resigniren, daß es „Umstände außer ihm und Dispositionen in ihm gebe, die ihn von dem sogenannten Glücke ausschlössen." Man begreift, welche Anziehung und welche Herrschaft ein solcher Charakter auf den selbständigen und doch so weichen, so anschmiegsamen Sinn Carolinens ausüben mußte. Kein Wunder, daß die Rücksicht auf ihn, ein leiser, vielleicht nur halb bewußter Wunsch, daß er ihr noch mehr werden könne als ein Freund, im Hintergrunde ihre Entschließung in Betreff der Gothaer Bewerbung lenkte.

Sie hatte Tatter gleich in der ersten Zeit ihrer Wittwenschaft in Göttingen kennen lernen. Eben damals aber war ihr im Hause ihrer Eltern auch der junge August Wilhelm Schlegel begegnet, und unwiderstehlich war dieser von dem Liebreiz der um vier Jahr älteren Frau ergriffen worden. Der talentvolle, damals nur erst zweiundzwanzigjährige Jüngling träumte in jenen Tagen noch unbefangener und zuversichtlicher als später von seiner dichterischen Bestimmung. Durch Bürger's Lob angefeuert, fand er sich höher noch durch die feinsinnige Theilnahme der schönen, sanften jungen Wittwe gehoben. Von ihren Lippen klangen seine Verse melodischer, ihre schmeichelnden Blicke, ihr gütiges Lächeln setzten ihn außer sich, in ihr erblickte er seine Muse, ja, die verkörperte Poesie selbst, von der er so viel wie möglich in sich zu saugen, der er „ewig Huldigung zu weihen, wie der allwaltenden Natur" sich gedrungen fühlte. Er sollte diese Neigung theuer bezahlen. Ihm vor Allen wurde diese unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, diese Gabe, anzuziehen, ohne selbst einen Zug ernster Neigung zu fühlen, zu fesseln, ohne selbst sich fesseln zu wollen, verhängnißvoll. „Man liebt mich", so schildert sie selber von Marburg aus diese Gewalt, die sie über die Menschen ausübte, „ohne daß ich darum werbe; man würde mich anbeten, wenn ich die Liebe unterhalten wollte." Sie sagt ein andermal in Beziehung auf solche Verhältnisse, die sich ihr aufdrängen, ohne daß sie mit Liebe auf sie eingehen könne, daß dieselben ein Gegenstand ihres Spottes würden. So wurde die Liebe des Jünglings, obgleich sie sein Dichtertalent gern anerkennen und pflegen und nähren mochte, ihr eben auch ein Gegenstand des Spottes. Während sie Tatter's männliche Zurückhaltung mit sehnsuchtsvoller Neigung erwiderte, so stieß sie das zudringliche Werben Schlegel's mit einer Schärfe zurück, die Herzlosigkeit erscheinen mußte, die aber zugleich die Indiscretion des eitlen, über seinen Hoffnungen und Einbildungen zu laut gewordenen Dichters treffen sollte. Der Gedanke, daß aus ihr und Schlegel ein Paar werden könne, wie wohl in Göttingen geschwatzt wurde, erschien ihr geradezu lächerlich. Er schrieb ihr wieder und immer wieder nach Marburg, schrieb ihr mit einer Gluth und Ueberschwänglichkeit, von der wir uns aus den gleichzeitigen Gedichten an die Vergötterte eine Vorstellung machen können. Sie ihrerseits erklärte rundweg, daß sie „nicht entriren könne"; der Inhalt ihrer Briefe, so versichert sie gegen Schwester Lotte, werde „die Gabe haben, ihn verschwiegen zu machen". „Ich habe", heißt es abermals an Lotte, „einen Lorbeerstrauch, den ich für einen Dichter groß ziehe -- sag' das Schlegeln, und ein

himmlisches Resedasträuchelchen, eine Erinnerung, — sag' das Tattern."

Es ist müßig, zu bedenken, ob es möglich gewesen wäre, daß eine Frau, die nach so vielen Seiten hin reizte, die sich im Genuß und in der Beherrschung so vieler persönlicher Verhältnisse gefiel, — daß diese Frau mit ihrem vielbewegten, gährenden Empfindungsleben, so weich und so stolz, so sinnlich bedürftig und so geistig lebendig, eine richtige Frau Generalsuperintendentin geworden wäre. Das Talent hätte sie schließlich wohl auch dazu gehabt, und der Kreis, der sie in Gotha umgeben haben würde, der Verkehr insbesondere mit der ältesten, aufrichtigsten und treuesten ihrer Jugendfreundinnen, mit der bescheidenen und verständigen Luise Gotter, würde sie voraussichtlich vor sich selbst geschützt und sie an ein mäßiges Lebensschicksal gewöhnt haben. Aber die Würfel waren nun gefallen: ein anderer glänzenderer und merkwürdigerer Stern, von dessen magischem Licht sie die Augen niemals hatte abwenden können, zog sie unwiderstehlich in seine Sphäre. Schon im Frühjahr 1790 hatte sie, während Forster's Abwesenheit, einen Monat in Mainz, wo Forster's inzwischen hinverschlagen worden, bei Therese zugebracht. Sie hatte da von Neuem erfahren, wie sehr sie, trotz der hellsichtigsten Einsicht in die Schwächen der Freundin, „an sie gezaubert" sei, wie wenig sie, trotz aller Nebenbuhlerschaft, sich entbrechen könne, sie zu lieben. Sie wird gegen Meyer, der jetzt den scharfen Ankläger der ehemaligen Freundin Therese machte, gar nicht fertig, die Angeklagte zu vertheidigen und im Vertheidigen sie nur noch schärfer anzuklagen. Ueber keinen anderen Gegenstand ist sie wortreicher, kein anderer macht sie geistreicher, und doch — weil sie sich selber immer daneben stellt, weil immer etwas Eifersucht mit im Spiele ist — ein reines, festes, objectives Bild bekommen wir durch all' diese Schilderungen nicht. Ihr „überspannter Geist", — so schreibt sie von Theresen — ihre „Unglücksucht", in der sich „die convulsivischen Bewegungen einer großen Seele" nicht verkennen lassen, ihre „Energie", die sie „intolerant" und „einseitig" macht, ihre Kühnheit, ihre Unruhe, ihre Eitelkeit, ihr Egoismus, ihre „Laster" — daneben aber wieder ein sanfter Hang zu häuslichem Frieden, der sie unendlich liebenswürdig und für die Wenigen, denen sie sich widmet, „unaussprechlich wohlthätig" macht: — es fällt schwer, diese Züge zu vereinigen, und in der That, auch Caroline ist immer von Neuem durch so widersprechende Eigenschaften betroffen. Therese ist ihr „das interessanteste Schauspiel". Sie ist ihr mehr noch: ein außerordentliches Geschöpf, das sie anbeten — und

gerade darum fliehen möchte. Wäre nur noch eine Wahl gewesen! Seit der Rückkehr von Gotha und dem dort von ihr ausgetheilten Korbe war es beschlossene Sache, aller entgegenstehenden Bedenken ungeachtet, sich in Mainz niederzulassen, und zu versuchen, wie sich auch neben der Herrschsüchtigen, Gewaltübenden die eigene Selbständigkeit behaupten lasse. Auf Theresens Freundschaft habe sie nie gerechnet; selbst ob diese ihr recht aufrichtig gut sei, zweifle sie; aber, „eine Art von Nebenbuhlerin", werde sie heilsam auf Therese wirken, sie hoffe, ihr nützlich zu werden, ihr Dienste, und gewiß nur edle Dienste zu leisten. So gehe sie mit getrostem Muth — „denn eine kleine Neigung hab' ich doch zu Unternehmungen, die wie eine Aufgabe aussehen."

Die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, war wahrlich nicht leicht, und die edlen Dienste, die sie der Freundin zu leisten dachte, erforderten die zarteste Hand neben dem sichersten sittlichen Urtheil. Zart genug war die Hand, aber der reine, das Richtige klar erkennende Wille, der dieselbe hätte leiten müssen, war nicht durch die Zuversicht eines eigenwilligen schönen Herzens, daß gut sei, wozu es sich lebhaft getrieben fühle, zu ersetzen. Forster's Verbindung mit Therese trug den Keim des Verderbens in sich selbst. Es gehört zu einer glücklichen Häuslichkeit etwas mehr, als daß zwei Menschen — beide begabt und je in ihrer Weise liebenswürdig — sich gegenseitig einander interessant sind. Je länger je mehr machte sich der große Gegensatz in den Charakteren und Neigungen Beider fühlbar. Forster, eine höchst erregbare, zur Begeisterung für alles Gute und Schöne gestimmte Natur, immer in der Spannung idealer Anschauungen, in den Wallungen edler Gefühle lebend, war zugleich der schwächste und eitelste der Menschen, ein Mann, den fortwährend die Größe lockte und der doch nach Weiberart durch das Kleinste bestimmt werden konnte. Wie er mit diesen Eigenschaften das Urtheil der Nachwelt verwirrt hat, von den Einen bis in den Himmel gepriesen, den Anderen ein Gegenstand der Schmähung und der Verachtung — während Gerechtigkeit für ihn doch einzig in dem Gefühle des Mitleids zu finden ist: so war auch seine nächste Umgebung immer versucht, ihn zu lieben und immer gezwungen, sich von ihm abzuwenden. „Er ist der wunderbarste Mann", schreibt Caroline, „ich habe nie Jemanden so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschätzt." Abwechselnd rühmt sie seine Liebenswürdigkeit und klagt sie über seine Unerträglichkeit. Und nun denke man sich neben diesen Mann ein Weib gestellt, das, klug und geistreich und lebhaft empfindend, doch ohne wahre Theilnahme für sein ideales Streben, dafür aber von dem schärfsten Auge

für seine Schwächen war. Nicht sie sieht zu ihm, sondern er zu ihr hinauf; er ist blind für ihre Fehler, sie übersieht ihn in den seinigen vollkommen. In seiner Reizbarkeit spielt er den launischen Tyrannen und bleibt doch in unmännlicher Verliebtheit an sie gefesselt: sie wiederum, ohne ihn zu lieben, hegt seine Eitelkeit, schmeichelt seinen Schwächen und herrscht auf diese Weise über ihn mit dem rücksichtslosesten, ungroßmüthigsten Egoismus. Das war, auch abgesehen davon, daß diesem Hauswesen jede geordnete wirthschaftliche Grundlage fehlte, ein unerquicklicher, für beide Theile qualvoller Zustand. Unheilbar aber mußte das Uebel werden, seit Therese, in sträflichem Mißbrauch von Forster's Unschuld und Vertrauensseligkeit, ihre Neigung jenem unseligen Huber zuwandte, der, durch den überlegenen Geist der Frau gefesselt, ihr bald mehr als ein Freund und Vertrauter wurde. Wohl ist es denkbar, daß alle diese Mißverhältnisse gemildert, zurechtgerückt und vor der Entwickelung zum Schlimmsten hätten bewahrt werden können durch die Dazwischenkunft einer klugen und redlichen Vermittlerin. Caroline Böhmer fehlte dazu, trotz des Scharfblicks für derartige Verhältnisse, trotz des feinsten psychologischen Verständnisses, die Gesinnung der Achtung vor dem pflichtmäßig Nothwendigen. Die uns vorliegenden Aktenstücke geben zwar keinerlei Anhalt für die Beschuldigung, daß sie in dem Verhältniß zwischen Therese und Huber die Mittlerrolle gespielt habe, und noch weniger bestätigen sie das Gerede, daß sie Theresen das Herz und die Treue ihres Mannes entwendet habe. Eine lange Zeit scheint sie sich über die wachsende Entfernung jener von diesem verblendet zu haben, und auch später noch hält sie es nicht für ihren Beruf „Forster die Augen zu öffnen". Unwillkürlich nichts desto weniger, durch ihre bloße Gegenwart hat sie ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die Dinge die schlimmste Wendung nahmen. Indem sie fast ausschließlich in und mit der Forster'schen Familie lebte, so bildete sich eine natürliche Wahlverwandtschaft zwischen ihr und Forster wie andererseits zwischen Therese und Huber. Verstand es Therese, ihren Mann zu beschäftigen, zu unterhalten, und war sie ihm von dieser Seite unentbehrlich: Caroline that es ihr darin gleich, und sie that es mit noch größerer Milde, mit noch wohlthuenderer Sanftheit. Vor Allem aber: sie that es Theresen zuvor in der Antheilnahme an Forster's politischer Thätigkeit; sie schwärmte herzlich mit dem Schwärmer, sie theilte seine Meinungen, sie lauschte seinen begeisterten Reden und sah nicht ohne Bewunderung dem Gange zu, den sein sanguinisches Temperament, seine Eitelkeit, sein unreifer Idealismus ihn gehen hieß.

An allen Ecken und Enden kam jetzt den Erschütterungen der französischen Revolution gegenüber die Haltlosigkeit der deutschen Lebens- und Bildungszustände an den Tag. Auch das, was in den Verhältnissen, in der Denk- und Empfindungsweise dieser Menschen ungesund war, wurde von dem großen weltgeschichtlichen Gericht mitergriffen. Auch für Forster und die Seinigen, auch für Caroline nahte die Katastrophe.

Seit Ende October waren die Franzosen in Mainz. Man kennt die Rolle, welche Forster spielte, wie ihm unter den Händen seine philosophische Begeisterung für die Freiheit, sein warmes und lauteres Interesse für Humanität in praktische Thorheit, ja in Verbrechen umschlug, wie das Rad, das er lenken zu können sich einbildete, einmal in's Rollen gebracht, ihn gewaltsam mit sich fortriß, wie er sich erst zurückhielt, dann mitmachte, um mäßigend einzuwirken, endlich im Strome mit fortschwamm, um sich vor dem Ertrinken zu retten — wie er der Genoß und das Werkzeug von Menschen wurde, die er verabscheute, wie er, eingeengt zwischen seinen Ueberzeugungen und dem so ganz davon verschiedenen, so unlauteren, so häßlichen, so verworrenen Lauf der Dinge, zerdrückt wurde und sterbend nur eben den Glauben an die Zukunft der Ideen rettete, welche auszuführen er so völlig ohnmächtig gewesen war. Schon Anfang December hatte ihn seine Frau verlassen. Sein Haus war verödet. Sein Herz war verwundet. Sein Geist war voll von widersprechenden Empfindungen und Antrieben. Nur Caroline war bei ihm geblieben. Ausdrücklich übertrug ihr Therese die Liebe und Sorge für ihren Mann, welcher sie selbst sich mit unverantwortlichem Egoismus entzogen hatte. Dies allein hielt sie in Mainz. Es hielt sie vollends, obgleich sie schon im Januar den Schauplatz so vieler Verwirrung hatte verlassen wollen, nachdem Therese und Huber offener mit ihren Absichten hervorgetreten, seit die Trennung erklärt war. Nunmehr versah sie, um ihren eigenen Ausdruck zu brauchen, bei Forster „das Amt einer moralischen Krankenwärterin" — kein leichtes Amt, denn wir dürfen es ihr gern glauben: die Stimmung des Kranken war so schwankend, daß es alle unermüdliche Geduld weiblicher schwesterlicher Freundschaft erforderte, ihn zu ertragen.

In der That, alle ihre Aeußerungen über Forster und über ihre Empfindungen für ihn stimmen so genau zusammen, daß jeder Verdacht, es habe sich um mehr als die uneigennützigste Freundschaft gehandelt, verschwinden muß. Für's Erste schützte sie gegen jede Verirrung dieser Empfindungen schon die Liebe zu Tatter. Die ganze

Ungeduld eines Mädchens, welches mit klopfendem Herzen dem Geliebten sich entgegensehnt, ist in den Zeilen, in denen sie ihre Erwartung eines Wiedersehens, einer Verständigung mit Tatter ausspricht, als derselbe im Sommer 1792 in Begleitung des Prinzen Friedrich August — sie wußte nicht, ob über Mainz oder an Mainz vorbeireisen würde. Er hatte sich von ihr entfernt, sie vernachlässigt, er hatte sich nach ihrer Meinung darüber gegen sie zu rechtfertigen. Wird er so unnatürlich, so unmenschlich, so wunderbar sein, sich und ihr die Freude zu versagen, die er „haben und geben könnte?" „Mir ist", schreibt sie, „seine Rechtfertigung theurer wie das Wiedersehn. Getadelt habe ich ihn mehrmals um ähnlicher Ursachen willen, und er zwang mich mit der Hartnäckigkeit und Sanftmuth, die ihm eigenthümlich ist, seine Gründe zu ehren, wenn sie auch nie die meinigen gewesen wären. Hätte ich mit Mangel an Liebe zu kämpfen, so wär' der Kampf bald zu Ende — aber ich streite gegen ein sonderbares Wesen, das mich anzieht und mich zur Verzweiflung bringt, weil es meine Gewöhnlichkeit nicht anerkennen will, und seine Ansprüche auf Glück aus Stolz nicht verfolgt, das sein Leben für mich gäbe, und meine heißesten Wünsche unerfüllt läßt — ein Mensch, zum Einsiedler geboren, der sich der Liebe hingab wie ein Kind — der gefühlvollste Stoiker, der aus Empfindlichkeit gegen Freiheit sich unnöthige Ketten anlegt und die liebsten Pflichten schlechter beobachtet als die überflüssigen." Und diesmal doch hatte es die Liebe über den Stoicismus davongetragen. Der eigensinnige Mann war wirklich gekommen. Eben als man in Mainz bereits dem Einfall der Franzosen entgegensah, Ende September, war er ein paar Tage bei ihr gewesen. „Und ich bin glücklich!" so fügt sie der Meldung dieses Ereignisses hinzu.

Das Glück sollte leider nicht dauern und die daran geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllen. Als im December ihre Lage in Mainz mißlicher, ihre Zukunft unsicher zu werden anfing — an wen hätte sie sich mit größerem Rechte wenden können als an Tatter? Mit Freuden hätte sie ihm gehorcht, wenn er sie aufgefordert hätte, Mainz zu verlassen. Er antwortete statt dessen nur, daß er in Verzweiflung sei, nichts für sie thun zu können. Da rissen diese Bande, die festesten, die ernstesten, die es bisher für sie gegeben hatte. Der Mann, den sie so wahrhaft geachtet, den sie so heiß geliebt, von dessen Liebe zu ihr sie so überzeugt gewesen war, er erschien jetzt nicht blos, wie so oft schon, seltsam — er schien, in ängstlicher Rücksicht auf seine Stellung, nicht einmal männlichen Muth genug zu haben, sich ihrer anzunehmen. „Der einzige Mann, dessen Schutz ich je begehrte, versagte ihn mir.

— — Er wollte nicht glücklich sein — und für mich verfloß die Zeit auch, wo Entbehrung Genuß ist. — — Meine Geduld brach, mein Herz wurde frei, und in dieser Lage, bei solcher Bestimmungslosigkeit meinte ich nichts Besseres thun zu können, als einem Freund trübe Stunden erleichtern und mich übrigens zu zerstreuen."

Der Freund, wie wir wissen, war Forster, aber das Amt der moralischen Krankenpflege — forderte „Zerstreuung". Wir sind mit unserer Erzählung bei einem Punkte angelangt, wo wir uns entschließen müssen, indiscreter zu sein als der Herausgeber der vorliegenden Briefsammlung. Die Thatsache, die durch uns vorliegende handschriftliche Documente zweifellos beglaubigte Thatsache, daß Caroline, nachdem „ihr Herz frei geworden", ihre Person verschenkte, daß sie sich für das Fehlschlagen ihrer heißesten Wünsche und für die aufreibende Sorge um Forster, für allen Schmerz und alle Langeweile in den Armen eines Franzosen entschädigte — diese Thatsache ist mit zwei Worten erzählt, aber nicht ebenso schnell begreiflich gemacht. Wenn die Sünderin selbst darüber befragt werden könnte, so würde die Antwort unfehlbar lauten: es habe ihr so gefallen, und für die Güte ihrer Handlungen sei ihr die Willkür ihres eigenen Herzens ein hinreichender Bürge. Die ganze Gefahr, die ganze Unhaltbarkeit der Moral des willkürlichen Herzens liegt darin ausgesprochen. „Genügsamkeit allein kann mich nicht befriedigen" — dieses offene Bekenntniß, daß Genuß, egoistischer Selbstgenuß zuletzt auch der Maaßstab war, nach welchem sie die Pflicht der Entsagung, Tugend und allen Werth des Lebens maß, mag uns von vorn herein manches Straucheln erwarten lassen. Sie, die sich rühmt, nicht streng mit den Fehlern Anderer in's Gericht zu gehen, wird nicht strenger gegen sich selbst sein. Selbst ihrem scharfen Tadel jenes elenden Weibes, welches Schmach und Kummer auf Bürger's letzte Lebensjahre häufte, fügt sie die Versicherung ihrer Toleranz hinzu: „mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen geht." In Mainz macht sie eine übel beleumundete Frau — Frau Forkel — zu ihrer Hausgenossin mit der Versicherung, daß sie „gar keinen Haß gegen Sünder" habe. Aber dennoch — wie vertrug sich ihr Fehltritt mit ihrer Mutterliebe, einer Empfindung, deren verpflichtende Gewalt sie wiederholt anerkennt, die sie geradezu als den „Leitfaden" ihrer Lebensführung bezeichnet? Wie mochte sie, die nicht log, wenn sie versicherte, daß sie „einen tiefen Abscheu vor allem Niedrigen" habe, sich in eine Lage bringen, welche sie nothwendig erniedrigen mußte? Es sei so, wie sie

in verkehrter Selbstbeschönigung sagt, sie könne nimmer glauben, etwas „an und für sich Böses" gethan zu haben, ihre ganze Schuld sei „Unvorsichtigkeit und Mangel an Klugheit:" — woher doch diese Unklugheit der klugen Frau, die so weise ihren Lebensplan dahin formulirt hatte, ihrer Existenz „den möglichst anständigen Anstrich für Andere, den anziehendsten für ihre eigene Phantasie" zu geben, und die so kläglich an diesem Probleme scheiterte? Offenbar, das Ganze ihrer Situation setzte, inmitten der allgemeinen Verwirrung und der Lockerung aller häuslichen, aller politischen und sittlichen Bande, zugleich mit ihrem Herzen ihren Kopf und ihre Phantasie in Verwirrung. So lange sie blos zu entbehren gehabt hatte, war jeder bescheidene Genuß, mit Heiterkeit ergriffen, das Mittel, sie in liebenswürdigem Gleichgewicht zu erhalten. Jetzt waren ihr ihre theuersten Hoffnungen zu Schanden geworden; sie stand an einem Punkte, wo melancholische Geister verzweifeln. Da bedurfte es für sie eines stärkeren Gegengewichts, und für ihre „Güte" und ihren „Leichtsinn", für den „Muthwillen ihres Geschmacks" war das stärkste gerade gut genug. Wie um sich zu rächen und zugleich ihre Unabhängigkeit entscheidend an den Tag zu legen, schied sie sich für immer von dem Manne, der von allen allein ihre Liebe, ihre Achtung besessen hatte. Fast möchten wir sie mit einem ähnlichen Mitleid betrachten wie Forster. Beide fehlten in sehr verschiedener Weise, aber aus sehr ähnlichen Gründen und unter sehr ähnlichen Umständen. Auch bei Caroline scheint die Bewunderung für das französische Freiheitswesen, für die „erhabene französische Nation" und für die „höflichen wackeren Gäste" mitgewirkt zu haben. Gegen so viele Versuchungen hielt ihr Urtheil, ihre sonst so feine Klugheit nicht Stand. Sie bewies durch die That, was sie bei einer unschuldigeren Gelegenheit ausspricht, daß sie „Etourderien begehen könne, die wie Dummheiten aussehen", oder, wie es ein andermal heißt, daß es eine Eigenthümlichkeit ihres Kopfes sei, „treffenden Scharfsinn mit der unschuldigsten Begränztheit zu vereinigen".

Was sie von Therese gesagt hatte, daß außerordentliche Schicksale ihr durch ihr eigenes Wesen bestimmt seien — ebendas ließ sich jetzt auch von ihr sagen. Die beiden Rivalinnen hatten, jede in ihrer Weise, ihre Sache herzlich schlecht gemacht, und beide, beiläufig, fahren fort, sich wechselseitig Vorwürfe zu machen, sich zu hofmeistern und über einander zu erheben. Caroline zwar wehrte den Vorwurf der Abenteuerlichkeit eifrig von sich ab. Sie wollte auch in Mainz die „schlichte Caroline" geblieben sein, die eigentlich „geschaffen sei, nicht

über die Gränzen stiller Häuslichkeit hinwegzugehen". Ihr Schicksal jedenfalls war das abenteuerlichste von der Welt. Sie büßte hart, und das Härteste war, daß sie äußerlich für Dinge zu leiden hatte, bei denen sie keine wirkliche Schuld traf, während die Schuld, die sie wirklich drückte, das erhebende Bewußtsein des Märtyrerthums nicht aufkommen lassen konnte.

Ihre Absicht, Mainz, dessen Belagerung durch die deutschen Armeen mittlerweile begonnen hatte, zu verlassen, war zuletzt durch Krankheit vereitelt worden. Am 24. März ging Forster nach Paris ab, um als einer der Deputirten des rheinisch-deutschen Convents den Repräsentanten der französischen Nation den Wunsch um Einverleibung in die fränkische Republik zu Füßen zu legen. Am 30. machte sich Caroline mit Frau Forkel und deren Mutter auf den Weg, um über Mannheim nach Gotha zu gehen, wo Gotter's, bei denen sie sich angemeldet hatte, sie schon seit lange erwarteten. Auf ihre Namen hin in Frankfurt angehalten, werden die Frauen, in Folge einer verrätherischen Anzeige im deutschen Hauptquartier, festgenommen und nach der nahen Festung Königstein transportirt. Bis Mitte Juni werden sie hier in strenger, ja grausamer Haft gehalten, erst dann zu milderer Behandlung nach Kronenberg abgeführt. Die ausgesprochene Absicht war die, daß die Gefangenen als Geißeln für eine Anzahl nach Straßburg abgeführter Mainzer Bürger dienen sollten. Um Forster's willen insbesondere hielt man sich an Caroline, die das Gerücht und die allgemeine Meinung mit dem französischen Moniteur als die amie du citoyen Forster bezeichnete. Dieser daher sollte sie erlösen. Nicht ihre politischen Meinungen, nicht irgend welche politische Vergehungen — so weit hatte sie sich nie in das demagogische Treiben der Mainzer eingelassen, am wenigsten irgend einen Verkehr mit ihrem tollen Schwager Böhmer gehabt; — einzig ihr Verhältniß zu Forster war ihre Schuld, und dieses Verhältniß selbst war von der Art, daß weder er leisten, noch sie von ihm fordern konnte, was man erwartete. Welch' eine Lage für ein Weib! Lange Wochen hindurch ein ungesunder widerwärtiger Aufenthalt, die Sorge um ihre eigene hart angegriffene Gesundheit, verschärft durch die Sorge der Mutter um eine zärtlich geliebte Tochter, welche ihr Schicksal theilt, die Aussicht, ihre Freiheit vielleicht nicht eher als nach dem Ende der langwierigen Belagerung von Mainz wiederzuerlangen, und vor Allem, was sie wie billig am schwersten empfand, ihr Name vor der ganzen Welt beschimpft, den gehässigsten und absurdesten Verläumdungen

preisgegeben, die sie Mühe hat, selbst ihren ältesten und intimsten Freunden auszureden!

An Versuchen, ihre Befreiung herbeizuführen, ließen es die treusten dieser Freunde nicht fehlen. Was ihnen nicht gelang, gelang dem Eifer des jüngsten Bruders Philipp, der, auf die Nachricht ihrer Lage aus Italien herbeigeeilt, sich mit vollständigem Erfolge an die Gerechtigkeitsliebe Friedrich Wilhelm's von Preußen wandte. So erhielt sie noch vor der Uebergabe von Mainz ihre Freiheit wieder. Aber obgleich keine Gefangene mehr, so war sie doch noch immer durch Rücksichten der verschiedensten Art gebunden. Während ihre persönlichen Umstände Geheimhaltung, Ruhe und Schonung erforderten, so war sie zugleich durch die politische Unduldsamkeit der Regierungen in der freien Wahl ihres Aufenthalts beschränkt. Vielleicht konnte die letztere Nothwendigkeit dazu benutzt werden, das Aergerniß der ersteren der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen; genug, sie schrieb an ihre Freundin in Gotha, daß sie auf den dringenden Rath derer, die das meiste Recht hätten sie zu berathen, für's Erste nicht nach Gotha kommen, sondern sich irgendwo, etwa im Preußischen, unter fremdem Namen verborgen halten werde. Sie dachte zunächst an Berlin; denn dort lebte damals Meyer; bei ihm hoffte sie Hülfe jeder Art, Geheimniß und menschliche Theilnahme zu finden. Allein sie sollte hier nahezu dieselbe Erfahrung machen wie früher an Tatter. Der Freund, den sie ihres tiefsten Vertrauens gewürdigt, gegen den sie unwillkürlich so oft das brüderlich zärtliche Du gebraucht, dem sie gelegentlich mit unwiderstehlicher Schmeichelrede ein kleines Unrecht wie ein Kind abgebeten hatte — dieser Freund fand an den politischen Meinungen und Abenteuern Carolinens so wenig Geschmack, daß er, so scheint es, abwehrend antwortete. Zum Glück hatte sie sich schon vorher eines anderen Freundes erinnert. Rückhaltlos hatte sie sich A. W. Schlegel entdeckt. Sie nennt den Namen gegen Meyer nicht, aber die Genugthuung versagt sie sich nicht, dem weniger entgegenkommenden Freunde einen Spiegel vorzuhalten. „Wie ich", so schreibt sie ihm, „von Jedermann verlassen, mir allein nicht einmal die Möglichkeit zu sterben hätte verschaffen können, vertraute ich mich einem Mann, den ich von mir gestoßen, aufgeopfert, gekränkt, dem ich keinen Lohn mehr bieten konnte, wie es wohl in der Natur meines Vertrauens lag — und er betrog mich nicht."

Nächst dem Fehlen der Correspondenz mit Tatter ist es die empfindlichste Lücke unserer Documentensammlung, daß von allen in dieser früheren Zeit zwischen Schlegel und Caroline gewechselten

Briefen keiner erhalten ist. Wie sie anfangs zu einander standen, wie schnöde sie ihn in seine Schranken gewiesen, haben wir oben von ihr selbst erfahren. Wie sich seitdem, während Schlegel noch immer in Amsterdam, Caroline in Mainz war, das Verhältniß weiterspann, können wir leider nur ungenügend aus den Briefen Friedrich Schlegel's an seinen Bruder herauslesen, und wir werden, da sich doch jener selbst über die Unvollständigkeit der brüderlichen Bekenntnisse beklagt, gut thun, lieber zu wenig als zu viel herauszulesen. Deutlich ist nur soviel, daß Caroline sich ein grausames Vergnügen daraus machte, die ganze Gewalt, zu welcher die Liebe berechtigt, über den jungen Mann zu üben, die Liebe selbst ihm zu versagen. Es kitzelt sie, ihm so viel zu sein; sie spielt seine Erzieherin, seine Lehrmeisterin; sie sieht ihn geradezu als ihr Geschöpf an. Sie bietet ihm das Stärkste und mischt dann immer wieder so viel Süßigkeit und Zuthulichkeit in die bitteren und grausamen Aeußerungen, daß der arme Vogel, auch wenn er sich einbildet, frei geworden zu sein, doch immer von Neuem zu ihr zurückkehrt. Sie sagt ihm das eine Mal, daß er nie ein großer Schriftsteller werden würde; sie versichert ihn ein anderes Mal, daß ihr für seinen Geist nun nicht mehr bange sei. Sie weiß sich ihm so wichtig zu machen, daß er drauf und dran ist, ihr nach Mainz zu folgen, und sie lehnt dann wieder sein Kommen ab. Sie kleidet jetzt ihre Herrschsucht in so schmeichelnde Wendungen, daß er darin eine Verschreibung auf sein Glück finden zu dürfen glaubt, und rasch hinterher benimmt sie ihm seinen Traum, zerreißt sie jene Verschreibung, weil „sie fühle, daß es so in ihr liege“, sie läßt ihn merken, daß ihr Herz einem Anderen gehört und will doch fortfahren, seine Briefe zu empfangen und zu beantworten. Gewiß, ein guter Rath, den Friedrich seinem Bruder gab, wenn er ihn auffordert, dem weiblichen Egoismus den männlichen entgegenzusetzen: „Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerstören droht — — Du hast sie nun gebraucht, und mit Recht wirfst Du sie weg, da sie Dir schädlich wird.“ Aber zu so ernstem, gänzlichem Bruch kann es der Bethörte nicht bringen — selbst dann nicht, als ihm in der Nähe eine andere Muse erschienen war, jene Sophie, deren seelenvollen Gesang er nun wieder in eleganten Sonetten feiert und deren Namen fortan in den Briefen neben Carolinens Namen in räthselhaften und halben Mittheilungen den Leser neckt. Der Briefwechsel zwischen Amsterdam und Mainz dauerte in der That fort, und Wilhelm's anhaltende Theilnahme an der Freundin bekundete sich namentlich in wiederholten und dringenden Mahnungen, einen Ort zu verlassen,

über dem sich seit dem Ueberfall von Speyer und Worms immer drohender das kriegerische und revolutionäre Gewitter zusammenzog. Waren diese Mahnungen zuerst an der Begeisterung Carolinens für die „große Sache", später an ihren persönlichen Verwickelungen in Mainz abgeglitten, so nahm jetzt, als die Befürchtungen Wilhelm's sich in der schlimmsten Weise erfüllt hatten, das Verhältniß auf einmal eine ganz andere Wendung. Als sie nun, „angegriffen von allen Seiten, von denen ein Weib leiden kann", ein volles Bekenntniß und einen Hülferuf an ihn ergehen ließ — da verwandelte sich all' sein Selbstgefühl in ritterliches Pflichtgefühl. Er spannt alle seine Verbindungen an, um zu ihrer Befreiung mitzuwirken, er wetteifert mit dem Bruder Philipp ihr zu dienen, er macht sich auf die Nachricht von ihrer bevorstehenden Freilassung von Amsterdam los, er erscheint selber in Frankfurt und geleitet die Schutzbedürftige nach Leipzig in ein Asyl, das sie wohl den Empfehlungen Gotter's verdankte, in das Haus des Buchhändlers Göschen, — um alsbald nach Holland zurückzueilen. „Sie fühlen", so äußert sich Caroline über diesen Dienst aufopfernder Galanterie gegen Friedrich Schlegel, „welch' ein Freund mir Wilhelm war. Alles, was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten, durch mehr als hülfreichen Beistand. Es hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne daß eine blinde, unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefesselt hielt. Sollte es zu viel sein, einen Mann nach seinem Betragen gegen ein Weib beurtheilen zu wollen, so scheint mir doch Wilhelm in dem, was er mir war, Alles umfaßt zu haben, was man männlich und zugleich kindlich, vorurtheilslos, edel und liebenswerth heißen kann."

Von Leipzig nämlich, wo ihres Bleibens nicht sein konnte, da sich an ihr Erscheinen bald die bedenklichsten Gerüchte und Vermuthungen knüpften, war sie nach einem nahen Altenburgischen Ort übergesiedelt und erfreute sich hier der Fürsorge Friedrich's, der damals noch in Leipzig lebte und von seinem Bruder während eines Rendezvous in Hannover die nöthigen Aufträge empfangen hatte. Mündlich und schriftlich verkehrte er mit Caroline und stattete dem Bruder fortlaufenden Bericht über ihr Befinden ab, bis er endlich am 4. November von seiner Pathenschaft bei der Taufe eines kleinen citoyen berichten konnte. Auch er empfand die volle Gewalt der unwiderstehlichen Frau und sollte ihr für jetzt und auf Jahre hin unendlich viel verdanken, bis dann auch er preisgegeben und — nicht ohne eigne Schuld — von dem Stachel getroffen wurde, mit dem diese Rose ver-

letzen konnte, nachdem sie durch ihren Duft erfreut hatte. Mit dem ihm eignen Scharfblick hatte er früher über Caroline geurtheilt, als er sie nur erst aus des Bruders Mittheilungen und aus den Bruchstücken ihrer Briefe kannte. Die Hoheit und das Feuer ihres Geistes hatte ihn hingerissen; die Naivetät ihres Egoismus, ihre Sucht zu beherrschen und sich huldigen zu lassen, hatte er nicht minder durchschaut, ja in einzelnen scharfen Aeußerungen hatte er mit richtiger Witterung die gefährlichste Seite ihres Wesens bezeichnet. „Aber der Augenblicke", schreibt er am 21. November 1792, „wo sie Buhlerin war, sind doch wohl nicht wenige gewesen? Und sollte sie wohl, wenn die Guten fehlen, mit den Schlechten sich begnügen?" Jetzt sah er sie, und jetzt — wie eingeweiht er auch in ihre Vergangenheit war — sah er nur die Schöne und Gute, die Außerordentliche und Liebenswürdige in ihr. Nun erst begreift er ganz, was sie dem Bruder gewesen, nun beugt er sich vor der Ueberlegenheit ihres Verstandes, nun ist er erstaunt zu finden, was er so nicht erwartet: Einfachheit und einen „ordentlich göttlichen Sinn für Wahrheit", er spricht das gewiß richtige Wort, daß man sie nicht kennen könne, wenn man sie nicht liebe oder von ihr geliebt werde, und er hat alle seine Besinnung nöthig, um sich selber von einem leidenschaftlichen Verhältniß zu ihr zu bewahren. „Sie hatte gewählt und hatte sich gegeben", heißt es in der Lucinde, „ihr Freund war auch der seinige und lebte ihrer Liebe würdig. Julius war der Vertraute. Darum drängte er alle Liebe in sein Innerstes zurück und ließ da die Leidenschaft wüthen, brennen und zehren; aber sein Aeußeres war durchaus verwandelt, und so gut gelang ihm der Schein der kindlichsten Unbefangenheit und Unerfahrenheit und einer gewissen brüderlichen Härte, die er annahm, damit er nicht aus dem Schmeichelhaften in's Zärtliche fallen möchte, daß sie nie den leisesten Argwohn schöpfte." Der Roman stilisirt nur etwas umständlicher und pomphafter, was der Verfasser sechs Jahre früher über seine Kämpfe und über das Opfer seiner Enthaltsamkeit an Wilhelm schrieb: „Ich setzte mich also in das einfachste, einfältigste Verhältniß zu ihr, die Ehrfurcht eines Sohns, die Offenheit eines Bruders, die Unbefangenheit eines Kindes, — die Anspruchslosigkeit eines Fremden."

Doch der Zusammenhang des Lucinderomans mit dem Eindruck, den Caroline auf Friedrich machte, soll hier nicht wiederholt nachgewiesen werden. Dieser Eindruck gipfelt in dem Bekenntniß, daß er, „durch sie besser geworden". Drei Jahre später schrieb er ihr: „W a s ich bin und sein werde, danke ich mir selbst, d a ß ich es bin,

zum Theil Ihnen", und an diese Worte mochte sie sich erinnern, wenn sie in der Lucinde auf die Stelle kam, wo es von Julius heißt, die Vergötterung seiner erhabnen Freundin sei für seinen Geist „ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt" geworden, nun erst habe er den Muth zu ernsteren Anstrengungen gewonnen, nun erst den hohen Beruf zur göttlichen Kunst in sich erkannt. Den Einfluß, den Caroline übrigens, jetzt und weiterhin, auf Friedrich's Ansichten und auf seine Schriftstellerei übte, wird man nicht zu übertreiben, sondern bestimmt zu begrenzen haben. Seine Recension über Condorcet im Philosophischen Journal verdankt wohl der Anregung Carolinens ihren Ursprung; seine sonstigen philosophischen Aufsätze, auch den über den Republikanismus nicht ausgenommen, wären so wie sie sind, wohl auch ohne sie entstanden. Auf ihre Anregung ist ohne Zweifel die apologetisch warme Charakteristik Forster's im Lyceum zurückzuführen. Bei der Schilderung weiblicher Selbständigkeit in dem Aufsatz über Diotima schwebte ihm gewiß das Bild der Freundin vor, die er gelegentlich „selbständige Diotima" anredet: seine übrigen Arbeiten über die Griechen verdanken der Freundin wenig oder nichts; denn hier war er der Lehrmeister; Caroline war der klassischen Sprachen unkundig und erst allmählich lernte sie Einiges von den Alten aus Uebersetzungen kennen. Der „Frauenbrief", den er ihr über die Griechen, zur Zeit des Athenäums, schreiben wollte, ist ungeschrieben geblieben, und die Kritik, die er sich von ihr über seine Geschichte der griechischen Poesie, von ihrem „ganz menschlichen Standpunkt" erbat, scheint sie ihm schuldig geblieben zu sein. Wie hätte nicht die Poesie, die durch ihr ganzes Wesen ergossen war, dazu beitragen sollen, ihm seine eigne Empfindung für die Herrlichkeit alter und neuer Kunst zu steigern und zu dolmetschen? Allein die Härten seiner Empfindungsweise mochten höchstens dadurch gemildert, nicht zu wohlthuender Harmonie aufgelöst werden. In einem einzigen Punkte unterlag er nach längerer Gegenwehr dem vereinigten Einfluß Wilhelm's und Carolinens. Caroline nahm warmen Antheil an Bürger, dem Menschen und dem Dichter, wie wenig sie auch gegen das Niedrige in seinem Dichten blind war. Gotter's Zauberinsel, von der sie nach ihrem Besuch in Gotha, im Herbst 1791, Bürger erzählt hatte, war damals der Anlaß geworden, daß dieser seine mit Schlegel begonnene Uebersetzung des Sommernachtstraums wieder hervorgesucht hatte, „und Madame Böhmer und ich", so heißt es in einem Bürger'schen Brief, „haben uns vorgenommen, dem Burschen fördersamst gemeinschaftlich das Wasser zu besehen." Es wird Niemand leicht ein Ver-

ehrer Schiller's sein, der über Bürger anders denkt als der Verfasser jener famosen Recension in der Litteraturzeitung, die, nach Carolinens Ausdruck, den armen Bürger „um alle menschliche Ehre recensirte". Von Goethe's Dichterwerth vollends ganz durchdrungen zu sein und dabei doch gegen die Größe Schiller's gerecht zu sein, ist uns Heutigen vielleicht nicht schwer: es war damals, als dem Werther und Tasso und Wilhelm Meister nur erst die Schiller'schen Erstlingsstücke und seine philosophisch-rhetorische Lyrik gegenüberstand, nahezu unmöglich, so unmöglich, wie es bis in den Anfang der neunziger Jahre den beiden Dichtern selbst war, sich ohne Eifersucht einander anzuerkennen und zu lieben. Caroline war von den reinen Naturlauten, von der unübertriebenen Wahrheit, von der milden Schönheit und Klarheit, von der Innigkeit und Süße der Goethe'schen Poesie in allen Fibern ihres Wesens ergriffen. In diesen Dichtungen fand sie sich selbst wieder. Wenn sie die Iphigenie las, wenn sie sich in der Musik dieser Verse wiegte, so war sie selbst Iphigenie. Sie empfand, sie liebte Goethe mit der ganzen Kraft weiblicher Hingebung, mit der ganzen Ausschließlichkeit weiblicher Leidenschaft und Parteilichkeit. Um so viel sie von der maßhaltenden Fülle Goethe's angezogen war, um so viel stießen sie die „Riesenideen" des Dichters der Räuber ab; sie hatte mit Antheil die Anfänge des Don Carlos gelesen und doch auch da schon mit feinem Ohr an der „Sprache des Schwabenlands" Anstoß genommen. Ein Gedicht aber wie Ideal und Leben erschien ihr als eine „gewaltsame, alle irdische Hülle entzwei sprengende Production". Sie, die mit Wilhelm Meister die „schweren Ideale" verabscheute und an dem Charakter der Deutschen es nicht leiden mochte, „daß sie schwer über Allem werden und Alles schwer über ihnen" — wie hätte sie Geschmack finden können an der immer mit dem Höchsten ringenden, gleichsam heroisch arbeitenden Phantasie des tugendhaftesten und erhabensten der Dichter? Mit Wegwerfung spricht sie von den „gereimten Metaphysiken und Moralen und den versificirten Humboldt'schen Weiblichkeiten" — und nicht lange, so sprach ihr Friedrich diese Urtheile nach, mit denen sie längst schon — schon in Göttingen — Wilhelm auf ihre Seite gebracht hatte. Sie ist es gewesen, welche die Stimmung der romantischen Schule gegen Schiller geradezu in's Leben gerufen, welche den beiden Schlegel und durch diese Schleiermacher, vielleicht auch Hardenberg, am entschiedensten endlich Schelling ihre eigene Abneigung und parteiische Ungerechtigkeit gegen den großen Dramatiker eingeflößt hat. In den Debatten mit seinem Bruder hält Friedrich, der eine natürliche Sympathie für

das Schiller'sche „Streben nach dem Unendlichen" hatte, geraume Zeit Stand: erst Carolinen gelang es, ihm die Verehrung für die Größe Schiller's und für den begeisterungsvollen Schwung seiner Dichtungen hinwegzuspotten, und sofort war es seine Unbesonnenheit und die dummdreiste Offenheit, mit der er die Pointen Wilhelm's und Carolinens in verschärfter Formulirung zu Markte brachte, wodurch der unheilbare Bruch zwischen Schiller und der neuen Schule des Athenäums herbeigeführt wurde*).

Nur bis Mitte Januar 1794 — um unsre Erzählung wieder aufzunehmen — blieb Friedrich in Carolinens Nähe; er bewerkstelligte um diese Zeit seine längst beabsichtigte Uebersiedelung nach Dresden. Caroline, die inzwischen in ihrem Versteck auch einen Besuch ihres Freundes Meyer gehabt und sich mit ihm wiederausgesöhnt hatte, wagte es, Anfang Februar nach Gotha in das Gotter'sche Haus zu gehen, erfuhr aber bald, daß sie noch immer eine Geächtete sei. Aus ihrer Vaterstadt, wohin sie ihrer Verwandten wegen im August eine Reise unternahm, wurde sie durch ein officielles Rescript ausgewiesen — eine Maaßregel, die sogar noch sechs Jahre später aufrecht erhalten wurde! Aber empfindlicher noch das Verdict, welches die gesellschaftliche Meinung in Gotha über sie fällte. Sie fühlte sich als eine politisch und moralisch Ausgestoßene und hatte noch einmal ihre ganze Fassung nöthig, um unter der doppelten Last der Schuld und der Verläumdung, des eignen Bewußtseins und der Lieblosigkeit Andrer nicht zu erliegen. So schreibt sie in der weichsten Stimmung an den einzigen ihrer Freunde, dessen Mitleid und Hülfe ihr werther als Alles gewesen wäre. Wir wissen nicht, wie ihre gleichzeitigen Briefe an W. Schlegel lauteten: die an Meyer sind von einer bestrickenden Offenheit und Ver-

*) Es ist dies einer der Punkte, in denen der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes seine Darstellung in der „romantischen Schule" (Berlin 1870) auf Grund der Waitz'schen Publication zu berichtigen oder zu ergänzen wünschen mußte. Stillschweigend enthält sein Aufsatz solcher Ergänzungen mehrere. Es sei jedoch bei dieser Gelegenheit gestattet, ausdrücklich ein gröberes Versehen zu berichtigen, welches in genanntem Werk S. 154 begangen ist. A. W. Schlegel's „Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache" können nicht unter dem Eindruck von Schiller's Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung geschrieben sein, wie dort gesagt ist, da die beiden ersten jener Briefe zugleich mit dem ersten Abschnitt der Schiller'schen Abhandlung in den Horen erschienen. Demselben sachkundigen Kritiker, der den Verfasser hierauf aufmerksam gemacht hat, verdankt er auch den Nachweis, daß die A. W. Schlegel'sche Recension von Bürger's hohem Liede („romantische Schule" S. 869) im Neuen Deutschen Museum, Februar und März, steht. Daß S. 871 statt Koburg, Marburg zu lesen ist, bedarf nach Obigem kaum der Erwähnung.

traulichkeit, hinter der sich eine unverkennbare Absichtlichkeit versteckt. Sie zieht ihn ganz in das Geheimniß ihrer Lage, sie läßt ihn auf den Grund ihres Kummers blicken. An seinem Urtheil, an seinem Rath über ihre Zukunft ist ihr Alles gelegen. Sie will, scheint es, erproben, wie tief ihre Freundschaft für ihn, seine Freundschaft für sie geht. „Obwohl ich Deiner nicht so gewiß bin, wie mein selbst." „Ich konnte fürchten, daß die Menge der Anklagen endlich Ihre gute Meinung ermüdete, zumal wenn sie Ihnen da vorgetragen würden, wo Dein Ohr gern hinhorcht und Dein Auge Dich das Interesse an Abwesenden vergessen läßt. Mit Deiner guten Meinung ist dann unsre Freundschaft hin -- Du mußt über mich urtheilen wie ich es selbst thue, oder ich kann Deine Theilnahme und Deinen Rath nicht mehr wollen." In dem Wechsel zwischen dem fremden Sie und dem vertrauten Du spiegelt sich gleichsam die Unsicherheit ihrer Meinung und Erwartung; es ist, als ob sie fragend das Auge zu ihm erhöbe — fragend und bittend, schmeichelnd und gebietend, jetzt widersprechend und jetzt begütigend, jetzt zürnend und jetzt neckend. Aber der Freund war spröde, er wollte nicht verstehen, und „wickelte sich in Geheimniß". Von Berlin hatte er ihr auch jetzt wieder abgerathen. Es klingt wie ein Ultimatum, wenn sie ihm endlich, im Verlauf der Durchsprechung ihrer Projecte, zu verstehen giebt, daß sie, wenn es sich mit der neuerdings in Aussicht genommenen Niederlassung in Dresden zerschlüge — nach Holland gehen würde. Zum ersten Mal erwähnt sie dabei gegen ihn der beiden Schlegel, die er zwar nicht leiden könne, denen sie aber nicht umhin könne, einen gewissen Einfluß auf ihr Schicksal einzuräumen. Nach Holland also — „parti, qui leverait tout embarras et couperait tous les noeuds de ma situation embrouillée."

Und diese Lösung, obwohl sie sichtlich nur widerstrebend sich ihr fügte, nahte wie ein unvermeidliches Schicksal. Die kluge Therese hatte ihr brieflich einen weisen Rath gegeben; wenn sie hinfort mit Männern in Verhältnisse komme, so möge sie sich aus Liebe, aber nicht aus Ueberdruß, Spannung, Verzweiflung geben; Tatter müsse sie verlernen, und Schlegel habe sie wohl retten können, führen könne er sie doch schwerlich. So weise der Rath war: gerade da er von dieser Seite kam, von derjenigen, die ihr „so unendlich viel Böses gethan", so wirkte er vielleicht das Gegentheil. Ueber die Eifersucht auf die holländische Sophie konnte Caroline leicht hinwegkommen, wenn Wilhelm sich über die Eifersucht auf einen Anderen — wenn er sich über das hinwegsetzte, worüber kein Mann von Ehre hinauskommen sollte. Die Wahrheit

ist: er sah noch immer in der Verbindung mit der verführerischen Frau das höchste Glück seines Lebens, und Bruder Fritz that das Seinige ihn darin zu bestärken und ihn zur Beschleunigung seines Vorhabens zu drängen. Der Plan mit Holland zwar wurde verworfen. Dresden mußte aufgegeben werden, da hier die politischen Schwierigkeiten sich unüberwindlich zeigten. Caroline fand endlich im April 1795 in Braunschweig, wo jetzt ihre Mutter lebte, einen neuen Zufluchtsort, und dorthin entschloß sich nun Wilhelm, nachdem er seine Stellung in Amsterdam aufgegeben hatte, ihr zu folgen. Schon im Juli war er wieder in Deutschland, wenige Wochen später traf er in Braunschweig ein. In Carolinens Briefen ist nun von dem „Exfreund Meyer" die Rede. Die Verbindung mit Schlegel ist beschlossene Sache, und nur darüber schwankt man noch, ob dieselbe feierlich sanktionirt werden soll, andrerseits darüber, an welchem Ort im Vaterlande, oder ob jenseits des Rheins, vielleicht gar jenseits des Meeres das neue gemeinsame Leben versucht werden soll. Alles fügte sich scheinbar außerordentlich glücklich. Auguste, das anmuthig sich entwickelnde Mädchen, war seit Kurzem wieder das einzige Kind ihrer Mutter: für Wilhelm eröffnete sich in Jena durch Schiller's Vermittlung ein ehrenvoller und einträglicher litterarischer, vielleicht später ein akademischer Wirkungskreis. Das Alles, das Zureden der Verwandten — am meisten doch ohne Zweifel Carolinens eigener Wille, ihr Wunsch, „sich und ihrem Kinde in ihrer zerrütteten Lage einen Beschützer zu sichern", gab den Ausschlag. Am 1. Juli 1796 wurden sie in Braunschweig getraut.

Es war von Wilhelm's Seite der falscheste Schritt seines Lebens. Jede denkbare Warnung war ihm, wenn er auch nur seine Ehre befragte, zu Theil geworden: er ging blind in sein Schicksal, er schürzte selbst den Knoten, den er nachher nicht einmal Manns genug war, mit eigener Hand zu lösen. Mit vollem Bewußtsein, mit rücksichtsloser Offenheit gegen den Freund, die keine Zärtlichkeit, keine Schmeichelei übertünchen konnte, that Caroline den Schritt. Sie spricht sich und Schlegel das Urtheil selbst, wenn sie sechs Jahre später mit dem Zugeständniß, daß ihr Schlegel immer nur ein Freund hätte bleiben sollen, die Aeußerung verbindet, daß von beiden Seiten die Ehe als eine Ehe mit Vorbehalt geschlossen worden, daß sie Beide unter sich ihre Verbindung „nie anders als wie ganz frei betrachtet hätten"! —

Es ist nicht die Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes, auch auf alle die litteraturgeschichtlichen Verhältnisse einzugehen, an welche unsere Briefsammlung erinnert. Die Rolle daher, welche von nun an Caroline als Wilhelm's Gattin in dem Jenaischen Kreise spielte, wie sie

als Theilnehmerin an den Arbeiten ihres Mannes, als liebenswürdige Wirthin, als geistreiche Gesprächsführerin, als Rathgeberin, als Spenderin von Lob und Tadel die ganze Haltung und das Treiben der romantischen Schule beeinflußte — davon reden wir schon deshalb nicht umständlich, weil anderwärts hinreichend davon die Rede gewesen ist. In einigen Punkten wird unsere bisherige Kenntniß des litterarhistorischen Materials durch die Waitz'sche Veröffentlichung auf's Dankswertheste vermehrt. Man wußte längst, daß Caroline an dem schönen Aufsatz Schlegel's über Romeo und Julie Antheil habe: jetzt lesen wir die Blätter, welche sie zur Charakteristik des Stücks für Wilhelm niederschrieb und welche dieser so geschickt zu verwerthen wußte; — sie werden im März 1796 in Braunschweig entstanden sein, damals, als Wilhelm zu Besuch bei seinem Bruder in Dresden verweilte. Eine Episode in dem Kampf der romantischen Schule gegen die Allgemeine Litteraturzeitung bilden die Fehdebriefe, die zwischen dem Schlegel'schen Hause und Huber gewechselt wurden, als dieser sich dem Athenäum und der Lucinde gegenüber zum Verfechter des litterarischen Anstands und der Moralität aufgeworfen hatte. Wie seltsam diese Rolle Huber zu Gesichte stand, wußte Niemand besser als Caroline — ihr persönliches Verhältniß zu dem ehemaligen Freunde und zu dessen Gattin giebt den beiden Briefen, in denen sie ihm nun die Freundschaft kündigt und die hier zum ersten Male gedruckt erscheinen, ein doppeltes Interesse. Daß Caroline die Verfasserin der bedeutenden Notiz über Johannes Müller's Briefe eines jungen Gelehrten war, ersah man bereits aus der Briefsammlung „Aus Schelling's Leben": durch eine Stelle der Briefe Carolinens werden jetzt aus dem „Reichsanzeiger" des Athenäums zwei Kleinigkeiten für Fr. Schlegel gesichert und so durch Beides eine Berichtigung der Böcking'schen Ausgabe von A. W. Schlegel's Werken gewonnen. Auch sonst nahm Caroline den lebhaftesten Antheil an dem Athenäum; sie hatte sich eben ganz mit den litterarischen Interessen ihres Mannes erfüllt; sie half ihm als geübte Romanleserin bei dem ästhetischen Departement der Allgemeinen Litteraturzeitung; sie war ihm statt Amanuensis bei seinen Uebersetzungsarbeiten; sie hat das Beste an dem Athenäumsaufsatz über Lafontaine gethan und von ihr rühren die Gemäldebeschreibungen in dem bekannten Gemäldedialog. Sie beklagt sich scherzhaft bei Friedrich, daß Wilhelm sie sogar des Nachts mit Anforderungen, etwas zu schreiben, anfalle. So erfüllte sie wirklich Friedrich's Bitte, sie möge, „den jungen Bären Herkules (d. h. das Athenäum) lecken und bilden", wenn sie auch nicht auf alle seine desfallsigen Wünsche einging. Denn wäre es

nach ihm gegangen, so hätte sie auch die Fragmentensammlung im zweiten Stück des Athenäums mit eignen Beiträgen bereichert. Nur eins der Fragmente, welche Wilhelm dem Bruder nach Berlin schickte und zwar eins, „in dem man sie nicht gerade zu erkennen braucht", das also auch für uns schwerlich zu ermitteln sein wird, rührte von ihr her. Er hätte so gerne unter seinem Fragmentenhaufen auch einen „esprit de Caroline" gehabt— mußte sich aber freilich selbst sagen, daß sie mehr zu Rhapsodien, zu Briefen und Recensionen als zu Fragmenten das Zeug besitze. Sie gab sich dazu her, aus Friedrich's Briefen an sie Fragmente herauszufischen, die er dann doch als unbrauchbar verwarf. Ebenso scheiterte er bei dem Versuch, aus ihren eignen Briefen dergleichen zu pflücken; er fand mit Recht, daß, was sich daraus etwa drucken ließe, zu individuell, daß es „viel zu rein, schön und weich sei, als daß es durch die Aushebung kokett gemacht werden dürfe". Wie manches ihrer beiläufigen Scherz- und Geistes- und Gemüthsworte würde nichts desto weniger die Fragmente haben zieren können, wie wenn sie z. B. in einem späteren Brief von Goethe's Bearbeitung des Voltaire'schen Tankred sagt, Goethe habe den Voltaire in Musik gesetzt wie Mozart den Schikaneder, oder wenn sie Fichte's Forderung, seine neue Wissenschaftslehre ohne alle Rücksicht auf und ohne alle Erinnerung an anderes Philosophische zu lesen, durch die andere persifflirt, man solle sie also lesen, wie man das heilige Nachtmahl nüchtern genießen müsse. Ganz vortrefflich sind auch ihre Urtheile über Tieck's Poesien; denn was kann man Besseres darüber sagen, als was sie bei Gelegenheit des Sternbald äußert: — „eine Phantasie, die immer mit den Flügeln schlägt und flattert und keinen rechten Schwung nimmt?" In ihrem fortdauernden Mißurtheil über Schiller freilich, dem sie seit den Xenien „gar nicht mehr gut" war und dem sie gewiß die boshafte Aeußerung, er halte sie zu verständig, als daß er glauben könne, sie mische sich in Recensionsgeschäfte, niemals vergessen hat, — in diesem und noch in einigen anderen Stücken wurde ihr richtiges Gefühl und ihre Unbefangenheit mehr und mehr von den Vorurtheilen umnebelt, in welche der romantische Kreis, dem sie nun angehörte, sich immer dichter verwickelte. Es ist höchst merkwürdig, wie ganz blind auch sie mit all' ihrem Scharfblick über das reine und tiefe Verhältniß Goethe's zu Schiller war, wie auch sie von der gründlichen Achtung der Beiden für einander, von der einzigen Wechselergänzung ihrer Naturen und ihrer Dichtweise schlechterdings keine Ahnung hatte. Ebenso merkwürdig freilich, daß es ihr offenbar nicht gelang, in ein näheres persönliches Verhältniß zu dem von ihr so hochverehrten, in seinem

dichterischen Werth so innig empfundenen Meister zu kommen. Die spottende Aeußerung in einem späteren Briefe von Caroline Paulus an Charlotte von Schiller ist sicherlich nicht ohne Grund. Allen den Frauen, mit denen Goethe jemals in nähere Berührung gekommen, an Geist wie an echt poetischem Gefühl bei weitem überlegen, scheint sie doch auf diesen, der sich auf weibliche Naturen wie kein Zweiter verstand, keinerlei erheblichen Eindruck gemacht zu haben. Er gehörte offenbar zu den Wenigen, welche gegen ihren Zauber gefeit waren, und ebenso hält sich, umgekehrt, ihre Bewunderung des alten Herrn durchaus in den Schranken einer reinen, zuweilen scheuen Ehrerbietung. Sie strömt über von entzücktem Lobe, als sie in Weimar die persönliche Bekanntschaft Herder's gemacht hat — die Goethe'sche Majestät hält jede vertrautere Annäherung zurück; der mittheilsame gesprächige Herder bot im persönlichen Verkehr der Regsamkeit ihres Geistes mehr Fläche als der vornehme Herr, der, wenn er Neugier witterte, „wie eine Mauer" schweigen konnte. Am wenigsten rein ist ihr ästhetisches Urtheil in Beziehung auf die poetischen Leistungen ihres Gatten. Sie urtheilt kurzweg, daß an Schiller's Maria Stuart alles poetische Drum und Dran in der Summe doch keine Poesie ausmache — Schlegel's Jon, die Ehrenpforte gegen Kotzebue u. s. w., wo es doch selbst mit dem Drum und Dran zuweilen etwas mißlich steht, je selbst die verunglückte Romanze vom Fortunat weiß sie nicht genug zu loben und zu bewundern. Es ist in all' diesen Urtheilen viel absichtliche Schmeichelei gegen ihren „allerholdesten Freund", der, als diese Dichtungen entstanden, ihr eben nicht mehr allzu hold war, dessen unmäßige Eitelkeit selbst bescheidenen Tadel als eine Kränkung aufnahm und der längst aufgehört hatte, sie als seine Lehrmeisterin und Bildnerin zu betrachten. Ganz ehrlich, ganz ohne Ironie ist es sicher nicht gemeint, wenn sie ihm jeden Zweifel an seiner Kunst jetzt abbittet und ihm versichert, ihr ehemaliger Unglaube an die Stärke seiner Mittel sei jetzt mit ihren wachsenden Einsichten gewichen: aber im Ganzen denkt sie in der That von diesen alexandrinischen Kunststücken weit günstiger als sie es verdienten. Ihr nunmehriger vertrautester Freund Schelling theilte die Ueberschätzung dieser gemachten Poesie: man hatte sich eben im gegenseitigen Hegen und Bewundern so sehr in einen abstracten Kunstcultus hineinraisonnirt, daß das einfache, natürliche Gefühl darunter gelitten hatte. Es war ein Irrthum, wenn Caroline ihren Mann — ganz ähnlich wie Dorothea Veit Friedrich und Schleiermacher — von der Kritik, worin die Stärke dieser Männer lag, zur Poesie zurückzu-

rufen bemüht war, worin sie es sammt und sonders niemals über die Mittelmäßigkeit bringen konnten: aber darin hatte sie ja unzweifelhaft Recht und ihr volles Gefühl für den Werth der Kunst leuchtet durch, wenn sie überhaupt der schöpferischen vor der kritischen Thätigkeit den Preis zuerkennt; — „Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes gehen — dann erst kommt Finsterniß." Und endlich, wie sehr sie über die Tragweite von Wilhelm's Dichtertalent sich irren mochte: der Eine Rath war jedenfalls gut, daß er von der Shakspeare-Uebersetzung durchaus seine Hand nicht abziehen dürfe, denn diese bilde den „Rumpf seines Ruhmes". Die Mahnung bezieht sich auf die Stockung, welche durch das Zerwürfniß mit dem Buchhändler Unger in das Unternehmen gekommen war. Auch über dieses Zerwürfniß enthalten unsere Briefe neue und übervollständige Aufschlüsse. —

Deuteten wir aber so eben bereits an, daß Caroline ihren Gatten als Dichter am beflissensten lobte, als das menschliche Band, welches beide verknüpfte, schon unheilbar gelockert war, so wird es nun Zeit, den Verhältnissen näher zu treten, die ihrem Leben eine neue — die letzte entscheidende Wendung gaben. Zum zweiten Mal, wie sie selbst bemerkt, sollte sie mit ihren Privatbegebenheiten in die Stürme einer Revolution verwickelt werden, sollte sie in der Bewegung der litterarischen Welt wie früher in der der politischen eine Rolle spielen. Die verschiedensten Individualitäten und die verschiedensten geistigen Strebungen waren in dem romantischen Cirkel von Jena durch die Kraft des allen gemeinsamen Gegensatzes gegen die Poesielosigkeit und Nüchternheit des im Scheiden begriffenen Jahrhunderts zusammengehalten worden. Aber das Meiste in dieser poetischen Welt hing nur durch dünne und willkürlich gesponnene Fäden an einander, und wer tiefer blickte, mochte längst sehen, daß hinter diesen eingebildeten Freundschaften und Wahlverwandtschaften Mißtrauen und Eifersucht, Abneigung und Gehässigkeit aller Art, ein Geist der Parteiung lauerte, der das Reich des schönen Scheines früher oder später der Anarchie überantworten mußte. Auch Caroline wurde in diese Differenzen mitverflochten, vielmehr aber, sie war eine der hauptsächlichsten Ursachen derselben.

Der junge Schelling, schon in Dresden Ende Sommer 1798 den Schlegels persönlich bekannt geworden, begann im nächsten Winter seinen akademischen Lehrberuf in Jena. Sehr bald faßte Caroline

für den trotzig und kräftig auftretenden Jüngling, der mit heldenmüthigem Ehrgeiz seine wissenschaftlichen Entwürfe verfolgte, in dessen Kopf der Plan einer Eroberung der ganzen Natur durch die verbündete Macht des Gedankens und der Dichtung arbeitete, ein lebhaftes Interesse. „Schelling", schrieb sie bald nach der Ankunft in Jena an den noch in Berlin weilenden Friedrich Schlegel, „wird sich von nun an einmauern, wie er sagt, aber gewiß nicht aushält. Er ist eher ein Mensch um Mauern zu durchbrechen. Glauben Sie, Freund, er ist als Mensch interessanter als Sie zugeben, eine rechte Urnatur; als Mineralie betrachtet, echter Granit." Es war in der That dafür gesorgt, daß er sich nicht allzusehr einmaure. Im Sommer 1799 ist er als regelmäßiger Tischgenosse im Schlegel'schen Hause; er besitzt die ganze Neigung der geistvollen Frau, deren Herz durch die halbe Liebe zu ihrem Mann nicht ausgefüllt ist, deren Geist von den Funken des Schelling'schen Genius in Brand gesteckt ist und in dem Feuer eines neuen Enthusiasmus glüht. Wie kühl schreibt sie doch an ihr Töchterchen, das bei der Familie Tischbein in Dessau zu Besuch ist, von Wilhelm, der „alle Morgen ein Gedicht macht", und wie gern verweilt sie bei der Erwähnung Schelling's, der der Geber der Freude heißen soll — „denn er ist sanft und liebreich und scherzhaft". In dem Aufruhr ihrer Empfindungen für den zwölf Jahre jüngeren Mann beruhigt sie sich einstweilen mit einem Plan, der ihr das Entbehren leichter machen könne. Sie denkt ihr Töchterchen an ihre Stelle und sie spielt mit diesem zweideutigen Verhältniß, indem sie dem unschuldigen Kinde, der damals erst Vierzehnjährigen, Grüße von Schelling bestellt und — selbst eifersüchtig auf ihren Plan — sie damit neckt, daß sie wohl „eifersüchtig auf ihr Mütterchen sei". Wieder war es damals Herbst geworden; auch Friedrich und dessen Freundin Dorothea lebten jetzt in Jena. Eben war das Italiänische, Dante und Petrarka, an der Tagesordnung. Es wurde ein neues Band zwischen Schelling und Caroline. Der „heilige, in Gott andächtige Vater Fritz" spielte den Lehrmeister; man las den Dante zusammen, und des Dichters ideale Liebe zu Beatrice mochte dem begeisterten Naturphilosophen, dem der Gedanke eines großen episch-mystischen Gedichts von der Natur im Sinne lag, als ein passendes Gleichniß der tiefen Huldigung erscheinen, die er, schon nicht mehr zweifelnd, daß er wiedergeliebt werde, im Innersten seiner Seele der zärtlich und innig auf ihn niederblickenden Frau widmete. Um Weihnachten richtet er jene feierlich hohen, von Liebe getränkten Stanzen an sie, in denen er der Zuversicht Worte leiht, daß ihm die dichterische

Verkündigung der höchsten Weltgeheimnisse gelingen werde, da ihr Bild auf der gewagten Bahn ihm voranschwebe:

„Und wenn Du siehst, daß ihm die Kräfte fallen,
So laß das feur'ge Zeichen niederwallen,
Das ihm voll Hoffnung damals schon gewunken,
Als hoffnungslos und fern er Dich geliebt.
Siehst Du die Kraft noch tiefer ihm gesunken,
So ruf in's Herz ihm: Du hast mich geliebt!
Erstirbt in ihm des Muthes letzter Funken,
So sprich zu ihm: ich habe Dich geliebt!
In diesen Worten liegt das höchste Leben,
Zur letzten Höh' den Flug emporzuheben."

Aber so hoch gespannte Empfindungen haben in den Räumen der Dichtung nicht Platz, sie drängen hinaus, um sich menschlicher zu gestalten; der Reiz der Nähe und des vertrauten Umgangs weckt und steigert das Verlangen, das sich auf die Dauer nicht in Geheimniß und Symbolik, sondern nur in Genuß und Besitz befriedigen kann. Mit allem Enthusiasmus für die Ideenwelt Schelling's verband Caroline ein Gefühl für ihn, voller, zärtlicher, leidenschaftlicher, als ihr unersättliches Herz — gedrückt überdies durch lange Entbehrung — noch je für einen Mann empfunden hatte. Mit unwiderstehlichen Schmeicheleien, halb wie eine Göttin ihm erscheinend, halb wie ein bethörendes Weib, legt sie sich ihm an die Brust. Im Mai 1800 reisen Mutter und Tochter in Schelling's Begleitung nach Bamberg, von wo jene nach dem nahen Boklet in's Bad wollen. Durch Augustens Hand gehen von Bamberg aus zärtliche Bestellungen an den vorübergehend Abwesenden; sie selbst schreibt ihm, was er ohne Zweifel früher schon aus ihrem Munde gehört hatte: „Du weißt, ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Thun und Leben ist mir heilig, und im Heiligthum dienen — in des Gottes Heiligthum — heißt herrschen auf Erden."

Es bedürfte kaum eines weiteren Zeugnisses als diese Worte, um die fabelhafte Darstellung, welche Plitt in seiner Ausgabe der Schelling'schen Briefe von der Entstehung der Liebe Schelling's zu Caroline aus der zu Auguste gegeben hat und welche unbegreiflicher Weise auch Waitz im Wesentlichen aufrecht erhalten will, zu widerlegen. Schon Dilthey, welchem Briefe Friedrich Schlegel's an Schleiermacher über das Verhältniß vorlagen, hat das Richtige gesehen. Kein einziges der zahlreichen von Waitz mitgetheilten Documente kann der Hypothese einer ernsten Neigung Schelling's zu Auguste den mindesten Vorschub leisten. Auguste war ein liebens-

würdiges, von Allen, die sie kannten, mit Theilnahme und Hoffnung angesehenes Kind — liebenswürdiger und unschuldiger in der That, als bei der Erziehung, die ihr von einer solchen Mutter, bei der Verwöhnung, die ihr in einem solchen Kreise zu Theil wurde, erwartet werden mag. Wenn Friedrich Schlegel ihr Unterricht im Griechischen gab und neckende Briefe, halb und halb im Stile von Fragmenten für Kinder, an sie schreibt; wenn ihre Mutter ihr in überzärtlichem Ton mütterliche Lehren zukommen läßt und dazwischen in verfänglichen Anspielungen sie in ihr eigenes Verhältniß zu Schelling hineinzieht: so wundern wir uns billig, daß das Mädchen verhältnißmäßig so wenig von jener Unnatur und Altklugheit zeigt, welche die meisten Kindergestalten in den Darstellungen der Romantiker so widerwärtig macht. Sie scheint ein glücklich und heiter angelegtes Geschöpf voll Anmuth und Lieblichkeit gewesen zu sein. So lange sie lebte, war sie das zierlichste Spielzeug, nach ihrem Tode wurde sie ein Gegenstand des Cultus für alle die, welche ihr nahe gestanden. Ihre Tage waren gezählt. In Boklet wurde sie am 12. Juli das Opfer einer rasch verlaufenden Krankheit. Und keine Zeile nun in den Briefen, die wir von Caroline aus der Zeit nach diesem traurigen Ereigniß haben, verräth uns, daß um sie als um eine Braut oder Geliebte getrauert worden wäre. All diese Briefe, soweit sie an Schelling gerichtet sind, sind Trostbriefe: aber der Eine Inhalt dieses Trostes ist der, daß sie ihn liebe, im höchsten Sinne und mit aller Kraft, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe liebe. Es ist klar: der Tod Augustens hatte die Leidenschaft Schelling's für die Mutter im Tiefsten aufgerührt, in der Theilnahme an ihrem Schmerz war seine halb träumende Neigung zu voller Klarheit erwacht; ein grelles Licht war auf den Abgrund der Hoffnungslosigkeit des Verhältnisses gefallen, und wenn früher des Lebens Heiterkeit einen poetischen Schleier um seine Liebe wob, so schien ihm nun auf einmal in der Trauer dieser Tage die Zukunft schwarz — kein Ausweg für ihn als der Tod. Auf diese Klagen und Todesgedanken antworteten Carolinens Briefe. „Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen. Zweifle nur daran nicht! — — Sei recht ruhig, Du darfst es sein.“ „Ich habe Dich innig lieb. — — Wenn ich Dir auch könnte lange Vorstellungen erwidern über Deine Vorstellung und eine Menge begeisterter Vernunft gegen Deine irrigen Ansichten setzen, es wäre eine bloße Redeübung — genug, daß ich meinem Freunde verspreche, daß ich leben will, ja, daß ich ihm drohe ich werde leben, wenn er so zur unwahren Stunde den Tod sucht. Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in Dir

bewegenden Wehes Dich auch einmal mit Haß täuschen und mich damit zerreißen: Du liebst mich doch, denn ich bin es werth, und dieses ganze Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt.'' Weit entfernt, daß sie ihm den Schmerz um die Gestorbene aus der Seele zu reden suchte, so bittet sie ihn vielmehr, den mütterlichen Schmerz, den unstillbaren, den sie empfinde, zu ertragen, und zu gestatten, daß sie ihn an seinem Busen ausweine; so erst könne sie volles Vertrauen zu ihm haben, wenn sie ihm nichts davon zu verbergen brauche — „berühren laß es mich wenigstens, ich will Dich nicht dabei verweilen". Und ein andermal: „Wenn mein Herz wanken will, dann kann ich mich nun an das Deinige lehnen und Trost suchen: das ist das rechte Verhältniß zwischen der sterblichen Mutter und dem göttlichen Sohn."

Die Dichtung hat es nie gewagt, ein so wunderbares Spiel der Empfindungen, wie es in dieser weiblichen Brust sich entwickelte, ein solches Auf und Ab des tiefsten Grams und der sonnigsten Heiterkeit, ein solches Sichmischen und Auseinandertreten von Fluthen verschiedenartiger Liebe darzustellen. Mit jedem Versuch, es zu thun, würde sie scheitern; wir würden das Unwahrscheinliche nicht glaublich und das Glaubliche nicht anmuthig finden. Die Wirklichkeit ist reicher als die Dichtung. Die unbedingte Anerkennung des souveränen Rechts des Herzens würde unfehlbar den Bau der sittlichen Welt aus den Angeln heben. Wenn dieses Weib dem Manne, den sie liebt, die goldenen Schlingen immer dichter um den Nacken wirft, wenn sie ihm jeden Vorwurf aus der Seele redet, wenn sie Gott zum Zeugen anruft, daß in ihrer Seele kein Vorwurf haften wolle — „ich habe Dich geliebt; es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frei, dünkt mich:" so bewahren wir ohne Mühe soviel Besinnung, ihr dennoch zu sagen, daß sie schuldig ist auf Grund neuer und auf Grund alter Schuld. Wenn sie in der seltsamsten Mischung von Scherz und Ernst dem Geliebten versichert, daß sie dennoch zur Treue geboren gewesen, daß eben das Bewußtsein „innerlicher Treue" ihr gestattet habe, sich wagend viel zu erlauben ohne das ewige Gleichgewicht in ihrem Innern zu verlieren, daß sie sich „über Noth und Tod auf ihr Herz verlassen müsse, auch wenn es sie in Noth und Tod geleitet hätte:" Du irrst, werden wir ihr auch da zurufen, das Gewissen dieses Herzens ist ein trügerisches Gewissen! Aber ein Schauspiel bleibt es darum doch, das unsere Blicke zum Staunen fesselt: dieses Herz mit seiner unersättlichen Bedürftigkeit und seiner unergründlichen Zuversicht, — und in zauberischen Farben seinen Reichthum ausbreitend,

fast immer den Formen des Schönen treu bleibend, erfinderisch sogar in noch nicht dagewesenen Formen des Reizes und der Anmuth. Sie bezeichnet es als ihr innerstes Wesen, „daß ein Lächeln gränzen kann an die unsäglichste Noth". Sie liebt, den sie liebt — wie unfaßlich es unserer gewöhnlichen Seelenkunde vorkommen möge — mit der doppelten Liebe der Mutter und der Geliebten: — „Denk an meine Augen, an meine Liebe. Wenn Du nur mein Sohn wärst und sie dürften mit mütterlicher Freude auf Dir ruhen!" Sie liebt den Freund, den Geliebten in ihm und sie umfaßt zugleich mit einer Begeisterung, die doch immer weiblich bleibt, den ideenreichen Denker, die Größe seiner wissenschaftlich-poetischen Entwürfe und den Ruhm des Verkünders einer neuen Weltanschauung. Noch immer fährt sie fort, die Göttin zu sein, zu der er aufgeblickt hat, um dichtend und denkend das Höchste zu erreichen, und zugleich ist sie ihm angeschmiegt, ein in Liebe hingegebenes, ihn in Demuth verehrendes Weib — „Liebe mich, ich kniee vor Dir nieder in Gedanken und bitte Dich darum." So innig hat sie sich niemals noch mit einem fremden Ideenkreise vertraut gemacht, so hoch noch niemals mit ihres Geistes Kräften sich erhoben, als jetzt, wo sie sich ihren vollen Antheil an den Studien, den Werken, den Gedankenträumen des Naturphilosophen nimmt. Ihre Liebe ist Philosophie, ihre Philosophie ist Liebe. „Laß uns", schreibt sie ihm, „im Allgemeinen uns vergessen; Du wirst sehen, daß ich noch lernen kann, obschon es mich gar nicht interessirt, daß ich es weiß, sondern nur daß es überhaupt gewußt wird." Hier ist der Punkt, wo ihr poetischer Sinn ihrer Liebe die Flügel hebt, hier der Punkt, wo ihr Sinn für den Genius der Goethischen Dichtung ihr das Verständniß für den Idealismus der Naturphilosophie öffnet. Sie sieht in Schelling den auf's Höchste gerichteten, der Natur ihre Geheimnisse abringenden Dichter; das ist sein Unterschied von Fichte, daß „er Poesie hat und jener keine". Sie sieht in Schelling geradezu den Ergänzer, den Genossen Goethe's. An Goethe verweist sie, so lange sie abwesend ist, den Trauernden; der soll ihm „Hort und Heil" sein. „Goethe", so sagt sie mit Bezug auf jenes nie fertig gewordene große Gedicht, welches die Stanzen an Caroline einleiten sollten, „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur. Da er Dich nicht zum Erben einsetzen kann, macht er Dir eine Schenkung unter Lebenden. Er liebt Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich — was hast Du für wunderbare Eltern!" Und als Goethe nun gefährlich erkrankt war — sie fühlt, welch ein unersetzlicher Verlust damit drohe, „aber Du", fügt sie hinzu, „mußt Dich doch um

so mehr erhalten. Was sollte auf Erden werden!" So ist sie unermüdlich, dem Geliebten zu huldigen, indem sie seinem Genius huldigt, und dem stolzen, ohnehin von Ehr- und Ruhmsucht trunkenen Manne die süßesten Lobes- und Schmeichelworte in's Ohr zu flüstern.

Ach, sie war eine aufregende Besänftigerin, eine verführerische Trösterin! Jedes ihrer sanften Worte Balsam und jedes zugleich Gift. Ist das denn Trost, was sie ihm endlich — es ist Anfang 1801 — zur Beruhigung, zur Klärung des Verhältnisses schreibt? „Du mußt redlich versuchen, ob Du mich entbehren kannst, aber traue Dir langsam darüber. Wir gehören einander an, wir sollten innig Eins sein. Habe ich Dir je mißtraut, Du meine Seele? Warum denn Du mir? Du wirst mich fragen, ob mir denn der Ausgang gleichgültig ist? Ja! muß ich antworten und wenn die süße Liebe mich auch zurückhalten will. Ich bin meines unzerstörbaren Glücks, wie meines unheilbaren Unglücks gewiß. Das ist mein Vorrecht." Und bald danach, wie als ob es eine unumstößlich letzte Entscheidung wäre: „Ich scheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden; das Mittel, das die Seele ergreift, um sich der Entweihung des Bundes zu entziehen, stellt Alles her, ihn selbst in seiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält. Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich. — — Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnerung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas Anderes sein wollten." — —

Es war doppelt nöthig, das Verhältniß so oder irgend wie anders zu begränzen; denn nach langem, nur brieflichem Verkehr stand Caroline jetzt im Begriff, nach Jena zurückzukehren, nachdem sie den Winter über mit ihrem Manne in Braunschweig zugebracht hatte. Sie sollte also jetzt neben Schelling leben, während Wilhelm nicht mit nach Jena zurückkehrte, sondern sich von Braunschweig nach Berlin begeben hatte. Auch gegen diesen hatte sie sich in eben derselben Weise über die Beziehung zu Schelling ausgesprochen. Kein verrätherisches Geheimniß sollte in diesem Punkte zwischen ihnen bestehen: — „ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch in keinem Falle eine Gränze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Dies ist das erste und einzige Gelübd' meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes." Aber hatte sie diese Gränze nicht früher bereits überschritten und konnten diese Ueberschreitungen rückgängig gemacht werden? War sie überhaupt eine Frau, die sich

durch Gelübde binden konnte? Vor Allem, auch wenn sie sich selbst die Kraft dazu zutraute — konnte sie die gleiche Entsagung im Genuß, denselben Genuß am Entsagen dem Freunde zumuthen? Der Unterschied der Jahre und der Erfahrungen mußte sich ja wohl unabweislich geltend machen. Was half es, daß sie auch dies mit aller Klarheit durchschaute, mit aller Offenheit zur Sprache brachte — wie er, der Jugendliche, ein ungetrübtes jugendliches Glück zu verlangen berechtigt sei, wie sie, durch frühe Enttäuschungen zur Resignation erzogen, sich leicht „in reicher Demuth" begnügen möge, während er sich nicht anders als „in Bitterkeit" begnügen könne? Konnte er diese Bitterkeit je ganz überwinden? Würde er — würde nicht jeder Mann an seiner Stelle früher oder später müde geworden sein, dieses süße Joch, diese Fülle der Liebe zugleich mit diesen Fesseln der Entsagung zu tragen? Von Zweien Eins. Entweder er riß sich los und suchte sich ein seinen jugendlichen Ansprüchen gemäßeres, ein zwangloseres und natürlicheres Glück, oder — jenes Gelübde wurde dennoch gebrochen und sie gewährte ihm ganz, was sie nach allem Vorangegangenen zu verweigern kaum noch das Recht besaß.

Mit einer Geistesstärke und Geschicklichkeit, der wir nicht ganz unsere Bewunderung versagen werden, theilte sie wirklich noch eine lange Zeit hindurch zwischen dem Gatten und dem Geliebten, zwischen Pflicht und Neigung, oder, genauer zu reden, zwischen Freundschaft und Liebe. Mehr als Freundschaft und Dankbarkeit, untermischt mit ein wenig Unwillen über seine Schwächen, hatte sie niemals für Schlegel empfunden. Sie hörte jetzt nicht auf, diese Gefühle für ihn zu hegen und zu bethätigen. Vielmehr sie überredete sich dazu um so eifriger, sie zwang sich zu dieser Bethätigung um so lebhafter, je schwerer es ihr von Wilhelm's Seite gemacht wurde. Eine lange Reihe von Briefen, die sie zunächst noch von Braunschweig, dann von einem Besuchsaufenthalt bei ihrem Bruder in Harburg, endlich von Jena aus an den in Berlin Weilenden richtete, läßt uns hinreichend erkennen, wie sorgfältig sie sich hütete, dem Gemahl Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Vollständig freilich würden wir nur urtheilen können, wenn uns mehr von den Briefen Schlegel's erhalten wäre. Nach dem, was uns vorliegt, ist sie die unermüdlich Liebenswürdige, er der Unfreundliche, Unliebenswürdige. Mit der aufrichtigsten Theilnahme begleitet sie seine dichterische Thätigkeit, an dem Erfolg seines Jon hat sie die herzlichste Freude und macht diesem Erfolge selbst ihre Feder dienstbar, das Gelingen seiner Berliner Vorlesungen erfüllt sie mit Stolz und sie bedauert nur,

daß „die blauäugige Caroline nicht einmal die blauäugige Athene werden könne, um unsichtbar neben ihm zu stehen und ihm göttliche Rede in den Mund zu legen". Wie dringt sie immer von Neuem — fast als ob sie auch für sich Gefahr von seiner verlängerten Abwesenheit fürchte — mit Bitten in ihn, daß er endlich doch sein Versprechen halten und zurückkommen möge. Wie ist sie sichtbar bemüht, durch Schmeichelrede seiner Verstimmtheit zuvorzukommen und, wenn er dennoch auch gutgemeinten Rath, auch freundliches Lob übellaunig aufgenommen, ihn zu besänftigen oder ihm mit milder Klugheit, mit anmuthiger Schalkhaftigkeit seine Unfreundlichkeit vorzuhalten — „Du nimmst mir erstaunlich viel von meiner Artigkeit und Anmuth, wenn Du mich furchtsam machst; es ist Dein eigener Schaden." Auch an Erinnerungen an die bessere Zeit ihres Verhältnisses, an einzelnen Tönen, die rein aus dem Gemüthe kommen, an zärtlichen Bitten, auch er möge ihr aus dem Gemüthe schreiben, fehlt es keineswegs. Sie kennt seine Eitelkeit, aber sie weiß auch — dies Zeugniß giebt sie ihm in einem Briefe an Schelling — daß er ein zuverlässiger Freund, ohne Falsch und „der redlichste von Euch Allen" ist. So thut sie halb aus Achtung, halb aus Klugheit, halb aus Freundschaft und halb aus Mitleid, immer doch mit natürlicher Anmuth und Holdseligkeit, Alles, was in ihren Kräften steht, um es ihrerseits nicht zum Bruch kommen zu lassen. Ihre Neckereien sogar über die zarten Verhältnisse, die Wilhelm in Berlin mit der Unzelmann, dem zierlichen „Feenkinde", mit der Schütz und mit Frau Bernhardi pflegte, waren eher dazu angethan, den Freund bei guter Laune zu erhalten als ihn zu reizen. Er war, das wußte er aus ihrem eigenen Munde, nur der Gemahl, der „gute, liebe Schlegel", der „redliche", der „allerliebste Freund" — nicht der von ganzer Seele Geliebte: aber trotz alle dem, wer kannte ihn so gut, wer wußte ihn mit seinen Schwächen und seinen guten Eigenschaften so richtig zu nehmen, wer meinte es am Ende so treu mit ihm als sie, die niemals unliebenswürdige Ungetreue? Wer würde, wenn sie es nicht mehr that, so mit ihm reden, wie es in dem Brief geschah, der über sein herrisches Wesen ihm so treffend, so wohlmeinend die Wahrheit sagt: „Glaube nur, allerliebster Freund, Du kannst einem recht schlecht begegnen, und hast mich auch hart angefahren lange ehe ich eine leidenschaftliche Ursache dazu in Dir gereizt hatte. Man hat gar kein Mittel, man muß es Dir rein als ein Postulat zugeben und übergehn, oder rebellisch werden. Solches erkläre ich im Namen aller der Deinigen, die es jemals gewesen sind, sind und sein werden, denn nichts wäre mir lieber, als wenn sie sich

alle in Werthhaltung und Zuneigung um Dich versammelten, und Du kannst mich wohl anhören, denn ich bin nicht mehr von dieser Welt, nicht etwa Deine Frau, von der Du Dir nicht dreinreden lassen willst."

Ach, wo waren sie hin, die Zeiten, in denen die abweisendsten und muthwilligsten Worte von ihr den jungen Dichter nur doppelt gereizt hatten, um ihre Gunst, und wäre es auf Kosten seiner Ehre, zu werben? Dieser Zauber hatte aufgehört zu wirken; zu spät jetzt trug er sich mit dem Gefühl seiner begangenen Thorheit. Er hatte im Voraus eingewilligt, über sich ergehen zu lassen, was er doch nun, als es gekommen war, nicht trug — ohne doch den Muth zu haben, ein Ende zu machen! Wer ihm zuerst die Augen geöffnet, jedenfalls zuerst seine Empfindlichkeit gereizt hatte, war sein Bruder Friedrich gewesen. Denn frühzeitig hatten diese Beiden, Friedrich und Caroline, in manchem Stück einander so ähnlich und darum so anziehend für einander, sich gerieben und verletzt. Schon bald nach dem Anfang der Bekanntschaft, noch während seiner Dresdner Zeit, beklagt sich Friedrich einmal über Caroline, daß sie sich „zuweilen an ihm eine Güte thue". Sein vornehmes Aburtheilen über Schelling begegnete sich sodann mit ihrer erwachenden Neigung für diesen. Schonungslose Wahrheiten, die sie ihm dann über seine Fragmente und seinen Athenäumseifer nach Berlin schrieb, machten ihn gelegentlich ganz toll und wild, und als sie vollends seine vertrauten Mittheilungen über sein beginnendes Verhältniß zu Dorothea Veit etwas leicht und spöttisch hingenommen hatte, so machte er wiederholt seinem Verdrusse Luft und sprach ein wahres Wort, wie sie, aus alter Gewohnheit, gar kein Arg mehr habe, „Männer zu mißhandeln, die sie ehren und lieben". Solche Mißstimmungen tauchen auf und tauchen wieder unter. Ueber allen gelegentlichen Streit scheint Gras gewachsen zu sein, als nun Friedrich von Berlin nach Jena kam und der Schwägerin seine Freundin in's Haus brachte. Auch die Freundin wird auf's Herzlichste aufgenommen. Ihre Personalschilderung in einem Brief Carolinens an Auguste ist nur mäßig boshaft; eine Rivalin hat sie in ihr nicht zu fürchten; sie heißt eine „treffliche Frau" — was sie ganz unzweifelhaft war —, die sie täglich mehr lieb gewinne, und wenn mit Fritz und Schelling Dante studirt wird, so sitzt auch Dorothea dabei und nimmt und giebt ihren Antheil an allem Witz und aller Poesie der aufgeweckten Gesellschaft. An Friedrich hinwiederum wird Caroline gegen Huber zur wärmsten Vertheidigerin: „Friedrich ist ein tiefsinniger, oft tiefgrübelnder, innerlich großer Mensch, der

äußerlich ein Thor, einhergeht. Selbst die künstliche Absichtlichkeit seiner Compositionen behandelt er mit kindlicher Zuversicht und Unbewußtheit. Er ist in Allem aufrichtig, bis in den tiefsten Grund der Seele hinein.“ Ja, noch später, zur Zeit der bittersten Feindschaft, rühmt sie wenigstens sein Kunsturtheil, auf welches nichts von außen Hinzukommende Einfluß habe; er sei der Selbständigste von Allen darin und ohne Caprice. Woher denn nun auf einmal bittere Feindschaft? Woher sonst als von eben jener gerühmten Aufrichtigkeit und von eben diesem selbständigen Urtheil, welches Friedrich doch nicht blos Kunstwerken gegenüber hatte. Keiner hatte so gründliche Studien über Carolinens Charakter gemacht, wie Friedrich. Er kannte sie durch und durch. Er wußte nur allzu viel von ihrer Vergangenheit. Er war eingeweiht in die ganze ebenso romanhafte wie mitleidswürdige Geschichte von der Liebe seines Bruders zu ihr. Er liebte diesen Bruder so wahrhaft und zärtlich als er irgend wen zu lieben im Stande war. Sollte ihm die Ehre und das Lebensglück dieses Bruders gleichgültig sein? Kurz vor der gemeinschaftlichen Reise Schelling's und Carolinens nach Bamberg — damals als die schon länger gehegte Leidenschaft sich deutlich verrieth und noch nicht durch Augustens Tod in eine höhere Phase getreten war — damals war er Carolinens Ankläger geworden. Ihm wollte es nicht in den Sinn, daß trotzdem Wilhelm fortfuhr „sie als seine Frau zu agnosciren“, und er konnte nicht anders als mit Schmerz und Traurigkeit an das Verhältniß denken. „Ja, ich glaube, den ruhigen Beobachter schon“ — so schreibt er dem Bruder am 18. Mai 1800 — „muß die Vorstellung Deines Schicksals mit der tiefsten Rührung erschüttern: wie sollte es mich ohne Thränen lassen, da wir in so Vielem ähnlich und durch so Manches verbunden sind, was heilig und mehr werth ist.“ Es ist nicht zu viel gesagt: mit welcher feinen Sophistik des Gefühls Caroline das Doppelspiel ihres Herzens zu beschönigen, ja zu versittlichen bemüht war — der Rest reinen, unverfälschten Gewissens, der ihr trotzdem geblieben sein wird, trat ihr gleichsam persönlich in Friedrich gegenüber. Und darum gerade warf sie auf ihn einen Haß, der ebenso tief ging wie ihre Liebe zu Schelling, einen Haß, der nur durch den noch überboten wurde, mit dem sie fortan Friedrich's treue Freundin, Dorothea haßte. Wo immer sie liebte, da nahm ihr Geist irgend wie die Gestalten und Farben der Anmuth und Schönheit an: wo sie haßte, da verschob sich die Harmonie ihres Wesens, da kamen die häßlichen, die einzigen ganz häßlichen Züge, deren ihre Physiognomie fähig war, zum Vorschein. Mit einer nachhaltigen und un-

versöhnlichen Leidenschaft, mit Rachsucht und Schadenfreude blickte sie auf die Beiden. Es war leider nicht schwer, Friedrich's Anklägerin zu werden. Der krause Kopf des Mannes, der immer neue capriciöse Einfälle und Unternehmungen hervortrieb, die ungeregelte Lebensweise, die genußsüchtige Unwirthschaftlichkeit desselben bot dem Tadel nur allzuviel Angriffspunkte, und daß vollends zwei Frauen einander das Uebelste nachsagen, dazu gehört noch weniger; es genügte, daß Dorothea sich einiger Indiscretion schuldig gemacht und daß sie sich als schlechte Wirthin gezeigt hatte, um die Beute von Carolinens einmal gereizter Schmähsucht zu werden. Wie Caroline entschlossen war, das Verhältniß zu ihrem Manne aufrecht zu erhalten, so mußte sie wohl, wie sie ohne Unterlaß thut, den Einfluß Friedrich's auf seinen Bruder zu paralysiren, diesen gegen jenen einzunehmen suchen. Ihre Briefe sind voll von Gehässigkeiten, von ausdrücklichen und von beiläufigen Ausfällen, von feinen und groben Nadelstichen gegen das verhaßte Paar. Als Friedrich die Thorheit begangen hatte, Vorlesungen über den transscendentalen Idealismus an der Jenaer Universität zu halten und dabei alsbald gegen Schelling den Kürzeren zog, da jubelt sie über die Niederlage — „das ist die wahre Rache", schrieb sie, „und ich triumphire ohne alle Schonung." Als Friedrich im Frühjahr 1802 nach Paris ging und nun Dorothea zu seiner Frau machte, da spottet sie über die republikanische Vermählung: „das Ersäufen in der Loire hieß unter Robespierre noces republicaines, und der Hälfte dieses Paares möchte ich gern solche Hochzeit gönnen!" — es hält uns schwer, zu verstehen, wie solchergestalt der Haß selbst über den gebildeten Geschmack der geistreichen Frau Herr werden konnte.

Wie dem sei: Friedrich sollte um eben diese Zeit die Genugthuung haben, seinen Bruder von der Pein dieses Bündnisses, welches jeden inneren Halt verloren hatte, befreit zu sehen. Nachdem Schlegel nur auf kurze Zeit im Herbst 1801 noch einmal nach Jena gekommen war, sahen sich die beiden Gatten erst im Frühjahr 1802 in Berlin wieder. Caroline setzte die Reise dorthin durch, auch als Schlegel seine anfängliche Einladung halb und halb zurückgenommen hatte. Mehr als dieses Wiedersehen bedurfte es nicht, um den letzten Schein, als ob man sich noch verstehe und angehöre, zu vernichten. Carolinens Anwesenheit war ihrem Manne in jeder Hinsicht unbequem. Er hatte sich sein Leben, seine Zukunftspläne ohne sie zurechtgelegt. Man sprach sich, auf den unliebsamen Anlaß von Geldfragen und ökonomischen Verhältnissen, darüber aus, daß die Lebens-

wege des Einen im Gegensatz zu denen des Anderen ständen, — Caroline zuerst hatte den Muth und übte die Gerechtigkeit, aller Verstimmung durch den Entschluß der Scheidung ein Ende zu machen. Es gab noch einige Formalitäten zu erfüllen — am 17. Mai 1803 wurde die Scheidung öffentlich ausgesprochen; wenige Tage darauf reiste Caroline mit Schelling in dessen Heimath und wurde hier, in Murhardt, durch Schelling's Vater, am 26. Juni mit ihm getraut.

Unsere Erzählung neigt sich ihrem Ende zu, und es ist ein erfreuliches versöhnendes Ende. In Streit und Zank, in widerwärtiger Verstimmung war man in Berlin auseinander gekommen. Noch einmal dann meldeten sich die Geister früherer Tage; der Trauerfall von Boklet wurde von Schelling's Gegnern zu einer nichtswürdigen, verläumderischen Beschuldigung gegen diesen ausgebeutet. Durch seine ärztliche Behandlung sollte er den Tod des jungen Mädchens herbeigeführt haben. Schlegel übernahm öffentlich die Abwehr der schändlichen Anklage und mußte sich doch dabei von Caroline sagen lassen, wie eben in jenen Trauertagen sein unzartes Verhalten sie verletzt und ihr Herz gegen ihn gekehrt habe. Die unerfreulichen Rückblicke waren endlich abgethan: man trennte sich mit der Versicherung, daß ein Verhältniß herzlicher Achtung und Freundschaft fortbestehen solle und daß auch die beiden Männer freundschaftlich verbunden bleiben würden. Wir hören Carolinens Beichte: — ihren Bericht über die Trennung an die Tochter ihrer alten Freundin Luise Gotter. Niemand erwartet, daß sie sich selber anklagen werde. Sie hat jetzt gethan, was „für sie das Rechte und Wahre ist" und danach, natürlich, frägt sie nicht, „wie das nach außenhin aussehen mag, was an sich gut ist". Aber den Irrthum jener Verbindung mit Schlegel gesteht sie doch ein, und ein schönes Wort fügt sie noch hinzu, das von ihren Lippen immerhin als ein Geständniß begangener Schuld gelten darf. „Indem mir", sagt sie der jungen Freundin, „das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß, wer mir zusieht, nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muß und sich selbst das Gelübd' ablegen, nichts zu thun um es zu verscherzen."

Waren ihr nun diese Versuchungen nicht erspart gewesen, so fand sie doch jetzt in der Verbindung mit Schelling ein Glück und eine innere Befriedigung, welche den Stand der Unschuld ersetzen, viel-

leicht mehr als ersetzen konnten. Den Schmerz, den sie durchgemacht und der sich in dem Verlust des liebsten Kindes gipfelte, nahm sie hinüber in diesen neuen und letzten Lebensabschnitt: den Irrthum und die Schuld ihrer Vergangenheit ließ sie dahinten. Die Heiterkeit des Leichtsinns, die selbst ihren trübsten Tagen nie ganz gefehlt hatte, machte fortan einer gleichmäßigeren Stimmung der Zufriedenheit Platz, die sich mit der tiefsten Wehmuth und mit der Sehnsucht nach dem Verlorenen einte. In der That, ein wunderbares Schauspiel, wie dieses „Dasein voll Widerspruch" sich in der Hingebung an einen Mann löste, den sie bis zur Vergötterung liebte. Ein tiefes Bedürfniß, treu und gut zu sein, zu lieben und zu verehren, lag im Grunde ihres Wesens: sie war so glücklich, endlich den Punkt gefunden zu haben, wo es ihr keinen Kampf und kein Opfer kostete, dieses Bedürfniß zu befriedigen. Alle die Männer, an denen ihre Liebesfähigkeit bisher sich versucht hatte, waren entweder unter ihr gewesen oder sie hatten sich nicht ernstlich mit ihr wagen mögen. Der Mann, welchem sie jetzt gehörte, befriedigte ihr Herz und ihren Kopf. Seine kräftige Eigensucht machte ihn zu ihrem Herrn und sein im Idealen lebender Geist hob den ihrigen empor. Sie herrschte durch ihn, sie glänzte durch ihn, sie sah durch ihn in eine Welt, die ihrer eignen poetischen ähnlich war und doch noch über dieselbe hinaus zu weisen schien. Daher die wunderbare Verwandlung, die zugleich eine Läuterung war. Wenn gewöhnliche Frauen nach der ersten Schwärmerei der Jugend ihr Herz zur Ruhe weisen und vielleicht nur in der Mutterliebe den verlorenen Glauben an echte Liebe wiederfinden, so lernt diese Frau erst, nachdem die Blüthe ihrer Jahre vorüber ist, mit vollem Ernst und voller Kraft lieben, überträgt sie auf den Geliebten, die nun Kinderlose, auch die Fülle der Mutterliebe. Frevelhaft fast hatte sie im Uebermaaß ihres Freiheitsverlangens mit Freundschaft und Liebe gespielt: nun erst ist sie wie ein hingebendes Mädchen und wie eine dem Bräutigam sich willenlos anschmiegende Braut. Dem jugendlichen Mann bringt sie ein noch jüngeres Herz und doch den gereiftesten Geist entgegen, um ihn, den Verwöhnten und Vielverlangenden, nichts entbehren zu lassen. „Mein Herz", nennt sie ihn, „meine Seele, mein Geist, ja auch mein Wille." „O Du süßes, liebes Herz", so liebkost sie dem Abwesenden, „wann werde ich doch die Andacht zum Herzen meines Herrn wieder halten!" Er ist, „ihr angebeteter Gemahl" und sie wird nicht müde, es denen, die an ihr Theil nehmen, zu verkünden. „Sie wissen", schreibt sie das eine Mal, „wer mir nicht blos ein zärtlicher Gefährte ist." In noch

höherem Vertrauen aber drückt sie ein ander Mal — wenige Monate nach der Schlacht von Jena — ihre gehobene Stimmung und ihr Liebesglück gegen Gotters aus. „Wie viel lieber", sagt sie, nachdem sie über den zerrissenen Zustand der Welt geklagt hat, „wollte ich in einem Dorf auf der Schlachtlinie von Jena gewohnt haben und in Staub mit getreten sein als mir die Seele anstecken lassen durch diese abscheuliche Verwirrung aller moralischen Dinge. Ich bin aber auch sehr glücklich, daß ich die Aegide neben mir habe, denn, geht von einer Seite die ganze Convenienz-Welt mit allen ihren alten Formen unter, so geht mir an einem schönern Horizont eine unwandelbarere Welt auf. Der, in dem ich sie finde, ist ein unerschöpflicher Brunnenquell alles Herrlichen und Tröstlichen."

Ihrem inneren Glück entsprach die glückliche Gestaltung ihrer äußeren Verhältnisse. Ihre zarte Constitution, bisher beständigen Krankheitszufällen unterworfen, hatte sich gekräftigt, sie genoß ihr neues Leben in verhältnißmäßiger Gesundheit. Ihre Sehnsucht nach dem Süden zwar hat sie in's Grab mitgenommen; die fest projectirte Reise nach Italien wurde durch Schelling's Anstellung in Würzburg vereitelt. Von Würzburg folgte sie Schelling nach München, wohin dieser als Mitglied der Akademie berufen wurde, um demnächst auch zum Generalsekretär der Akademie der Künste ernannt zu werden. In Würzburg ist sie noch umgeben von alten Jenaer Bekannten, und alter und neuer Haß regt sich da noch gegen sie, um sie und in ihr. In München dagegen fühlt sie sich frei auf einem neuen und reichen Boden, und als auch dorthin von ehemaligen Freunden und Genossen bald der, bald jener sich einstellt, so ist es ihr eine wohlthuende Idee, daß sich hier ein neuer Sammelplatz bilde wie ehemals Jena war, daß sich vorübergehend hier wiederfinde, was in die Ferne verschwunden schien. Wir haben Carolinens Geschichte einen Roman genannt, der wirklich gelebt worden. Auch darin ist es ein Roman, daß fast alle die Personen, an denen wir im Verlauf der Erzählung Antheil zu nehmen gezwungen waren, nochmals in den Gesichtskreis der Heldin treten und in neuen bedeutsamen Beziehungen die Wendung ihres Schicksals oder doch die Entwicklung ihres Innern zu erläutern dienen. Von Tatter zwar ist mit keiner Silbe mehr die Rede und von Meyer nur wie von einem verschollenen Freunde. Mit Huber und Therese dagegen hat sie auf einer Reise durch Stuttgart eine Begegnung: die Manen Forster's, ihre ganze Mainzer Vergangenheit tritt noch einmal vor sie hin, und noch einmal giebt ihr Huber's Tod und Theresens darauf bezügliche biographische Publication Anlaß, ihr

altes Urtheil über die Jugendfreundin, gemischt mit den härtesten Vorwürfen, zu wiederholen. In München endlich gehen die Tieck und Brentano und Ritter — auch Wilhelm Schlegel mit Frau von Stael an ihr vorüber. Eine Reihe der merkwürdigsten und bezeichnendsten Urtheile über alle diese Menschen bekommen wir dabei zu lesen. Nicht ohne Bosheit, aber doch zuletzt mit der treffendsten Wahrheit spricht sie von der „unnatürlichen Natur" der Brentanos, charakterisirt sie Freund Tieck als einen „anmuthigen und würdigen Lump". Sie hat eben aufgehört, mit ihnen auf der gleichen Linie zu stehen. Sie ist, Dank ihrer Stellung und ihrer Verbindung mit Schelling, gesetzter, gesammelter, und, müssen wir hinzufügen, vornehmer geworden. Vom sicheren Port aus, halb wie eine Gerettete, halb wie eine Emporgehobene, blickt sie auf die einstige Genossenschaft herunter. Sie fühlt sich berufen, von der Immoralität und Irreligiosität, von der verlorenen Unschuld und der Sünde dieser Menschen zu sprechen, die sich äußerlich jetzt so gläubig gebehrdeten, oder gar, wie Friedrich Schlegel, im Schooße der alleinseligmachenden Kirche Frieden suchten. Sie hat vollkommen Recht mit diesen Aeußerungen, und gewiß auch darin, wenn sie den alten Freund Wilhelm ehrenvoll vor jenen Anderen auszeichnet. Ein wenig Ueberhebung freilich klingt aus dem Allen noch immer heraus, aber diese Ueberhebung ist doch nicht mehr die frühere eines trotzigen, sich auf sich selbst verlassenden Herzens. Sie hat ihren Halt jetzt, wie es dem Weibe ziemt, in einem Stärkeren gefunden und an diesem mißt sie die Andern. „Wie fest, wie gegründet in sich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig ist dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche."

So viel war ihr Schelling. Was sie diesem war, hat er selbst ausgesprochen. In Briefen an Luise Gotter und an Philipp Michaelis erzählt er von ihrem Tode. Auf einer Reise nach dem Württembergischen, zu Schelling's Eltern, wurde sie in Maulbronn am 7. September 1809 von derselben Krankheit dahingerafft, der einst die geliebte Tochter erlegen war. „Wenn ich einmal meine Augen schließe", hat sie vor Jahren geschrieben, „wird es in Frieden und Ruhe der innersten Seele sein." So ist sie, nach Schelling's Bericht, wirklich hinübergeschlafen. „Sie war", so schreibt der Tiefgebeugte, „ein eigenes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. — Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem

schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O, etwas der Art kommt nie wieder!"

Die natürliche Parteilichkeit des Mannes, dem sie sich ganz ergeben, der noch zuletzt ihr Wesen „ganz in Süßigkeit aufgelöst" empfunden hatte, kann nicht die unsrige sein. Das Ganze ihres Lebens überblickend, haben wir vielfach härter über sie urtheilen, ja, sie verurtheilen müssen. Eine schöne Erzählung der evangelischen Geschichte ist uns nichtsdestoweniger niemals aus dem Sinne gekommen — wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein gegen sie auf! Ja, wir widersprechen nicht, wenn der eine oder andre unsrer Leser finden sollte, daß wir zu sehr dem am Maste gefesselten Odysseus geglichen, daß es auch uns die klugen und sanften Augen, der lächelnde Mund, der Liebreiz der Züge angethan habe, die uns aus dem schönen, unserem Buche beigegebenen Bilde ansprechen. Am meisten doch wird unser Urtheil durch die Betrachtung zur Milde gestimmt, daß ihre Irrthümer und Verschuldungen in hohem Grade durch die sittliche Gesammtstimmung der Zeit bedingt waren, deren sinnlich-geistige Erregung so tief in ihrem Inneren nachklang. Unsere Zeit ist gänzlich außer Stande, eine so reiche und interessante Weiblichkeit zu erzeugen, wie die, welche wir in Caroline kennen gelernt haben. Preisen wir uns glücklich, daß sie auch sittliche Entwickelungen wie diese unmöglich macht. Schon in den Tagen des großen Befreiungskrieges gab es für edle Frauen andere Pflichten und Interessen als die, welche aus dem Antheil an der poetischen und philosophischen Bildung der Männer erwuchsen. Die Tage, in denen uns zu leben vergönnt ist, tragen einen noch nüchterneren Ernst an der Stirne. Wenn unsere Zeit köstlich ist, so ist sie es in Mühe und Arbeit, kraft der Zucht, welche unsere liebsten Ideale in harter Wirklichkeit sich haben fügen müssen. Den schönsten Antheil an dem Glück und an den Aufgaben der Gegenwart werden heute diejenigen Frauen sich nehmen, die in ruhigem und edlem Gleichmaß, in Treue und einfacher Beharrlichkeit, in Häuslichkeit und Frömmigkeit die Hüterinnen deutscher Zucht und Sitte sein werden.

---

# Die Hartmann'sche Philosophie des Unbewußten.

Eduard von Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Vierte unveränderte Auflage, Berlin 1872. — Derselbe: Gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten. Berlin 1872. — Das Ding an sich und seine Beschaffenheit. Kantische Studien zur Erkenntnißtheorie und Metaphysik. Berlin 1871 u. s. w.

## Erster Artikel.

### I.

Wenn jemals ein systematisches philosophisches Werk ein Anrecht darauf hatte, vor einem größeren, nicht blos oder auch nur überwiegend aus Fachgenossen bestehenden Leserkreise besprochen zu werden, so gewiß die Hartmann'sche „Philosophie des Unbewußten". Denn in vier Jahren vier Mal aufgelegt, in Tausenden von Exemplaren verbreitet, muß dasselbe ja wohl einen Inhalt bergen, der dem Verständniß aller Gebildeten zugänglich, ihrer lebhaftesten Theilnahme werth ist. Zwar, es könnte wohl sein, daß ein Theil der Leser Hartmann's sich nur durch die unterhaltenden naturwissenschaftlichen Einzelheiten in der vorderen Hälfte des Buchs, ein anderer durch die pessimistischen Ausführungen der späteren Partien hätte anziehen lassen — unbekümmert um den Zusammenhang des Ganzen. Allein gleichviel! Eben dieser Zusammenhang wird zuletzt doch den Werth dieser allerneusten Weltanschauung bestimmen, und wir nehmen uns daher die Freiheit, auch die blos Neugierigen und die bisher nur am Paradoxen sich ergötzten, zu einer Vertiefung ihres Interesses aufzufordern. Sie haben nun doch einmal an einem philosophischen Werke genascht: im Sinne ihres Autors selbst werden sie es nicht verweigern können, sich mit uns zu einem ernsteren Gang durch das Ganze anzuschicken. —

Die Ueberzeugung, daß das Reich des Geistigen nicht einfach zusammenfalle mit dem Reich des bewußten Gedankens, ist genau genommen der Glaube jeder nicht rein materialistischen Weltanschauung. Entschiedener jedoch mußte sich die Neigung, das unbewußt Geistige mit bevorzugendem Nachdruck vor dem bewußten Geistesleben hervorzuheben, in einer Periode regen, welche der Dürre eines

einseitigen und hochmüthigen Rationalismus zu entfliehen strebte. Damals, als nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Rechte des Gefühls gegen die des Verstandes, der natürlichen Begabung gegen die der erworbenen Fertigkeit, ursprünglicher Geistesmacht gegen die der Satzung und der Regel wieder eingefordert wurden — damals, in der Zeit der Genialitäten, tauchte unter dem Einfluß der sensualistischen Ansichten der Engländer und Franzosen der Gedanke des „Unbewußten" bald bestimmter, bald unbestimmter auf. Während die Lessing und Kant den Verstand selbst durch Verstand vertieften, während Kant insbesondere mit strenger Gewissenhaftigkeit die Grenzen zwischen Sensualismus und Rationalismus absteckte, fühlten sich die minder kritisch angelegten Geister von der Idee des Ineinanderspielens des sinnlichen und des geistigen Lebens angelockt. Ebenso sehr Dichter wie Denker, mehr Liebhaber als Philosophen, abwechselnd angezogen und abgestoßen von der streng kritischen oder streng systematischen Wissenschaft, formulirten sie in bald mehr psychologischer bald mehr kosmologischer Fassung das große Geheimniß des Daseins, das sie in dem schöpferischen Drange ihrer eignen Brust sich zugleich nahe und innig vertraut, zugleich fern von sich und unlösbar fühlten.

„Ach", so heißt es in einem Briefe J a c o b i's an die Fürstin von Gallizin, „das ist das Aergste, daß wir Alle und immer, so gar Alles nur zu Lehen tragen: jede Empfindung und jede Farbe der Empfindung, Vorstellung und Besinnung; daß wir immer nur denken können was wir thun, und ein umgekehrtes Verhältniß desto unmöglicher finden müssen, je länger und je tiefer wir's erwägen. — —Unser Bewußtsein entwickelt sich aus Etwas, das noch kein Bewußtsein hatte, unser Denken aus Etwas, das noch nicht dachte, unsere Ueberlegung aus Etwas, das noch nicht überlegte; unser Wille aus Etwas, das noch nicht wollte; unsre vernünftige Seele aus Etwas, das noch keine vernünftige Seele war. Ein mechanischer Hebel — der darum nicht ganz sinnlos zu sein braucht — scheinet überall das Erste."

Für Jacobi ist der Gedanke an dieses Etwas — in dem er das Fatum der Alten wiedererkennt — ein beklemmender, ängstigender Gedanke. G o e t h e, dem naturbefreundeten Dichter, erscheint dieselbe unbekannte Macht unter dem Namen der Natur als ein zwar unfaßbar seltsames Wesen, aber dessen Krone die Liebe sei. Sie ist Alles. Alles ist immer da in ihr. Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. „Sie spielt ein Schauspiel: ob

sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen." „Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen umfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann." „Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt m i t ihr, auch wenn man g e g e n sie wirken will." „Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht." Man sieht in diesen Aphorismen die Lehre des système de la nature sich brechen in den Strahlen des deutschen Idealismus, während der luftige, ätherische Hintergrund, auf dem das bunte Reflexbild erscheint, jenes logische Urwesen ist, welches der andächtig-beschauliche Geist des Spinoza sich ersann.

Derselbe poetisirte, mit anthropomorphischen Vorstellungen spielende Naturalismus, wie bei Goethe, bei H e r d e r. Auch nach ihm „denkt die Natur dem Menschen vor"; auch der Verfasser der Ideen zur Geschichte der Menschheit verweilt mit staunendem Sinnen bei jenen vorvernünftigen Reizen und Trieben, die sich erst im Menschen freier und bewußter erschließen; er spricht von dem irrthumfreien Unbewußten, das „eine Art Allwissenheit und Allmacht in sich schließt", von dem „Einen organischen Principium der Natur", von der „überall verbreiteten, das Leben haltenden oder erstattenden organischen Allmacht", aus welcher er ebenso das Wachsen der Krystalle wie die Instinkte der Thiere, wie endlich Leben, Streben und Schicksal der Menschen ableiten möchte. —

Die Motive nun, aus denen gegenwärtig der Versuch einer Philosophie des Unbewußten hervorgegangen ist, sind auf den ersten Anschein ganz ähnliche wie die damaligen. Im Vordergrunde steht diesmal das Ringen des Idealismus mit dem von Neuem erstarkten, in wissenschaftlichen Erfolgen sich brüstenden Empirismus; und auch jetzt verbindet sich damit der Gegensatz gegen einseitigen Verstandeshochmuth, gegen die Ueberschätzung des Bewußten, Gemachten, Reflectirten. Und dennoch — auf wie anderem Boden stehen wir hier als dort! Aus der befruchtenden Berührung der geistvollen Gesichtspunkte und Anschauungen Jacobi's, Goethe's und Herder's mit der von Fichte zugespitzten Kant'schen Philosophie erwuchsen die durch und durch idealistischen Systeme Schelling's und Hegel's. Die „Philosophie des Unbewußten" hat diese Systeme nicht vor sich, sondern hinter sich! Ueberall zwar ragen ihre Schatten in das neue vor unseren Augen sich aufrollende Weltbild hinein, aber sie erweisen sich ohnmächtig, vor dem niederziehenden Geist des Materialismus zu

schützen. Wir erleben, wenn wir es voraussagen dürfen, das Schauspiel, daß, trotz des lebhaftesten Widerstrebens der idealistischen Elemente, dieselben immer vollständiger erstickt werden, um endlich leblos und kraftlos in der Umarmung des entgegengesetzten Princips zusammenzusinken und nichts als einen logischen Schemen — eine Erinnerung nur an den geschiednen Geist hinter sich zurückzulassen. Es ist nicht einmal die Euthanasie, nicht ein tragischer, sondern einfach ein kläglicher Tod aller geistigen Macht und Herrlichkeit. Das ist das Eine. Das Andre aber und was sich nicht erst am Ende, sondern gleich anfangs darstellt, ist das Bewußte und Absichtliche dieser für das Unbewußte streitenden Philosophie. Nicht von selbst und ungesucht drängt sich hier der Gedanke einer unbewußten Intelligenz als ein rettender Punkt auf zwischen der einen Strömung, die an die Klippe der Vergötterung des todten Stoffs, und der anderen, die an den Strand der seichten Verstandesaufklärung treibt. Ein Standpunkt vielmehr wird hier probirt, dessen Berechtigung und Zeitgemäßheit uns wiederholt durch umständliche historisch-kritische Nachweisungen vordemonstrirt wird. Es ist des Verfassers geflissentlich in's Auge gefaßtes Ziel, zu einer Verständigung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft beizutragen, eine Weltanschauung zu begründen, die den Materialismus unschädlich mache, indem sie ihn in bestimmten Grenzen anerkenne und contractlich in Dienst und Pflicht nehme. Ausgesprochenermaaßen, desgleichen, hat unsern Systematiker die Absicht geleitet, der ausschließlichen Schätzung der bewußten Vernunft ein Gegengewicht zu geben, „damit der schon halb versiegte Quell alles Wahren und Schönen nicht vollends eintrockne und die Menschheit in ein vorzeitiges Greisenalter eintrete."

Eine Philosophie des Unbewußten, in der That, konnte nur auf dem Boden solcher Absichtlichkeit entspringen. Der Name schon verräth die ganz andere Stellung, welche hier zu jenem Grundgedanken eingenommen wird, verräth — wir müssen es gleich auf der Schwelle aussprechen — den inneren Widerspruch des Unternehmens. Nicht von den genannten Aposteln der genialen Unmittelbarkeit, sondern von der strenger geschulten Philosophie erhielt der Verfasser den Anstoß zu diesem seinem Unternehmen. Ein Kant'sches Wort bezeichnet gleich am Eingang seiner Schrift das Thema derselben, und an einer anderen Stelle bekennt er, daß die Lectüre des Leibnitz es gewesen, was ihn zuerst zu den hier niedergelegten Untersuchungen angeregt habe. Es war im Grunde nur die Thatsache einer geistigen, dem bewußten Denken überlegenen, ihm ebendeshalb

unzugänglichen Macht, was in den angeführten Aeußerungen Goethe's und seiner Zeitgenossen zum Ausdruck gelangte. Nur ein Grenzbegriff, den sie höchstens glaubend, ahnend, dichtend zu streifen wagten, war ihnen das Unbewußte, nur eine im Hintergrunde bleibende Voraussetzung, die ihrer Auffassung von Natur und Menschengeschichte, ihren Anschauungen der sinnlichen und übersinnlichen Welt Richtung und Farbe gab. Goethe zumal schöpfte aus jener Vorstellung nur einen Rechtstitel für seine eigene intuitive, Begriff und Anschauung verbindende Methode der Naturbetrachtung, und war auch so noch bedacht, mit Kant, dem großen kritischen Gesetzgeber, in Uebereinstimmung zu bleiben. Anders und um Vieles kühner ist die Absicht unsres Philosophen. Jenes Unbewußte ist geradezu selbst „das Feld seiner Untersuchungen". Nachdem das Gebiet des Bewußtseins seit lange nach allen Richtungen durchforscht sei, will er nach dem dort vergebens gesuchten Schatze in größerer Tiefe muthen. Er will zuerst alle diejenigen Erscheinungen zusammenstellen, durch welche die Existenz unbewußter Vorstellungen und unbewußten Willens nahezu zur Gewißheit erhoben werde. Er verspricht weiter im Voraus, daß sich über das Wesen des Unbewußten eine Summe positiver Einsichten werde gewinnen lassen, und daß von hier aus dann auch über den Kreis physischer und psychologischer Erscheinungen hinaus ein neues Licht auf höhere, auf metaphysische Fragen fallen werde. Erst er also will die Existenz jenes Princips wirklich beweisen; erst er will es positiv bestimmen; erst er will es zum universellen, Alles erklärenden Princip machen.

Gegen ein so hochfliegendes Beginnen regen sich, noch ehe wir es im Einzelnen geprüft haben, die gewichtigsten Bedenken.

Ist es nicht der Standpunkt des mythologischen Bewußtseins, als letzte erklärende Ursachen für die Erscheinungen der Natur und die empfundenen Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens sinnvolle geistige Mächte anzunehmen, die irgendwie nach der Analogie des eignen Geistes vorgestellt werden? Es ist ein weiter Weg von der unbefangen dichtenden und luxurirenden Phantasie, die für jede auffallende und noch unerklärte Thatsache eine seelische Ursache, einen schaffenden Geist dichtet, bis zu der sparsameren philosophischen Phantasie, welche die Gesammtheit der Räthsel der Welt mit Eins zu bewältigen und daher mit der Annahme einer einzigen seelischen Ursache auszukommen sucht. Ein anderer Fortschritt wird mit diesem Hand in Hand gehen. Das theoretische Interesse des Begreifens wird in den Vordergrund treten vor dem Interesse, welches das Herz an

dem sittlichen, der Sinn an dem ästhetischen Charakter des höchsten lebendigen Weltgeistes nimmt. Erst das voll entwickelte kritische Bewußtsein wird sich sagen, daß auch so noch die Vernunft in unerlaubter Weise von der Einbildungskraft borgt. Aber vielleicht ist es eben nur stark genug zu einem letzten scharfsinnigen Versuch, jenes Anlehen von der Einbildungskraft durch eine künstliche Buchführung vor sich selbst zu verstecken. Und dies — so müssen wir besorgen — ist der Fall des Verfassers der Philosophie des Unbewußten, und diese Philosophie nichts Anderes als eine verschämte Mythologie, ein in's Mythologische zurückgewendeter Materialismus oder Spinozismus.

Nämlich, daß für irgend etwas physikalisch Erklärbares ohne Weiteres zu dem Wirken eines Geistes zurückgegriffen würde, dürfen wir von dem Sohne der modernen Zeit, von einem Manne, der uns zwar „speculative Resultate", aber „nach inductiv naturwissenschaftlicher Methode" verspricht, nicht besorgen. Aber wenn uns derselbe nun nachwiese, daß die physikalische Erklärbarkeit irgendwo unbedingt aufhöre? Wenn er dann an diesem Punkte die Annahme eines geistig Lebendigen einschöbe, und wenn ihm endlich diese Annahme nur ein Durchgangspunkt wäre, bei dem er nicht länger verweilte, als man bei einem vorläufigen Hülfsbegriff verweilt? Es giebt ja wohl Niemanden, welcher leugnen möchte, daß es eine Reihe von Thatsachen, psychologische, physische, geschichtliche Thatsachen giebt, die wir uns schlechterdings nur verständlich machen können, indem wir sie nach der Wirkungsweise unsres eignen Geistes hervorgebracht denken. Verständlich machen! Wie leicht ist der Sprung von diesem Verständlichmachen zum wirklichen Erklären! wie beinahe unvermeidlich der weitere Schritt zur Annahme eines Geistes, der also wie unser Geist und doch von dem unsrigen charakteristisch verschieden sei! Unbewußter Geist! Unbewußter und doch positiv bestimmter Geist! Machen wir uns nur klar, wie durchaus wir uns hier in der Fortsetzungslinie aller Mythologie und zugleich doch an dem äußersten Ende dieser Linie befinden. Gerade das ist ja wohl die alte, immer sich wiederholende Weise des götterdichtenden Glaubens, daß von dem Menschlichen ausgegangen, zugleich aber das Menschliche in's Schrankenlose erweitert wird. Die philosophirende Mythologie hat nur das vor der religiösen voraus, daß sie dabei nicht in erster Linie von Herzenswünschen, sondern von intellectuellen Bedürfnissen geleitet wird. So drängt sie daher nur über die Schranken, die der menschlichen Erkenntnißweise und folglich der

menschlichen Beherrschung der Objectenwelt gesetzt sind, — drängt zu einem schrankenlos erkennenden und folglich allweisen und allmächtigen Wesen hinaus. Der letzte Grund der Welt sei also vorstellend und wollend wie unser Geist, aber er sei irrthumslos vorstellend, er sei bedingungslos wollend, und er sei in ungebrochener Einheit zugleich vorstellend und zugleich wollend. Doch auch das noch sieht allzu deutlich einem unerlaubten, wenn auch leidlich abstracten Anthropomorphismus ähnlich. Es gilt daher, die letzte Spur des Ausgehens von der beschränkten menschlichen Natur zu verschütten, es gilt eine letzte Anstrengung der Abstraction. Die schrankenlose Erweiterung der menschlichen Geistesweise darf nicht bei der unbedingt verallgemeinernden Bejahung stehen bleiben — sie muß gleichzeitig ein Prädicat in sich aufnehmen, das die unbedingte Verneinung menschlicher Geistesart ist. Das menschliche Vorstellen und Wollen steht und fällt mit dem Begriffe des Bewußtseins. Die Idee des unbewußten Geistes daher -- die Forderung, zugleich alles das im Superlativ zu setzen, was in den Leistungen unsres Geistes bedeutsam hervortritt, und zugleich dasjenige zu verneinen, was deren unwegdenkbare Bedingung ausmacht -- diese Forderung, indem sie uns auf den Gipfel des Widerspruchs führt, überbietet alle Zumuthungen, die das gewöhnliche mythologisirende Verfahren an unsre Vorstellungskraft stellt, und erscheint doch zugleich so vornehm darüber erhaben, daß sie von den gegen jenes direct geltenden Einwürfen nicht mehr erreicht wird!

In solchem Lichte, wie gesagt, erscheint uns vorläufig das Beginnen des neuen Welterklärers. Unsre vorläufigen Bedenken jedoch könnten voreilige sein. Wir dürfen uns nicht ersparen, Schritt für Schritt den Betrachtungen zu folgen, durch welche er uns zur Anerkennung seines Princips hindurchzuführen verspricht.

2.

Naturwissenschaftliche und psychologische Erörterungen bezeichnen der Natur der Sache nach den Weg, zu dessen Beschreiten der Verfasser uns auffordert. Denn worin anders könnte der thatsächliche Beweis der Existenz unbewußten Geistes bestehen, als darin, daß derselbe einmal in solchen Erscheinungen aufgezeigt wird, die für gewöhnlich als geistlos, und zum andern Male in solchen, die für gewöhnlich zwar als geistige, aber als bewußt geistige gefaßt zu werden pflegen. Es ist ein durchaus methodisches Verfahren, wenn in einem ersten Buch von dem „Unbewußten in der Leiblichkeit", in einem

zweiten von dem „Unbewußten im menschlichen Geiste" gehandelt wird. Dort werden die Beweise überwiegend der Thatsache gelten, daß auch im Leiblichen Geist sich wirksam erzeigt, hier der anderen, daß bis tief in die Sphäre des bewußten Geistes ein Unbewußtes hineinragt. Wir werden von vornherein darauf gefaßt sein, daß dort den materialistischen Ansichten, hier den einseitig rationalistischen Anschauungen ein fortwährender Krieg gemacht wird.

Und sehr allmählich sucht der Verfasser seine Leser an den Gedanken des Unbewußten zu gewöhnen. In dem Begriff unbewußten Willens scheint auf den ersten Anblick eine verhältnißmäßig geringere Paradoxie zu liegen. Von hier daher nimmt er seinen ersten Anlauf, und auch hier wieder sucht er uns das Zugeständniß eines überhaupt und schlechterdings Unbewußten durch die vorgeschobene Einführung eines nur beziehungsweise Unbewußten abzugewinnen. Doppelter Grund, gleich bei diesen ersten Stationen des Weges auf unserer Hut zu sein!

Wir kennen den Willen zunächst aus unsrem eignen bewußten Handeln und würden ihn ohne dies gar nicht und gar niemals kennen. So gewiß wir ihn aber kennen, so schwer ist es, mit unmißverstehbarer Bestimmtheit zu sagen, was er eigentlich sei. Einem, der nicht selbst schon gewollte hätte, würden wir ebenso vergeblich eine Vorstellung davon zu erwecken unternehmen wie dem Blindgebornen eine Vorstellung von der Empfindung des Rothen. Nämlich wir kennen ihn nur aus innerer oder, richtiger, aus der Verbindung innerer mit äußerer Wahrnehmung — wir kennen ihn, wie das in der Natur der inneren Wahrnehmung liegt, ganz intim, aber ohne im Stande zu sein, diese intime Kenntniß auf einen exacten Ausdruck zu bringen. Wo immer wir das versuchten, würden wir uns eines Uebergangs in ein andres Gebiet, eines Uebergangs aus dem psychologischen etwa in das naturwissenschaftliche oder in das logische Gebiet schuldig machen. Nur solche Ausdrücke jedenfalls für die Natur des Wollens werden überhaupt zulässig sein, welche, was immer sie von den Wirkungen dieser Thätigkeit, von deren positiven oder negativen Bedingungen mit in sich aufnehmen, die Beziehung auf das innerlich Wahrgenommene nicht eliminiren. Wollen heißt: von uns anfangen. Resultat der ganzen Welt, wie wir ohne Zweifel sind, fühlen wir uns im Wollen doch als Anfänger eines an irgend einer Stelle veränderten neuen Weltzustandes. Im Wollen eben bezeugt es sich uns am unmittelbarsten und lebendigsten, daß zum Zustandekommen des Weltzustandes unsre Subjectivität mitgehört. Ein natürliches Bedürfniß treibt uns, diese

Leistung unsres Geistes uns durch den Begriff der Ursache zu erläutern und sie also als diejenige Leistung zu definiren, bei der wir selbst, im Innersten unsres Wesens, uns als Ursache verhalten. In Wahrheit jedoch schafft diese Erläuterung nur Schwierigkeiten, die für die unmittelbare Klarheit der inneren Erfahrung gar nicht existiren. Wir erläutern durch jene Erläuterung nur das Eine durch ein Andres, viel Dunkleres, selber der Erläuterung Bedürftiges. Denn der Begriff der Causalität, d. h. eines nothwendigen Folgezusammenhangs realer Dinge, würde uns gänzlich unverstehbar sein, wenn wir ihn nicht stillschweigend fortwährend erleuchteten durch unser Ursachesein, d. h. durch unser Wollen. Dem Willen wesentlich ist also unter allen Umständen das Entspringen aus einem sich selbst erscheinenden Subject. Nur unser Dabeisein und Darinsein in einem Geschehen, vermittelt durch Gefühl und Verstand, macht das Geschehen zu einem gewollten.

Ebenso scheint zunächst die Ansicht Hartmann's zu sein. Auch er versteht für's Erste unter Willen eine „bewußte Intention" und bezeichnet als unterscheidende Merkmale des Willens den „Affect" und die „Consequenz in Ausführung eines Vorsatzes". Gestützt jedoch auf die Behauptung, daß der Mensch von dem Thier nur durch graduelle Unterschiede getrennt sei, will er unbedenklich sofort auch den Thieren Willen zuerkennen. „Der Hund will sich nicht von seinem Herrn trennen, er will das in's Wasser gefallene Kind von dem ihm wohlbekannten Tode retten" u. s. w. Unwillkürlich, heißt das, interpretiren wir, da uns ein wirklicher Einblick in die thierische Seele versagt ist, das Thun des Thieres nach dem Sinn, den wir für derartige Handlungen in uns selbst finden. Es wäre lächerliche Vornehmheit und Umständlichkeit, wenn wir, da doch die äußeren Kennzeichen, an denen wir menschlichen Vorsatz und Affect erkennen, vorhanden sind, uns weigerten, den Ausdruck „Willen" zu brauchen. Ebenso gewiß indeß wäre es wissenschaftliche Ungenauigkeit, wenn wir uns nicht klar machten, daß wir, streng genommen, nur das Recht haben zu sagen, das Thier handle, als ob es wolle. Es wäre sehr unvorsichtig endlich, wenn wir uns nicht vorbehielten, daß es für diese unbefangene Analogisirung thierischer Lebensäußerungen mit menschlichen eine Grenze gebe, an der der graduelle Unterschied zu einem specifischen umschlagen dürfte.

Gerade auf der kritiklosen Erweiterung, auf der Ueberspannung jener Analogie beruht das weitere Raisonnement des Verfassers. Anscheinend mit Vorsatz und Affect

führt ein geköpfter Frosch gewisse Bewegungen aus. Noch aus den Bewegungen und dem Benehmen der wirbellosen Thiere erhalten wir, wie aus einem trüben, blinden Spiegel, das Gefühl unsres eignen Wesens, unsres wollenden Zustandes zurückgestrahlt. Diese Thatsache genügt dem Verfasser zu dem Schlusse, „daß zum Zustandekommen des Willens durchaus kein Gehirn erforderlich ist". Er geht noch weiter. Selbst durchschnittene Insekten benehmen sich willensartig. Polypen und andere Thiere, sogar der Nerven entbehrende Thiere desgleichen. Wenn uns nun überdies die vergleichende Anatomie und Physiologie über die Wesensgleichheit von Hirn und Ganglien belehrt — ist da die vergleichende Psychologie nicht zu der Annahme der Wesensgleichheit auch von Hirnwille und Ganglienwille berechtigt? Und abermals weiter! Wenn demnach die Ganglien niederer Thiere ihren selbständigen Willen haben, wenn das Rückenmark eines geköpften Frosches ihn hat — warum sollen dann die soviel höher organisirten Ganglien und Rückenmark der höheren Thiere und des Menschen nicht auch ihren Willen haben? Haben, beispielsweise, „die Darmbewegungen nicht die täuschendste Aehnlichkeit mit dem Kriechen eines Wurms?" Und haben wir also nicht auch hier Willensäußerungen vor uns? Nicht etwa schlechthin unbewußte Willensäußerungen! Durch ein ganz gleiches Raisonnement vielmehr wird sich neben dem Willen auch Bewußtsein, ein dunkles Bewußtsein freilich, auch für die untergeordneten Nervencentra vindiciren lassen. Das höhere, das zum Ich kommende menschliche Bewußtsein ist allerdings an die Integrität des großen Gehirns geknüpft. In Beziehung auf dieses, das Hirnbewußtsein, mithin werden jene Willensäußerungen unbewußt sein — der Beweis ist geführt, daß in uns ein für uns, d. h. für unser Ich unbewußter Wille existirt!

Ohne Zweifel, ein gewandter Ueberredner ist der Mann; aber auch ein Beweiser? Die Annahme zwar, die er ja nur zur Unterstützung mit heran zieht, daß mit der anatomischen Verwandtschaft zweier Organe unmittelbar auch eine Verwandtschaft psychologischer Erscheinungen gegeben sei, mag ihm geschenkt sein. Aber wie soll man das Verfahren nennen, wonach er die bestimmten Aussagen der inneren Wahrnehmung durch Folgerungen, die nur den Werth unsicherer Analogieschlüsse haben, in Verwirrung und zum Schweigen zu bringen sucht? Weil wir von dem willensähnlichen Benehmen auch der wirbellosen, der nervenlosen Thiere zu der Hypothese fortgedrängt werden, daß auch in ihrer niederen Organisation so etwas

wie Wille an so etwas wie Bewußtsein geknüpft sein dürfte — so soll dadurch die Annahme gerechtfertigt sein, daß auch in uns, die wir unseren Willen bestimmt an unser höheres, an das Hirnbewußtsein geknüpft, wissen, noch außerdem untergeordnete Willens- und Bewußtseinscentra existiren! Hier ist leider nur das Eine vergessen oder vertuscht, daß es ein bloßer Nothbehelf für unsre Vorstellung war, auch in den Thieren etwas unserem uns intim bekannten Willen Aehnliches anzunehmen, und daß wir dieser Annahme, wenn wir jetzt aufsteigend von den Thieren wieder zu uns zurückkehren, *eben nicht mehr benöthigt sind*. Was für das Seelenleben der Thiere eine durch unsre Unwissenheit berechtigte Analogie war, das wird auf dem anthropologischen Gebiet zu einer bloßen *Metapher*.

Herr Hartmann sagt: durch sein Raisonnement habe sich die gewöhnliche, beschränkte Bedeutung von Wille eben aufgehoben. Die Wahrheit ist: durch das Verlassen des hier allein stimmberechtigten Zeugnisses der inneren Wahrnehmung, durch das Uebergehen auf den Boden äußerer Wahrnehmung, durch das Zwischenschieben einer scheinbar harmlosen Analogievorstellung, durch eine blos logische Ueberbrückung des in verschiedenen Gebieten Gelegenen, durch eine Methode mithin, die alle denkbaren Fehler sophistischer Dialektik in sich vereinigt, hat *er selbst* jene Bedeutung „aufgehoben". Sein Verfahren erinnert sehr stark an jenes bekannte Trugargument — dum cadat illusus ratione ruentis acervi; es ist, auf den Begriff des Willens übertragen, die logisch-empirische Wiederholung des Experiments, wie lange, trotz allmählicher Verstümmlung, trotz schichtweiser Abtragung des Hirns oder dergleichen, ein lebendes Wesen noch fortleben könne. Nachdem uns dann der Begriff unter den Händen gestorben ist, soll schließlich noch die *Sprache* bezeugen, daß er noch lebe. Aber nur unter der Folter läßt sie sich zu diesem Zeugniß herbei. Das Volksbewußtsein, auf welches Herr Hartmann sich beruft, weiß nichts davon, daß es mit dem Ausdruck „Willkür" stillschweigend das Vorhandensein eines dem Ich fremden, eines nicht „wählenden" Willens anerkenne. Es bezeichnet mit dem Worte Willkür den Mißbrauch des Willens, denjenigen Willen, der sich entscheidet, ohne seine Wahl durch die Vernunft und die mit dieser einstimmige Beschaffenheit der Sache bestimmen zu lassen. Nicht anders das wissenschaftliche Bewußtsein. Dasselbe kennt den Willen nur bei Identität des vorstellenden und des verursachenden Subjects. Ehe uns, beispielsweise, nicht bewiesen wird, daß der Darm die Be-

wegungen, die er macht, auch selber vorstellt, wird im wissenschaftlichen Sprachgebrauch von einem Willen des Darms nicht die Rede sein können. Sollen wir an einen — relativ oder absolut — unbewußten Willen glauben, so wird uns zuvor gezeigt werden müssen, daß das angeblich unbewußt Wollende auch unbewußt vorstelle.

Eben hiezu, zu dem Beweise, daß es unbewußte, und zwar absolut unbewußte Vorstellung in uns gebe, wendet sich denn wirklich der Verfasser sogleich in seinem zweiten Capitel.

Es handelt sich um die Erklärung des Zustandekommens willkürlicher Bewegungen meiner Glieder. Die Frage ist nach der causalen Vermittlung zwischen der Vorstellung irgend einer willkürlichen Leibesbewegung und dem Anschlagen der centralen Endigungsstellen der motorischen Nervenfasern im Gehirn. Von dieser Vermittelung sagen uns diejenigen nichts, die uns für die Lösung des Räthsels, wie mein Wille z. B. die Hebung meines kleinen Fingers bewirken könne, einfach darauf verweisen, daß das Kunststück eben durch Uebung erlernt werde. Ebenso ungenügend ist die Erklärung durch Einschaltung eines Muskelgefühls der intendirten Bewegung; undurchführbar endlich die Annahme eines Leitungsmechanismus, einer mechanischen Fortpflanzung der Gehirnschwingungen, an denen die bewußte Vorstellung der Bewegung haftet. Durch die scharfsinnigste Kritik beseitigt der Verfasser alle diese Erklärungsversuche, um so das Resultat zu gewinnen, daß das gesuchte Mittelglied nur ein geistiges, und zwar, da sich in unserem Bewußtsein nichts darüber findet, nur ein unbewußtes sein könne: — „jede willkürliche Bewegung setzt die unbewußte Vorstellung der Lage der entsprechenden motorischen Nervenendigungen im Gehirn voraus".

Wenn irgendwo, so wird uns hier der eigentliche Sitz und Ursprung der ganzen Anschauung vom Unbewußten klar. Sie stammt aus dem Bedürfniß einer Vermittlung des bewußt Geistigen und des Körperlichen. Die rein physikalische Erklärung der willkürlichen Bewegungen läßt uns ebensowohl im Stich wie die rein idealistische. In dieser Klemme zwischen Materialismus und Idealismus hat die Philosophie immer schon, in bald mehr kritischer bald mehr dogmatischer Weise, eine Identität des Geistigen und des Materiellen in Sicht genommen. Nichts weiter als ein etwas handgreiflicheres Surrogat für diese Identität ist die Hartmann'sche Vorstellung eines Unbewußten, d. h. eines Geistigen, welches sich halb und halb benimmt wie wenn es eine blinde Kraft wäre. Es ist einfach eine Confusion psychologischer und physikalischer Momente.

So, offenbar, ist die Erklärung entstanden. Sehen wir zu, was sie leistet!

Es ist wahr, die Glieder des Prozesses sind näher zusammengerückt. Die Hebung des kleinen Fingers ist zurückgeführt auf eine Reihenfolge mechanischer Vorgänge. Der bewußte Wille und die bewußte Vorstellung des Fingerhebens tritt nicht unmittelbar an das Anfangsglied dieses Mechanismus heran, sondern dazwischen tritt die unbewußte Vorstellung. Allein wer erklärt mir doch, erstlich, wie sich die bewußte zur unbewußten Vorstellung umsetzt, wie der bewußte einen unbewußten Willen erzeugt, und wer, zweitens, wie denn die unbewußte Vorstellung das Nervencentralende zu bewegen vermag? So lange hierauf keine Antwort erfolgt, bleibt die Kluft, trotz der vermehrten Zwischenglieder, immer noch unendlich groß und das Räthsel so räthselhaft wie zuvor. Gelöst wäre dasselbe erst dann, wenn mir begreiflich würde, wie das Psychische, die Vorstellung, als mechanische Kraft wirken, wie die mechanische Bewegung in der Fortsetzungslinie eines geistigen Vorgangs liegen könne. Dahingegen, daß die unbewußte Vorstellung das Nervencentralende zur Bewegung anregen soll — ist das im mindesten begreiflicher als die Thatsache der Hebung des Fingers durch die bewußte Vorstellung? Umgekehrt vielmehr: wer sich bei der Hartmann'schen Erklärung beruhigt, der kann es nur darum, weil er sich stillschweigend die Verursachung der Bewegung der motorischen Nerven durch die unbewußte Vorstellung nach der Analogie der Bewegung des Fingers durch die bewußte Vorstellung des Fingerhebens denkt. Unvermerkt schiebt sich ihm die gewohnte Vorstellung des naiven, unkritischen Bewußtseins: „Mein Wille kann den Finger heben" der anderen Annahme unter: „die unbewußte Vorstellung bewegt das motorische Nervenende". Von der ganzen Erklärung gilt also genau dasselbe, was der Erklärer den anderen Hypothesen zum Vorwurf macht, — daß sie das Problem nicht lösen, sondern nur weiter hinausschieben. Die Erklärung durch das Unbewußte ist eine Cirkelerklärung: der versteckte Kern in der behaupteten Leistung des Unbewußten ist die eben zu erklärende Leistung des Bewußten. Das momentan Täuschende aber der Hypothese liegt in der Zweiseitigkeit und Zweideutigkeit des Begriffs „unbewußte Vorstellung". Gar schlau bringt derselbe den flüssigen Uebergang des Geistigen in Leibliches, den wir Alle fortwährend erfahren, zum Stehen. Er hat den Werth einer mitleren Formel, aber er formulirt, bei Lichte besehen, nur unsre Unwissenheit über den Zusammenhang der vorge-

stellten und gewollten mit der ausgeführten Bewegung. Wer den Werth einer zweideutigen Formel nüchtern zu schätzen weiß, wird es vorziehen, einzugestehen, daß die Seele eben die Entstehungsgeschichte der leiblichen Bewegungen nicht kennt, sondern gezwungen ist — um mit Lotze zu reden — „jener Macht zu vertrauen, die in allem Naturlauf nach unveränderlichen Gesetzen Zustand mit Zustand verbunden hat". —

War aber die Rolle, welche dem Unbewußten in dem soeben erörterten Erklärungsversuch zufiel, die, daß es dem bewußten Wollen eines Zweckes, der Bewegung der Körpertheile, dienend die Mittel bereit stellte, so wird uns sofort der umgekehrte Fall vorgeführt: bewußtes Wollen des Mittels zu einem unbewußt gewollten Zweck, das Bewußte in dienender Stellung gegen das Unbewußte — ein Fall, der am einfachsten vorliegen soll in allen Instinkthandlungen.

Die Instinkthandlungen! Offenbar wieder eine Erscheinung, der Jedermann ihren Ort auf der Grenze zwischen dem Geistigen und Leiblichen anweist. Und wiederum — gerade wie weiterhin die Thatsache der Naturheilkraft, der Sprachentstehung, der Erzeugung von Empfindung und Wahrnehmung u. s. f. — wiederum eine Erscheinung, die durch die Physik und Physiologie nur erst unvollkommen, nur bis auf eine Strecke hin aufgeklärt ist. Mit alledem ist in der That ein Gebiet ausfindig gemacht, wo die Philosophie, sofern sie sich die Aufgabe stellt, vorgreifend in die von den übrigen Wissenschaften gelassenen Lücken einzutreten, noch freies Spiel hat. An solchen Punkten eben hat die dogmatisirende Speculation zu allen Zeiten ihre Zelt aufgeschlagen. Sie ersetzte, ehe es noch Naturwissenschaft gab, diese Wissenschaft selbst. Sie griff zu den imponirendsten sinnlichen oder geistigen Wahrnehmungen. Sie stempelte mit einseitiger Eingenommenheit diese Einzelthatsachen — irgend ein besonderes, besonders wirksames stoffliches Element, die bedeutsam auftretende Herrschaft der Zahlen und ihrer Verhältnisse u. s. w. — diese Einzelthatsachen stempelte sie, entweder ohne Weiteres, oder auf dem Umwege eines bald mehr poetischen, bald mehr logischen Werthausdrucks, zu dem Alles erklärenden Universalfactum, zum absoluten, allbedingenden Weltprincip. Ganz ähnlich greift die allerneueste Philosophie zu den unsrer fortgeschrittenen Wißbegierde interessantesten und doch von der exacten Naturwissenschaft am meisten bisher zurückgeschobenen Thatsachen. Dies Unerklärteste soll zum Erklärendsten werden. Wie Plato die wissenschaftliche Nothwendigkeit der Begriffsfindung zu der Lehre von der Existenz vorbildlicher Begriffsgestalten, der Ideen, formulirte, so bringt unser Systematiker

zunächst jene der naturwissenschaftlichen Erklärung bisher undurchdringlich gebliebenen Thatsachen, die Thatsache der willkürlichen Bewegungen, der Instinkthandlungen, der Naturheilkraft, des Bildungstriebs u. s. w. unter eine Generalformel. Diese Thatsachen gelten ihm als erklärt durch den Titel „unbewußter Geist". Einen positiven Inhalt hat dieser Titel einstweilen nur, sofern ich ihn rückwärts in die in Rede stehenden Erscheinungen auflöse. Erst wenn er sich als ein die ganze Welt erklärendes Princip bewähren oder nicht bewähren wird, erst bei der „Metaphysik des Unbewußten" wird sich endgültig entscheiden können, ob er mehr als eine Formel ist. Bis dahin hat unsre Kritik nur darauf zu achten, ob auch wirklich nicht mehr in ihn hineingelegt wird, als die zu erklärenden Thatsachen fordern, und ob dieses Mehr, falls es sich finden sollte, nicht etwa die Grenzen des Denkbaren überschreitet.

Wie steht es in dieser Beziehung mit dem Capitel von den Instinkthandlungen?

Auch hier wird alsbald jene uns nun schon bekannte Methode der Ausschließung anderer Erklärungshypothesen wieder eingeschlagen. Ausgerüstet mit einem reichen naturhistorischen Material, das so vielen Partien unsres Buches einen besonderen Reiz verleiht, führt der Verfasser zuerst den Beweis, daß man ebensowenig mit der Annahme, der thierische Instinkt sei bloße Folge der körperlichen Organisation, wie mit der anderen, derselbe beruhe auf einem geistigen Mechanismus, durchkomme. Es ist vor Allem die unendliche Beweglichkeit, mit der sich die Instinkthandlung den jedesmal gegebenen Umständen anpaßt, was der letzteren Annahme widerspricht. Es ist andrerseits die schlechthinige Sicherheit und Selbstgewißheit des Instinkts, was, von allem Anderen abgesehn, die Annahme ausschließt, daß die Instinkthandlung Resultat bewußter Ueberlegung sei. Das wahre Wesen des Instinkts, darin wird man nach diesen Ausführungen dem Verfasser unbedingt Recht geben müssen, ist nur ausgesprochen, sage: ausgesprochen, wenn man ihn als „bewußtes Wollen des Mittels zu einem unbewußt gewollten Zweck" definirt. Allein definiren heißt noch nicht verstehen, und daß mit dieser Definition alles Problematische der Thatsache verschwinde, daran fehlt soviel, daß nun erst das Problem scharf in die Augen springt. Oder soll mit den Worten vom „unbewußt gewollten" Zweck zugleich auch die Erklärung gegeben sein, so wäre ja wohl Erklärung mit Deutung verwechselt, und der Fall ist leider nicht von denen, bei welchen die Deutung zugleich die Erklärung ist. Es giebt keine höhere

Art, ein Kunstwerk, eine historische Handlung, einen Mythus oder die Worte eines Autors zu erklären, als indem ich sie aus ihren geistigen Motiven, nach ihrem Sinn, nach der zu Grunde liegenden Idee interpretire. Ich erkenne in all' diesen Fällen Menschliches aus Menschlichem. Den Schlüssel zu all' diesen Offenbarungen menschlichen Geistes trage ich im eignen Geiste. Nun hindert mich freilich nichts, dieselbe Interpretation auch auf die Aeußerungen des Instinkts in Anwendung zu bringen; vielmehr, um mir dieselben nur überhaupt zu verdeutlichen, bin ich schlechterdings genöthigt, das Maaß meines eignen, nach Ueberlegung handelnden, ein bestimmtes Ziel mit bestimmten Mitteln erstrebenden Geistes anzulegen. Allein was für mein Verständniß ein unentbehrliches Schema ist, dient zugleich, mir die Grenze dieses Verständnisses in Erinnerung zu bringen. Ich verdeutliche mir die Instinkthandlung nach der Analogie meines eignen Handelns nach Zwecken, aber die Analogie läßt mich in einem entscheidenden Punkt im Stiche; denn ich soll zugleich denken, daß die Zwecke nicht in's Bewußtsein fallen — daß sie „unbewußt gewollte", d. h. etwas ganz Anderes sind, als wovon ich im eignen Geiste eine Erfahrung habe. Recht verrätherisch — beiläufig — macht sich diese zweideutige Mittelstellung des unbewußt und also subjectlos Gewollten zwischen einem logischen und einem psychologischen Begriff in der Darstellung unsres Autors selber geltend. Jetzt nämlich entschlüpft ihm der Begriff in die Region allgemeiner denknothwendiger Bestimmungen; für die Thatsache einer in den Instinkthandlungen unwegleugbar erscheinenden Zweckmäßigkeit wird der „Mechanismus der Logik" verantwortlich gemacht; der, wie nachgewiesen, zur Erklärung nicht ausreichende Begriff eines todten, äußerlich prädestinirten Geistesmechanismus „hat sich selbst" (man glaubt einen Hegelianer reden zu hören) „aufgehoben und in das immanente Geistesleben der Logik umgewandelt". Jetzt wieder wird ein psychologisches Phänomen zu Hülfe gerufen, um jenes unbewußte Setzen und Wollen eines Zwecks wenigstens einigermaßen faßbar zu machen. Das „Hellsehn", eine Erscheinungsform des erkrankten Seelenlebens, wird als die eigentliche Form des unbewußten, dem Instinkt zu Grunde liegenden Erkennens hervorgehoben. Fast scheint es, der Begriff des unbewußten Geistes ist selbst ein kranker; — er ist jedenfalls ein ganz ungreifbarer Zwitterbegriff, der, blos logisch gefaßt, nicht leben, blos psychologisch gefaßt, nicht sterben kann.

Daß übrigens das Psychologische die erste, ursprünglichste Ge-

burtsstätte des wunderlichen Begriffs ist, wird sogleich wieder recht deutlich in dem an das Capitel vom Instinkt sich zunächst anschließenden, welches die schon in allen bisherigen Beispielen uns aufgestoßene *Untrennbarkeit von Wille und Vorstellung* ein für alle Mal constatirt. Scheinbar freilich wird diese Untrennbarkeit rein logisch aus dem ganz abstracten, dem gleichsam neutral gefaßten Begriff des Willens demonstrirt. Jedes Wollen — so ungefähr verläuft das Raisonnement —, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, will einen noch nicht seienden, zukünftigen Zustand; ein Nichtseiendes, Zukünftiges kann aber nur idealiter im Wollen sein; idealiter ist etwas, wenn es Vorstellung ist; mithin — kein Wollen ohne Vorstellung. Unwiderleglich in der That! -- nur daß sich jedes einzelne Moment, ja jedes Wort dieser Beweisführung auf die Ergebnisse unserer *Selbstbeobachtung im bewußten Wollen* stützt, worauf sich denn hinterher oder nebenher zu berufen auch Herr Hartmann nicht umhin kann. Denken wir uns das Bewußte des Prozesses hinweg, so verwandelt sich alsbald der Begriff des Wollens in den des *Werdens*, oder, sofern wir dem sich Bewegenden, Verändernden, von uns aus die Vorstellung des Ziels der Bewegung leihen, in den des *Strebens*. Höchstens also, wenn schon nachgewiesen, und zwar, wohlgemerkt, rein thatsächlich und ohne heimliches Hinzudichten von Vorstellung nachgewiesen wäre, daß es irgendwo unbewußtes Wollen gebe, würden wir durch die Analogie des bewußten Wollens weiter dahin gedrängt werden, für jenes unbewußte Wollen auch ein damit verbundenes unbewußtes Vorstellen zu statuiren. Nun ist uns aber noch wohl in Erinnerung, wodurch uns gleich im ersten Capitel die Existenz unbewußten Willens anüberzeugt werden sollte; nämlich einfach durch die von der Erfahrung bewußten Geisteslebens bezeugte Thatsache, daß Willen überall da sei, wo sich Affect und Vorsatz, Vorsatz und also Vorstellung zeige. Es ist in der That naiv, jetzt hinterher mit einem allgemeinen Beweise von der Untrennbarkeit von Wille und Vorstellung angerückt zu kommen, wie als wenn der Leser durch diese Kreisbewegung schwindlig gemacht werden solle, um solchergestalt etwas schwerer dahinter zu kommen, daß überall nur die Mühe bei dem Versuch verschwendet wird, den Cirkel des Bewußtseins zu durchbrechen, dem Geist seinen bewußten Inhalt auszuschöpfen, der doch von unten heimlich immer wieder hereindringt.

Und bei diesen Anstrengungen, in der absoluten Finsterniß des Unbewußten dennoch das Bild der psychologischen Momente festzuhalten, wie sie im Licht des Bewußtseins sich zeigen, wird Ein Mo-

ment stillschweigend fortwährend unterdrückt. Mit Verlaub nämlich: wo bleibt denn bei der abstracten Analyse des Wollens jenes anfangs erwähnte Moment des Affects? Oder, anders gefragt, worin besteht denn das den Willen Necessitirende der Vorstellung? Unerläßlich doch bedarf es eines Gelenks, durch welches die Vorstellung in den Willen, der Wille in die Vorstellung eingreift. Dies vermittelnde Dritte kann nicht wieder Vorstellung oder Wille sein. Die Selbstbeobachtung des bewußten Seelenlebens sagt aus, daß es das Gefühl des vergleichsweisen Werthes des gegenwärtigen und des zukünftigen Zustandes ist, wodurch die Vorstellung den Willen zur Realisirung des letzteren bewegt. Dieses Werthgefühl aber setzt die Beziehung auf ein vorstellendes und wollendes Subject voraus. Wird etwa später unser Verfasser den Versuch machen, auch in dem sich nicht selber erscheinenden Unbewußten ein solches Werthgefühl, oder, mit anderen Worten, wird er auch in dem Subjectlosen etwas wie Subjectivität ausfindig machen?

Wie es sich damit verhalte: einstweilen fährt er fort in der Zusammenstellung derjenigen Thatsachen des leiblichen Lebens, die er für entscheidende Beweise seines Princips hält. Der Thatsache der willkürlichen Bewegungen tritt die der sogenannten Reflexbewegungen, der der Instinkthandlungen die der organischen Reproduction oder der Naturheilkraft und die des organischen Bildens an die Seite. Immer weiter werden wir damit von dem Schauplatz bewußter Geistesthätigkeit hinweggeführt, und wir fragen uns nur, warum sich denn die Betrachtung auf das Gebiet des Organischen beschränkt. Findet bei der chemischen Wahlanziehung der Stoffe nicht auch eine durch einen idealen Inhalt bestimmte Bewegung statt? Ist in der mathematischen Regelmäßigkeit, mit der die Krystalle anschießen, nicht auch eine zweckbeherrschte Thätigkeit sichtbar? Sind etwa die Gesetze der Gravitation, der Elektricität, des Magnetismus u. s. w. blos nominalistische Abstractionen, oder sind nicht vielmehr auch diese Erscheinungen ebensoviele Verwirklichungen eines Logischen, sind also nicht auch sie, nach der Sprache unsres Verfassers zu reden, Ergebnisse des Zusammenwirkens unbewußter Vorstellung mit unbewußtem Willen, — sind sie es nicht um so mehr, da ja auch hier keineswegs die Anbequemung an die jedesmaligen Umstände, die individualisirende Abweichung von dem allgemeinen Gesetze sich vermissen läßt? Wir haben auf diese Fragen keine andere Antwort, als daß es die didaktische Klugheit des Verfassers rathsam erscheinen ließ, sich möglichst in der Nähe des be-

wußten Geisteslebens zu halten. Passen würde seine abstracte Analyse des Willens gerade ebenso gut auf unorganische wie auf organische Hergänge — aber die Geneigtheit unsrer Einbildungskraft, bei der Auffassung die Analogie wirklich wollenden Willens und wirklich vorstellender Vorstellung zu Hülfe nehmen, wächst in dem Grade, als wir uns dem Bereich bewußter Geistesthätigkeit nähern.

So erklärt sich wohl auch die Absicht des Verfassers bei dem Einschieben eines Capitels „über den indirecten Einfluß bewußter Seelenthätigkeit auf die organischen Functionen". Die Thatsachen, um die es sich dabei handelt, eignen sich vorzugsweise dazu, uns die Continuität der bewußten Seelenthätigkeit mit den organischen Lebensäußerungen zu Gemüthe zu führen, und aus dieser Continuität sollen wir sofort auf die Wesensgleichheit des Bewußten und des Unbewußten schließen. Da insbesondre, wo von dem Einfluß der bewußten Vorstellung auf die organischen Functionen die Rede ist, soll sich uns von einem neuen Gesichtspunkt aus die beständige Verkettung von Vorstellung und Wille aufdrängen. Wo immer auf die bewußte Vorstellung unwillkürlich Bewegungen und Veränderungen in unserem Organismus erfolgen, wie beim unwillkürlichen Mienenspiel und bei allen Erkrankungen aus Einbildung, bei allen Heilungen durch Sympathie und Glauben, da soll das Unwillkürliche doch mit nichten ein Ungewolltes, es soll ein unbewußt Gewolltes sein — das Wort „unbewußter Wille" wird zum Wundererklärer. Und allerdings, das Wunder im prägnanten Sinne erklärt es ganz gut — das Naturwunder, leider, bleibt hier so gut wie bei der Frage der willkürlichen Bewegungen unerklärt; denn unerklärt bleibt eben immer, wie der Wille, sei er nun bewußt oder unbewußt, wie ein Geistiges als mechanische Kraft wirken könne.

Doch dies bei Seite. Mit ganz besondrem Erfolge wendet der Verfasser jenes Argument der Continuität zum Beweise für sein Princip in dem Capitel von den Reflexbewegungen an. Man versteht unter Reflexbewegungen bekanntlich diejenigen unwillkürlichen Bewegungen, welche entstehen, indem ein gereizter Nerv nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung eines den Reiz reflectirenden Centralorgans die motorischen Nerven in Thätigkeit setzt. Von dieser Art sind beispielsweise die auf einen Reiz hin erfolgenden Zuckungen enthaupteter Thiere, die convulsivischen Bewegungen des Hustens, Niesens, Erbrechens, das unwillkürliche Sich-Spannen und Richten der Sinneswerkzeuge zur Ermöglichung deutlichen Wahr-

nehmens u. s. w. Sehr hübsch steigt nun hier die Betrachtung von den niedrigsten, dem bewußten Geistesleben am fernsten liegenden Reflexbewegungen bis zu solchen auf, die unmittelbar in die bewußte Willensthätigkeit zu verlaufen scheinen. Der die Seele bedienende Organismus handelt durchaus im Sinn und nach Art der Herrin; die herrschende Seele findet ihre Bedürfnisse, ihren Verstand und Willen in dem Thun des Dieners wieder; sie findet das, was sie selbst thun würde, wenn sie überall bewußt eingreifen und gegenwärtig sein könnte, schon im Voraus gethan; sie braucht sich an die Leistungen des Körpers nur anzulehnen, sie fortzusetzen, sie gutzuheißen und sie in höherer Weise zu wiederholen — und dieser Diener sollte nicht selber Verstand und Willen haben? Als zum Beispiel! Durch reflectorische Bewegung entsteht beim Hören ganz ohne Zuthun unsres bewußten Willens die nöthige Spannung des Trommelfells, beim Sehen die nöthige Bewegung der Augen in der Richtung des schärfsten Sehens, die Accomodation der Linse zur Ferne des Objects u. s. w. Wir können beim willkürlichen Hören und Sehen nichts Andres thun als diesen unwillkürlichen Bewegungen gehorchen und sie bestätigen. Wir können nur denken, indem wir dem sanften Zwange der reflectorischen Bewegungen unserer Sprachwerkzeuge nachgeben. Wir sind aufmerksam in Folge einer sich von selbst einstellenden Reflexwirkung, noch ehe wir aufmerken *wollen*. Wir haben, Dank der unmittelbaren Promptheit unsres Körpers, einen Hieb parirt, den wir mit Ueberlegung zu pariren gar nicht die Zeit hatten. Dieselbe — ja, wenn wir nur sagen dürften Geistesgegenwart des Körpers, so oft wir beim Gehen, Springen, Schlittschuhlaufen Balance halten? Und warum sollten wir so denn nicht sagen dürfen? Daß es ein und dasselbe Princip ist, welches unsre willkürlichen Bewegungen und jene unwillkürlichen beherrscht, geht es nicht noch mehr daraus hervor, daß die ersteren nicht blos neben, sondern, genauer besehn, aus den letzteren und mit ihnen zugleich bestehn?

In der That, diese Ueberlegungen scheinen so zwingend, daß schon Lotze an die Thatsache der Reflexbewegungen die Hypothese einer Mehrheit individueller Wesen von seelischer Natur innerhalb des Gesammtorganismus anknüpfte. Eine andre Auskunft, bei welcher gleichfalls die Einheit des der bewußten Seelenthätigkeit und den Reflexwirkungen zu Grunde liegenden Princips gerettet werden würde, ist die Annahme, daß beide gleichermaßen nur Resultat materieller Vorgänge seien. Das Rohe und Unhaltbare dieser letzteren Annahme zu zeigen, wird dem Verfasser nicht schwer. Das

Hauptargument hiergegen ist eben wieder die handgreifliche, den gegebnen Umständen sich beweglich accomodirende Zweckmäßigkeit, die im Ganzen wie im Detail der reflectorischen Bewegungen herrscht — eine Zweckmäßigkeit, für die wir uns wohl den Ausdruck „individuelle Vorsehung" gefallen lassen können. Das eigentliche Problem ist somit dasselbe wie das der Instinkthandlungen, — und es wird auf gleiche Weise wie dieses zu lösen sein. Der stätige Uebergang des Bewußten in das Reflectorische wird durch die Annahme anerkannt, daß zunächst das Anfangs- und Endglied des Prozesses, die Perception des Reizes und die Tendenz zur Bewegung, für bewußt erklärt werden. Ist das Gehirn das reflectirende Organ, so lehrt uns die Selbstbeobachtung, daß Beides, die Empfindung und der Wille zur Bewegung, bewußt, uns bewußt ist. Nach dieser Analogie wird der Anfang und das Ende des Prozesses auch in den Fällen für bewußt, will sagen relativ bewußt, zu halten sein, in denen die untergeordneten Nervencentra die reflectirenden Organe sind; denn auch diesen, wie wir schon wissen, schreibt unser Verfasser Bewußtsein, eine irgendwie bewußte Reizempfindung, einen irgendwie bewußten Willen zu. Bleibt nur noch die Vermittlung zwischen Beiden, die in ihrer individualisirenden Beweglichkeit so wunderbar weise, sichere und raschere Zwecksetzung, übrig. Es ist Zwecksetzung — also Vorstellung und Wille vorhanden. Diese Zwecksetzung ist in der Art und Weise, wie sie sich vollzieht, aller bewußten unendlich überlegen, — sie kann also nur die Folge unbewußter Vorstellung und unbewußten Willens sein. Und kurz und gut also: Die Reflexbewegungen sind „die Instinkthandlungen der untergeordneten Nervencentra, d. h. absolut unbewußte Vorstellungen, welche die Entstehung des für das betreffende Centrum bewußten, für das Gehirn aber unbewußten Willens der Reflexwirkung aus der in demselben Sinne bewußten Perception des Reizes vermitteln."

Und mit dieser Erklärung wäre wirklich die Continuität, das stetige Uebergehn bewußter Willensthätigkeit in reflectorische Bewegungen begreiflich gemacht? Es ist vielmehr, so viel wir sehen, nur wieder das alte Spiel des durch Einschieben eines Zwischengliedes maskirten Ueberspringens aus dem Psychischen in's Logische, aus erfahrbaren Thatsachen in eine das Unerfahrbare deckende Formel. Die psychische Thatsache, die ich kenne, ist das Anknüpfen einer Handlung an meinen Willen. Unbewiesen zwar, aber doch vorstellbar ist das Vorhandensein eines dem meinigen ähnlichen Willensactes in den untergeordneten Nervencentris. Aber jede

Fährte verliert sich für mein Verständniß, wenn ich nun, am Sitze des Problems anlangend, ein unbewußtes Vorstellen und Wollen, ein Vorstellen und Wollen ohne einen sich auf sich selbst beziehenden Träger denken soll. Eine naturwissenschaftliche Erklärung ist die Berufung auf ein solches Unbewußtes nicht; denn sie wird dazu doch nicht dadurch, daß die physiologisch und anatomisch nachweisbaren Factoren unterweges, auf den Stationen der Erklärung, sämmtlich berührt werden; noch weniger dadurch, daß der Prozeß, um den es sich handelt, der Prozeß der Reflexbewegungen, durch alle möglichen Fälle illustrirt und exemplificirt wird. Eine psychologische Erklärung ist jene Berufung ebensowenig; denn nicht — obgleich dieser Ausdruck gebraucht wird — „die Seele" wird hier zu dem den materiellen Nervenvorgängen zu Grunde liegenden Princip gemacht, sondern ein Geistiges zwar, ein Immaterielles aber ein Solches, welches ganz anders operirt, als die uns bekannte Seele. Wie wir eigentlich diese Erklärung nennen sollen, darüber befinden wir uns in nicht geringer Verlegenheit. Mythologisch können wir sie nennen, sofern von einer „individuellen Vorsehung" die Rede ist. Mystisch können wir sie nennen, sofern am ehesten noch gewisse geheimnißvolle Zustände unsres Seelenlebens etwas dem Benehmen dieses Princips Verwandtes darbieten. Am besten wohl bezeichnen wir sie als eine transscendente, sofern psychologisch-logische Begriffe, losgelöst von den Bedingungen ihrer Gültigkeit, in jenem Princip für sich fixirt, verselbständigt und durch ein lediglich grammatisches Subject gestützt werden.

Nicht seit heut und gestern erst hat man versucht, die Schranken der Gültigkeit dieser Begriffe deutlich zu machen durch den problematischen Gedanken eines Willens, der ohne vorgängige Ueberlegung das will, was die vollkommenste und reiffte Ueberlegung zum Ziel nehmen würde, oder aber eines Vorstellens, das, unabhängig von aller Anschauung und allem gegebenen Stoff, seinen eignen Inhalt schöpferisch verwirklichte. An der Idee eines solchen schöpferischen Verstandes, der nicht discursiv, sondern anschauend dächte, verdeutlichte schon Kant die Schranken unsrer Erkenntnißweise, die eben so nicht beschaffen sei. Immer seitdem hat man etwas ganz besonders Tiefsinniges zu denken gemeint, wenn man diesen Kant'schen Gedanken einer intellectualen Anschauung nach- und nur das Problematische desselben wegdachte. Die speculative Philosophie träumte sich selbst im Besitz dieser intellectualen Anschauung, und die reinen Begriffe Hegel's erzeugten folgerichtig, in absolut zweckmäßiger

Selbstentwickelung, kraft dieser intellectualen, Anschauung alle Wirklichkeit aus dem Schooße des Nichts. Jetzt ist es das Unbewußte, welches diese Erbschaft der speculativen Philosophie antritt. Wieder einmal wird jene problematische Idee real gesetzt. Die unbewußte Vorstellung, auf welcher die Leistungen des Reflexes, diese unbedingt zweckmäßigen und augenblicklichen Leistungen beruhen, hat, — so wird uns ausdrücklich gesagt — im Gegensatz zum discursiven Denken der bewußten Vorstellung, den Charakter der „unmittelbaren intellectualen Anschauung". Oder wäre hier, hier endlich dieser Begriff mehr als eine bloße Usurpation? Ist nicht die wundervolle Zweckmäßigkeit, Sicherheit und Schnelligkeit der Reflexbewegungen eine unleugbare Thatsache, und wird diese Thatsache nicht durch das Unbewußte mit seiner intellectualen Anschauung auf's Vollständigste erklärt? Auf's Vollständigste, ohne Zweifel, — wenn man nur über Einen Punkt uns hinweghelfen wollte! Es ist der Punkt, an dem das bewußte Vorstellen, wie es ja in dem reflectirenden Nervencentrum angenommen wird, in das unbewußte umspringt. Diese beiden theilen zwar den Namen des Vorstellens, aber sie sind übrigens so wesensverschieden, daß der Uebergang von jenem zu diesem gerade noch ebenso viel Schwierigkeit macht wie der aus dem Gebiet des Geistes in das der Materie. Und nun erinnern wir uns wieder, daß zwar der bewußte Geist ein thatsächlich Gegebnes, der unbewußte dagegen mitsammt dem Charakter der intellectualen Anschauung nur ein zum Behuf des Erklärens erraisonnirter, ein nachweislich durch logische Abstraction gewonnener Begriff ist. Ist er aber dies, so liegen nun erst recht die Beiden, die bewußte und die unbewußte Vorstellung, auf einem ganz verschiedenen Niveau. Psychologische Thatsachen, Thatsachen des organischen Lebens soll ich — das ist die unleidliche Zumuthung — sich in logische Abstractionen hinüber- und durch diese hindurchbewegen denken! Wir können darin wohl ein ungewöhnliches, ein wahrhaft erstaunliches philosophisches Kunststück, aber nimmermehr eine befriedigende Erklärung erblicken.

Doch wir wiederholen mit alle dem nur Einwände, die wir in anderer Form und andrem Zusammenhang schon früher vorgebracht haben. Mag uns der Umstand entschuldigen, daß auch die verschiedenen Beweise des Verfassers für die Existenz des Unbewußten in der Leiblichkeit wesentlich immer auf den Einen Punkt des Nachweises immanenter Zweckmäßigkeit hinauslaufen. Mag es uns aber ebendeshalb auch erlassen sein, die weiteren Capitel über das Unbewußte in der Naturheilkraft und im organischen Bilden zu glossiren. In

beiden Capiteln wieder die anschaulichste, detaillirendste Ausführung des Thatbestandes, die sofort zur Unterlage der Widerlegung der mechanisch-materialistischen Erklärung wird. Denn unverkennbar tritt uns in all' diesen Erscheinungen des organischen Bildens und Wiederherstellens die bis in das Individuellste hinein fürsorgende Herrschaft des Zweckes entgegen. Diese Thatsache einer im Organischen allgegenwärtigen „individuellen Vorsehung", eines allweisen, unendlich auskunftreichen „Hellsehens" führt, lebendig vorgestellt, auf ein seelisches Princip. Der anthropomorphosirenden Auffassung verwandelt sich die Heilkraft und Lebenskraft in eine das Leben bildende und erhaltende Seele, und während nun weiter die theologische Anschauung diese Seele zu einem überall zweckthätig eingreifenden Gott personificirt, so hält die logische Abstraction unsres Philosophen den anthropomorphosirenden Prozeß vor diesem letzten Schritt auf einem mittleren Stadium fest. Die sich verwirklichende typische Idee des Organismus wird nach dem Muster der menschlichen Seele, die menschliche Seele aber alsbald wieder nach dem alten logischen Schema der energirenden Idee, des sich durchsetzenden Zweckes gedacht und auf diese Weise der Terminus „unbewußte Seele" gewonnen. Alles Organische ist unbewußte Intelligenz und unbewußter Wille — es ist Ein und dasselbe Princip, durch welches die Instinkthandlungen und die Reflexbewegungen, und durch welches die heilende wie die bildende Naturkraft erklärt, — das will sagen unter einen gemeinschaftlichen Wortausdruck gebraucht werden.

3.

Dem Nachweis des Unbewußten in der Leiblichkeit folgt im zweiten Hauptabschnitt des Hartmann'schen Werks der Nachweis, daß auch in der Sphäre unsres geistigen Lebens Vieles geschehe, was auf die Thätigkeit jenes Unbewußten zurückgeführt werden müsse. Genauer vielmehr, da ja bereits im Bisherigen vielfach auf das seelische Gebiet hinübergegriffen werden mußte, ist die Aufgabe des Verfassers die, sich nunmehr der Erklärung derjenigen Erscheinungen zuzuwenden, die, anerkannter Maaßen geistiger Natur, doch von den zweifellos bewußten Geistesäußerungen sich charakteristisch unterscheiden. Wir sind von vornherein geneigt, die Sphäre des menschlichen Geisteslebens mit der Sphäre des Bewußtseins zu identificiren. Alles, was innerhalb unseres Geistes sich abspielt, muß sich zum mindesten im Bewußtsein irgendwie reflectiren, und so entsteht die schwierige Frage: was ist unmittelbares Erzeugniß und was

ist bloße Resonanz des Bewußtseins? Im Gebiete der Leiblichkeit lag der Versuch einer Erklärung der Erscheinungen durch eine bewußte Ursache nur in wenig Fällen in der Nähe: es handelt sich dort weitaus in den meisten um die Abwehr materialistischer Erklärungsversuche. Im Gebiete des geistigen Lebens wagt nur der erklärte Materialist die Behauptung, daß das Geistige lediglich Erzeugniß, accidentelle Erscheinung blinder Kräfte sei: es handelt sich also hier vielmehr um die Zurückweisung jenes Verstandesdünkels, der den Geist nur als mühsam überlegenden und verständig berechnenden kennt. Das Unbewußte im menschlichen Geist nachweisen — worin sonst wird es bestehen können als in der reinlichsten und schärfsten Verzeichnung der Grenzen, bis zu denen sich das Reich des Bewußtseins erstreckt?

Allein wie sehr finden wir uns getäuscht, wenn wir mit solchen Ansprüchen an die nächsten Abschnitte unsres Buchs herantreten! Wir erwarten von dem Scharfsinn des Verfassers, von welchem die exacten Zergliederungen physiologischer Hergänge im ersten Theil seines Werks so manche glänzende Probe ablegen, eine Analyse des geistigen Lebens von ähnlicher Feinheit und Genauigkeit, wie wir sie etwa an Kant bewundern, da, wo derselbe das rein Apriorische, das rein Sittliche, das rein Aesthetische auszusondern bemüht ist: wir gewahren statt dessen, daß sein Scharfsinn theils an seiner Systemsucht, theils — und das ist das Schlimmere — an seiner Ueberredungssucht stumpf geworden ist.

An seiner Systemsucht. Denn statt ganz von Frischem und in neuem Anlauf zu zeigen, wie man sich ein Geistiges, das sich unmittelbar mit anerkannt Bewußtem berührt und vermischt, als unbewußt vorzustellen im Stande sei, nimmt er den Beweis der Existenz und Denkbarkeit eines solchen unbewußten Geistes stillschweigend als durch die bisherigen Capitel bereits geführt, an — sehr wider sein anfängliches Vorgehen, daß jedes Capitel in jedem der beiden ersten Hauptabschnitte selbständig die Existenz seines Princips beweisen solle.

Und an seiner Ueberredungssucht. Obgleich er seinen Begriff unbewußter Vorstellung auf das Bestimmteste von den unbewußten Vorstellungen Leibnitzens scheidet, der mit richtigem Urtheil bei der Annahme von Vorstellungen kleinster Bewußtseinsintensität (petites perceptions) stehen blieb: so macht er sich doch beständig unsre Bereitwilligkeit, ein Unbewußtes in diesem Sinne zuzugeben, zu nutze, und läßt ohne Weiteres den Hinweis auf derartiges Unbewußtes als Beweis für sein schlechthin Unbewußtes gelten. Er zeigt ein

ander Mal nur, daß eine geistige Leistung nicht das Ergebniß des discursiven Denkens, des reflectirenden Verstandes sein könne, und er will uns glauben machen, daß damit die gänzliche Nichtbetheiligung des Bewußtseins bewiesen sei!

Herr Hartmann handelt zuerst vom „Instinkt im menschlichen Geist". Es ist ein Thema, noch ein gut Theil interessanter als das von den Instinkthandlungen der Thiere; die Aussicht, darüber in's Klare zu kommen, ist ein gut Theil größer, da uns hier der Weg der Selbstbeobachtung offen steht. Aber als ob die Frage über das Vorhandensein solcher Instinkte, über ihre Möglichkeit, ihr Wesen, ihren Unterschied von denen der Thiere schon entschieden wäre, wird uns alsbald ein ganzer Haufe solcher angeblichen Instinkte aufgezählt und die einzelnen hin und wieder mit ein paar Bemerkungen begleitet, die soeben ausreichen, uns darauf aufmerksam zu machen, daß unser Bewußtsein und unsre Freiheit — wer, außer den extremsten Idealisten, hat jemals daran gezweifelt? — auf dem Grunde der Naturbestimmtheit sich erhebt. Da wird uns ohne Weiteres versichert, daß es einen Instinkt der Todesfurcht, der Schaam, des Ekels, der Putzsucht, der Reinlichkeit, des Mitgefühls, der Mutterliebe, der Dankbarkeit, ja gar einen „Hausstandsgründungstrieb" gebe! Hilf Himmel, wie verschiedenartige Dinge werden da unterschiedslos zusammengeworfen und über Einen Kamm geschoren! Steht wirklich der Instinkt der Mutterliebe auf derselben Linie mit dem angeblichen Hausstandsgründungstriebe, dessen Nichtbefriedigung es sein soll, was die alten Junggesellen so unglücklich macht? Ist es wirklich so ausgemacht, daß der Mensch von Natur dankbar ist? Müssen wir es Herrn Hartmann auf's Wort glauben, daß sich die Schaam ausschließlich auf die Genitalsphäre, der Ekel ausschließlich auf Verhältnisse der Nahrung bezieht? Es ließe sich vielleicht darüber reden, wenn er hinzufügte, daß weiterhin allerdings, in Folge der Einmischung, der berufenen oder unberufenen Einmischung des Bewußtseins, die genannten Empfindungen auch noch andre Beziehungen in sich aufgenommen hätten. Denn darin eben besteht die heillose Verwirrung, die er anstiftet, daß er die Benennungen sittlicher Begriffe, die den zusammengesetztesten Inhalt in sich bergen und durch die ethische Reflexion in der mannigfaltigsten Weise bezogen und verfeinert sind, kurzer Hand zur Bezeichnung der zu Grunde liegenden Triebe braucht. Nicht zwar, als ob er dieses Verhältniß der natürlichen zu den ethischen Tugenden, um mit Aristoteles zu reden, nicht kennte. Er sagt wohl einmal im Vorübergehn,

daß Mitgefühl und Vergeltungstrieb die Wurzeln seien, „aus welchen diejenigen Gefühle und Handlungen hervorsprossen, von welchen die Menschen zunächst die Begriffe des sittlich Schönen und des Rechts durch Abstraction gewinnen": aber wie mochte er sich dann doch der Aufgabe entziehen, von deren Lösung ein so glänzender Versuch in der Ethik des Spinoza vorliegt, der Aufgabe, das Werden und Wachsen des bewußt Sittlichen aus jenen natürlichen Trieben nachzuweisen? Welches ist und wie weit reicht die Wurzel? Welches sind und wo beginnen die Schößlinge aus dieser Wurzel? Wodurch sollen wir uns überzeugt halten, beispielsweise, daß der „Vergeltungstrieb" das Ursprüngliche, und daß er nicht etwa umgekehrt eine aus gewissen Handlungen bewußter Sittlichkeit nachträglich gebildete Abstraction ist?

Damit jedoch noch nicht genug. Noch eine andre, die Absicht unsres Philosophen noch tiefer beeinträchtigende Verwirrung geht damit Hand in Hand. Wenn wir nämlich nur genau erführen, in welchem Sinn er alle jene Instinkte, die er aufgezählt, als Instinkte will angesehen wissen! In dem strengen Sinn, den er uns früher selbst hat kennen gelehrt, oder in dem Sinn des gewöhnlichen ungenauen Redegebrauchs? Er spricht davon, daß solche Instinkte wie Putzsucht, Reinlichkeit, Schaamhaftigkeit „tief im Unbewußten wurzeln". Wir glauben verstanden zu haben, daß es das Wesen des Instinktes sei, unbewußt zu operiren. Wurzeln sie blos im Unbewußten — wohlan, wo fängt das Bewußte darin an, wo hört das Unbewußte darin auf? Was an jenen Regungen ist reiner Instinkt, und welche weiteren Elemente verbinden sich mit dem rein Instinktiven?

Keine Antwort auf alle diese Fragen. Vielmehr aber, nicht einmal das Thatsächliche bemüht sich der Verfasser, mit irgend welcher Schärfe festzustellen. Dem Instinkt der Geschlechtsliebe widmet er ein eignes Capitel. Wer es liest, sollte meinen, daß dem Mann jede Beobachtungsgabe gänzlich fehle, daß die allerersten Regeln der „inductiv-naturwissenschaftlichen Methode" ihm unbekannt seien. Da weiß er uns nämlich — ein Nüchterner unter Trunkenen, wie er selbst bezeugt — in ganz ergötzlicher Weise ein Bild zu entwerfen von dem bethörenden Dämon der eigensinnig auf ein bestimmtes Individuum gerichteten Liebe. Die Thatsache, daß sich in der Liebe der Geschlechtstrieb individualisirt, verwandelt sich ihm in die Phantasie eines „Instinktes geschlechtlicher Auswahl". Vergebens, daß wir ihm bemerken, wie die Kennzeichen des Instinktiven, die irrthumslose Sicherheit insbesondere, bei jener romanhaften Liebe, die er

schildert, leider ganz und gar nicht zutreffen. Vergebens, daß wir ihn bedeuten möchten, wie die individuelle Wahl doch offenbar aus den verschiedensten Elementen bewußten ästhetischen und ethischen Wohlgefallens sich zusammensetze und jene dämonische Gewalt nur durch den Hintergrund des generellen Geschlechtstriebs erhalte. Vergebens! Er, der an anderen Stellen so scharf auf Sonderung dringt, er, der früher den Einfluß des bewußten Geistes sogar auf die organischen Functionen umständlich belegt hat: — hier ist es ihm nun einmal darum zu thun, im Trüben zu fischen; hier soll nun einmal „die bewußte Erkenntniß geistiger Eigenschaften immer und ewig nur bewußte geistige Beziehungen“ hervorbringen können — als ob mit diesem Raisonnement nicht der ganze Zusammenhang des Unbewußten mit dem Bewußten aufgehoben, nicht jede Versittlichung des Natürlichen und damit das Ethische überhaupt in Wegfall gebracht würde! Man wird lebhaft an jene berühmte akademische Frage erinnert, wie es komme, daß ein bis an den Rand mit Wasser gefülltes Gefäß, wenn nun ein Fisch hineingesetzt werde, dennoch nicht überlaufe. Woher jenes verhängnißvolle, instinktive Verlangen nach Geschlechtsbefriedigung gerade mit diesem bestimmten Individuum? Die Frage ist nur gestellt, die Thatsache ist so nur formulirt, weil der doctrinäre Eigensinn des Verfassers im Voraus eine Antwort bei sich festgesetzt hat. Man erinnert sich der betreffenden, mit Metaphysik übertünchten Cynismen Schopenhauer's. Diese Schopenhauer'sche Schrulle, die ja nun auch mit Darwin's Theorie der natürlichen Zuchtwahl übereinstimmt, wird mit einer geringen Modification von Hartmann adoptirt. Es ist die List des Unbewußten, die, zur Erreichung des Zwecks möglichst vollkommener Beschaffenheit der nachfolgenden Generation, dem Liebenden vorspiegelt, daß er gerade nur in der Vereinigung mit dieser Julia oder Rosalinde glücklich sein und ohne dies nicht leben könne! Und so würde es denn dieser Theorie zufolge ein ganz vorzügliches Menschengeschlecht geben, wenn man nur überall die Verliebten gewähren ließe, wenn nur niemals der Verstand der Eltern sich herausnehmen wollte, die Wahl ihrer Kinder zu lenken und gelegentlich gegen die prätendirte Einzigkeit der verliebten Empfindung Einsprache zu erheben! Die Philosophie des Unbewußten passirt die Linie des Cynismus, um auf diesem Umweg mit der Romantik und der Empfindsamkeit zusammenzutreffen.

Wir treten auf wissenschaftlichen Boden erst wieder bei dem Capitel, welches „das Unbewußte im Gefühl“ überschrieben ist. Denn

mittelst einer sorgfältigen Analyse des Gefühls wird hier der Nachweis zu führen versucht, daß unbewußte Vorstellungen und Begehrungen dem Gefühlsleben erzeugend und begleitend zu Grunde liegen. Schade nur, daß dabei dem Verfasser widerfährt, was sich als ein charakteristischer Zug durch sein ganzes Philosophiren hindurchzieht: — er entwickelt im Einzelnen einen haarspaltenden Scharfsinn, um dann plötzlich, an den entscheidendsten Punkten, die wesentlichsten Unterschiede zu übersehn und durch einen Sprung bei den gewagtesten Consequenzen anzulangen!

Die Region des Gefühlslebens muß auf den ersten Blick als ein vorzugsweise günstiges Feld für Untersuchungen erscheinen, deren Stichwort das Unbewußte ist. Der Doppelsinn dieses Wortes ist hier besonders verlockend und irreleitend. Jedermann giebt ja zu, daß wir uns sehr oft der Ursachen unserer frohen und schmerzlichen Gefühle entweder gar nicht oder nur theilweis bewußt sind, ebenso, daß allen Gefühlen, verglichen mit der Klarheit des denkenden Bewußtseins, eine unauflösliche Unklarheit anhaftet. Von eben diesen Thatsachen geht unser Verfasser aus, um weiteren Boden für seine unbewußten Vorstellungen und Wollungen zu gewinnen — und unversehens geht ihm dabei der Begriff des Gefühls als einer eigenthümlichen Thätigkeitsweise des Geistes neben dem Vorstellen und Wollen in die Brüche. Der Umstand, daß wir uns zum Theil über die Willensregungen Rechenschaft geben können, deren Befriedigung wir als Lust, deren Nichtbefriedigung wir als Unlust empfinden, beweist ohne Zweifel die enge Verbindung zwischen Gefühl und Willen. Der Umstand, daß wir unsre Gefühle bis zu einem gewissen Grad im Reflex des denkenden Bewußtseins uns selbst, und, durch das Medium der Sprache, auch Anderen gegenständlich zu machen im Stande sind, beweist desgleichen, daß in der Tiefe unsres Geistes Gefühl und Vorstellung in Einer und derselben Wurzel zusammenhängen. Ganz andere und kühnere Folgerungen jedoch zieht aus diesen Thatsachen der Philosoph des Unbewußten. Das ganze Gewebe des Gefühlslebens löst sich ihm auf in reine Lust und Unlust, die sofort ausschließlich dem Gebiete des Willens zugewiesen werden, und in die den Inhalt des Willens ausmachenden oder mit ihm verknüpften Vorstellungen, in gefühlserzeugende und gefühlsbegleitende Wahrnehmungen. Er hat von hier aus leichtes Spiel, mit dem Nachweis unbewußten Willens und unbewußter Vorstellungen. Für uns nämlich, die wir aus jenen Thatsachen nichts weiter folgern zu dürfen glaubten, als daß das Gefühl mit dem Wollen und Vorstellen man-

nigfach durchflochten und stetig auf Beides bezogen ist, — für uns ist die andere Thatsache, daß wir doch nicht immer die Beziehung auf ein Wollen nachweisen, daß wir andrerseits immer nur unvollkommen, nur bis auf einen ewig unauflöslichen Rest, Gefühle in Gedanken und Worte übersetzen können, ein unumstößliches Zeugniß dafür, daß das Gefühl eine besondre Provinz unsres bewußten Geistes innehat, ein Drittes neben Willen und Vorstellung ist. Anders für Herrn Hartmann. Wo man sich keines Willens bewußt ist, in dessen Befriedigung eine vorhandene Lust oder Unlust bestehen könnten — ein Wille muß darum doch vorhanden sein, und also selbstverständlich ein unbewußter, dessen Inhalt dann weiter in unbewußten Vorstellungen besteht! Und zweitens. Wo wir im Gefühl auf solche anonyme, unmittheilbare, wenigstens durch Sprache unmittheilbare Elemente stoßen — Vorstellungen müssen darum doch die Ursache davon sein, und also selbstverständlich unbewußte, jene Willensbefriedigung begleitende Vorstellungen!

Man sieht: nicht die Thatsachen, welche angeführt werden — die Lust der Mutter an dem Neugeborenen, die aus gewissen Nervenströmungen hervorgehenden Lust- und Unlustempfindungen, die indefinissablen Stimmungen, die wir höchstens mittelst der Musik zum Ausdruck bringen können — nicht diese Thatsachen sind das eigentlich Beweisende. Der Beweis vielmehr hängt ganz und gar an der versuchten Auflösung des Gefühls überhaupt in Willen und Vorstellung, an der Behauptung, daß der Kern des Gefühls, die Lust als solche, die Unlust als solche, nichts Anderes sei, als „Befriedigung und Nichtbefriedigung des Willens". Durch ein Verfahren, das nichts zu wünschen übrig läßt, leitet Herr Hartmann den Beweis dieses Satzes ein. Auf's Reinlichste schält er jenen Kern aus den die Lust und Unlust begleitenden und sie dadurch qualitativ in der mannigfachsten Weise differenzirenden Wahrnehmungen — der Zuthat des Vorstellens — heraus. Hier jedoch hält mit Einem Mal seine Sonderungslust still. Er sieht nicht, daß er in seine Definition: „befriedigter Wille" den Begriff der Lust vollkommen unerklärt wieder hineingenommen und ihn nur mit dem Begriff des Willens in völlig kritikloser Weise zusammengekoppelt hat. Denn „befriedigter Wille" — was wäre denn Befriedigung, wenn es nicht ein Synonym oder eine Species von Lust ist? Woher wüßte ich denn, was ich mir unter Befriedigung zu denken habe, wenn ich blos ein wollendes und nicht zugleich und außerdem ein empfindendes Wesen wäre? Der befriedigte Wille, offenbar, kann nicht gewollt, sondern kann nur em-

pfunden werden; er ist ohne diese neu hinzutretende Bewußtseinserscheinung einfach ein Wille, der sich realisirt hat; seine Befriedigung kann entweder nur ich, oder er selbst empfinden; wir hätten ihn uns im letzteren Falle als ein selbst empfindungsfähiges Subject, als ganz etwas Anderes also zu denken, als wie ihn Herr Hartmann uns bisher vorgeführt hat: in keinem von beiden Fällen aber werden wir das unbequeme Ding, das Gefühl los. Es taucht als ein eigenartiges Drittes unvertilgbar neben dem Vorstellen und dem Wollen auf, und gleich ohnmächtig erweist sich dagegen die Sorgfalt, mit der es von jenem losgelöst und die Umstandslosigkeit, mit der es in dieses hineingestopft wurde.

Sehr unbequem, fürwahr, muß dieses Ding dem Verfasser erscheinen, da er so einfache Betrachtungen anzustellen unterließ. Und warum so unbequem, das errathen wir leicht. Der ganze Begriff „unbewußter Geist" nämlich hat nur so lange einige Aussicht, sich zu halten, so lange es gelingt, einen Geist ohne das Moment des Fürsichseins, der Rückbeziehung auf sich vorzustellen. Aus der Vorstellung läßt sich dieses Moment allenfalls hinwegdenken, sofern wir dem psychologischen Begriff des subjectiven Vorstellens den logisch-metaphysischen des objectiven Gedankens, der Idee unterschieben, — eine Unterschiebung, die seit der Platonischen Ideenlehre in den verschiedensten Fassungen und Wendungen immer wiedergekehrt ist. Schwerer schon fällt es, den Willen in ähnlicher Weise seiner subjectiven Lebendigkeit zu berauben und ihn auf die logische Bedeutung eines ideellen Bewegungsanstoßes, einer sich realisirenden Möglichkeit, eines anonymen, subjectlosen Strebens oder dgl. herunterzubringen, — wiewohl dabei wieder Aristotelische Begriffe, der Begriff des sich selbst realisirenden Zwecks, der Entelechie, unschätzbare Dienste leisten. Wäre also der bewußte Geist nur vorstellend und wollend, so könnte zur Noth von unbewußtem Geist in dem Sinne etwa der Aristotelischen Energie oder der sich selbst bewegenden Hegel'schen Kategorien geredet, und diese Abstractionen könnten durch den Hinweis auf die in der Sphäre des Organischen überall sich aufdrängenden zweckmäßigen Hergänge anschaulich gemacht werden. Eben darin bestand ja bis hieher das Verfahren unseres Philosophen. Aber am Ziele wird er offenbar erst angelangt sein, wenn er eben auch das Gefühl in ähnlicher Weise logisirt und objectivirt haben wird; sein unbewußter Geist entbehrte sonst ein Prädicat, das wir nun einmal mit dem Begriffe Geist, von dem uns zunächst allein bekannten bewußten Geist aus, gerade so

nothwendig verbinden, wie die Prädicate der Vorstellung und des Willens. Eine verzweifelte Aufgabe! Denn gerade in der Verbindung mit dem Gefühl bekömmt auch die Vorstellung und der Wille jenen Charakter des Sichselbsterscheinens, den nun wieder das Unbewußte als Unbewußtes schlechterdings nicht haben darf. Was bleibt da übrig, als die Augen entschlossen zuzumachen und das Gefühl als solches zu exstirpiren? Mittelst des Umweges der Zurückführung auf die bequemeren Begriffe Vorstellung und Wille muß auch das Gefühl seiner psychologischen Bedeutung enthoben — es muß durch die logische Formel: „Willensbefriedigung" wenigstens scheinbar bei Seite geschafft werden!

Scheinbar! Denn daß es zugleich heimlich mitgedacht, stillschweigend doch in Gedanken behalten werde, das wird sich bald genug als nothwendig erweisen. Für's Erste wenigstens ist der Scheintodte begraben, und wir haben zuzusehen, was davon die Folge ist.

Eine ganze Reihe von Capiteln giebt uns die Gelegenheit, darüber in's Klare zu kommen. Es sind nämlich nun weiter die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins, der ästhetischen Empfindung und der künstlerischen Production, der Sprache, der Entstehung der Wahrnehmung, des Denkprozesses und der Geschichte, an denen abermals die Entstehung des Unbewußten erwiesen, die Idee desselben erläutert wird — lauter Thatsachen, wie man sieht, bei denen längst schon von Anderen, und zwar nicht bloß von den Jüngern der Romantik, in der verschiedensten Weise erkannt wurde, daß sie auf eine Tiefe des geistigen Lebens zurückweisen, die durch die bewußte Ueberlegung nicht abgereicht werde. Der Gedanke des Unbewußten also findet hier eine schon bereitete Stätte: unser Philosoph scheint sich damit auf einem von der heutigen Wissenschaft bereits anerkannten Boden zu befinden.

Am wenigsten ist dies der Fall bei dem zuerst zur Sprache kommenden Gebiet des Sittlichen. Auch der Entstehungsprozeß dessen, dem wir die Prädicate sittlich und unsittlich beilegen, soll nach Hartmann „in der tiefsten Nacht des Unbewußten" liegen, diese Prädicate selbst dagegen sollen Schöpfungen des Bewußtseins sein, Nachurtheile der Reflexion, von einem Standpunkt, der keine absolute, auch auf die Sphäre des Unbewußten sich erstreckende, sondern nur relative Gültigkeit habe. Es fällt zunächst schwer, diese Ansicht mit dem in einem früheren Capitel über den Instinkt der Dankbarkeit, der Schaam u. s. w. Vorgetragenen zu vereinigen. Denn wenn nun geleugnet wird, daß diese Instincte als solche etwas Moralisches seien,

so entsteht die Frage, woher erhebt sich innerhalb der Sphäre das Bewußtseins jenes Gefühl eines unbedingten Werthes, welches wir mit den Tugenden und Pflichten verbinden? Wer dieses Werthgefühl leugnete, der würde den Begriff des Sittlichen überhaupt aufheben; wer es anerkennt, dem erwächst die Verpflichtung, es zu erklären. Die Behauptung, daß dasselbe eine bloße Illusion des Bewußtseins sei, ist natürlich keine Erklärung, denn diese Illusion müßte doch selbst wieder entweder aus der Natur des Bewußtseins oder aus dem Verhältniß des Letzteren zu dem Unbewußten abgeleitet werden. Hier also reißt auf einmal der Faden des Zusammenhangs zwischen Bewußtem und Unbewußtem. Hier läßt uns die Hartmann'sche Philosophie in derselben Rathlosigkeit, wie der Materialismus, der gleichfalls den Werth des Ethischen für einen bloßen Schein erklärt, der sich, ebenso wie der Reichthum des intellectuellen Lebens, vollkommen unbegreiflich aus dem blinden Grunde des Materiellen erheben soll. In Beziehung auf die Factoren des intellectuellen Bewußtseinslebens vermeidet Hartmann diesen Fehler der materialistischen Ansicht; denn blind ist sein Unbewußtes nicht, sondern sehend und zwar hellsehend; die logischen Beziehungen sind ihm nicht bloße Spiegelfechtereien des Bewußtseins; sie vielmehr spinnen sich aus dem vorbewußten in den bewußten Geist hinüber und verbürgen auf diese Weise die Existenz einer gültigen Wahrheit. Es giebt Wahrheit als eine Realität, — aber es giebt Sittlichkeit nur als einen Schein und Namen. Man sieht, die Folgen der obigen Gefühlstheorie beginnen sich zu entwickeln. Ein richtiger Tact hat unsern Verfasser davor bewahrt, das Sittliche einfach auf das Vernünftige zu reduciren; er würde bei einer solchen Ansicht die Mittel vollkommen bei der Hand gehabt haben, den Ursprung desselben bis in sein Unbewußtes zurückzuverfolgen. Vielmehr, *so weit* ihm das Gute und Böse ein sich realisirendes Logisches ist, soweit es sich in Zweckbeziehungen auflösen läßt: soweit ist es ihm in der That ein Reales, soweit ruht es auf den im Unbewußten sich gründenden Instinkten und auf dem im Unbewußten wurzelnden individuellen Charakter. Dahingegen soweit ein specifischer *Werth*, eben der eigenthümliche Werth damit verknüpft ist, den wir mit den Worten gut und böse bezeichnen: soweit spielt es sich ausschließlich auf der Spiegelfläche des Bewußtseins als eine Illusion ab. Woher das? Deshalb, weil der Exponent eines Werthes einzig das Gefühl der Lust und Unlust in seiner Beziehung auf den vernunftbestimmten Willen ist, — Gefühl aber nimmermehr ein selbstständiges Element des Unbewußten sein kann.

Es ist nur eine andere Erscheinungsform eben dieses Grundirrthums, wenn nach Hartmann das Wollen als solches und der individuelle Charakter dem Individuum immer nur durch Rückschlüsse aus dem Handeln bekannt sein soll. Wie das Unbewußte in mir auf die jeweiligen Motive reagiren werde, wie beschaffen mein praktisches Ich ist, das soll ich schlechterdings nur nach der Hand kennen zu lernen im Stande sein; die sogenannte Freiheit, anders gesagt, soll lediglich in der Unwissenheit über die mir durch das Unbewußte in jedem einzelnen Fall aufgenöthigte Handlungsweise bestehen. Natürlich! Wenn das Gute und Böse nur zufällige Prädicate sind, bedeutungslos an sich, bedeutend nur für den von seinem Grund und Boden, von dem Zusammenhang mit dem Unbewußten isolirten Standpunkt des Bewußtseins, so kann auch von einem stetigen Uebergang meines intelligiblen, jenseits des Bewußtseins liegenden Ich in das mir im Lichte des Bewußtseins erscheinende Ich nicht die Rede sein. Zwischen Beidem besteht eine Kluft. Jenseits derselben ist Naturnothwendigkeit; diesseits derselben die Einbildung der Freiheit. Die Wahrheit aber ist, daß nicht die Freiheit und mein individuelles Wollen, sondern jene Kluft, der unvermittelte Gegensatz und das Umschlagen aus realer Naturnothwendigkeit in den Schein der Freiheit, das Unbegreifliche ist. Die Nichtachtung des Gefühls, die Beschränkung des geistigen Lebens auf die Elemente des Wollens und Vorstellens, weiterhin die Umdeutung dieser Elemente in subjectlose Abstractionen — das trägt die Schuld, daß es in dieser Weltanschauung keinen Ort für die Freiheit giebt. Dieser Ort, der Sitz der Freiheit ist in Wahrheit just auf dem Uebergange aus der unbewußten Werkstätte der uns verborgenen Vorgeschichte des Willens in den sich entscheidenden und zur That schreitenden. Hier ist es, wo ich mir meines Willens in innerer Erfahrung als eines ganz Unvergleichlichen, Einzigen intim bewußt werde, als einer Macht, von der alle andere Vorstellung von Macht, als eines Werthes, von dem alle andere Werthsetzung erst abgeleitet ist. Von hier erst schließe ich zurück auf ein vorausgegangenes Werden dieses Willens, das ich nun nur als einen mir unbekannten Mechanismus denken kann, da sogar die Kategorie von Ursach und Wirkung nur der veräußerlichte, in das Dunkel des objectiven Seins hineinprojicirte Reflex meines Willens ist. Von hier andrerseits empfange ich einen unbedingten Maaßstab für die Werthmessung aller Beziehungen des bewußten Lebens und schaffe durch diese Messung die sonst unbegreiflichen und nichtigen Begriffe des sittlich Guten und Bösen.

Jener Grundschaden der Psychologie des Unbewußten, daß in derselben der Begriff eines in Lust und Unlust auf sich selbst Bezogenen schlechterdings nicht gebraucht werden kann, der Geist also verstümmelt werden muß, übt natürlich einen weniger empfindlichen Einfluß auf die Erkenntnißtheorie des Verfassers. Seine Auseinandersetzungen über das Unbewußte im Denken und über das Unbewußte in der Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung schließen sich daher am ungezwungensten an die gegenwärtig in der Wissenschaft herrschenden Ansichten an. Es sind schätzenswerthe Beiträge zur Wissenschaftslehre, die im Wesentlichen darauf hinauslaufen, daß eine apriorische That des Geistes anerkannt wird, durch welche vor aller Erfahrung und vor aller bewußten Begriffs- und Urtheilsbildung die Elemente der Erkenntniß mit unbedingter Zweckmäßigkeit und mit objectiver Wahrheitsgeltung erzeugt werden. Der Verfasser befindet sich damit einestheils im Widerspruch gegen die empiristische Erkenntnißthorie, andrerseits tritt er der Kant'schen Ansicht von der blos subjectiven Gültigkeit der synthetischen Formen unsrer Sinnlichkeit und unsres Verstandes entgegen. Besonders die ausführliche Auseinandersetzung mit Kant in der kleinen hier eingreifenden Schrift „über das Ding an sich und seine Beschaffenheit" ist von musterhafter Klarheit und zeugt, wie fast alle kritischen Arbeiten des Verfassers, von einer bewunderungswürdigen Kraft der Analyse und der Penetration in fremde Gedanken, der eine ebenso große Gabe der Veranschaulichung des Abstracten zur Seite geht. Auch ohne die sonstige Theorie unsres Kritikers über das Wesen des Unbewußten zu theilen, kann man sich seine Formulirung des Apriorischen als des vom Unbewußten Gesetzten, das nur als Resultat in's Bewußtsein trete, gefallen lassen. Zur Erklärung der Genesis unsrer Vorstellungen aus dem Vor- oder Unbewußten bedarf es eben nur der Anerkennung, daß dasselbe ein Logisches ist. Daß das Raumerschaffen unsrer Seele als eine Instinkthandlung, als eine Zweckthätigkeit ohne Zweckbewußtsein bezeichnet wird, daß die unsrem bewußten Denken sich unterbreitenden sie hülfreich leitenden und begleitenden Vorgänge auf Rechnung des intuitiven Denkens oder des Hellsehens des Unbewußten gestellt werden — diese Ansichten enthalten wesentlich Richtiges auch dann, wenn wir darin nur Hülfsvorstellungen erblicken, deren wir, in dieser oder jener Formulirung, doch in der That nicht entbehren können. Die Erkenntniß ist immer nur aus einem ursprünglich Erkennenden zu erklären, und von der Frage, was das Letztere etwa noch sonst sei, ob es ohne Beziehung auf ein ursprünglich Ethisches gedacht werden

könne, ob der Uebergang in bewußte Wahrnehmung und in discursives Denken auch nur möglich sei, wenn in dem geheimnißvollen Apriori nicht von Hause aus zugleich ein Moment der auf ein Inneres sich zurückbeziehenden Werthempfindung gesetzt wird — von dieser Frage können wir auf dem Gebiete erkenntnißtheoretischer Untersuchungen noch am ehesten abstrahiren.

Die ganze Schwäche dagegen einer Ansicht, die keinen andren psychologischen Factoren kennt als die Vorstellung und den Willen, kömmt von Neuem bei den nun folgenden Capiteln zum Vorschein. Gerade an der Aufmerksamkeit auf die eigenthümliche Natur des künstlerischen und des religiösen Bewußtseins, auf das Wunder der Sprache und die Räthsel der Geschichte ist es immer wieder offenbar geworden, daß das geistige Leben nicht ohne Rest aufgeht in das Logische, gerade an der Analyse dieser Manifestationen des menschlichen Geistes hat sich wiederholt schon der einseitige Rationalismus gebrochen. So wird die Humboldt'sche Sprachphilosophie von durchaus rationalistischen Ausgängen zur Anerkennung eines den Kern des Gedankens verhüllenden Gemüthsantheils in den Bildungen der lebendigen Sprache fortgezogen; so wird der Gedanke eines lebendigen Zusammenspielens der Gemüthskräfte, einer Harmonie, die nur eines irrationellen Ausdrucks fähig sei, in der Kritik der Urtheilskraft über die strenge Scheidelust Kant's mächtig; Schiller entdeckt an dem Leitfaden dieser Kant'schen Erörterungen, wie das Schöne eine volle Offenbarung der ganzen, sinnlich-sittlichen Menschennatur sei, und einen Augenblick geht nunmehr unsre gesammte deutsche Philosophie durch den Meridian der poetischen Weltanschauung unsrer Dichter hindurch. An der poetisch angeschauten Natur, an der Versenkung in den Gedanken der lebendigen Liebe und der lebendigen Schönheit erfrischt sich einen Augenblick unsre Speculation, ein Tropfen Mystik fällt in die alte Logik und Metaphysik, — bis freilich nur zu bald ein neuer Panlogismus sich niederschlägt, der die irrationelle Fülle des geistigen Lebens in künstlich geschlungene Arabesken der Reflexion birgt.

Man sollte nun meinen, daß eine Ansicht, die von dem richtigen Aperçu ausgeht, daß das Schöne so wenig wie die Sprache oder die Geschichte ein verständig Gemachtes sei, daß eine aller Reflexion unendlich überlegene Macht diesen Geistesoffenbarungen zu Grunde liege, — man sollte meinen, daß eine solche Ansicht geneigt sein müsse, sich auf den Nachweis der Elemente einzulassen, die mit dem Verstand zusammenwirken, um jene eigenthümliche Lebendigkeit in Scene

zu setzen. Statt dessen findet sich unser Philosoph mit dem Irrationellen ein für allemal ab, all' seine Mystik concentrirt und erschöpft sich in der Berufung auf das Unbewußte. In dieser unergründlichen Tiefe geht es übrigens ganz so ergründlich her wie auf der Oberfläche des verständigen Bewußtseins. Das Unbewußte ist allerdings „intellectuelle Anschauung", es leistet auf wunderbare Weise, was das Bewußtsein nur mühsam, irrend, unvollkommen zu Stande bringt, allein es hat schlechterdings keine anderen Hülfsquellen und keinen anderen Inhalt als der berechnende Verstand mit seiner Logik. Das einzige Nichtlogische an dem Unbewußten ist der allmächtige Wille, der mit Einem Schlage den logischen Inhalt realisirt. Keine Rede davon, daß es in Sprache und Kunst auch einen logisch nicht auflösbaren Gehalt giebt; für alles Alogische ist der Wille gut — ein bequemer Name für die Summe alles dessen, worüber durch eine eingehende Analyse sich zu verständigen gerade das specifische Interesse einer Sprach- und Kunstphilosophie wäre. Abgesehen von dieser einzigen, angeblich völlig alogischen Potenz, die sich eben deshalb aller Analyse entzieht, und abgesehen von der Fiction jenes hellsehenden, intellectuell anschauenden Unbewußten, ist die ganze Welt mit ihrer Schönheit und sonstigen Lebendigkeit logisch durchsichtig bis auf den Grund, so daß sich der dürrste Rationalismus nun ungestört, nachdem er sich kurzer Hand den Rücken gedeckt hat, von Neuem entfalten kann!

Und so müssen wir uns denn zuerst sagen lassen, daß eine absolut richtige Aesthetik den dem ästhetischen Urtheil und der ästhetischen Production zu Grunde liegenden unbewußten Prozeß „vollständig in Begriffe und discursives Denken" zu übersetzen im Stande sein würde, daß das Schöne lediglich eine besondere Erscheinungsform des Logischen sei, und daß es völlig überflüssig sei, zur Erklärung des Schönen, in dem schöpferischen Unbewußten neben dem Logischen noch etwas Andres anzunehmen. Ja, es wird wunderlicher Weise hinzugefügt, daß schon die Geschichte der Aesthetik deutlich auf dieses Ziel, auf die Herleitung aller und jeder Schönheit aus logischen Momenten hinweise. Die Geschichte der Aesthetik! Nichts vielmehr als die Unmöglichkeit einer solchen Herleitung ist deutlich durch diese Geschichte erwiesen. Kant, Schiller, Schopenhauer, Schelling, Herbart, Lotze — wo wir nur hinblicken, sehen wir im Gegentheil, daß gerade das Schöne und die Kunst die Philosophie von der Logik seitab geführt und ihr Anschauungen aufgedrängt haben, die in weiterer Durchführung zu einer Correctur des rein rationalistischen Philo-

sophirens ausschlagen müssen. Bleibt einzig und allein die Hegel'sche Aesthetik übrig, — derjenige Theil des Hegel'schen Systems, der, wie schon Danzel treffend bemerkt hat, mehr als irgend ein andrer den Vorwurf rechtfertigen kann, daß dasselbe ein neuer Wolfianismus sei.

Nicht ganz so direct, aber doch zwischen den Zeilen wird uns dasselbe in Beziehung auf die Sprache gesagt, und die Consequenz des Hartmann'schen Systems läßt augenscheinlich nichts Andres zu. Auch mit dem Mysterium der Sprache findet er sich durch die Zurückverlegung ihres Ursprungs in das Unbewußte — in den Sprachbildungsinstinkt der Menschheit — ein für allemal ab. Daß dieser Masseninstinkt aus der Tiefe der ganzen vollen Menschennatur heraus das lebendige Kleid der Sprache wirke, daß dieses Kleid nicht blos einen intellectuellen Körper umhülle, sondern daß lebendig empfundene Werthe, unmeßbar durch bloße Begriffe, wenn auch mit ihnen verwachsen und lebendig auf sie bezogen, im articulirten Laute, in den Worten, Formen und Verbindungsweisen der Sprache sich ausprägen, davon wird keine Sylbe gesagt. Diese ästhetischen und ethischen Gewichte, die sich dem logischen anhängen und die Sprache nicht minder zum Vehikel der poetischen und sittlichen wie der reflectirenden und wissenschaftlichen Thätigkeit machen, würden natürlich von unserem Verfasser nicht geleugnet werden, aber sie wiegen nicht selbständig — sie würden sich, eben wie das Aesthetische und Ethische für sich, theils auf Logisches, theils auf nachträgliche Bewußtseinsspiegelungen reduciren lassen müssen. Mystisch nur der Entstehung nach, ist unserm Philosophen auch die Sprache ihrem Gehalt und Wesen nach ein durchaus Rationelles!

Und ein ebenso Rationelles, ferner, ist ihm die Geschichte. Auch sie nicht in dem Sinne, daß sie das Product bewußter Selbstthätigkeit und freier Berechnung wäre. Ausdrücklich vielmehr polemisirt er gegen den rationalistischen Standpunkt der älteren sowie der heutigen englischen Geschichtsphilosophie. Wohl aber in dem Sinne, daß das leitende Princip ihrer Bewegung die Vernunft, die absolute Weisheit des nie irrenden Unbewußten ist, „welches das absolut Logische selbst ist". Und hier zuerst erfahren wir denn auch, worin nach Hartmann die Summe aller Logik besteht und was ihm als höchster Ausdruck des Logischen gilt. Die Vernunft, heißt es bei Hegel, ist das zweckmäßige Thun. An dieser Zweckmäßigkeit des Wirkens wurde uns die Existenz des Unbewußten schon in den Naturhergängen erwiesen. Durch diese Kategorie ist dann weiter bei Hegel die ganze Logik in der Weise bedingt, daß sie als eine Stufenfolge sich

aus einander entwickelnder Momente der Vernunft erscheint. Die Vernunft ist bei Hegel — und ist ebenso bei Hartmann ein sich Entwickelndes. Organische Entwicklung ist in Folge dessen das die Geschichte beherrschende höchste logische Gesetz. Vollständig laufen in diesem Punkte, ähnlich wie in der Ansicht über das Wesen des Schönen, die Linien der Hartmann'schen mit denen der Hegel'schen Philosophie zusammen. Eine seltsame Entdeckung. Nichts als die immer wiederkehrende Hervorhebung des Zweckbegriffs konnte uns im Bisherigen auf diese Entdeckung vorbereiten — keine Spur im Uebrigen, daß, wo von der Logik des Unbewußten die Rede war, die Logik im Sinne Hegel's gemeint sein könne. Und wie sich diese Entwicklungslogik mit den sonstigen Gedanken unsres Philosophen verträgt, das mögen in der That die Götter wissen. Eine solche geschmeidige, bewegliche Vernunft erhält Hegel gerade nur dadurch, daß ihm die intellectuelle Anschauung die Form auch des bewußten Erkennens ist, daß er den von Hartmann festgehaltenen Unterschied eines nur dem Unbewußten eignenden intuitiven und eines für den Standpunkt der bewußten menschlichen Vernunft allein möglichen discursiven Denkens nicht kennt oder doch das Letztere nur dem einseitigen Verstande zuschreibt. Darin gerade besteht das Geistreiche und Tiefsinnige der Hegel'schen Lehre, daß er die mehr als blos logische Lebendigkeit, das Mystische des künstlerischen und religiösen Gemüthsprozesses, das Zusammen von Denken und Anschauung, die Einheit von Subjectivem und Objectivem zur Norm alles wahren Denkens macht. Er sucht damit eine Aufgabe zu lösen, so unlösbar wie die Quadratur des Cirkels; er löst sie ebendeshalb nur scheinbar, nur durch eine Reihenfolge unmöglicher Compromisse — aber gleichviel: die Tendenz ist doch keine andre als die, in der Flüssigkeit der ineinander überspielenden, am Ende des Weges sich in den Anfang zurückbiegenden Kategorien, in dem Organismus der dialektischen Entwicklung eben, die innerste Natur der intellectuellen Anschauung darzulegen. Er projicirt, um die Sprache Hartmann's zu reden, die intuitive Logik des Unbewußten auf die Fläche des Bewußtseins. Verhält es sich aber so, so ist diese Logik für eine Philosophie, deren Grundgedanke die Differenz des Bewußten und Unbewußten ist, absolut unbrauchbar. Das Unbewußte kann in seiner immanenten Logik nicht Entwicklung sein, denn das Moment des Discursiven, das Nacheinander, existirt für das Unbewußte nicht. Das Bewußte kann nicht in der Form der dialektischen Entwicklung denken, denn das Moment des Intuitiven liegt für das Bewußtsein neben dem Discursiven.

Mit welchem Recht denn also nimmt Herr Hartmann das Gesetz der Entwicklung für die Geschichte in Anspruch? In dem Hegel'schen System ist in dieser Beziehung Alles in Ordnung. In zeitlicher Erscheinung, in der Ausprägung des lebendigen Menschendaseins ist nach ihm die Geschichte dieselbe Vernunftentwickelung, die wir in der Logik im reinen Elemente des begreifenden Denkens uns vergegenwärtigen, und die Geschichte wird ihm rückwärts zum Beweise für die dialektische Natur der reinen Vernunft. Anders liegt die Sache bei unserem Philosophen. Wenn er uns zeigte, daß in der Geschichte eine immanente Zweckmäßigkeit walte, wie er uns dies an zahlreichen Thatsachen des Naturlebens gezeigt hat, so wäre von hier aus — den Gedanken des Unbewußten einmal zugegeben — der Schluß gerechtfertigt, daß sich darin die intuitive Logik dieses Unbewußten manifestire. Wenn aber derselbe Schluß auf den Nachweis organischer Entwicklung in der Geschichte gebaut wird, — wie sollen wir mit dem Begriff des intuitiv Logischen den Begriff eines sich Entwickelnden, also aus discreten Momenten erst allmählich sich Vollendenden verbinden? Wo bleibt da das Zumal, die unzersplitterte Schlagfertigkeit der unbewußten Vernunft? Doch was sprechen wir von einem Nachweis des die Geschichte beherrschenden Entwicklungsgesetzes! Die gerühmte inductiv naturwissenschaftliche Methode, der wir in den auf die Natur bezüglichen Partien unsres Werks so viel unterhaltende Ausführungen verdankten, scheint auf einmal gänzlich bei Seite gesetzt. Daß die Menschengeschichte eine fortschreitende Entwicklung ist, dieser Satz ist dem Verfasser von vorn herein eine feststehende „große Wahrheit". Er begnügt sich damit, einige dagegen vorgebrachte unzulängliche Einwürfe zurückzuweisen. Er stützt sich zu unsrer höchsten Ueberraschung für diese große Wahrheit — auf den von Hegel geführten Beweis! Am überzeugendsten hat uns, nach Hartmann, Hegel das Gesetz der Entwicklung an der Geschichte der Philosophie aufgezeigt. Nun ist jede Philosophie (auch das ist ein Hegel'scher Gedanke) „nur der bewußteste Ausdruck der so eben ihren Gipfel überschritten habenden Culturperiode" — auch die Culturepochen folglich verhalten sich als Phasen einer aufsteigenden Entwicklungsreihe. Wie viel oder wenig nun an diesen Hegel'schen Sätzen richtig sei — in keinem Falle durfte sich Hartmann auf den Hegel'schen Beweis für dieselben berufen. Denn dieser Beweis beruht auf Voraussetzungen, welche jener weder zugeben kann, noch anderwärts zugegeben — ja, welche er ausdrücklich bestritten hat. Er beruht im

letzten Grunde auf dem nach Hülsen's Vorgang von Hegel weiter durchgebildeten Fichte'schen Gedanken, daß der empirische Charakter der Vernunft ein successives Werden ihrer selbst, zeitliches Zusichselbstkommen, dieselbe Rückkehr zu sich sei, welche auch zeitlos und an sich das Wesen der Vernunft ausmache. Er beruht in seiner Durchführung auf der Anwendung jener dialektischen, durch die Vereinigung von Gegensätzen fortschreitenden Methode, gegen die Herr Hartmann eine eigne Schrift gerichtet hat, beruht auf einer Logik, in deren Principien Herr Hartmann nach eben dieser Schrift den Tod aller gesunden Logik und die ärgste Beleidigung des gesunden Menschenverstandes erblickt! Das Alles thut nichts! Die Idee von dem „großartigen Organismus der Entwicklungsgeschichte der Menschheit" wird von ihm einfach adoptirt. Die Idee, das „absolut Logische", hat nur den Namen gewechselt. Wenn es bei Hegel die „List der Vernunft" ist, daß sie die Leidenschaften der Menschen für sich wirken läßt, daß sie die Individuen aufopfert und preisgiebt, so ist es bei Hartmann das Unbewußte, welches die Helden der Geschichte „düpirt", um mit ihrer Hülfe Entwicklung zu spielen. Logik und zwar dialektische Logik ist hier wie dort der Kern der Geschichte. Und wie gefährlich es ist, diesen Boden zu betreten, das kömmt sofort noch weiter in den historischen Perspectiven zum Vorschein, die uns auf einmal unser Verfasser eröffnet. Wäre es etwa doch, um einen eignen, neuen, einen „inductiven" Beweis für jenes Entwicklungsgesetz zu führen, wenn er uns zuerst „das Skelett der Entwicklung der Staatsidee" und dann ebenso den Gang der socialen Entwicklung zu zeichnen versucht? Vielmehr: das rollende Rad der dialektischen Logik reißt ihn fort wie der Umschwung des Himmels die an den übersinnlichen Ort zum Schauen der Idee gelangten Götter und reinen Seelen; das absolut Logische ist dem Lobredner der „inductiv naturwissenschaftlichen Methode" zu Kopfe gestiegen; ein echter Schüler der sonst von ihm bekämpften speculativen Weisheit construirt er uns vor, wie das Ziel der staatlichen Entwicklung die Synthese von Großstaat und Republik auf der Grundlage der indirecten Verwaltung, das Ziel der socialen Entwicklung, nach dem Hindurchgehn durch die drei Phasen des freien Naturzustandes, der persönlichen Herrschaft und der Capitalsherrschaft, die „freie Association" sein werde. Diese Constructionssucht mit einer starken Anwandlung zum Prophetismus ist allemal die natürliche Folge der Absolutisirung des Logischen, und unser Philosoph fällt dabei nur insofern aus seiner Rolle, als er sich dabei mit seinem bewußten Denken an die Stelle des allwissenden Unbewußten

versetzt, — während er uns doch in demselben Athem versichert, daß die Menschen zwar die einzelnen Handlungen, nicht aber das Ziel der Entwicklung im Bewußtsein haben können!

Alle unsere Auseinandersetzungen, um es zusammenzufassen, laufen darauf hinaus, daß unser Verfasser, trotz seiner immer wiederkehrenden Polemik gegen panlogistische und rationalistische Ansichten, auf's Tiefste selber in dem Geiste dieser Ansichten befangen ist, mag er nun, wie in dem Capitel von der Geschichte, der Hegel'schen oder, wie anderwärts, der gewöhnlichen Logik huldigen. Alle Wunder des Geisteslebens und alle seine Lebendigkeit werden in das Dunkel des Unbewußten zurückgeschoben. Dieses Dunkel aber bei Lichte besehen — denn darauf läuft es doch hinaus, — ist das Unbewußte nichts als allmächtiger, ins Absolute erhobener Verstand, — Verstand mit dem Vorrecht der Irrthumslosigkeit, der anschauenden Unmittelbarkeit, der schöpferischen Allweisheit und Allgegenwart! Man könnte etwa meinen, in dem Capitel von der Mystik einer anderen Auffassung zu begegnen: — dieses Capitel drückt im Gegentheil unserer Kritik das Siegel der Bestätigung auf. Denn wird uns hier etwa, wie man vermuthen möchte, eine Zergliederung jener Gemüthsprozesse gegeben, denen alle religiöse Erhebung ihren Ursprung verdankt? So wenig wie es versucht wurde, die specifische Natur des Sittlichen und des Aesthetischen darzulegen! Alle Mystik besteht einfach in der Erfüllung des Bewußtseins mit einem Gefühls-, Gedanken- oder Willensinhalt durch unwillkürliches Auftauchen desselben aus dem Unbewußten; mystisch ist nichts als das Herüberwirken des Unbewußten in das Bewußtsein — mystisch eben deshalb, nach Ausweis der früheren Capitel, auch das ästhetische Gefühl, auch die Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung und die unbewußten Vorgänge beim Denken, Fühlen und Wollen überhaupt. Mystisch ist die Religion nur insofern vorzugsweise, weil in ihr eben dieses Eintreten des Unbewußten in die bewußte Geistesthätigkeit, das Verhältniß des Individuums zum Absoluten, zugleich zum Inhalt des Gemüthserlebnisses und der dieses Erlebniß beleuchtenden Reflexion gemacht werde. Man sieht hieraus, wie sich der Begriff des Mystischen schlechthin universalisirt — ungefähr so und wesentlich aus demselben Grunde, weshalb auch den Stoikern von den Wunderwirkungen des Gebetes und der Magie bis zu den alltäglichen Erscheinungen der Natur Alles als Wirkung der Einen, durchgehenden Weltvernunft erschien. Alles Mystische,

mit anderen Worten, betrifft nur die Form: der Inhalt ist das „absolut Logische", und sowohl die Religion daher wie die mystischen Conceptionen origineller Denker lassen sich aus der Unbestimmtheit des Gefühls und weiterhin der bildlichen Vorstellung in die Bestimmtheit des Begriffs und des rationellen Systems übersetzen. Die Philosophie des Unbewußten trifft abermals mit Hegel, sie trifft diesmal zusammen mit dem Rationalismus der Hegel'schen Religionsphilosophie.

Mit einer einzigen Frage, die sich gerade hier unmittelbar anknüpft, sind wir bei dem Allen im Rückstand — mit der Frage, wie denn nun der Uebergang aus dem intuitiven Denken in das in Anschauung und Denken zerbrochene Erkennen, der Uebergang aus dem Unbewußten zum bewußten Geiste vorzustellen sei. Die Frage nach der Möglichkeit aller Mystik, d. h. des unmittelbaren Eingreifens des Unbewußten in das Bewußtsein weist zurück auf die andere nach der Möglichkeit der Entstehung des Letzteren aus dem Ersteren. Wir werden damit hinübergetrieben in die „Metaphysik des Unbewußten". Nach unserer bisherigen Kenntniß der Mittel freilich, mit denen der Verfasser operirt, können wir das Gebiet dieser metaphysischen Erörterungen nur mit dem äußersten Mißtrauen betreten. Ein mystischer Grundgedanke; dicht daneben der reinste Rationalismus; eine wunderbare Neigung, von sorgfältig zergliederten empirischen Thatsachen jäh zu logischen Abstractionen überzuspringen; ein in's Feinste und Kleinste hartnäckig eindringender Scharfsinn, verbunden mit Systemsucht und Constructionslust: — was wird das anders geben können, als eine scholastisch-gnostische Metaphysik?

---

## Zweiter Artikel.

### 4.

Hinreichend wissen wir aus unsrem Ersten Artikel, welchen Sinn Herr Hartmann mit dem Begriff des Unbewußten im Allgemeinen verbindet. Auch ohne das zusammenfassende Signalement, mit dem er seinen dritten Hauptabschnitt, die Metaphysik des Unbewußten, eröffnet, ist uns soviel klar geworden, daß wir darunter ein ungetrenntes Zusammen von Vorstellung und Wille — den beiden alleinigen Elementen alles Geistigen — zu denken und im Uebrigen alle Schranken und Schwächen unsres, des bewußten Geistes,

hinwegzudenken haben. Das Unbewußte also erkrankt weder, noch ermüdet es. Sofern es vorstellend ist, ist es nicht an die Form der Sinnlichkeit gebunden; es schwankt und zweifelt und irrt nicht; zeitlos in intellectueller Anschauung das Resultat erfassend, ist es nicht abhängig von Vergleichungen und Erfahrungen, wie sie dem bewußten Denken durch das Gedächtniß suppeditirt werden; sein Vorstellen ist in Eins zugleich Wollen seines Vorstellens — in seinem Sein also besteht unmittelbar seine Thätigkeit.

Nun lief zwar unsre ganze bisherige Auseinandersetzung auf den Nachweis hinaus, daß dieser große Unbekannte nur der gespenstische Schatten des uns bekannten bewußten Geistes sei. Allein dieser Nachweis würde hinfällig werden, das Unbewußte würde uns nicht länger als eine bloß hypothetische Formel erscheinen, wenn es dem Verfasser gelänge, zu zeigen, wie thatsächlich aus dem Unbewußten erst das Bewußtsein entsteht. Und hieran also, an der gelingenden Erklärung der Bewußtseinsentstehung, hängt nicht weniger als Alles, hängt die Realität oder Unrealität des ganzen Begriffs des Unbewußten.

Gern, natürlich, lassen wir es uns gefallen, daß diese Bewußtseinsentstehung, da sie ja auf alle Fälle hinter dem Bewußtsein liegt, nur auf indirectem Wege erschlossen werden soll. Aber sehr eigenthümlich kömmt uns doch sogleich der Ausgangspunkt vor, an den dieses Erschließen ansetzt. Ueber den, wie wir meinen sollten, entscheidenden Punkt nämlich, daß alles Bewußtsein, d. h. alle Objectssetzung durch ein setzendes Subject bedingt ist, geht Herr Hartmann in der flüchtigsten Weise hinweg, ja, er hat daran kein anderes Interesse, als daß nur ja diese Subjectivität nicht zu empirisch gefaßt werde. Was ihm dagegen die Hauptsache ist und was zu erweisen er ein ganzes Capitel verwendet, ist die Thatsache, daß alle bewußte Geistesthätigkeit an die materielle Function des Gehirns, oder, allgemeiner ausgedrückt, an die Bewegung organisirter Materie gebunden ist. Nicht als ob die Meinung wäre, einzig hieraus die Natur des Bewußtseins zu erklären. Die schlechthinige Unvergleichlichkeit der geistigen Prozesse mit den leiblichen Vorgängen macht es nur dem gedankenlosen Materialisten möglich, die letzteren für die zureichende Ursache der ersteren auszugeben. Nein, so gedankenlos ist unsres Philosophen Ansicht nicht; sie ist — wir wollen nicht sagen gedankenloser, wohl aber um ein gut Theil abstruser und paradoxer. Aus zwei Factoren wird das Bewußtsein zu erklären sein. Bewiesen ist die Abhängigkeit bewußter Geistesthätigkeit von

den Gehirnschwingungen. Als bewiesen durch alle früheren Capitel gilt die Mitwirkung des angeblich nur geistigen Unbewußten bei all' und jeder Bewußtseinsthätigkeit — die letztere überhaupt wird mithin ein Produkt des unbewußten Geistes und der materiellen Einwirkung auf denselben sein.

Abstrus nennen wir diese Ansicht. Denn so geläufig es uns ist, eine Bewegung uns als die Resultante zweier materiellen Kräfte, oder einen geistigen Vorgang als die Resultante zusammenwirkender Denk- oder Willensvorgänge vorzustellen, so völlig sinnlos erscheint uns die Zumuthung einer Multiplication materieller Bewegung und geistiger Thätigkeit, so völlig rathlos stehen wir vor der Aufgabe, uns eine Einwirkung der Materie auf das Unbewußte vorstellig zu machen.

Doch wir verstehn! Unser Erklärer steht vor dem nicht zu umgehenden Problem, wie das Unbewußte die Form des Bewußtseins habe erzeugen können. Aus dem Unbewußten allein, hier absolut vollkommenen Geistesform, ist die unvollkommenere niemals zu erklären. Durch die ganze Natur des Unbewußten, die ja wesentlich in der Negation des Bewußten besteht, ist dies ausgeschlossen. Er braucht also durchaus einen zweiten Factor. Im Reiche des bewußten Geistes kann er ihn nicht suchen; denn dies gerade ist das allererst zu Erklärende. Es findet sich weit und breit nichts als die, bisher in den Kreis der Untersuchung noch nicht eingetretene Materie. Nur von ihr mithin kann der „Anstoß" auf das Unbewußte ausgehn, und so zeigt sich zugleich die schönste Gelegenheit den Thatsachen, aus dem der Materialismus zuletzt all' seine Kraft zieht, gerecht zu werden. Denn nur eine Philosophie — davon ist unser Autor durchdrungen — „welche allen Resultaten der Naturwissenschaft volle Rechnung trägt und den an sich berechtigten Ausgangspunkt des Materialismus ohne Einschränkung in sich aufnimmt, kann hoffen, dem Materialismus Stand zu halten".

Wird der Materialismus mit dieser bescheidenen Abfindung zufrieden sein? wird er es dankbar acceptiren, daß der Materie doch wenigstens die Rolle des Helfers aus der Verlegenheit zugewiesen wird?

Bescheiden, sehr bescheiden ist diese Rolle gewiß, und sie wird es, je weiter wir vorrücken, nur immer mehr. Mit nichts hat dieser „Anstoß" größere Aehnlichkeit als mit seinem Namensvetter aus der Fichte'schen Wissenschaftslehre. Und muß sie wohl haben. Denn das Fichte'sche Problem, aus der reinen Thätigkeit des Ich die ganze Welt zu erklären, leidet fast genau an derselben Schwierigkeit wie das

Hartmann'sche, aus dem sowohl object- wie subjectlosen Geiste den subject-objectiven zu erklären. Auf die reine Thätigkeit des Ich, das leere, unendliche Kreisen in sich, muß ein „Anstoß" erfolgen, damit es nur überhaupt zu einem Inhalt komme. Auf das zwar unendlich inhaltvolle, aber weder sich noch irgend ein Object sehende Unbewußte muß desgleichen ein „Anstoß" erfolgen, damit es Licht werde in seiner unendlichen Dunkelheit, oder, richtiger zu reden, damit in seiner unendlichen Helligkeit irgend etwas gesehen werden könne. Wie nun aber der Fichte'sche Anstoß auf das Ich immer wieder in das Ich zurückverlegt und — was auf dem Boden des radicalen Idealismus sich, so zu sagen, von selbst bewerkstelligt — zu einem ganz idealistischen Dinge gemacht wird, so wird auch der Hartmann'sche Anstoß auf das Unbewußte, damit er nicht gar zu anstößig erscheine, auf eine kleinste, so Gott will, unsichtbare Größe reducirt. Harte Arbeit das! Denn nicht bloß der Anstoß als Anstoß, sondern auch sein materieller Ursprung und also zuletzt die Materie selbst wird wieder hinweggearbeitet und irgendwie in's Verschwinden gebracht werden müssen.

Zuerst — und soweit allein reicht das Capitel von der Entstehung des Bewußtseins — der Anstoß als Anstoß. Nämlich dem Bewußtsein ist davon nichts bewußt. Die materielle Bewegung ist also nur die hinter dem Bewußtsein liegende Veranlassung des eigentlichen Prozesses der Bewußtseinserzeugung. Dieser Prozeß selbst muß im Geiste liegen — mit Einem Sprunge sind wir wieder auf rein idealistischem Boden. Im Geiste: das heißt natürlich im unbewußten Geiste, denn das Bewußtsein soll ja eben erst erzeugt werden. Und nun wird uns ein wundersames Märchen erzählt. Das Wesen des Bewußtseins, so lautet die Erzählung, ist die Losreißung der im Unbewußten mit dem Willen untrennbar geeinten Vorstellung von diesem ihrem Mutterboden, und die Opposition des Willens gegen diese Emancipation. Vor der Entstehung des Bewußtseins hat der Geist keine anderen Vorstellungen als die, welche, durch den Willen zum Sein gerufen, den Inhalt des Willens bilden. Da greift plötzlich die organisirte Materie — der Anstoß durch die Schwingungen des Gehirns — in diesen Frieden mit sich selber ein und schafft dem erstaunten Individualgeist eine von ihm nicht gewollte Vorstellung. Der Wille, oder, wie Herr Hartmann sogleich sich selbst corrigirt, das Unbewußte in der Einheit seiner beiden Momente, „stutzt" über diese nicht gewollte Vorstellung, und „dieses Stutzen, dieses Aufsehn, das der Eindringling von Vorstellung im Unbewußten macht — dies ist das Bewußtsein".

Es sind nicht die bildlichen Ausdrücke, weshalb wir diese Geschichte ein Märchen nennen. Wir nennen sie so, weil sie uns zumuthet, im Unbewußten uns einen Vorgang zu denken, der nach dem eigensten Wesen des Unbewußten unmöglich ist. Könnten wir uns freilich vorstellen, daß die Materie mechanisch in den unbewußten Geist eindringe, so etwa wie eine dem organischen Leibe beigebrachte Verletzung, so hätten wir für den Hergang einen anschaulichen Anhalt. Aber der Anstoß, wie wir sahen, soll ja draußen bleiben; rein auf dem Boden des geistigen, des unbewußt geistigen Lebens soll der Prozeß sich abspielen. Es ist ein Auflösungs-, ein Erkrankungsprozeß. Das Unbewußte als solches, das gerade in der Einheit von Wille und Vorstellung sein Wesen hat, soll sich zersetzen. Das „niemals erkrankende" Unbewußte soll eine schwere, eine geradezu letale Krankheitskatastrophe erleben. Immer den Anstoß miteingerechnet — wenigstens eine Neigung der Vorstellung, sich vom Willen zu trennen, wenigstens eine Disposition zum Erkranken müßte, wenn die Sache denkbar werden sollte, ursprünglich im absoluten Geiste liegen. Denn welche verhüllenderen Ausdrücke der Verfasser auch an gegenwärtiger Stelle bei seinem Mythus von der Geburt des Bewußtseins brauche, indem er von „Emancipation der Vorstellung", von der „großen Revolution" u. dgl. spricht: er hat es an einer späteren Stelle selber kein Hehl, daß das Bewußtsein „eine gewissermaßen unnatürliche Spaltung und Entzweiung in der Harmonie der beiden Attribute des Unbewußten" ist, und noch anderwärts erklärt er gar diese unnatürliche Entzweiung aus einem „einmal begangenen Fehler".

Fürwahr, wenn die Philosophie sich doch einmal auf's Erzählen von Geschichten legen will, so wäre es gut, wenn dieselben ein wenig poetischer, ein wenig mehr an die Mythen des alten Plato anklängen! Je weniger sie das thun, desto leichter ist uns freilich der Einblick in die Motive ihrer Entstehung gemacht. Nachdem von der physiologischen Erklärung des Bewußtseins durch die materielle Bewegung nur der Anstoß in abstracto stehen geblieben, gab es nur noch die Thatsachen der bewußten Geistesthätigkeit, mittelst deren sich das Phänomen construiren ließ. Aus ihnen, ganz ersichtlich, ist der vorliegende Mythus der Noogonie gebildet. Eine der wesentlichsten Thatsachen des Bewußtseins ist nämlich die, daß ich den Inhalt der Anschauung als ein Außer mir, als ein Gegebenes finde und als solches auf mich beziehe. Hier existirt also eine Vorstellung, die ich nicht gewollt, nicht geschaffen habe. Diese Thatsache in ein auf dem Gebiete des Un-

bewußten vor sich gehendes Ereigniß übersetzt, kann erzählt werden: in Folge des Anstoßes der organisirten Materie habe sich die Vorstellung von dem Willen losgerissen. Eine andere Thatsache des Bewußtseins ist die Erregung des Willens zur Opposition gegen ein mir Aufgedrungenes, eine Erregung, die, sofern sie erfolglos bleibt, sich gradweise als Befremden, Staunen, Stutzen, Aerger darstellen kann. Zum Ueberfluß haben wir das ausdrückliche Eingeständniß des Verfassers, daß die nächste Bedeutung des Wortes Stutzen „eine zwischen bewußten Momenten plötzlich eintretende Opposition“ sei. Auch diese Thatsache in die Region des Unbewußten zurückgetragen, vollendet sich die Erzählung zu dem Satze: daß das Unbewußte über den Eindringling von Vorstellung stutze oder „Aerger“ empfinde.

Mit Einem Wort: Das Unbewußte verhält sich, indem es das Bewußtsein erzeugen soll, selber schon bewußtseinsartig. Ja, so sehr führt der Erklärer sich selbst hinter's Licht, daß, indem er das Bewußtsein für ein Stutzen des Unbewußten ausgiebt, der allgemeine Begriff des Bewußtseins lediglich durch eine besondere Erscheinung, durch eine Species des Bewußtseins erklärt wird. Ein vollständigeres Scheitern läßt sich nicht denken. Ueberraschen kann dasselbe bei einiger Ueberlegung Niemanden. Das Bewußtsein ist nur durch das Bewußtsein zu beleuchten und zu begreifen; der Versuch, es auf der Entstehung aus dem Nichtbewußten zu belauschen, ist gleich hoffnungslos und gleich vermessen, sei es nun, daß man von materialistischen oder von idealistischen oder auch von beiderlei Gesichtspunkten ausgehe. Ja wohl, vermessen! Denn ein bloßer Schein kritischer Vorsicht und Bescheidenheit ist es, wenn unser Philosoph es ablehnt, zu zeigen, wie und auf welche Weise aus dem dargelegten Prozesse gerade dasjenige resultire, was wir in der inneren Erfahrung als Bewußtsein kennen. Als ob das Mysterium, welches er uns enthüllt, nicht gerade nur soweit noch einigen Sinn hätte, als es diese innere Erfahrung zur Unterlage hat! Als ob seine Berufung auf das, was die Erklärungen des Physikers leisten, nicht gerade den himmelweiten Unterschied offenbar machte! Sowie, sagt er, der Physiker nur zeigen könne, daß das, was subjectiv als Ton empfunden wird, objectiv betrachtet in gewissen Schwingungsverhältnissen bestehe, so könne er nur zeigen, daß das, was wir in subjectiver Auffassung als Bewußtsein kennen, objectiv betrachtet der angegebene Prozeß der Reaction des Unbewußten auf den materiellen Anstoß sei. Nicht doch! Der Physiker in der That zeigt uns jenes Daß, zeigt es uns sogar anschaulich durch die Experimente, die er uns vormacht. Unser

Philosoph giebt uns zwar auch ein Daß, aber weit entfernt, daß er es uns durch Experimente zur Ueberzeugung brächte, ist seine ganze Erzählung nichts weiter als eine — nur uneingestandene, ungefähre Analyse jenes Wie, welches wir in subjectiver Auffassung als Bewußtsein kennen. —

Die Unmöglichkeit der Hartmann'schen Bewußtseinstheorie einmal eingesehen, ist es nun ein ziemlich verdrießliches Geschäft, ihr in ihre weiteren Consequenzen noch nachzugehen. Verdrießlich zumal für unsere Leser, die wir ernstlich fürchten müssen, zu ermüden. Unfruchtbar ist es darum doch nicht. Denn einmal sind alle diese Consequenzen Bausteine zu der Welt- und Lebensanschauung, mit welcher diese Philosophie zuletzt abschließt; sodann ist es doch nicht ohne Interesse, zu verfolgen, wie die Fehler, auf denen weitergebaut wird, sich immer mehr verdichten und verschlingen; endlich aber treten einige jener Consequenzen mit dem Anspruch auf, Bestätigungen der vorgetragenen Theorie zu sein und verlangen als solche eine prüfende Berücksichtigung.

Eine Multiplication von Fehlern zunächst erblicken wir in dem, was uns Herr Hartmann über das Verhältniß von Lust und Unlust zum Bewußtsein andemonstriren will. Das Gefühl der Lust, belehrt er uns, kann an und für sich niemals, sondern nur erst auf Grund erlebter Willensbefriedigungen und Willensvereitelungen bewußt werden; die ursprüngliche Lust ist identisch mit dem Zustand des Nichtbewußtseins. Das Gefühl der Unlust hinwiederum ist ausschließlich dem Gebiete des bewußten Geisteslebens eigen; mehr als das: alles Bewußtsein ist eo ipso mit Unlust verknüpft. Es sind das Sätze, bei denen doch wohl nicht uns bloß jedes Verständniß ausgeht. Oder wer findet in seiner inneren Erfahrung, daß ihm jeder Act des Bewußtseins als solcher, jede Sinnesempfindung als solche, jede Wahrnehmung, jede Erinnerung, jedes Denken nur in Begleitung eines Schmerzgefühls komme? Wer vermag sich andererseits eine Lust vorzustellen, die unbewußt ist, d. h. also, die Niemanden, die keine Seele erfreut? Sehr deutlich dagegen sehen wir, wie diese Sätze das Facit früherer Aufstellungen sind. Jeder richtigen Würdigung des Wesens von Lust und Unlust war ja schon durch jene Theorie des Gefühls der Boden entzogen, wonach dasselbe in die Formel: Befriedigung und Nichtbefriedigung des Willens aufgelöst wurde, da denn nun, je nach Bedürfniß, wenn von Lust die Rede ist, an ein todtes Geschehen gedacht, oder, ohne Aufhebens davon zu machen, ein lebendiges, in wirklicher Empfindung sich auf sich beziehendes Subject

hinzugedacht werden mag. Ist aber Unlust Nichtbefriedigung des Willens, und besteht das Wesen des Bewußtseins in dem ohnmächtigen Opponiren des Willens gegen die sich vom Willen emancipirende, dem Willen aufgenöthigte Vorstellung — so ist der Satz von der Unlust alles Bewußtseins unvermeidlich, und ebenso unvermeidlich die Identificirung des Begriffes der Lust mit dem Zustande der friedlichen Einheit von Wille und Vorstellung vor der Entstehung des Bewußtseins. Zu verwundern wäre hier nur, daß die handgreifliche Ungereimtheit des Facits den Rechner nicht auf das Irrige seiner Ansätze aufmerksam machte. Es muß wohl sein, daß jene Sätze ihm für andere Zwecke brauchbar erschienen. Vielleicht auch sind sie, trotz alles entgegengesetzten Anscheins, ursprünglich nicht sowohl aus jenen Principien herausgerechnet, als vielmehr als praktische Hülfshypothesen aus ganz anderen Motiven hergeflossen. Wir werden später des Verfassers Unzufriedenheit mit allem Dasein, seine pessimistische Weltanschauung kennen lernen. Zu diesem Pessimismus, in der That, passen jene Sätze wie bestellt. Wer uns den „wissenschaftlichen" Beweis führen will, daß in der Welt die Unlust im Uebergewicht über die Lust ist, der hat offenbar schon zur Hälfte gewonnen Spiel, wenn es wahr ist, daß zwar die Nichtbefriedigung des Willens ihrer Natur nach immer bewußt werden muß, die Befriedigung dagegen immer nur mittelbar, durch Vergleichung mit entgegengesetzten Erfahrungen; und um so „wissenschaftlicher", natürlich, wird sein Beweis erscheinen, wenn er diese Sätze von lange her, durch angeblich rein theoretische Folgerungen vorbereitet hat!

Und abermals berührt sich unser gegenwärtiges, noogonisches Capitel mit einem früheren, in Beziehung auf das, was uns jetzt vom Verhältniß des Willens zum Bewußtsein gesagt wird. Schon aus dem Capitel über das Unbewußte in Charakter und Sittlichkeit wissen wir es ja, daß uns unser Bewußtsein niemals direct Kunde gebe von unserem Wollen. Wir erfahren jetzt nur den Grund, warum es so sei. Der Wille an und für sich kann niemals bewußt werden, weil Bewußtwerden in der Opposition des Willens gegen ein nicht von ihm Ausgehendes besteht, weil, anders gesagt, der Wille nie mit sich selbst in Widerspruch sein kann. Es sind scharfsinnige Auseinandersetzungen, durch welche sofort zu erklären versucht wird, was denn den Schein erzeuge, als ob wir unsern Willen unmittelbar im Bewußtsein vorfänden. Instinctiv nämlich construiren wir uns, kraft des Gesetzes der Causalität, zu unseren Handlungen eine innere Ursache. Ebenso instinctiv construiren wir uns aus den Motiven unseres

Handelns, d. i. aus Lust- und Unlustgefühlen, die Vorstellung des Willens als der Wirkung dieser Motive. Die in's Bewußtsein fallenden, alles Begehren begleitenden Gefühle endlich, meist körperlich bedingte Gefühle, wie Ungeduld, Sehnsucht, hoffendes Erwarten u. s. w., vollenden die Täuschung. So viel Scharfsinn indeß auf diese Auseinandersetzungen verwandt ist: die Wahrheit ist, daß der Verfasser sich damit selbst allen Boden unter den Füßen untergräbt. Gesetzt nämlich, der Wille wäre wirklich ein durch derartige instinctive Construction im Bewußtsein Entstandenes, so wäre er objectiv und real eben nichts; jenes in seiner Art Einzige, von Vorstellung und Gefühl Grundverschiedene, was wir bisher als Willen zu kennen glaubten, löste sich in reinen Schein und Dunst auf. Von Zweien also Eins. Entweder ist uns unser Kritiker doch noch zu erklären schuldig geblieben, warum dieser Schein unvertilgbar fortfährt, uns als ein ganz eigenartiges Etwas zu erscheinen — oder aber alle seine Auseinandersetzungen beruhen in letzter Instanz selbst auf reinem Schein und Nichts. Zum zweiten Mal stoßen wir auf eine merkwürdige Aehnlichkeit der Philosophie des Unbewußten mit dem subjectiven Idealismus. Wie der Letztere nach des Verfassers eigenen treffenden Ausführungen, in der Schrift „über das Ding an sich", wegen der Verwandlung aller Realität, also auch der Realität des Vorstellungsactes, in Vorstellung, zum „absoluten Illusionismus" führt: so entgeht diesem Schicksal auch die Lehre vom ewig unbewußten Willen nicht. Obgleich ewig und nur unbewußt, soll der Wille dennoch nicht nichts, sondern ein sehr wesentliches Etwas sein. Fortwährend operirt unser Philosoph mit diesem Etwas; er operirt damit insbesondere auch bei seiner Kritik des Scheines, der sich dem Bewußtsein unter dem Namen des Willens unterschiebe. Denn kraft der Causalität soll sich dieser Schein erzeugen, — und Causalität erklärt er selbst als „logische Nothwendigkeit, die durch den Willen Wirklichkeit erhält". Aus Lust und Unlust soll sich dieser Schein erzeugen, — und Lust ist ihm nichts als Befriedigung, Unlust nichts als Unbefriedigung des Willens. Aus einer Menge begleitender und nachfolgender Gefühle soll sich dieser Schein erzeugen, — und alle Gefühle insgesammt haben zu ihrem Hintergrunde den befriedigten oder nichtbefriedigten Willen. Jener uns äffende Schein also, jenes Nichts, der bewußte Wille, ist zu einem guten Theil das Erzeugniß des sehr realen unbewußten Willens. Aber dieser unbewußte Wille wiederum, ist er denn und kann er etwas Anderes sein, als ein aus dem bewußten Willen Erschlossenes? War nicht dies der Weg, auf dem gleich auf den ersten

Seiten unseres Buches der Begriff des unbewußten Willens gewonnen wurde? Beruht nicht jede Möglichkeit, uns irgend etwas bei diesem Begriffe vorzustellen, darauf, das wir uns fortwährend an das erinnern, was wir in der inneren Erfahrung, im Bewußtsein als Willen ergreifen? Ist dies ein leerer Schein, so ist wohl jenes erst recht nichts Reales; im Cirkel wird ein Schein aus einem Schein, ein Nichts aus einem Nichts erklärt — die ganze Willenstheorie des Verfassers bricht haltlos in sich zusammen.

Wie dem indeß sei: eine neue Ueberraschung bereitet uns die Behauptung, — er nennt es die letzte Probe, in der sich sein Princip zu bewähren habe — daß das Bewußtsein *keine Gradunterschiede in sich habe*. Noch immer nämlich hatten wir gemeint, daß wenigstens im Sinn des Verfassers der Wille eine reale Kraft, das Bewußtwerden ein realer, psychologischer Prozeß sei. Da nach seinem eigenen Zugeständniß der Wille unendlich verschiedene Intensitätsgrade hat, so schien und scheint uns selbstverständlich, daß er auch mit verschiedener Stärke gegen das ihm Aufgedrungene reagiren müsse. Verschiedene Grade des Willens: verschiedene Grade des Bewußtseins. Wir erfahren jetzt, daß wir uns gewöhnen müssen, Abstractionen von Abstractionen zu bilden und jeden in innerer oder äußerer Erfahrung darstellbaren Gehalt der Begriffe, welche in den Mythen unseres Philosophen figuriren, mehr und mehr fallen zu lassen. Die Behauptung von der Gradlosigkeit alles Bewußtseins beruht in erster Linie darauf, daß in der Formel für das Wesen des Bewußtseins der Ausdruck „Willensopposition" durch den anderen „Negation" ersetzt wird. Daß es der *negirende* Wille ist, der das Wunder des Bewußtseins zu Wege bringt, das sollen wir nun auf einmal, als nicht zum Wesen der Sache gehörig, unbeachtet lassen. Obgleich uns gesagt wurde, daß der negirende Wille gegen das ihm fremd Gegenübertretende „ohnmächtig" bleibe, daß seine Opposition also nur der *Versuch* einer wirklichen Negation sei, so wird nun doch die Gradlosigkeit des Bewußtseins lediglich daraus gefolgert, daß ja „das Nicht" oder „die Negation" eben auch keine Grade haben könne!

Diesem apriorischen Beweise für die seltsame Behauptung, auf die wir um so weniger vorbereitet sein konnten, da im Früheren wiederholt von einem dumpferen und stärkeren Bewußtsein die Rede war, da uns im Vorbeigehen gesagt wurde, nichts dränge sich dem Bewußtsein „so nachdrücklich" auf, wie der Schmerz u. dgl. m. — diesem apriorischen Beweise entspricht genau das, was uns sofort

unter dem Namen einer empirischen Bestätigung des Satzes geboten wird. Auch diese empirische Bestätigung ist, bei Lichte besehen nur der Versuch, psychologische Thatsachen dergestalt alles realen Gehalts zu berauben, daß wir nichts als die logische Hülse in der Hand behalten. Das Manöver ist so einfach, wie durchsichtig. Es läuft darauf hinaus, daß alles dasjenige am Bewußtsein, was notorisch Gradunterschiede zeigt, alles dasjenige, mit anderen Worten, wodurch das Bewußtsein erst Bewußtsein ist, sorgfältig vom Bewußtsein abgelöst wird. Jetzt erst erkennen wir die ganze Tragweite der gleich am Eingang unsres Capitels auftretenden Beflissenheit, Bewußtsein und Selbstbewußtsein auseinanderzuhalten. Das Selbstbewußtsein hat Grade, denn es ist Bewußtsein eines bestimmten Inhalts. Dieser Inhalt des Selbstbewußtseins besteht in den Zuständen des Ich, in Allem, was praktisch oder theoretisch das Ich erfüllt, was es in der Erinnerung von seinen vergangenen Zuständen aufbewahrt u. s. w. Solch' ein ganz empirisch-reales Ding ist unserm Verfasser das Selbstbewußtsein. Er behandelt somit den Begriff des Selbstbewußtseins auf einem völlig anderen Fuße als den des Bewußtseins. Das letztere soll „bloße leere Form", soll gradlose Negation ohne allen Inhalt sein: dahingegen — oder vielmehr damit es das sein könne, wird alle inhaltliche Bestimmtheit in das erstere verlegt, und dafür das Moment der formalen Subjectivität, die eigentliche vis vitalis des Selbstbewußtseins, wir wissen nicht, ob ignorirt oder todtgeschwiegen.

Zwar nein! Ganz ohne Antwort auf die Frage, was denn im letzten Kern jenes Ich des Selbstbewußtseins sei, ohne welches alles Objectsetzen undenkbar ist, bleiben wir nicht. Wir haben sie in dem zu suchen, was der Verfasser über die „Einheit des Bewußtseins", beibringt. Und allerdings: wer uns sagte, was Einheit des Bewußtseins ist, der würde uns eben damit sagen, worin das Moment des Subjectiven in allem Bewußtsein besteht. Mit Recht fällt für Kant das reine Selbstbewußtsein zusammen mit der transscendentalen Einheit der Apperception. Und was sagt uns denn Herr Hartmann darüber? Er sagt uns zunächst, daß er natürlich, „seinen Grundsätzen gemäß", die Frage nur von empirischer Seite betrachten könne. Seinen Grundsätzen gemäß! Als ob diese Grundsätze ihn verhindert hätten, von dem Bewußtsein eine ganz und gar apriorische, nichtsweniger als empirische Erklärung zu geben! Aber wie gesagt, so gethan! Die Einheit des Bewußtseins theilt eben genau das Schicksal des Selbstbewußtseins; auch sie kennt er sofort oder will sie nur kennen

als ein Empirisches, als die Einheit des Bewußtseins zwischen zeitlich verschiedenen Momenten des inhaltlich und zuständlich bestimmten Ich. Diese Einheit entsteht durch den Vergleich einer gegenwärtigen und einer vergangenen Vorstellung, und dieses Vergleichen wiederum ist bedingt durch die — Leitungsfähigkeit zwischen den functionirenden Centralnervenpartien. Ohne Zweifel! Und das wäre denn eine ebensolche materielle Bedingtheit, wie sie in Beziehung auf das Bewußtsein überhaupt in den Gehirnschwingungen nachgewiesen wurde. Dennoch wurde dort mit Recht für das Wesentliche des Hergangs ein geistiges Princip, die Reaction des Unbewußten, statuirt; das Bewußtsein, hieß es mit Recht, ist zwar bedingt durch die Hirnschwingungen, aber darum nicht identisch mit denselben. In Betreff der Einheit des Bewußtseins jedoch wird ein anderes Maaß und Gewicht in Anwendung gebracht. Hier wird bei der materialistischen Erklärung einfach stehn geblieben, und der Grund dieses handgreiflichen Wechsels der Gesichtspunkte liegt darin, daß nur auf diese Weise die Verflüchtigung des Bewußtseins zu einem mythisirten logischen Hergang, den Hergang des reinen Negirens möglich war. Was das Bewußtsein factisch mehr ist als „Oppositionswille" d. h. als „Negiren", das Alles schafft sich unser Philosoph als bloße empirische Zuthaten zum Bewußtsein mittelst materialistischer Erklärungen vom Halse und rühmt sich dann noch seines naturwissenschaftlichen Verfahrens, seiner so eben erst gänzlich außer Acht gelassenen empirischen Grundsätze. So macht er es mit dem Momente des Selbstbewußtseins, mit dem der Einheit des Bewußtseins — und ebenso mit dem der Aufmerksamkeit.

Auch die Aufmerksamkeit, natürlich, ist in Wahrheit ein integrirendes Element des Bewußtseins. Auch sie, natürlich, ist andrerseits an organische Hergänge gebunden. Nach unsrem Verfasser dagegen hat sie mit dem Bewußtsein als solchem so wenig wie das Selbstbewußtsein und die Bewußtseinseinheit zu thun, und ist, wie diese, ein bloßer Effect des organischen Lebens. Die Aufmerksamkeit „besteht in Nervenschwingungen": das Bewußtsein aber „ist eine immaterielle Reaction"!

Durchweg somit haben wir auf der einen Seite — und so weit ist Herr Hartmann Idealist — ein logisches Gespenst, ein Präparat der überspanntesten Abstraction: auf der anderen Seite wirkliche psychologische Hergänge — und in Betreff dieser ist er umstandslos Materialist. Jener Idealismus, der für den Geist nur werthlose Potenzen, nur den Schatten eines Schattens zu retten weiß, hat weder

irgend ein wissenschaftliches noch ein sittliches Interesse. Dieser Materialismus hinwiederum leidet an all' der Halbheit und wissenschaftlichen Unzulänglichkeit, die sonst Herr Hartmann an dem gewöhnlichen Materialismus so wohl zu durchschauen weiß. Er tadelt die von Schopenhauer versuchte Verbindung von Idealismus und Materialismus, bei welcher der Wille idealistisch gefaßt, der Intellect materialistisch erklärt werde: aber die von ihm selbst versuchte Vertheilung ist um Vieles unstichhaltiger und vermag sich nicht einmal, was bei Schopenhauer der Fall ist, durch den Hintergrund geistvoller psychiologischer Blicke zu rechtfertigen. Die entgegengesetztesten Geistesrichtungen begegnen und verwirren sich in dieser Philosophie des Unbewußten. Im Grunde realistisch empirische Thatsachen, auf der Oberfläche die leerste, in dürftige Bilder und Mythen gekleidete Grübelei. Mit dem Einen Fuße steht dieses System ganz und gar auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft, mit dem andern auf dem Boden mystisch-scholastischer Speculation, auf dem Boden des abstrusesten mittelalterlichen Realismus.

Es ist belehrend, damit die Textur und Methode echter Philosophie, der Kant'schen Philosophie zu vergleichen, sofern dieselbe auf den ersten Anblick verwandte Züge zeigt. Auch die Kant'sche Analyse des geistigen Lebens hat zu ihrem Vorbild und Leitstern das Verfahren der erklärenden Naturwissenschaft. Auch Kant stützt sich in dem Unternehmen, dem Empirismus gegenüber für den Geist zu retten was des Geistes ist, zunächst auf die Apodikticität der Mathematik, weiterhin, in dem größeren Theil seiner Kritik, auf die Sicherheit und Unanfechtbarkeit der Logik. Aber die Mathematik sowohl wie die Logik dient ihm nur, um ihm den Weg zu weisen in die Tiefen des Geistes, zu den alles theoretische, praktische und ästhetische Verhalten des bewußten Menschengeistes ermöglichenden Prozessen. Von den logischen Formen steigt er zurück zu den geistesinnerlichen Functionen, von denen jene nur die todten Rückstände und Niederschläge sind. Es ist also gerade das umgekehrte Verfahren von dem, welches wir bei unserem Systematiker angetroffen haben. Dieser verschwendet allen seinen Scharfsinn, um von realen psychologischen Vorgängen und Thatsachen des Bewußtseins zu abgezogenen Formen sich hindurchzugrübeln, die er alsbald, wie Schatten in der Unterwelt, in dem leeren Raum des Unbewußten ein aller Controle sich entziehendes Spiel spielen läßt. Von der Psychologie gelangen wir zur Logik, von der Logik zu einer transscendenten Metaphysik, die jenseits aller Begreifbarkeit liegt. Die transscendentale Untersuchung Kant's deckt

uns tiefsinnig die Wurzel des Logischen auf, indem sie uns lehrt, in uns selbst zu blicken: die transscendente Metaphysik unsres Philosophen verirt uns mit künstlichen Spiegelungen des Logischen, indem sie uns von dem Blick in uns selbst weiter und weiter hinweglockt. Jene absorbirt allen Empirismus in einem besonnenen Idealismus: diese treibt den Idealismus zu einer so unbesonnenen Höhe, daß er sich nur halten kann durch ein beständiges Umschlagen in und ein beständiges Anlehnen an einen ebenso übertriebenen, materialistischen Empirismus.

5.

Vielmehr aber: wenigstens dem Anschein nach hat dieser Materialismus in dem System des Herrn Hartmann nur provisorische Geltung. Sahen wir bereits, wie er den Anstoß der Materie auf das Unbewußte nur eben postulirte, um ihn alsbald ganz außer Rechnung zu lassen, — so verwandelt sich jetzt plötzlich vor unseren Augen auch die Materie selbst in Psychisches. Dieser Schritt des Systems ist so wichtig, daß wir die Auseinandersetzungen des vierten Capitels über das unbewußte und bewußte Seelenleben im Pflanzenreich — Auseinandersetzungen, bei denen sich der Verfasser mit Fechner berührt — bei Seite lassen können. Denn wäre nur übrigens seine Theorie vom Unbewußten und Bewußten in Ordnung, so wäre es ja gewiß in der Ordnung, auf Grund der im Pflanzenreich erscheinenden organischen Bildungsthätigkeit, Heilkraft u. s. w. auch hier das Walten unbewußten Geistes anzuerkennen, und auch den Kanon müßte man gelten lassen, daß im Pflanzenreich, so gut wie im Thierreich, „überall da Bewußtsein angenommen werden dürfe, wo sich Zeichen einer durch materielle Reize erregten Empfindung verfolgen lassen". Höchstens die Frage, warum die analogen Betrachtungen nicht auch auf die Prozesse im Gebiete des Unorganischen ausgedehnt werden, möchte sich uns von Neuem aufdrängen — wenn nicht die Erledigung dieser Frage eben da zu hoffen wäre, wo uns nun gezeigt werden soll: auch die Materie überhaupt ist in Wahrheit nichts als Wille und Vorstellung.

Etwas mißlich freilich, daß dieser Schritt erst jetzt gethan wird! Da doch für die Erklärung des Bewußtseins aus dem Unbewußten die Materie durchaus gebraucht wurde — wäre es nicht das Richtigere gewesen, uns vorweg über das Wesen der Materie aufzuklären? Ja, verstanden wir recht, so war es ein wesentliches Moment jener Er-

klärung, daß die Materie als ein Fremdartiges „in den Frieden des Unbewußten" eingriff. Geht nun dieses Moment nicht verloren, wenn, den nun folgenden Eröffnungen zufolge, die Materie aufhört, ein solches Fremdartiges zu sein? Und wird damit nicht die ganze Erklärung im Grunde umgestoßen? Nicht in Folge einer Reaction des Unbewußten auf ein Fremdartiges, sondern in Folge einer Reaction auf Wesensgleiches, — in Folge einer Reaction des Unbewußten auf einen von ihm selbst ausgehenden Anstoß entsteht ja nun das Bewußtsein!

Und um sogleich noch ein anderes Bedenken vorweg zu nehmen! Die Materie, wie wir sogleich hören werden, wird von unserem Erklärer in Atome aufgelöst; die Atome sind ihm identisch mit Kräften, die Kräfte mit Wollungen. Dabei wird dem Gedanken Raum gegeben, daß die Atome möglicherweise Bewußtsein haben dürften. Reime das, wer kann, mit der obigen Lehre von der Bewußtseinsentstehung! Die Lehre lautete, daß Bewußtsein durch Reaction des Unbewußten gegen die Action der Materie entstehe. Wie in aller Welt nun könnte dieser Prozeß als in den Atomen selbst vor sich gehend gedacht werden — in den Atomen, die ja die Materie allererst constituiren?

Das sind Bedenken, die sich auf den Zusammenhang des ganzen Systems beziehen. Lassen wir sie! Die unmittelbar vorliegende Frage ist die, wie unser Systematiker die Materie in Geist auflöst, und wie er dann weiter, gleichsam rückwärts, zeigt, daß das, was in Wahrheit Geist ist, das Phänomen ergiebt, welches wir Materie nennen.

Der gegenwärtige Standpunkt der Naturforschung dient ihm zum Ausgangspunkt. Als die letzte Grundlage aller Naturerscheinungen, als ihr materielles Substrat gelten der überwiegenden Mehrzahl der heutigen Physiker die Atome. Das will sagen: die Annahme von Atomen ist für sie die Bedingung, unter der allein ihnen eine in mathematischer Berechnung sich bewährende Erklärung der Eigenschaften und Wirkungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität u. s. w. gelingt. Weiter zurück die Existenz dieser Atome selbst wieder zu erklären, ist nicht ihres Berufs. Kaum daß die Naturforschung dahin gebracht werden kann, auch nur die Frage nach der Denkbarkeit der Atome zu begreifen. Sie meint dieselbe beantwortet zu haben, indem sie hartnäckig immer nur vorwärts — auf die Phänomene weist, die ja dadurch erklärbar und berechenbar würden. Es hat für sie, nach der berechtigten Beschränktheit ihrer Aufgabe und folglich ihres Gesichtskreises, nichts Anstößiges, daß damit ein für die

Sinne Existirendes mittelst eines Sprunges einem nur für den Verstand Existirenden, daß das Physikalische dem Mathematischen unmittelbar gleichgesetzt wird. Der ewige Hiatus zwischen diesem Zwiefachen, die Frage, wie sich für unsere Wahrnehmung und Empfindung der mathematische in den physikalischen Aggregatzustand verwandeln könne, der Widerspruch in dem Begriff „mathematische Realien“ kümmert sie nicht; es geht selbst einem so scharfsinnigen, zu Träumen der Philosophie und zu dialektischen Disputen gestimmten Manne wie Fechner ganz geläufig von der Zunge, zu sagen, daß die Atome als absolut ausdehnungslos — und doch nicht als bloße mathematische Punkte gedacht werden sollen!

Möge die Naturforschung in Gottes Namen fortfahren, solche Vorstellungen zu hegen und auf Grund derselben tiefer und tiefer in die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen einzudringen! Höchstens möge sie sich gesagt sein lassen, daß sie, philosophisch betrachtet, damit um kein Haar breit über den Standpunkt des alten Demokrit hinaus ist, wie sehr sie es auch liebt, diesen ältesten Atomismus als einen rohen zu bezeichnen. Höchstens — doch genug: die Naturwissenschaft als solche hat mit ihrer Atomenhypothese ganz Recht und befindet sich einstweilen ganz wohl dabei.

Aber die Philosophie nun und deren neuester Wortführer? Wie verschreitet Herr Hartmann weiter, nachdem er jene Hypothese zunächst von der Naturforschung adoptirt hat? Erklärt er, wie er als Philosoph ja doch müßte, die Denkbarkeit dieser mathematisch-physikalischen Zwitterwesen?

Die Wahrheit ist: er verhüllt nur, mit nicht gewöhnlichem, fast an Tiefsinn grenzenden Scharfsinn den Widerspruch, der in der Vorstellung der Atome gelegen ist. Er verknotet den Knoten nur noch einmal, noch künstlicher; er zieht Consequenzen aus dem Atombegriff, die denselben noch mehr in's Feine spielen, — dergestalt, daß die Undenkbarkeit dem kurzsichtigen oder dem ungeduldigen Auge etwas weiter entrückt wird. In folgender Weise.

Es giebt — so lehrt die naturwissenschaftliche Atomistik und mit ihr für's Erste auch Herr Hartmann — Körperatome, und diese ziehen sich wechselseitig an. Es giebt zweitens Aetheratome, und diese, sowie Körper- und Aetheratome, stoßen sich wechselseitig ab. Durch eine weitere Betrachtung, die wiederzugeben wir uns hier überheben dürfen, vereinfacht er diese Theorie zu der anderen, daß die Körperatome sich gegen *jedes*, gleichviel ob Aether- oder Körperatom, *anziehend*, die Aetheratome, ebenso, gegen *jedes* Atom

abstoßend verhalten. Die einen sind anziehende, die andern sind abstoßende Atome: das Körperatom besitzt nur Anziehungskraft, das Aetheratom nur Abstoßungskraft. Was aber — so frägt nun unser Autor— was kann es doch heißen: das Atom besitzt eine Kraft? Reducirt sich nicht alles Erklären der physikalischen Phänomene aus den Atomen auf den Nachweis von Bewegungen? und die Erklärung dieser Bewegungen auf die Annahme von Kräften? Ist es aber so, so besitzen die Atome nicht Anziehungs- und Abstoßungskraft, sondern sie sind einfach Anziehungs- und Abstoßungskräfte. Es gilt, die Atome zu dynamisiren. Der Begriff des Stoffs, als Trägers oder Substrats der Kraft, löst sich auf in den eines Systems von Atomkräften.

Löst sich auf! Wenn nur nach dieser Auflösung die ganze Atomenhypothese noch bestehen könnte! Wenn es sich bei dieser Hypothese nur nicht um die Erklärung von Bewegungen im Raume, um die Erklärung räumlicher Wirkungen handelte!

Mathematisch begreiflich zu machen, wie Kräfte räumlich wirken können, geht nur dadurch an, daß man den Kräften einen räumlichen Ausgangspunkt ihres Wirkens zuweist. Die mathematisch die Phänomene erklären wollende Physik wird also solche Kraftpunkte annehmen müssen, und von dieser Annahme von Kraftsitzen wird sie in Folge des unvermeidlichen Schematismus der Sinnlichkeit zu der Annahme eines Stoffs weitergeführt, an dem die Kraft haftet. Es ist das eben eine, ihr Erklärungsbedürfniß deckende Fiction. Aber mit der Verwandlung des Atombegriffs in den Begriff der bloßen Kraft, stürzt diese ganze Fiction zusammen. Es geht nun nicht mehr — obgleich es Herr Hartmann als eine ganz einfache Sache darstellt — die Vorstellung dennoch festzuhalten, daß die Atomkraft „die letzte unbekannte Ursache der Bewegung ist, deren Wirkungsrichtungen rückwärts verlängert sich sämmtlich in einem mathematischen Punkte schneiden". Ein „dynamischer Atomismus" oder „atomistischer Dynamismus" ist ein Wort ohne realisirbaren Sinn. Wer, wie Herr Hartmann, einen solchen aufstellt, bleibt mit dem Einen Fuße in der mathematischen Physik stehen, während er mit dem andern diesen Boden überschreitet. Eine stofflose Kraft, die doch zugleich ein Kraftpunkt sein soll, ist eine gerade solche contradictio in adjecto, wie ein Stoffatom, das zugleich ausdehnungslos sein soll. Letztere (die naturwissenschaftliche) Vorstellung ist ein Zwitterding zwischen einem mathematischen und einen physikalisch-empirischen Dinge; erstere (die Hartmann'sche) Vorstellung ist ein Zwitterding zwischen einem

spiritualistischen und einem mathematischen Etwas. Durch kleine Etappen wird auf diese Weise der Weg vom Ideellen in's Materielle ausgefüllt, aber diese Etappen, von denen die erste der Naturwissenschaft, die andere der Philosophie ihren Ursprung verdankt, sind ebensoviele Undenkbarkeiten: die Kluft ist eben nur scheinbar überbrückt. Leise wird aus dem empirisch Realen in's Mathematische, aus dem Mathematischen in's Spiritualistische hinübergeglitten, um so von Ufer zu Ufer herüber und hinüber zu gelangen. Ein Mißverstand und Mißbrauch des Mathematischen, wie er öfter in der Geschichte der Philosophie, wie er schon bei den Pythagoräern und bei Plato vorgekommen ist. Weil die mathematische Betrachtung thatsächlich ein Mittleres zwischen Empirie und Speculation ist, so sollen mathematische Wesenheiten und Verhältnisse dazu dienen, Sinnliches in Geistiges, Geistiges in Sinnliches umzutauschen.

Denn darüber sofort, daß die Kraft unserem Philosophen trotz des festgehaltenen mathematischen Moments etwas Spiritualistisches ist, läßt er uns keinen Zweifel. Die zunächst dynamisirten Atome werden weiter — erst damit langt sein Raisonnement am Ziele an — spiritualisirt. Kraft nämlich, so setzt er uns auseinander, ist ein mit einem bestimmten Inhalt, (seinem Ziel) verbundenes Streben. Streben ist nichts Andres als Wille. Der Inhalt, das Ziel, die Bestimmtheit des Strebens ist das ideelle Prius seiner Verwirklichung — ist Vorstellung. Kraft mithin ist Wille mit einem bestimmten Vorstellungsinhalt.

Daß wir es nun hier nur mit der umgekehrten Gewaltsamkeit zu thun haben wie früher, würden wir auf den ersten Blick erkennen, auch wenn wir nicht ausdrücklich auf ein früheres, auf das vierte Capitel des ersten Abschnitts verwiesen würden. Wie und weil der Wille dort zu bloßer Kraft heruntergedrückt wurde, so wird jetzt umgekehrt der Begriff der Kraft zum Begriff des Willens erhöht. „Was wir hier aus der Kraft abgeleitet haben", sagt der Verfasser, „haben wir dort aus dem Willen abgeleitet." Und was wir dort nicht gelten lassen konnten, das können wir ebensowenig in der Umkehrung gelten lassen. Jenes beruhte auf einer abstract logischen Analyse des Begriffs des Willens, bei welcher wesentliche Momente dessen, was uns als Wille intim bekannt ist, eliminirt wurden. Wir wiederholen nur früher Gesagtes. Das Moment des subjectiven Dabeiseins, welches im Willen liegt, liegt nicht im Begriffe der Kraft. Und ebenso: von den beiden Momenten, die zusammen erst die Vorstellung constituiren, dem der Realität als „Bild" Vorausgehn und dem für ein Subject

Sein, fehlt dem „Inhalt des Strebens" das Letztere. Man sage uns: um den Begriff der Materie mit ihren dynamischen Erscheinungen, um den Begriff der Kraft auch nur denken zu können, sind wir in alle Wege genöthigt, unser eignes vorstellendes und wollendes Wesen, mit gewissen Vorbehalten, in die Erscheinungen hineinzudichten — und wir haben nichts dagegen einzuwenden. Die Identificirung dagegen von Kraft und Wille, die uns hier zugemuthet wird, die Behauptung, daß „die Aeußerungen der Atomkräfte also individuelle Willensacte sind, deren Inhalt in unbewußter Vorstellung des zu Leistenden besteht", diese „Auflösung der Materie in Wille und Vorstellung" ist ein Anthropomorphismus, der doch keiner sein will — ein dialektischer Hocuspocus, bei dem der Inhalt des menschlich Geistigen zum Ausgangspunkt genommen und unmittelbar danach durch Weglassung dessen, was daran das eigenthümlich Menschliche ist, eine Abstraction gebildet wird, die nun freilich gleich gut und gleich schlecht auf den Geist und auf die Materie paßt.

Ja wohl: ein dialektischer Hocuspocus. Herr Hartmann geht freilich nicht in den ausgefahrenen Gleisen der Hegel'schen Dialektik, ausdrücklich verschmäht er es, durch eine „dialektische" Erörterung der Begriffe Kraft und Stoff — er meint vielmehr, durch eine „Vertiefung der naturwissenschaftlichen Untersuchung der Materie" zu seinem Endergebniß gelangt zu sein. Aber wenn diese „Vertiefung" nun doch auch dialektisch wäre? Und wenn das Princip dieser Dialektik, genauer besehen, gar nicht so verschieden von dem der Hegel'schen wäre? Ziehen wir nämlich das thörichte Vorgeben Hegel's ab, daß sich die Begriffe selbst verwandeln und entwickeln, so besteht doch der Kern seines Verfahrens in gar nichts Anderem als darin, daß die Begriffe, indem sie unter der Hand an allen möglichen empirischen Datis gemessen werden, vertieft und berichtigt werden. Logisches und Thatsächliches schlingt sich auch bei Hegel in einander. Ganz ähnlich — nur daß umgekehrt den Thatsachen das erste Wort gelassen wird — nistet sich bei Hartmann die logische Reflexion in den Zwischenräumen der Empirie ein. Jener möchte uns glauben machen, daß er rein begrifflich, ohne empirische Voraussetzungen, dieser, daß er rein thatsachenmäßig, ohne begriffliche Voraussetzungen, verfahre. In Wahrheit hält sich keiner von beiden so rein. Der Eine wie der Andre nimmt von den Erfahrungswissenschaften dasjenige auf, was ihm am besten paßt, um demnächst die Lücken, welche diese lassen, mit fein zurechtgeschnitzten und zugespitzten Begriffen auszustopfen. Bei der Umdeutung von Streben in Willen, von

Strebensziel in Vorstellung, wie wir sie so eben gehört haben, tritt die sophistisirende Abstraction, das Operiren mit bodenflüchtigen logischen Consequenzen so deutlich wie möglich zu Tage. —

Und nun zur Probe des Exempels! Im Anschluß an die Atomenlehre hat Herr Hartmann die Materie in vorstellende und wollende Monaden — Geistesmonaden werden wir sie nennen dürfen — verwandelt. Wie kömmt es, daß diese eben als Materie, als Raumerfüllendes erscheinen? Wie gewinnt unser Philosoph aus dem rein Geistigen den Raum und damit den Stoff zurück?

Die kurze Antwort ist: das Kunststück gelingt Dank der zweideutigen Natur seiner Monaden, die doch immer nur die dialektisch sublimirten naturwissenschaftlichen Atome sind; je nachdem man sie von der einen oder anderen Seite ansieht, entweder räumlich bezogene mathematische, oder vorstellende und wollende Wesen. Aber das Kunststück, das wechselnde Hervorkehren der einen und der anderen Seite, wird — gestehen wir es — so schlau behende ausgeführt, daß in der That der Schein entstehen kann, als enthülle uns der Verfasser — um seinen eignen Ausdruck zu brauchen — einen „Kunstgriff" der Natur des Unbewußten selbst. Ueberall sonst, so sagt er an einer späteren Stelle, entstehen Individuen, indem die allgemeine Form einen schon vorhandenen Stoff ergreift, die Atome dagegen concretisiren oder materialisiren sich selbst, ihr einziges medium individuationis ist ihr Ort; ihre Materialisation besteht lediglich in ihrer Localisation. „Nur hier wird die typische Form von selbst concret, wird gleichsam sich selber Stoff durch den einfachen Kunstgriff der Fixation an den räumlichen Punkt, durch den Kunstgriff, daß hier die Wirkungsrichtungen der Kraft sich sämmtlich in ein und demselben Punkte schneiden."

Näher nämlich so!

Die Atomkraft, sofern sie eine rein geistige Monade ist, ist selbst unräumlich. Aber die Aeußerung der Atomkraft ist räumlich. Als vorstellend nämlich hat die Atomkraft die Idee des Raumes in sich, sie ist raum- und richtungvorstellend. Da aber die Vorstellung unzertrennbar mit Willen verknüpft ist, so wird nothwendig der vorgestellte, ideale Raum von der Monade sofort verwirklicht. Denken wir uns als Zuschauer, so können wir uns aus den Aeußerungen der Monade, den Kraftwirkungen, als etwas Imaginäres den Durchschnittspunkt dieser Wirkungen nach rückwärts, den Kraftsitz construiren. Vielmehr aber, was wir uns so als etwas Imaginäres construiren, das ist, — meint unser Philosoph — eben auch objec-

tiv etwas Imaginäres, es ist als Idee im Vorstellen, (gleichsam im Kopfe) der Monade. Die Monade denkt nichts, stellt nichts vor als einfache Raumbeziehungen. Sie ist Mathematikerin — deren mathematische Vorstellungen nun aber durch den Willen der Monade ohne Weiteres in reale Raumbeziehungen übersetzt werden.

Treten wir näher, um das Kunststück und die Manipulation, durch die es zu Stande kömmt, zu durchschauen!

Das Atom ist nach der Hartmann'schen Darstellung einmal ein rein geistiges Wesen. Und davon wird alsbald jeder Vortheil gezogen. Mit dem vorstellenden Charakter des Atoms ist mit Einem Schlage, ohne alle Mühe, der ideelle Raum, mit dem wollenden Charakter ebenso mühelos die Realisirung dieses Ideellen gegeben. Mit Vorstellung und Wille, diesen beiden Zauberern, von denen der eine dem nie leer werdenden Säckel des Fortunat, der andre der Beschwörungsformel gleicht, welche den Inhalt herausholt, könnte man wohl mehr noch, könnte die ganze Welt durch immer gesteigerte Schöpfungsacte in's Dasein rufen!

Aber warum denn wird eben nicht die ganze Welt, sondern nur der Raum producirt? Woher diese Beschränkung des Vorstellens der Monade auf den denkbar einfachsten Vorstellungsinhalt?

Woher sonst, als weil die Monade mit nichten dies unräumliche, rein geistige Wesen ist, das sie einen Augenblick zu sein schien. Einen Augenblick wird die widerspruchsvolle Vorstellung, daß geistige Wesen Kraftindividuen seien, bei denen von einem Sitze der Kraft geredet werden könnte, uns aus den Augen gerückt. Schon im nächsten Augenblick jedoch schlagen sich die Wirkungen, die Aeußerungsweisen dieser geistigen Wesen, das gegenseitige Aufeinandertreffen ihrer Actionen, zum räumlich Realen nieder — d. h. die ursprüngliche, naturwissenschaftliche Atomvorstellung wird wieder hereingelassen. Von dieser Vorstellung war unser Verfasser ausgegangen; er verschritt dazu, sie zu „vertiefen" d. h. in Wahrheit sie dialektisch zu sublimiren: er hört damit auf, das Vorstellen und Wollen der Monaden wieder durch Heranholung der mathematischen Anschauung — im Grunde also abermals durch einen dialektischen Kunstgriff zu verdichten, — und auf solche Weise eben langen wir auf einem Umwege wieder bei der gewöhnlichen Atomenhypothese an. Die Voraussetzung dafür, daß aus der geistigen Action der Monaden sich Raum und Materie erzeugt, ist ja nämlich die, daß diese Monaden eben raumvorstellend und raumwollend seien. Das heißt mit anderen Worten: die Voraussetzung ist, daß der Raum

schon existirt. Herr Hartmann leiht seinen Monaden unsre Vorstellung des Raumes und kann solchergestalt freilich aus ihren Actionen den Raum produciren. Mit einer Hülfshypothese, wie sie sich bei Leibnitz und Lotze findet, daß die geistigen Beziehungen der Monaden eben nur für uns sich in der Form des Räumlichen und Materiellen darstellen, wäre der Hergang gedenkbar. Aber diese Hypothese hat in dem Ganzen seines Systems keinen Platz; Raum und Materie ist nach ihm nichts weniger als ein bloß subjectives Phänomen, sondern ein objectiv durch die Atomwillen und ihr Aufeinandertreffen Gewirktes. Und diese Vorstellung ist unausdenkbar. Sie kömmt nur zu Stande durch eine plötzliche Ein- oder Unterschiebung der schon fertigen räumlichen Realität. Die Atomenlehre der Physiker ist in's Psychische übersetzt; sie ist mythologisirt worden, und hat durch diese „Vertiefung" zu ihrer notorischen Unausdenkbarkeit nur noch den Anstrich des Wunderhaften hinzuerhalten.

Die Topogonie des Herrn Hartmann, um Alles zu sagen, leidet an nicht geringeren Schwierigkeiten als seine Noogonie. Der Versuch, aus rein geistiger Thätigkeit, aus der Thätigkeit objectiver Geistesmonaden Raum und Materie zu erklären, ist ebenso als gescheitert anzusehn, wie der gleiche Versuch Fichte's, sie aus der Thätigkeit des Ich zu deduciren. Er ist künstlicher, er hält sich in größerer Nähe zu den naturwissenschaftlichen Erklärungsversuchen, aber er leidet an demselben Fehler, daß zuletzt doch der Raum nur durch den Raum erklärt wird. Bei Fichte (und ähnlich bei Hegel) wird das Reale, genau genommen, durch ein doppeldeutiges Wort an das Ideale herangeholt: hier — und darin allein besteht die größere Künstlichkeit — wird die concretere naturwissenschaftliche und die spiritualistische Theorie gleichsam in- und übereinandergelegt, werden beide zu scheinbar wechselseitiger Unterstützung zusammengewirrt.

6.

Oder wie, wenn sich alle unsre Bedenken im weiteren Verlaufe der Hartmann'schen Entwicklungen höben? wenn die „Vertiefung" der Atomlehre bis zu einem Punkte fortgesetzt würde, wo all' ihr Anstößiges in einer noch höheren Ansicht verschwände?

Im Ernst: würde dies nicht der Fall sein, wenn nun weiter die Annahme von lauter vorstellenden und wollenden Punkten -- denn darauf lief es doch mit den raumerzeugenden Geistesmonaden hinaus — zurückgenommen, wenn gezeigt würde, daß dieselben keineswegs

als isolirte Einzelsubstanzen, sondern vielmehr als Eine Substanz, als der Eine unbewußte Geist des Alls zu denken seien?

Auf dem Wege zu dieser Absicht finden wir wirklich den Verfasser in seinen folgenden Capiteln. Dieser Weg wäre nun freilich der unsrige nicht. Die angeblich empirischen, die indirecten und die Wahrscheinlichkeitsbeweise, welche dafür angeführt werden, daß das Unbewußte als die Eine alles Einzelsein durchdringende Weltseele vorgestellt werden müsse, können für uns nicht überzeugend sein; sie setzen sämmtlich die Unwesenhaftigkeit des Bewußtseins voraus; sie beruhen auf dem Hysteronproteron, die Erklärung für die Einheit des Bewußtseins in der Einheit des absoluten unbewußten Individuums zu suchen, während es doch unerfindlich wäre, woher auch nur der Begriff der Einheit stammen sollte, wenn nicht aus der Erfahrung, die wir im eignen Bewußtsein davon machen. Der wahre Grund, weshalb der Verfasser den Spinozistischen Gedanken von der „Wesenseinheit aller körperlichen und geistigen Erscheinungsindividuen" erneut, ist ohne Zweifel seine der Spinozistischen verwandte Denkweise, jene contemplative Gesinnung, welche die Wahrheit und das Wesenhafte da suchte, wo die Beziehung auf das Selbst, wo „der praktische Instinkt" schweigt, „welcher stets: Ich, Ich! schreit". Mit dieser Gesinnung ist in der That die Behauptung von der All-Einheit der Welt unmittelbar gegeben. Und den Beweis daher einmal als geführt vorausgesetzt, daß das allem Bewußtsein zu Grunde Liegende das Unbewußte sei, erscheint es geradezu selbstverständlich, daß das Unbewußte eine einfache Einheit ist. Herrn Hartmann's „apriorische" Beweise mithin für diese Behauptung unterschreiben wir nicht nur, sondern wir schenken sie ihm. Was in aller Welt sollte der unbewußte Grund von Allem sein, wenn nicht ein schlechterdings Unterschiedsloses? Geradezu unerträglich ist uns die Vorstellung: viele Unbewußte. Wenn Herr Hartmann sein Werk einfach mit dem Satze begonnen hätte: „wenn das Wesen der Dinge unbewußter Geist ist, so giebt es nur Eine Substanz, welche alles Sein in sich befaßt" — Niemand würde an dieser Behauptung Anstoß genommen haben, er wäre zu dieser Behauptung berechtigter gewesen als Spinoza, dessen von Hause aus hingestellter Monismus sich erst im weiteren Verlaufe der Paragraphen seiner Ethik verstehen läßt.

Was uns Anstoß erregt, was den Verfasser zu dem Versuch einer Beweisführung seines Satzes gebracht hat, das ist im Gegentheil dies, daß bisher direct und indirect von allerlei Unterschiedenheit in dem Unbewußten die Rede war. Was wir nur eben als eine un-

erträgliche Vorstellung bezeichneten, die Annahme vieler unbewußter Geister — die ganze Lehre von den die Materie constituirenden Atomen beruht ja darauf! Wenn ferner das Bewußtsein, die Existenz vieler und ihrerseits wieder Vielheit erzeugender Bewußtseine als eine Setzung des Unbewußten dargestellt wurde, so war ja auch damit Unterschiedenheit in dem Ununterschiedenen angenommen oder doch daraus abgeleitet. Wenn endlich gleich bei der ersten Einführung und Begründung des Begriffs des Unbewußten die mannigfachsten Verhaltungsweisen, die allerverschiedensten Leistungen dieses einigen Wesens uns vorgeführt wurden, wie es in den Instinkten der Thiere, in den organischen Bildungs- und Heilprozessen, in Sprache, Kunst, Geschichte u. s. w. walte — wo bleibt da seine All-Einheit, wie sollen wir das Alles mit seiner absoluten Einfachheit, Untheilbarkeit, Unterschiedslosigkeit zusammenreimen?

Wir stellen da nicht etwa Fragen zusammen, gegen deren Zusammenstellung ein Protest von Seiten unsres Philosophen drohte. Er selbst ist es, der sie zunächst in allgemeiner Beantwortung sämmtlich mit Einem Schlage — mit Einem und demselben Stichwort beantwortet. Das Stichwort, welches uns lehren soll, Einheit und Unterschiedenheit zusammenzureimen, lautet: Wesen und Erscheinung. Das Eine Unbewußte ist das Wesen der Welt. Dieses Eine Wesen stellt sich aber in drei Erscheinungs- oder Wirkungsweisen dar. Eine dieser Erscheinungsweisen ist die Materie, eine zweite das Bewußtsein, eine dritte das organische Bilden, die Instinkthandlungen u. s. w., genug „Alles in der Welt, was nicht durch die Begriffe Materie und Bewußtsein erschöpft ist".

Unsre Verlegenheit, die All-Einheit des Unbewußten festzuhalten, muß mit diesem ausdrücklichen Eingeständniß einer dreifachen Erscheinungsweise des Einen Wesens der Welt, sich um ein Bedeutendes steigern. Zum mindesten die Systematik des Verfassers ist hier unvollständig oder ungenau. Wir stutzen über die seltsame Coordinirung dieser Drei, die er doch durch ganz verschiedene Mittel abzuleiten versucht hat. Was er selbst unterlassen hat: — sie in ein klares und bestimmtes Verhältniß unter einander zu setzen —, das werden wir unsrerseits im Anschluß an alle desfallsigen Andeutungen unsres Buchs uns nicht ersparen dürfen. Und so werden wir denn zunächst sagen müssen, daß das Bewußtsein keineswegs eine Erscheinungsweise ist, die mit der Materie auf Einer und derselben Linie stünde. Das Bewußtsein vielmehr baut sich als ein Zweites, Späteres auf der Materie erst auf; es sollte ja durch eine Reaction des Un-

bewußten auf die materielle Bewegung entstehen; es ist also eine complicirtere Erscheinungsweise des Unbewußten, eine Erscheinungsweise, so zu sagen, zweiter Ordnung. Wie, ferner, steht es mit dem organischen Bilden, den Heilprozessen, den Instinkten u. s. w.? Auf der Einen Seite scheint es, daß wir hier, wie bei der Materie, wieder eine Erscheinungsweise erster Ordnung vor uns haben; wir stoßen sogar auf den Ausdruck, es seien dies die „unmittelbarsten Wirkungen" des Unbewußten. Allein ganz so einfach liegt die Sache doch nicht. Denn nicht zwar auf Grund des Anstoßes durch die Materie, wohl aber in theilweisem Anschluß an die Materie operirt der Instinkt, die Naturheilkraft u. s. w. In allen diesen Leistungen schließt die zweckmäßige Thätigkeit des Unbewußten an die Materie sich an, wo es sie brauchen kann; wo nicht, nicht; halb wirkt es mittelst des Mechanismus der Materie, halb greift es, wir dürfen sagen wunderthätig, durch diesen Mechanismus durch und über ihn über. Die Mechanismen, sagt uns Herr Hartmann, können niemals das fortwährende directe Eingreifen des Unbewußten entbehrlich machen, denn sie gehen ihrer Natur nach auf eine Klasse gleichartiger Fälle, während in Wirklichkeit sich jeder Fall vom andern unterscheidet. Die psychische Einwirkung des Unbewußten, so sagt er ein ander Mal, speciell in Beziehung auf das organische Bilden, ist für die gewöhnlichen Vorgänge auf ein Minimum reducirt, und der übrige Theil der Arbeit wird durch zweckmäßige Mechanismen geleistet. Diesen zweckmäßigen Mechanismen begegnen wir überall im Körper, aber so daß das Unbewußte „sich jeden Augenblick die Modification des Zwecks, sowie auch das selbständige Eingreifen in die Räder der Maschine" vorbehält. Gestehen wir: diese Oekonomie des allweisen Unbewußten sieht etwas stark nach menschlicher Weisheit aus, und auch von seiner Allmacht und Allgenugsamkeit lernen wir nicht auf's Günstigste denken. Dort, bei der Entstehung des Bewußtseins, erscheint es als ein leidendes Wesen, sich wehrend gegen den Angriff, den es von der Materie, der von ihm selbst sich selbst zum Aergerniß geschaffenen Materie erfährt; hier, bei seinem Wirken im Organischen, erscheint es in wunderthätiger Freiheit, beständig nachbessernd und die Unzulänglichkeit seiner eigenen, selbstgeschaffenen Mittel, der materiellen Mechanismen, ohne Mühe ergänzend. Aber allweise und allmächtig oder nicht — höchst wunderlich, unzusammenstimmend, verkünstelt ist seine Natur jedenfalls. Und der Eindruck des Complicirten wächst, wenn wir uns vorstellig zu machen versuchen, in welcher Weise nun eigentlich das Bewußtsein

organischer Wesen zu Stande kömmt. Genau genommen hätten wir es hier wohl, bei dem menschlichen Bewußtsein z. B., mit einer Erscheinungsweise dritter Ordnung zu thun. Dies Bewußtsein nämlich entsteht ja aus einer Reaction des Unbewußten auf die Action der organisirten Materie; diese letztere aber ist in jedem einzelnen Falle Materie, auf welche das Unbewußte bereits in freier, individualisirender Weise eingewirkt hat.

In der That, wir begreifen jetzt, daß Herr Hartmann nirgendwo das gegenseitige Verhältniß seiner drei Erscheinungsweisen des Unbewußten so wie wir es nur eben versucht haben, zur Uebersicht gebracht hat. Er würde den winkligen, übel zusammenstimmenden Bau seines Systems dadurch allzu deutlich verrathen haben. Es ist klar, er hat dasselbe von verschiednen Enden her zu bauen begonnen. So baut man wohl eine Festung, bald hie bald dort, je nachdem man sich gegen eine nun erst erkannte Gefahr zu decken für nöthig befunden, eine Mauer, eine Bastion aufführend, und Niemand nimmt an dem krausen Anblick des Ganzen einen Anstoß. Auch eine Verfassung und andere Werke für menschliche Zwecke mögen lieber unregelmäßig und schwerfällig aussehn als daß sie irgend welchem praktischen Bedürfniß sich versagten. Etwas Anderes jedoch ist es mit einem philosophischen System. Der Weltbaumeister, dem der Philosoph doch nachbauen will, hat auf nichts als auf sich selbst Rücksicht zu nehmen. Das Absolute, welches so unkünstlerisch den Bau des Kosmos verpfuscht — ist schwerlich das Absolute.

Doch vergessen wir die Noth, das gegenseitige Verhältniß der drei Erscheinungsweisen in's Klare zu bringen: die Hauptnoth ist, wie das Wesen überhaupt erscheinen kann, ohne darüber seiner Einheit und Einfachheit untreu zu werden. Der Begriff des Erscheinens setzt ein Verhältniß zwischen einem erscheinenden Wesen und einem Subject, welchem dieses Wesen erscheint. Keine Erscheinung ohne ein objectives Etwas, und keine Erscheinung ohne ein sinnliches oder geistiges Auge, welches dieses Etwas wahrnimmt. Soll das Unbewußte erscheinen, so wird es entweder sich selbst — doch nein! dieser Fall ist ausgeschlossen; denn ein sich selbst Erscheinendes ist nur das Bewußtsein. Also nicht sich selbst, sondern nur den mit Bewußtsein begabten Subjecten kann das Unbewußte erscheinen. Setzen wir statt des Unbewußten das Absolute, die unendliche Substanz, das Ding an sich, so ist dies die Lehre, die in den verschiedensten Fassungen in der Geschichte der Philosophie immer wieder auf-

getaucht ist. Die Mannigfaltigkeit der unterschiedsreichen Welt entsteht dadurch, daß sich das einfache Wesen in der Auffassungsweise vorstellender Subjecte, der Träger des Bewußtseins, vielfältig bricht. So lehrt am bestimmtesten der subjective Idealismus. Aber es ist klar, daß Herr Hartmann diese Lehre so wenig brauchen kann wie die andre, daß das Wesen sich selbst erscheine. Er kann sie nicht brauchen, denn alles Bewußtsein überhaupt soll ja selbst schon eine Erscheinung des absoluten Wesens sein, und diese Erscheinung, ferner, setzt schon andere Erscheinungen, vorbewußte Erscheinungen, setzt die Materie und setzt Organismen, und die Organismen wieder setzen unmittelbare Thätigkeitsäußerungen, also auch wieder Erscheinungen des Unbewußten, voraus. Hier herrscht völlige Rathlosigkeit: Erscheinung vor der Möglichkeit des Erscheinens, Erscheinung ohne ein Auge, dem erschiene!

Indeß „wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein". Es ist der monströse Begriff der „Erscheinung an sich" oder der „objectiven Phänomenalität", durch den die Rathlosigkeit formulirt — mit wahrhaft grandioser Naivetät und blinder Entschlossenheit formulirt wird. „Die objectiv gesetzte Erscheinungswelt", heißt es, „die Welt der Erscheinung an sich ist das unentbehrliche causale Zwischenglied zwischen dem monistischen Wesen einerseits und den subjectiv-phänomenalen Vorstellungswelten der vielen verschiedenen Bewußtseine andrerseits; während sie sich zum all-einigen Unbewußten wie die Erscheinung zum Wesen verhält, verhält sie sich zu ihren subjectiven Spiegelbildern in den zahllosen Bewußtseinsindividuen wie das Ding an sich zu seinen (subjectiven) Phänomenen". Das heißt: die naheliegende, in gewisser Weise unumgängliche Annahme, daß wir es in allem Bewußtsein mit einer bloßen Spiegelung, einer Erscheinung eben des objectiven Wesens der Dinge zu thun haben, wird verdoppelt — nur daß wir uns das eine Mal eine Spiegelung ohne Spiegel, eine Erscheinung vorstellen sollen, die keine ist. Ueber dem Begriff des Wesens oder des Dinges an sich wird der Begriff eines noch wesenhafteren Wesens, eines Ansich des An-sich-seienden construirt, der Begriff eines Ueber-an-sich, d. h. eines Wesens, das vielmehr ganz evident das nichtigste Hirngespinnst, das offenbarste Phänomen, eine Erscheinung ist, die bloß der überstiegenen systematisirenden Grübelei erscheint. Und dieser ganze „unentbehrliche", nur leider auch unbegreifliche Begriff der objectiven Phänomenalität wird uns so umstandslos vor die Füße geworfen, als ob dieser Columbusgriff nur gezeigt zu werden

brauchte, um von Jedermann nachgemacht zu werden! Der arme Spinoza, der diesen Griff noch nicht kannte! Wie wäre er doch da mit Eins über die Schwierigkeit hinausgewesen, die sein ganzes System drückt, wie das bestimmte Einzelsein nur in der subjectiven Auffassung, die subjective Auffassung aber hinwiederum als reale Folge des bestimmten Einzelseins zu denken sei!

Und wie über Spinoza, so erhebt sich Herr Hartmann auch über den subjectiven Phänomenalismus der Kant, Fichte und Schopenhauer. Wenn nur seine eignen Beweise dafür, daß diese Lehren nothwendig zum absoluten „Illusionismus" führen, sich nicht auf ihn selbst zurückwendeten! Denn wenn er nun auch zeigt, in der Schrift „über das Ding-an-sich" zeigt, daß die Kategorien, in denen wir denken, zugleich die objective Bestimmtheit der Dinge treffen: diese Dinge sind ja wiederum nur Erscheinungen eines höher hinaufliegenden An-sich, und wo ist der Beweis, daß bei diesem allerersten Uebergang aus dem unbewußten Wesen in die „objectiv gesetzte Erscheinungswelt" die Züge des Wesens sich nicht trügerisch verwandeln? Wo ist auch nur die Möglichkeit, wo Grund und Boden zu einem solchen Beweise? Für das subjectiv-Phänomenale kann der Beweis aus den Forderungen des Bewußtseins geführt werden, und so wird er in genannter Schrift geführt. Zwischen dem objectiv-Phänomenalen und dem obersten An-sich fehlt diese, fehlt jede Brücke. Wo bleibt da die Bürgschaft, daß die Uebereinstimmung zwischen der Erscheinungswelt und unserem Denken auch noch hinüberreicht in das Ur-an-sich? Ist es mehr als unbewiesene Behauptung, daß dieses Ur-an-sich nach seiner intellectuellen Seite, nach dem Momente der Vorstellung dieselbe Logik habe wie wir und wie die Dinge? Und droht damit nicht wieder derselbe Illusionismus, den jene Beweisführung also in der That nicht beseitigt, sondern nur aufgehalten, nur eine Stufe weiter zurückgeschoben hat? Und das Alles ganz unvermeidlich! Denn kurz: die ganze Lehre von der „objectiven Phänomenalität" ist handgreiflich nichts als ein Plagiat am subjectiven Idealismus, allzu durchsichtig verhehlt durch das Wörtchen „objectiv". Das Wörtchen umhüllt, aber es trägt nicht den Begriff. Die Correlatbegriffe Wesen und Erscheinung haben keinen Halt in der leeren Luft; sie wachsen eben nur auf dem Boden des Bewußtseins. Jenes Plagiat weist auf ein anderes zurück. Es verräth nur in besonders augenfälliger Weise, daß die ganze Lehre vom Unbewußten ein Plagiat an der Lehre vom Bewußtsein ist.

Aber wie wenig wir auch hoffen dürfen, über den Widersinn der

„an sich seienden Erscheinung" jemals hinwegzukommen: es ist doch billig, uns nicht bei dieser allgemeinen Antwort auf die Frage nach der Vermannigfachung und Verunterschiedung des All-Einen zu beruhigen. Die Frage nimmt eine bestimmtere Gestalt an, wenn sie direct als die Frage nach der Möglichkeit der Individuation — das Mystischeste in der Philosophie nennt sie Schleiermacher — gefaßt wird. Sehen wir zu, ob da in den breiten Graben, den zu überspringen wir außer Stande waren, nicht einige Steine geworfen werden, mit deren Hülfe wir ihn zu überschreiten dennoch versuchen könnten.

Sauer genug läßt es sich unser Verfasser dabei werden. Er verwendet zunächst nicht geringen Scharfsinn und einen reichen Schatz naturwissenschaftlicher Detailkenntnisse auf die Feststellung des Begriffs der Individualität überhaupt. Uns scheint dabei viel verschwendete Mühe zu sein. Denn die erste Frage wäre doch wohl: wie kommen wir zu diesem Begriffe? Statt dessen wird derselbe mit sammt dem Wortkleide, welches er trägt, als ein wohlberechtigter vorausgesetzt, ja, geradezu von der Wortschale aus wird dem Begriffskern zu Leibe gegangen. Die Bezeichnung Individuum, die doch nur eine Uebersetzung von Atomon ist und in die nur allmählich ein reicherer Inhalt hineingewachsen ist auf Grund des sich fortbildenden wissenschaftlichen Bewußtseins, wird dergestalt gepreßt, daß sie nun dem Verfasser gestattet, die ungefähre Meinung, die sich an den heutigen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Sprachgebrauch knüpft, zu seiner eignen schärferen Auffassung fortzuleiten. Der heftige Gegner der Dialektik, den wir ja auch sonst schon von dem Geiste der Dialektik angesteckt fanden, wird hier einmal zum etymologischen Dialektiker. Ein Individuum soll ein Ding sein, welches alle möglichen Arten der Einheit in sich vereinigt, also seiner eigensten Natur nach schlechterdings, in allen möglichen Beziehungen untheilbar ist. Für uns ist nichts gewisser, als daß der Begriff der Individualität, wie er gegenwärtig gebraucht wird, seine Wurzel in derjenigen Untheilbarkeit hat, die der Mensch in sich selbst, in seinem eignen Selbstbewußtsein vorfindet. Ein zunächst egoistisch-praktischer, weiterhin transscendentaler Begriff wird mit unvermeidlichem Anthropomorphismus auf die Dinge übertragen und dort so weit verfolgt, als sich noch irgend eine Analogie mit der denkbar höchsten Einheitlichkeit nachweisen läßt, die uns in unserem Ich zum Bewußtsein kömmt. Gleichviel jedoch! Am Ende treffen wir von hier aus mit der Definition unsres Verfassers zusammen; zusammen vollends —

wenn auch durch andre Mittelglieder — in dem Endergebniß, daß der Begriff der Individualität etwas Relatives und Fließendes ist, daß jedes Individuum als befaßt in einem höheren mit anderen seines Gleichen zu denken sei, und daß also starre Besonderung und Abschluß nach Außen nicht zum Wesen des Individuums gehöre. Die Atome — ihre Existenz vorausgesetzt — würden als Individuen der untersten Ordnung zu fassen sein, ein Individuum höherer Ordnung ist die Zelle, der Organismus ist ein individueller Complex von Zellen u. s. w.

Dies nun zugegeben, kehren wir zu der Frage zurück: woher, wenn das in der Welt erscheinende Wesen ein einziges, untheilbares ist, kömmt das ganze Stufensystem sich auf einander aufbauender, gleichsam in einandergeschachtelter Erscheinungsindividuen?

Oder, um die Frage zu vereinfachen: woher die Individuen niedrigster Ordnung, die Atome? Denn hier offenbar ist der eigentliche Sitz der Schwierigkeit.

Schon aus der Lehre von der Materie wissen wir ja aber, wie sich unser Philosoph die Setzung der Atome denkt, und seine Meinung ist, — daß damit jede Schwierigkeit hinwegfalle. Das Unbewußte nämlich hat gleichzeitig verschiedene Willensacte. So viele verschiedene Willensacte, als es verschiedene Vorstellungen hat. Verschiedene Vorstellungen nämlich von den räumlichen Beziehungen der Wirkungen jener Willensacte. Das Unbewußte anticipirt vorstellend das Resultat seiner Wollungen und es realisirt wollend jene anticipirten Wirkungen. „Indem der Wille seinen Inhalt realisirt, treten diese vielen Willensacte als ebensoviele Kraftindividuen in die objective Realität: sie sind die erste, primitive Erscheinung des Wesens. Weil jede Atomkraftwirkung verschieden von jeder anderen, also einzig, vom Unbewußten vorgestellt ist, darum ist natürlich auch ihre Realisation von der jeder anderen Atomkraft verschieden, also ebenfalls einzig, unbeschadet dessen, daß sie ihrem Begriffe nach ununterscheidbar sind."

Und damit fiele wirklich alle Schwierigkeit weg? Sie wäre nicht vielmehr nur in einen Schlupfwinkel zurückgeflüchtet?

Sehr natürlich allerdings, daß die Atome individuell verschieden sind, wenn sie das Product individuell verschiedener Willensacte sind. Sehr natürlich ebenso, wie die Willensacte verschieden sind, wenn sie einen verschiedenen Vorstellungsinhalt haben. Aber sehr unnatürlich, daß das Eine, unterschiedslose Unbewußte doch Vorstellungsunterschiede in sich haben soll. Es sind nur ideelle

Unterschiede. Es sind nur Anticipationen realer Individualisirungen — allein der Monismus des Wesens ist darum nicht weniger mit dieser Annahme unrettbar durchbrochen, einer Annahme, die noch obenein in ihrem Ursprung so durchsichtig ist, die sich uns im Obigen als ein bloßes Zurücktragen der Atomenhypothese in das Wesen des Absoluten erwiesen hat. Ein discretes Vorstellen ist unvereinbar mit der angeblich unterschiedslosen Einheit des Unbewußten, und es ist vollends eine ganz unhaltbare Ausflucht, daß ja doch all' die unendlich vielen Atomkraftwirkungen „ihrem Begriff nach" ununterscheidbar seien.

Die Atome sind räumlich, mathematisch unterschieden. Die Vorstellungsunterschiede mithin, aus denen sie in letzter Instanz abgeleitet werden, sind Anschauungsunterschiede, und ausdrücklich betont unser Verfasser die intuitive Natur des Vorstellens des Unbewußten. Sind denn aber Anschauungsunterschiede weniger reelle Unterschiede als Begriffsunterschiede? Sind Scheidungen innerhalb des Intuitiven mit absoluter Einheitlichkeit leichter verträglich als Scheidungen von begrifflichem Inhalt? Das eine wie das andere Unterscheiden ist mit der Wesenseinheit eines bewußten Individuums sehr wohl verträglich: ich zerfalle dadurch nicht in verschiedene Individuen, daß ich Anschauungs- oder aber Begriffsunterschiede vorstelle und die vorgestellten durch Bewegung und Handlung realisire; allein die Einheitlichkeit meines Wesens, eines Bewußtseinsindividuums ist ja, nach Hartmann selbst, eine secundäre, die Einheitlichkeit des Absoluten dagegen eine primäre — es führt keine Brücke der Analogie von meiner Bewußtseinseinheit zu der All-Einheit des Unbewußten.

Weiter aber. Die intuitiven Vorstellungsunterschiede zugelassen: — noch immer bleibt ja das Realwerden, das Wollen jener ideellen Differenzen, der zweite Schritt, durch welchen die Setzung der primitiven, der Atomindividuen erst perfect wird, mit der Einheit des Unbewußten zu vermitteln. Und da stehen wir denn glücklich wieder vor jenem breiten Graben der „objectiven Phänomenalität". Nicht bloß ideelle, intuitive Vorstellungsunterschiede, sondern reale Raumunterschiede entspringen die Atomindividuen aus dem Schooße des Unbewußten. Entspringen daraus nicht bloß als eine Erscheinung für das auffassende Bewußtsein, sondern — was helfen alle Variationen im Ausdruck? — als Actionen oder Functionen der Einen Substanz, als Aeußerungen oder Wirkungen der metaphysischen Kraft, als Objectivationen des Willens des Absoluten u. s. f. An dem

Widersinn des Begriffs der objectiven Erscheinung scheitert jeder Versuch des Verständnisses. Es nützt nichts, den Stein zu betreten, der auf solche Weise durch die Lehre von der Entstehung der Materie in die unendliche Kluft geworfen wird; der Stein rollt nicht nur unter unseren Füßen in den Abgrund, sondern, auch wenn er trüge, würde die Kluft zwischen Wesen und Erscheinung in immer gleicher Unermeßlichkeit sich vor uns aufthun.

Indeß nehmen wir einmal an, daß er trage, und schließen wir einen Augenblick die Augen vor der gähnenden Kluft. Daß alsdann, die Entstehung der primitiven Individuen als erklärt vorausgesetzt, die Entstehung der Individuen höherer Ordnung keine Schwierigkeit mehr biete — wenn wir doch nur dies wenigstens auf Grund der Argumentation des Verfassers zugeben könnten! Die Atome, so argumentirt er, sind Individuen, d. h. jedes von ihnen ist einzig: „folglich muß auch der organisch constituirte Complex dieser Atome und die ausschließlich auf ihn gerichtete Thätigkeit des Unbewußten, welche zusammen das höhere Individuum ausmachen, einzig sein". Wieso: folglich? Wäre dies „folglich" überhaupt schlußkräftig, so würde es ja offenbar viel weiter tragen, so müßte es offenbar gar nichts Andres geben können als Individuen, während doch nach Hartmann ein Berg, ein Krystall u. dgl. kein Individuum, und vielmehr nur das Organische individuirt sein soll. Sein „folglich" ist nicht um ein Haar weniger naiv als die ihrer Naivetät wegen von ihm gerügte Schopenhauer'sche Vorstellung, welcher kurzer Hand die organischen Individuen als ebenso unmittelbare „Objectivationen des Willens" betrachtet wie er nur die Atomkräfte. Denn wieso folgt denn aus der Einzigkeit der Atome ohne Weiteres auch die Einzigkeit der Organismen? Sie folgt ja doch nur in Verbindung mit der Annahme neuer, besondrer Acte des organischen Bildens. Das Unbewußte muß, damit organische Individuen zu Stande kommen, überall noch „eine directe Thätigkeit entfalten". Zur Erklärung also der Individuen höherer Ordnung reichen die Atomsetzungen des Unbewußten noch keineswegs aus; dasselbe muß zu diesem Behuf eben noch außerdem formende, zweckvolle — es muß individualisirende Acte höherer Ordnung vornehmen. Das ist denn nun freilich nur dieselbe principielle Schwierigkeit wie die, an der die Erklärung der primitiven Individuen scheitert: aber es ist dieselbe Schwierigkeit zum zweiten Mal. Das Unbewußte „objectivirt sich" im Atom kraft einer ersten, seiner Einheitlichkeit zum Trotz in dasselbe hineingedichteten ideellen Dis-

cretion es „objectivirt sich" im organischen Individuum kraft einer, zu der ersten noch hinzutretenden neuen und höheren ideellen Discretion; soviel Individuen höherer Ordnung, soviel individuirende höhere Gedanken, oder — wenn das besser klingt — intellectuelle Anschauungen müssen in dem Unbewußten angenommen werden. Mit Recht nennt Herr Hartmann die Schopenhauer'sche Lehre vom intelligiblen Individualcharakter einen Widerspruch gegen das monistische Princip: aber ist seine Lehre von intelligiblen Individualthätigkeiten, von Thätigkeiten, denen zuletzt doch individuelle Gedanken und Wollungen im Unbewußten zu Grunde liegen, ein geringerer Widerspruch? Ich kann freilich zwischendurch das Unbewußte immer wieder für die Nacht erklären, in der alle Kühe schwarz sind, allein sofern diese Nacht Tag werden soll — und das wird sie durch die Thätigkeit des Unbewußten — so muß schlechterdings, mindestens als ideelle Prädisposition, eine Unterschiedenheit schon in dem All-Einen vorhanden sein.

Alles in Allem: es ist eine alte Geschichte in neuer Wendung. Dieselbe Selbsttäuschung bei Hartmann wie bei Fichte und Hegel. Wie diese in das leere Ich und das leere Sein aus dem Füllhorn des empirischen Daseins allmählich mit allerlei kleinen, in Abstraction und Dialektik sich versteckenden Griffen allen möglichen Inhalt hineintragen, so füllt jener sein Unbewußtes gleichermaaßen, Naturwissenschaftliches und Logisches durcheinanderrührend, nach und nach mit dem ganzen Inhalt des Bewußtseins. Ein Stück solcher Arbeit ist auch das Capitel von der Möglichkeit und Vermittelung der Individuation. Wir erblicken überall Individuen, weil wir selbst Individuen sind und als solche vorstellen und wollen. Gerade so „objectivirt sich" das Unbewußte zu einer stufenweise individualisirten Welt — indem es eben auch vorstellt und will. Ein Non plus ultra von Individuum benimmt es sich an allem Ende doch nur gerade so wie das bewußte Individuum.

---

## Dritter Artikel.

### 7.

Unbegreiflich, in der That, wie sich unser Philosoph über das bewußtseinsartige Benehmen seines Unbewußten verblenden könnte, wenn nicht — wir haben schon in unserem Zweiten Artikel darauf hingedeutet — sein ganzes Ideenspiel unter der Herrschaft einer eigen-

thümlichen Sinnes- und Gefühlsweise stünde, deren praktische Gewalt stärker ist als jede Ueberlegung. Wenn er sich für die „zeitlose, in sich reflexionslose Allwissenheit des Unbewußten" begeistert, wenn er von der „ihrer selbst gewissen und in sich beschlossenen Idee" wie nur irgend Hegel in seinen Platonisirendsten Stellen redet, wenn er immer wieder die über die Spaltung in Subject und Object erhabne intuitive Erkenntniß des Absoluten preist, so verräth sich darin zunächst das Bedürfniß einer überwiegend intellectuell angelegten Natur, die Sehnsucht nach Verwirklichung eines reinen, sinnlichkeitsfreien Erkennens. Mit diesem positiven Motiv aber verschlingt sich ein negatives, das uns erst mit jenem zusammen die Ungeheuerlichkeit der neuen philosophischen Gottheit und das eigenthümliche Colorit derselben verständlich macht. Da, wo der Verfasser in einer längeren Ausführung die wissenschaftliche Haltbarkeit des gewöhnlichen Theismus bekämpft, bezeichnet er es als entscheidend gegen die Annahme eines Bewußtseins in Gott, daß unter dieser Annahme „das Dasein der Welt eine unentschuldbare Grausamkeit und der Weltproceß eine thörichte Zwecklosigkeit sein würde". Es enthüllt sich uns damit die unterste Wurzel seiner Weltanschauung. Dieselbe ist emporgewachsen, sie bekömmt Halt und Nahrung aus seiner pessimistischen Ansicht vom Werthe des Lebens.

Wohl nur nach dem Grundsatz: divide et impera erklärt er die lang ausgesponnene Entwicklung dieses seines Pessimismus für eine Abschweifung, deren Resultat für den Hauptinhalt seines Werks nicht von unmittelbarem Einfluß sei. Die Lehre vom Unbewußten vielmehr steht und fällt mit der Lehre vom Elend des Daseins, und die Prüfung der praktischen Philosophie des Verfassers wird folglich zur unabweislichen Pflicht für uns.

Gleich der erste Satz freilich ist von der Art, daß wir uns gefaßt machen müssen, nun erst recht in einen Irrgarten zu gerathen. So gewiß nämlich aus der intellectuellen Vollkommenheit und der Allmacht des Unbewußten folgen soll, daß die existirende Welt die bestmögliche, so wenig soll doch aus ihrer Bestmöglichkeit folgen, daß sie gut und vollkommen an sich sei!

Von der Welt, wohlgemerkt, ist die Rede. Von einzelnen Dingen in der Welt geben wir ja leicht zu, daß sie so gut wie möglich und doch herzlich schlecht sein können. Alles Einzelne ist ein Vielbedingtes, und jedes Urtheil über die Güte der Dinge muß also diese Bedingtheit mit in Rechnung nehmen. Alles Einzelne gehört zu einer

Art und läßt sich mit Anderem derselben Art vergleichen. Aber die Welt! Schon der Ausdruck einer „bestmöglichen" Welt ist ein irreführender Ausdruck. Weg mit der kindischen Vorstellung, als ob der Weltschöpfer bei der Schaffung der Welt zwischen verschiedenen Möglichkeiten gewählt hätte! Aber nun vollends: bestmöglich und trotzdem schlecht! Der Sinn dieser Behauptung kann nur der sein, und ausdrücklich spricht ihn Herr Hartmann aus: das Nichtsein der Welt ist ihrem Sein vorzuziehn. Wen schwindelt nicht bei der Zumuthung, die Existenz der Welt mit ihrer Nichtexistenz zu vergleichen? Würde diese Vergleichung nicht einen Standpunkt jenseits Beider, und folglich die Bekanntschaft mit einem Etwas voraussetzen, welches Sein und Nichtsein als Arten unter sich begriffe und Beiden irgendwie vorausläge? Nennen wir dieses Etwas das „Ueberseiende", so würde schließlich jener Satz auf den anderen hinauslaufen, daß besser als Beides das Ueberseiende sei, — wobei nur das kleine Kunststück übrig bliebe (ein Pendant zu dem, welches den Begriff des Unbewußten ermöglicht), diesem Ueberseienden einen Inhalt zu geben, der etwas Andres als der Phantasieschatten des Seienden wäre.

Auf dieser Hyperontologie ruht nun in der That — so toll es dem nüchternen Leser vorkommen möge — der Pessimismus oder, richtiger zu reden, der Miserabilismus unsres Autors. Beruht darauf, oder führt vielmehr darauf hin. Denn im Gange seines Buches selbst verräth sich die praktische Motivirung seiner letzten metaphysischen Principien. Wir folgen nur diesem Gange, wenn wir zusehen, wie er uns zunächst selbständig und unabhängig — — doch wir sagen zu viel, — wie er mit nur gelegentlichem und halbverstecktem Hinblick auf die letzten metaphysischen Grundlagen seines Systems das Elend des Daseins und den Vorzug des Nichtseins vor dem Sein zu beweisen versucht.

Die Posten zwar, welche er am Eingang seiner Beweisführung aufgestellt hat, werden uns nicht lange aufhalten. Denn von den Autoritäten, die er da für eine verurtheilende Ansicht vom Werthe des Weltlebens mit einigen auf's Gerathewohl aufgegriffenen Stellen citirt, gehen die bedeutendsten wohl nach kurzer Verständigung zu uns über. Die Plato, Kant und Fichte wenigstens hat vor Herrn Hartmann nicht leicht Jemand zu Pessimisten gestempelt. Wenn sie in starken Ausdrücken den Werth des natürlichen, sinnlichen Lebens herabsetzten, so thaten sie es wahrlich nicht dem Nichts zu Liebe, sondern weil sich hinter dieser sinnlichen die Welt des vernünftigen und sittlichen Lebens ihrem Auge als eine allerrealste Welt von unendlichem

Werth erschloß. Sie stehen zu uns und wir zu ihnen. Hie Idealismus, dort Nihilismus.

Ja wohl, Nihilismus! Denn grundverschieden ist nicht etwa bloß der Maaßstab, mit welchem jene Denker und mit welchem Herr Hartmann den Werth des Lebens abmißt. Charakteristisch immerhin für die natürliche Verwandtschaft der miserabilistischen mit der sensualistischen Lebensansicht, daß sich alsbald Lust und Schmerz als der von unserem Verfasser in Anwendung gebrachte Maaßstab herausstellt. Allein der Sitz der Differenz liegt viel tiefer. Besinnen wir uns nur recht über die Natur der vorliegenden Aufgabe. Sie geht ja nicht darauf, ein Sein gegen ein anderes, etwa sinnliches gegen geistiges, sondern darauf, das Sein gegen das Nichtsein abzuschätzen. Welcher Maaßstab daher auch gewählt werde: jeder, und wäre es der alleridealste, wird sich gefallen lassen müssen, immer zugleich gesetzt und zugleich aufgehoben zu werden, da er ja nur vermöge dieses Schaukelsystems gleichermaßen auf das Dasein und auf das Nichtsein passen kann. Vom Standpunkte des Eudämonismus selbst daher wird der Verfasser immer zugleich die Werthlosigkeit aller Lustempfindung zu erweisen — er wird den Werth derselben, da der Maaßstab doch nicht aufhören darf, Maaßstab zu sein, zum mindesten so viel wie möglich herunterzusetzen genöthigt sein. Und das mithin ist das Schauspiel, das uns im Folgenden erwartet. Wie ein Kreisel treibt sich unvermeidlich die ganze Untersuchung um sich selbst, und der Kritik bleibt kaum etwas Andres übrig, als hin und wieder die Bewegung zu unterbrechen und an jeder beliebigen Stelle den Kreisel zum Fallen zu bringen.

Gleich in dem Beweise, warum eben Lust und Schmerz der allein zulässige Werthmesser sei, zeigt sich das erwähnte Schaukelsystem. Der Grund nämlich lautet, weil nur sie „etwas ganz Reales", etwas „das Wesen des Unbewußten selbst Betreffendes" seien. Allein in der Analyse des Wesens des Unbewußten gab es ja, wie wir uns erinnern, für das Gefühl keinen Platz. Dem entsprechend heißt es daher an einer anderen Stelle, Lust und Schmerz fühle das Unbewußte nicht als an sich seiendes Wesen, sondern „in allen den verschiedenen Bewußtseinen". Gerade dies aber, daß Sittlichkeit nur eine auf dem Standpunkte des Bewußtseins entspringende Erscheinung, eine „Bewußtseinsidee" sei, wird gegen die Abschätzung der Welt nach der Norm der Sittlichkeit geltend gemacht. Man sieht, der Grund gilt ganz ebenso gegen den Kanon: Lust und Schmerz. Allein was thun? Die Prätension, die Welt von einem Standpunkte außer der Welt zu

beurtheilen, ist nun einmal widersinnig in sich; sie ist einfach die Carricatur des alten, wohlberechtigten Glaubens alles echten Idealismus, daß der Werth der äußeren sinnlichen Welt sich vor dem Forum der Innenwelt des Gemüths und des Gewissens müsse beurtheilen lassen. Der Widersinn jener Prätension treibt immer wieder zurück zu der Einsicht, daß „der Werth der Welt mit ihrem eignen Maaßstabe gemessen werden müsse" — und so wird denn in der Verlegenheit, die beiden Forderungen zu vereinigen, zu dem Gefühl als zu demjenigen Maaßstab gegriffen, der, des Charakters der Unmittelbarkeit wegen, jetzt, wenn auch mit ungenauem Ausdruck, als eine Affection des Wesens, jetzt wieder als eine Affection des Bewußtseins bezeichnet werden kann.

Sofort nun aber wird dieser zweideutige Charakter des Gefühls von Lust und Unlust in den verschiedensten Wendungen für die Begründung der miserabilistischen Anschauung ausgebeutet. Am deutlichsten in der immer wiederkehrenden Warnung, daß der über den Werth des Lebens Urtheilende sein Urtheil „nicht verfälschen lassen dürfe durch den Instinkt des Lebenwollens". Ist denn nicht, fragen wir erstaunt, nach des Verfassers eigner Theorie der Instinkt das zweckmäßige Wollen des Unbewußten? Haben wir in ihm nicht die eigne Stimme des Wesens der Welt zu respectiren? Ist, wenn irgend ein Gefühl ein „das Wesen des Absoluten selbst betreffendes" ist, nicht vor Allem das Lebensgefühl ein solches? Und durch dieses gerade sollen wir unser Urtheil nicht „verfälschen" lassen? Wer uns diese Forderung nur erfüllen lehrte! wer uns nur die Möglichkeit zeigte, dem Wesen, dem allgegenwärtigen, durch das wir leben, das in uns waltet und spricht, zu entfliehen! Die Meinung kann doch nur sein, daß dieser Standpunkt der Standpunkt der reinen, instinktfreien Vernunft, des Bewußtseins ohne die Basis des Instinkts sei. Es soll, wird uns gesagt, von „aller Beeinflussung des Urtheils durch den Willen und das unbewußte Gefühl" abstrahirt werden. Eine recht weise Mahnung, wenn es sich um die Beurtheilung von Dingen handelt, die unmittelbar mit dem Gefühl nichts zu schaffen haben, wiewohl sie auch da, das Gebiet des Mathematischen und Logischen etwa ausgenommen, immer nur annähernd erfüllt werden kann. Aber es handelt sich dermalen um das Leben selbst, um das Leben gerade in Beziehung auf seine Schmerzen und Freuden! Offenbar daher, jener angeblich objective Maaßstab, der wieder den Maaßstab des Gefühls mißt und corrigirt, ist lediglich der Ausdruck sich selbst überfliegender Spe-

culation oder, wenn man lieber will, der Ausdruck einer Superklugheit, die sich selbst vernichtet. Es ist dieselbe Superklugheit, an der noch immer der Versuch der Durchführung eines absoluten Skepticismus gescheitert ist. Gerade so wie der Skeptiker, scheinbar zu Gericht sitzend über Wahrheit und Irrthum, eigentlich sagt: es giebt keine Wahrheit, so sagt unser Pessimist, scheinbar Glück und Unglück der Existenz gegeneinander abwägend: dem reinen Urtheil gegenüber giebt es kein Glück; und es verschlägt wenig, wenn er inconsequenter Weise gelegentlich einen dürftigen Rest positiver Lust stehen läßt — um den Boden nicht völlig unter seinen Füßen zu verlieren. Kein Wunder, daß das Verfahren unseres Pessimisten die größte Aehnlichkeit mit dem Verfahren Herbart's hat, das er doch mehrmals vortrefflich zu kritisiren weiß. Dieser zerpflückt durch seine skeptische Dialektik die Wahrheit des wirklichen Seins von einem künstlich zurechtraisonnirten Maaßstab, von dem Begriff des beziehungslosen, widerspruchsfreien Seins aus. Dem ganz entsprechend zerstört Herr Hartmann das in der Empfindung aller Wesen vorhandene Glücksgefühl von einem reinen, irrthumslosen Gefühl aus, welches nirgends existirt und nirgends existiren kann, welches, bei Licht besehen, nur sein voraus feststehendes Vorurtheil von dem Elend des Daseins ist. Der kritische Kanon Herbart's sind die realitätslosen Realen, der Hartmann'sche ist das gefühlsfreie Gefühl, das Nichts — mit dem Ausblick auf das zwiefach transscendente „Ueberseiende".

Indeß jenes instinktfreie Urtheil, welches, um das Leben zu verurtheilen, sich das Leben geradezu abgeschüttelt haben soll, ist doch ein gar zu unhandlicher Maaßstab, als daß unser Philosoph nicht darauf bedacht sein sollte, ihn uns ein wenig aus den Augen zu rücken. Die Rede von der Verfälschung des Urtheils durch den Lebenswillen tritt daher alsbald in den Hintergrund und wird im weiteren Verlaufe der pessimistischen Argumentation immer nur dann wieder hervorgesucht, wenn irgend eine Lust und ein Gut des Lebens sich schlechterdings nicht auf andrem Wege will todtschlagen lassen als durch Anwendung dieses äußersten Gewaltmittels, welches ja wohl eigentlich für sich allein vollkommen ausreichte, um alle Lust der Welt mit Einem Streich zu vertilgen. Statt dessen tritt in den Vordergrund eine andre, wenigstens um etwas scheinbarere Rede. Die weitere Behauptung wird hingestellt, daß auch diejenigen Genüsse und Glücksgefühle, die ihren Ursprung nicht lediglich dem Lebensinstinkte verdanken, dennoch in weitem Umfange auf Illusionen, auf vermeidlichen und folglich zu überwindenden Täuschungen beruhen. Wir befinden uns mit

dieser Behauptung an der verworrensten Stelle der ganzen pessimistischen Abhandlung. Sehen wir nämlich näher zu, so fällt dieses neue Motiv zur Kritik der Gefühle und Genüsse vollständig zusammen mit jenem früheren; es ist dasselbe, nur ein klein wenig maskirt. Illusion nennt unser Verfasser alles dasjenige, was vor der „reinen Intelligenz" nicht Stand hält, und seine Meinung ist daher weiter, daß „bei wachsender, bewußter Intelligenz" worauf aller Fortschritt in der Welt beruhen soll — alle Genüsse immer mehr als Illusion erkannt werden und somit als Genüsse zerstört werden würden. Was nun diese reine Intelligenz, bei der die Menschheit am Ziel ihrer Entwicklung anlangen wird, anders sein könne als jenes instinktfreie Bewußtsein, das wir im Vorigen bereits kennen gelernt und als eine Chimäre erkannt haben, ist schlechterdings unerfindlich. Das Zusammenfallen des neuen mit dem vorigen kritischen Maaßstabe verräth sich denn auch deutlich genug in des Verfassers eigenen Wendungen. Er gesteht, daß in jedem concreten Falle „die beiden Gesichtspunkte so eng ineinander greifen, daß es oft kaum möglich scheint, sie streng zu sondern". Ja, noch deutlicher legt er seine Karten bloß. „Bei Vielem", sagt er, „von dem der Leser nicht geneigt sein würde, zuzugestehen, daß die gewöhnliche Annahme eines überwiegenden Genusses auf einem Irrthume, d. h. auf einer Verfälschung des Urtheils durch den Trieb beruht, dürfte derselbe sich kaum weigern, einzuräumen, daß der von ihm supponirte überwiegende Genuß auf einer Illusion beruht." Das heißt also: nur ein Gebot taktischer Klugheit ist es, je nach Bequemlichkeit das eine oder das andere Wort zu brauchen; und die Aussicht, den Leser zu überreden, ist größer, wenn ihm nur überall das Illusorische der Genüsse zu zeigen versucht wird. Denn wer, der überhaupt gelebt hat, hätte nicht schon manche Genüsse, denen er ehedem gehuldigt, in einem späteren Stadium als Illusionen erkannt! Der Begriff der Illusion ist überdem einem Jeden geläufig. Die Analogie der Naturwissenschaft, welche Ton und Farbe, weil sie sich bei der rein physikalischen Betrachtung auf mathematisch meßbare Schwingungsverhältnisse reduciren lassen, für Illusionen der subjectiven Empfindung erklärt, kömmt zu Hülfe. Sollte der Leser nicht bereit sein, diese Analogie auch auf die Lustempfindungen als solche zu übertragen? Käme es nicht bloß darauf an, jenes Urtheil der reifer gewordenen Einsicht über das Trügerische dieser und jener Lebensfreuden zu verallgemeinern und unbedingt auf alle anzuwenden?

Eben darauf, ohne Zweifel, käme es an; die einzige Bedingung dazu wäre, daß man sich in den Besitz der ganz reifen, reinen, voll-

endeten Intelligenz setzte und sie allein als Schiedsrichterin anerkennte. Nur eine kleine Geduld noch! Es giebt, wir wir schon andeuteten, ein Gebiet, auf welchem die reine Intelligenz mit monarchischem Ansehn herrscht. In der Arithmetik giebt es keine Illusionen. Wer also Alles dem arithmetischen Calcül unterwürfe, der vertriebe ja wohl die Illusionen aus der ganzen Welt. Wer Lust und Unlust lediglich als arithmetische Werthe, als ein Quantitatives, als Plus und Minus behandelte — wie sollte dem nicht der Beweis und obenein ein „rein wissenschaftlicher" Beweis des Satzes gelingen, daß „Alles ganz eitel ist"? Ein Solcher würde nicht umhin können, Lust und Unlust zunächst soviel wie möglich aus dem der Arithmetik unzugänglichen Boden des Gemüthslebens — was hat die reine Intelligenz mit dem Gemüth zu schaffen? — herauszuheben und sie auf sinnliche, physikalische Erscheinungen zurückzuführen, auch an diesen endlich, wie der mathematische Physiker an Ton und Farbe, nur die mathematische Seite zu berücksichtigen; er würde alle specifischen, qualitativen Unterschiede an Lust und Unlust möglichst ignoriren; er würde mit alledem die einseitigste, unzulänglichste Betrachtung in Scene setzen, er würde sich des handgreiflichen Fehlers schuldig machen, daß er die reine, d. h. die abstracte, von allem Inhalt absehende Intelligenz mit der vollendeten, völlig ausgereiften, an allen Kräften des Geistes genährten, alle Realität bis auf den Grund durchschauenden Intelligenz verwechselte — aber das Dasein all' seines Werthes beraubt, die Welt zu einem Schauplatz des unendlichen Jammers zurechtgerechnet zu haben — dessen könnte er sich als einer noch nicht dagewesenen „wissenschaftlichen" Leistung rühmen!

Man urtheile, ob wir zu viel sagen, wenn doch die Demonstration zunächst mit einigen allgemeinen Reflexionen vorrückt, durch welche von vorn herein ausgemacht werden soll, daß, auch wenn es in der Natur des Willens läge, „gleichsam in Brutto" ein gleiches Maaß von Lust und Unlust zu produciren, dennoch „das Nettoverhältniß" dieser beiden zu Gunsten der Unlust ausfallen müsse. Es sind die Reflexionen eines Rechners, welcher Lust und Unlust theils nur als sinnliche Potenzen kennt, theils auch an diesen nur das Mehr und Minder ihres Stärkegrades berücksichtigt, und so schließlich eine „algebraische Summe" gewinnt. Die Nervenabspannung, welche Lust wie Schmerz begleite, mache den Schmerz noch schmerzender, während sie die Lust als Lust beeinträchtige. Ein verhältnißmäßig viel größerer Theil der Lust als der Unlust in der Welt entstehe bloß aus dem Aufhören oder Nachlassen der gegentheiligen Empfindungen; eine solche

indirect entstandene Lust aber sei kein Aequivalent für den Schmerz, Schmerz könne überhaupt und immer nur durch eine graduell merklich stärkere Lust aufgewogen oder vergütet werden. Unlust, wenn überhaupt vorhanden, erzeuge unmittelbar auch das Bewußtsein, welches sie empfinde, während die Lust, wenn auch vorhanden, dem Bewußtsein sehr oft verloren gehe, von dem Bewußtsein erst durch Vergleichung mit entgegengesetzten Erfahrungen entdeckt und erschlossen werden müsse. Alle Befriedigung des Willens endlich, alle Lust sei kurz und schnell verklingend, die Unlust dagegen dauere so lange, d. h. so ewig wie der immer wollende, der unersättliche Wille.

Fast wie Axiome werden diese Sätze hingepflanzt und würden es doch selbst dann nicht sein, wenn Lust und Unlust die inhaltslosen quantitativen Verhältnisse wären, zu denen sie hier gemacht sind.

Es ist nicht wahr, daß die Abspannung der Nerven von dem empfindenden Bewußtsein als eine neue Unlust zu der Schmerzempfindung hinzuaddirt, von der Lustempfindung dagegen subtrahirt würde; diese Rechnung ist recht eigentlich ohne den Wirth, ohne das empfindende Subject gemacht; die Wahrheit ist, daß die nachlassende Nervenspannung die Lust noch immer als Lust, als ausklingende Lust empfinden läßt, während sie die Fühlbarkeit des Schmerzes vermindert.

Es ist nicht wahr, daß es mehr indirecte, relative Lust als indirecte, relative Unlust gäbe. Daß nur seltene, ungewohnte Willensbefriedigungen als Lust wirklich genossen werden, hat einfach darin seinen Grund, daß wir verwöhnte Kinder sind, welche mit Recht das Wohlgefühl des Daseins, ebenso wie die Gesundheit, als den natürlichen, selbstverständlichen Zustand ansehn.

Nicht wahr ist es, daß wir aus bloßer Unklarheit der Erkenntniß das Aufhören von Folterschmerzen als eine geringere Lust empfänden als den Kampf mit der Noth und den in diesem Kampfe errungenen Sieg. Die Unklarheit ist dessen, der diese beiden Motive der Lust auf gleiche Linie stellt. Der Grund der Thatsache liegt darin, daß wir in dem einen Fall uns lediglich leidend verhalten, im andern das Aufhören der Unlust zugleich mit dem Gefühl der eignen Kraft empfinden, welcher wir jenes Aufhören verdanken. „Sobald sich die Menschen klar machen werden, daß die letztere Freude zu der vorangehenden Sorge sich nicht anders verhält wie das Nachlassen der Schmerzen zu den Folterqualen — — sobald werden sie auch jene Siege über die Noth so wenig mehr g e n i e ß e n, wie der Gefolterte das Nachlassen der Stricke g e n i e ß t!" Hier haben wir das Raisonnement unsrer socia-

listischen Agitatoren in philosophische Algebra übersetzt. Unter Klarmachen wird hier der gedankenlose, über die sittlichen Momente blind hinwegreifende, die wichtigsten Factoren übersehende arithmetische Scharfsinn verstanden. So verstanden ist es freilich richtig, daß die fortschreitende Intelligenz die Menschen unglücklich mache. Wenn die fortschreitende Intelligenz die ist, die sich immer vollständiger von der sittlichen und gemüthlichen Bildung losschält und also immer ärmer an Gehalt wird, wenn die Menschen im Fortschritt der welthistorischen Entwicklung nur immer besser rechnen lernen: dann unzweifelhaft werden sie unglücklich bis zum völligen Bankbruch an allem Glück werden, — denn sie werden die natürliche Bedingung, ja die einzige Quelle des Glücks, die Harmonie ihres Seelenlebens zerstört haben.

Nicht wahr ferner ist es, daß die Lust dem Grade nach größer sein müsse als eine gleichartige Unlust, wenn beide sich für das Bewußtsein aufwiegen sollen. Denn deshalb, weil Niemand geneigt sein werde, einen Wohlgeschmack durch einen vorausgeschickten Uebelgeschmack zu erkaufen? Deshalb? Könnte der Grund dafür nicht unter Anderm auch darin liegen, daß die Sache eben billiger zu haben ist, daß die Natur eben gütig genug war, um Genüsse nur zuweilen an eine so lästige Bedingung zu knüpfen? Und was am Ende beweist die ganze Probe? Haben nicht die Menschen — es mag wohl an ihrer Unklarheit und Dummheit gelegen haben! — in allen Fällen, wo wirklich Lust nur um den Preis von Schmerzen zu haben ist, von gleichartigen oder ungleichartigen, mehr als einmal gezeigt, daß sie zu entbehren und aufzuopfern, daß sie Lust und Unlust in der freisten und geistigsten, durch Zahl und Maaß unausdrückbaren Weise zu wägen verstanden?

Noch bliebe nach alledem der Satz, daß Unlust immer eo ipso bewußt werde, Lust dagegen nicht ebenso, und der andre Satz, daß alle Lust etwas Momentanes, Vorübergehendes, die Unlust dagegen etwas ewig Dauerndes sei. Allein der erste dieser Sätze stützt sich ganz auf die Theorie von der Entstehung des Bewußtseins und stürzt mit dieser zusammen. Der zweite ruht ebenso auf der Definition, daß Lust befriedigter, Unlust unbefriedigter Wille sei. Wir sahen jedoch, daß nur die empfundene Befriedigung Lust sei. Lust, mit andren Worten, ist noch etwas Andres als der Wille, der sich bereits realisirt hat. Gerade an dem Wollen selbst haftet eine eigenthümliche Lust. Im Setzen würdiger und möglicher Zwecke haben allezeit die Besten und Edelsten das Glück ihres Lebens gefunden. Der Wille, der nichts

mehr zu wollen hat, ist im Gegentheil mit der Unlust der Langenweile verknüpft. Es ist fürwahr nicht schlecht für das Glück der Welt gesorgt, wenn, wie uns gesagt wird, — und wir glauben es gern — hinter jeder Willensbefriedigung immer wieder neue Aufgaben, neue Ziele des ewigen Wollens auftauchen! —

Mit diesen allgemeinen Reflexionen jedoch erschöpft sich nicht etwa die Beweisführung unsres Pessimisten. Gar klüglich schreitet er vom Abstracten zum Concreteren fort. Ohne die bisher entwickelten Beweismotive fallen zu lassen, nimmt er einen letzten Anlauf. Er geht daran, die einzelnen Zustände und Verhältnisse, welche den Kreis menschlichen Leids und menschlicher Lust umschreiben, die „Hauptrichtungen des Lebens", wie er sich wunderlich genug ausdrückt, der Kritik zu unterwerfen. So nämlich wird er an dem Besonderen selbst neue Stützpunkte gewinnen, die dem instinktfreien Urtheil und der voll entwickelten Intelligenz — diesen in der Luft stehenden Maaßstäben — ein Relief geben; er wird — wenn wir es voraussagen dürfen — dem reinen Urtheil der reinen Intelligenz ein wenig unter die Arme greifen durch unreinere Argumente, wird das Vorurtheil des Optimismus gelegentlich durch Waffen bekämpfen, die aus der Rüstkammer der gewöhnlichen Ansicht der Menschen von Lust und Glück entnommen sind, wird die abstracte nicht bloß mit einer concreteren, sondern auch die scharfe mit einer laxeren Beweisführung vertauschen — Alles, selbst sophistische und rhetorische Künste, wird er zusammenraffen, um durch ein möglichst populaires Reflectiren das Dogma von der Illusion, die Lehre von der Eitelkeit aller Dinge den Menschenkindern einzureden.

Die ersten „Hauptrichtungen des Lebens", die darauf hin geprüft werden, ob im Leben des Individuums die Summe der Lust oder der Unlust überwiegt, sind Gesundheit, Jugend, Freiheit und auskömmliche Existenz, aus denen dann weiter die Zufriedenheit entspringe. Es ist ein Hauptschlag, den unser Kritiker zu thun meint, wenn er sofort von diesen Gütern behauptet, daß sie nur „den Nullpunkt der Empfindung" darstellten und einen rein privaten Charakter hätten, daß sie der selbstverständliche, natürliche Zustand seien, der eben deshalb gar nicht gefühlt werde. Der Schlag, ohne Zweifel, träfe, wenn wir etwa in den Zwischenwelten des Epikur, in einer Welt lebten, in der es Krankheit und Alter, Unfreiheit und Armuthsnoth gar nicht gäbe. Man abstrahire davon, daß jene Güter aus den entgegengesetzten Unlustzuständen entspringen, in sie übergehn und dieselben beständig zur unvermeidlichen Ver-

gleichung in der Nähe haben — man abstrahire, noch besser, davon, daß es überhaupt Unlust giebt, und das Kunststück — nur vorausgesetzt, daß der abstracten Intelligenz gleichzeitig gestattet wird, den Begriff der Unlust, Gott weiß woher, zu setzen — das Kunststück, die Lust jener Güter hinwegzudisputiren, ist vollständig gelungen. Jugend, so sagt Herr Hartmann, ist ja doch nicht Genuß, sondern lediglich volle Genußfähigkeit. Gewiß! Aber wohlgemerkt, in einer an Genüssen reichen Welt, so daß die fröhliche Jugend in der Fähigkeit, dieselben zu pflücken, in dieser nicht todten, sondern lebendigen, realen und gefühlten Möglichkeit, den Stoff des Genießens jeden Augenblick in wirklichen Genuß umsetzt. Ebenso: auskömmliche Existenz. Wäre diese, sagt der Verfasser, ein positives Gut, so müßte das bloße Dasein an sich selbst uns erfüllen und befriedigen. Das bloße „Dasein an sich selbst"! O, über die bewundrungswürdige reine Intelligenz, die ein solches „Dasein an sich selbst" zu denken und in demselben Augenblick dasselbe mit einem so concreten, vielbedingten Zustande des socialen Lebens, der „auskömmlichen Existenz", zu identificiren vermag! Die Abstraction andrer Leute vermag bei den „Dasein an sich selbst" doch zum mindesten die Augen nicht hinwegzudenken, mit denen wir die schöne Welt sehen, die Ohren, mit denen wir Ton und Rede hören — und da will es uns vorkommen, als ob schon darin allein eine Fülle positiver Lust enthalten sei. Ja, Herr Hartmann selbst läßt das „Dasein an sich" der Regel nach sogar mit Arbeit erfüllt sein. Sogar — nein, leider mit Arbeit! Denn für den, der arbeiten müsse, belehrt er uns, sei die Arbeit ein Uebel; Alles, was man über den Werth der Arbeit sagen könne, reducire sich entweder auf volkswirthschaftlich günstige Folgen oder auf die Vermeidung größerer Uebel durch dieselbe. Sie erzeugt, das war bisher und ist noch immer unsere Meinung, die größten positiven sittlichen Güter; so gewiß, daß nicht bloß, nach dem Sprichwort, Müßiggang aller Laster, sondern auch Arbeit aller Tugend Anfang ist. Mehr als das. Arbeit ist ja wohl Kraftbefriedigung, Uebung und Befriedigung eines zweckvollen Wollens: — welche Galeerenarbeit muß Herr Hartmann, trotz seiner Neigung, die Dinge in ihrer reinsten Abstractheit zu nehmen, im Sinne gehabt haben, um dergestalt seine eigne Definition der Lust zu vergessen? Auch den Begriff der Zufriedenheit schneidet er sich eigens zu seinem Gebrauche zurecht. Von jener inneren Zufriedenheit, die der Preis ununterbrochener moralischer Arbeit ist, kann er schwerlich reden, wenn er doch behauptet, die Zufriedenheit verlange kein positives Glück, sei vielmehr recht eigentlich

die Verzichtleistung darauf. Es sei so. Allein Verzicht — doch mit allen Zeichen, mit dem vollen Scheine positiver Lust! Woher dieser wunderbare, widerspruchsvolle Seelenzustand? Wenigstens die Möglichkeit, daß der Zufriedene in dieser Weise sich täuscht, indem er das Nichts für Etwas nimmt, wird Herr Hartmann uns erklären müssen. Die Erklärung, die er uns giebt, daß der Zustand der Schmerzlosigkeit den Vorzug vor der positiven Lust verdiene, läßt die Täuschung immer noch unerklärt. Die Sache wird wohl die sein, daß, was Herr Hartmann Täuschung nennt, realer ist als jene irrthumsfreie Intelligenz, die den Kern der Lust des Zufriedenen in einem Zustande der Neutralität von Lust und Unlust finden will. Wohl ist die Zufriedenheit ein Zauberspiegel, aber ein solcher, der nicht nichts, sondern etwas spiegelt, der Zauberspiegel eines wohlgeordneten, harmonischen Gemüths, in welchem aller Besitz und alles Glück sich doppelt und dreifach reflectirt und steigert — immerhin eine Illusion, aber eine wohlfundirte, eine Realität so gut wie das Gemüth selbst, welches mit olympischer Heiterkeit auf das vergebliche Bemühen der „reinen Intelligenz" herabsieht, Glück und Unglück auf der trügerischen Wage rein positiver, d. h. abstract sinnlicher Lust abzuwägen. Und wenn doch wenigstens bloß die Wage trügerisch wäre! Auch dem Wägenden vielmehr müssen wir auf die Finger sehn. Nur durch den Vergleich mit dem, was er positive Lustempfindungen nennt, war er zu dem Ergebniß gekommen, daß Gesundheit, Jugend u. s. f. lediglich den Nullpunkt der Empfindung bezeichneten. Da auf einmal, siehe! wird der Maaßstab umgedreht. Jene neutralen Zustände sind ihm nun auf einmal, weil ihrer Neutralität wegen ein Analogon des Nichtseins, dieses eigentlichen und letzten Ideals unseres Philosophen, die höchsten. An diesen höchsten Gütern gemessen daher sinken nun umgekehrt die sogenannten positiven Güter noch unter die Zufriedenheit hinab — der plumpe Cirkelbeweis ist geführt, daß alles Leben an Werth unter dem absolut Zufriednen, folglich unter dem Nichtsein steht!

Hunger und Liebe ist unseres Kritikers nächstes Thema. Mit der absichtsvollsten Vertheilung von Licht und Schatten entwirft er ein möglichst finsteres Gemälde von dem in den Banden dieser beiden Gewalten gefangenen Menschenschicksal. Eigentlich freilich wollte er untersuchen, wie sich im Leben des Individuums die Wage zwischen Lust und Unlust stellt, und es ist also eine kleine Verschiebung des Gesichtspunkts, wenn er jetzt überwiegend auf den Nachweis lossteuert, welchen Ueberschuß von Unlust der Hunger in der

Welt verursache. Wenn er indeß nur wenigstens dabei seinem rein quantitativen Maaßstab treu bliebe! Allein wenn er auf die Frage, ob wohl die Völlerei von tausend Schlemmern die Qual Eines verhungerten Menschenlebens aufwiege? von dem Leser ein warmes Nein und Nimmermehr! erwartet -- welches Recht hat denn Er, an alle die sittlichen und Gefühlsmotive zu appelliren, die zu einem solchen Nein hindrängen? Das Spiel ist also abermals nicht ehrlich. Es wird dabei an eben das appellirt, was anderwärts als Vorurtheil und Illusion behandelt wird. Und das Spiel ist zwiefach unehrlich. Denn ganz so unvernünftig und ungerecht, wie es nach dieser Frage den Anschein gewinnt, ist Mutter Natur mit nichten. Wenn sie Tausende verhungern läßt, so thut sie es nicht den Schlemmern zu Liebe, sondern weil es in ihrem Haushalt begründet ist, daß sie nur um diesen Preis Millionen und aber Millionen sättigen und dadurch zu glücksfähigen Wesen machen kann.

Wie übel es der Liebe vor dem Richterstuhle unsres Kritikers gehn wird und was für wunderliche Dinge wir dabei zu hören bekommen werden, darauf sind wir schon durch das Capitel über das Unbewußte in der geschlechtlichen Liebe vorbereitet. Das Hauptargument ist hier natürlich: der Trieb verfälscht das Urtheil. Da ist denn freilich nicht recht abzusehen, was daneben noch die Ausführung bedeuten soll, daß die summarischen Leiden des Gebärens größer seien, als die summarischen physischen Freuden der Begattung. Von der Willkürlichkeit des Rechnungsansatzes, von der Nichtberücksichtigung des männlichen Theils, von der Ausscheidung der mitspielenden geistigen Momente gar nicht zu reden. Und das Alles, während doch andrerseits die ungehörigsten Momente mit eingemischt werden — wie z. B. in der tiefsinnigen Betrachtung, wie der Geschlechtstrieb bei unmäßiger Ausübung zahlloses Unheil mit sich führe, und in der Klage über den socialen Nothstand, daß den Einzelnen so oft eine lange Enthaltung vom Geschlechtsgenuß auferlegt sei. Die Diatribe gegen den individualisirten Geschlechtstrieb verläuft vollends, confuser Weise, in eine Diatribe gegen die Ehe. Und wiederum werden dabei all' die zufälligen socialen Mißstände, an denen heute das Institut der Ehe leidet, in die angebliche „Nettoberechnung" mit aufgenommen. Daß ein großer Theil der Ehen nicht aus Liebe, sondern aus anderen Rücksichten geschlossen wird und daher unglücklich abläuft — dafür soll, man weiß nicht recht, ob die Ehe oder die Liebe verantwortlich gemacht werden. Daß es in jeder Ehe Enttäuschungen giebt, diese unzweifelhafte Thatsache schlägt vor dem „rein" verständigen d. h.

recht eigentlich Mephistophelischen Urtheil in den Satz um, daß die Ehe ihrer Natur nach nichts als eine Kette von Enttäuschungen sei. Nämlich den positiven Begriff der sich berichtigend vertiefenden Empfindung der Ehegatten für einander, der sittlichen Läuterung des Verhältnisses kennt natürlich der reine, absolut emancipirte Verstand nicht. Es ist nicht abzusehn, warum dieses reine Verstandesurtheil, für das der Werthbegriff einzig im arithmetischen Sinne existirt, nicht mit demselben Erfolg gegen die Illusion gekehrt werden könnte, daß es so etwas wie Geist oder wie Wahrheit und Tugend gebe. Offenbar nur die zufällige Richtung der Kritik gegen das Glück bringt in erster Linie Pessimismus, statt Materialismus und Skepticismus hervor. In Wahrheit sind diese sämmtlich Eines und desselben Geschlechts. Sie stehen auf dem gemeinschaftlichen Princip des sinnlosesten, einseitigsten und potenzirtesten Rationalismus, und völlig vergessen scheint es unser Verfasser zu haben, daß gerade gegen diesen Rationalismus seine Lehre vom Unbewußten Front zu machen versprach. In den Tiefen seiner Metaphysik liegt die Lösung dieses Widerspruchs. Was er mit der einen Hand giebt, das nimmt er mit der andern. Eine große Gottheit ist ihm das Unbewußte — eine größere Gottheit das Nichts.

Und auch im Folgenden immer wieder dieselben principiellen Fehler, immer wieder die ähnlichen Sophismen. Man braucht sich in der That nur dazu zu verstehn, von der Empfindung des Mitleids, von dem Verhältniß der Freundschaft und des Familienlebens alles Ethische und dann überdies noch die Täuschung des Instinkts abzuziehn, so ist das Alles ein so kahles Nichts, sind sie so sehr in ihrem eigenen Wesen aufgehoben, daß natürlich auch von einem daran haftenden Glück nicht die Rede sein kann. Schon die extreme Lustlehre der Kyrenaiker und die auf dem entgegengesetzten Pol liegende Vernünftigkeits-Moral der Stoiker ist zu denselben Paradoxien gelangt. Um eben diese zwei Pole dreht sich der Miserabilismus unsres Autors. Nach Kindern sehne man sich bloß in Folge des Instinkts: der Verstand könne sich schwerlich danach sehnen — das könnte ja wohl schon Chrysipp gesagt haben; diese gewaltsame Trennung von Verstand und natürlichem Gefühl, wobei dann die concrete Sittlichkeit und mit ihr jede humane Empfindung in's Nichts versinkt, ist gut stoisch. Glücklicherweise waren und sind alle derartigen Declamationen zwar bemerkenswerthe Symptome, daß das unbefangne sittliche Gefühl in hohem Maaße durch das Ueberhandnehmen der zersetzenden Reflexion des Zeitalters geschwächt ist, aber zugleich doch ohnmächtige Versuche gegen die immer wieder

durchbrechende Wahrheit, daß alles menschliche Glück und alle menschliche Tugend gerade im Gegentheil auf der verständigen Ausbildung und Beherrschung, auf der Verwerthung und Läuterung des Instinkts beruht. Ja, wider Willen muß der souveräne, den Instinkt hofmeisternde Verstand für die Wahrheit zeugen. Wenn er sich vernehmen läßt, daß das Glück, welches die Kinder gewähren, nichts als die Hoffnung auf die Zukunft sei, daß sie übrigens nur als ein Spielzeug zum Zeitvertreib dienten und gelegentlich die Eitelkeit der Eltern befriedigten, so brauchen wir uns ja wohl an die spöttische Miene und die frivole Meinung nicht zu kehren. Eine Fülle beglückender Pflichten liegt wirklich in dieser Elternhoffnung; um das Spielen ist es eine so ernste und schöne Sache, daß fürwahr für Jeden, der es recht treibt, nichts darüber geht; und was die Befriedigung der Eitelkeit anlangt, so weist selbst diese auf einen menschlich bedeutenden Hintergrund: Du findest Dich selbst in den Kindern wieder; je mehr Du den Blick in die eigne und in die Kindesseele schärfst, um so sicherer wird Dir die Erziehung der Kinder zu einem holden und köstlichen Mittel der Selbstprüfung und Selbsterziehung. Damit wäre denn wohl die feinere Sophisterei des übersichtigen Verstandes genugsam widerlegt. Die gröbere kömmt hintennach. Im Handumwenden nämlich stellt der Sophist sich nun auf einmal wieder auf die Seite des Vorurtheils, daß Kinderbesitz ein Glück sei. Denn vermuthlich doch nur von diesem Vorurtheil des unaufgeklärten Verstandes aus ist der Schmerz über den Tod eines Kindes ein so bitterer, ein — so wird hier behauptet — die Freude über die Geburt eines Kindes überwiegender. Nach zwei sich gegenseitig aufhebenden Rechnungsansätzen gelangen wir das eine Mal zu dem Ergebniß, daß der Besitz, das andre Mal, daß der Verlust von Kindern unglücklich mache. Gäbe es wirklich einen Leser, der thöricht genug wäre, in der groben Schlinge sich fangen zu lassen und nach der Absicht des Sophisten die eine und die andere Misere zu addiren?

Geneigter möchte vielleicht manch' Einer sein, die überwiegende Unlust zuzugeben, die mit Eitelkeit, Ehrgefühl, Ehrgeiz, Ruhmsucht und Herrschsucht verbunden sei. Die erste Hälfte nämlich des falschen Spiels besteht diesmal darin, daß von diesen „Hauptrichtungen des Lebens" nur die negative Seite, die krankhafte Ausschweifung gezeigt, der positive, gesunde Kern mit der Hand zugedeckt wird. Die zweite Hälfte besteht in dem bis zur Stumpfheit oberflächlichen Raisonnement: „der Schauplatz meiner Leiden und Freuden ist doch mein Kopf und nicht der Kopf Anderer; also kann

es meinem Wohl und Wehe an und für sich doch nichts nehmen oder hinzufügen, was andere Leute über mich denken". Immer vorausgesetzt, daß die Paradoxien des Verfassers, auch da, wo sie zum Verwechseln mit Trivialitäten Aehnlichkeit haben, ehrlich gemeint sind — so müßte man sich hier billig wundern, daß der belesene Mann seinen Adam Smith nicht studirt haben sollte. Es sind helle Lichter, die der fein beobachtende Engländer auf die Natur des Gewissens geworfen hat, wenn er ausführt, wie wir in der Rolle des unbefangenen Zuschauers uns am reinsten billigen und mißbilligen, und wie die Lust der Selbstbilligung ohne den Spiegel im Urtheil der Anderen geradezu unmöglich wäre.

In der That, wir fürchten fortwährend, wir nehmen es bei der Widerlegung unseres Miserabilisten zu schwer und zu ernst; denn rascher und umstandsloser kann der lockerste Advokat den Standpunkt nicht wechseln. Nur wenige Seiten weiter, unter der Rubrik, „Unsittlichkeit", ist auf einmal von keinem anderen Ertrag des Recht- und Unrechtthuns für die Empfindung die Rede, als von dem, der die Wirkungen derselben für die Gesellschaft betrifft. Keine Rede von der Sittlichkeit als innerer Qualität, keine Rede von der Lust der Selbstbilligung, wie sie der die Nächstenpflicht Uebende im eignen Innern empfindet. Und im Zusammenhang damit wieder die banale Frage: „wäre der Mensch leidenfrei, was brauchte er der Liebeswerke?" Als ob nicht das Bewunderungswürdige in der Oekonomie der sittlichen und empfindenden Welt eben dies wäre, daß selbst auf dem Boden des leidvollen Daseins die höchsten Freuden, die Freuden des „seligen Gebens" erwachsen! Dies bleibt wahr, auch wenn man diese Wahrheit nicht mit dem Talmud in den schiefen Ausdruck bringt, daß Noth und Armuth in der Ordnung seien, damit die Reichen Gelegenheit haben, Liebeswerke zu üben. Das Schiefste ist, die schiefe Einkleidung einer Idee zur Waffe gegen die letztere zu brauchen.

Nicht unsre Schuld ist es, wohl aber muß es ein Vorurtheil gegen die Stichhaltigkeit und Vollständigkeit der Beweisführung des Verfassers erwecken, wenn sich die Aufzählung seiner „Hauptrichtungen des Lebens" immer bunter und unordentlicher gestaltet. In der Reihe der pessimistischen Tropen tritt dicht neben der „Unsittlichkeit" die „religiöse Erbauung" auf. Wenn nun da die höchsten Grade religiöser Erhebung bei den Asketen und den indischen Büßern, also in krankhaft verzerrten Erscheinungen gefunden werden, und daraus argumentirt wird, daß es auch mit dem Glück der Frömmig-

keit nichts sei, so dürften wir wohl füglich Erlaubniß haben, an diesem Capitel vorbeizugehn — wäre nicht doch dasselbe für den ganzen Standpunkt unsres Kritikers besonders aufklärend. Denn hier wieder hören wir sein letztes Wort hindurch. Seine frühere Sympathie mit der Mystik, sein Cultus des Unbewußten zeigen sich hier wieder recht deutlich als bloße Präliminarien. Der Mysticismus des Frommen ist eine nur eingebildete Erfassung der Einheit mit dem Unbewußten. Ebenso wie die übrigen Illusionen des Lebens, so hofft er, werden dereinst auch die religiösen Illusionen aus der Geschichte verschwinden. Er huldigt dem sonderbarsten Dualismus. Die Realität des logischen Verstandes, die Existenz einer erkennbaren Wahrheit hält er — er würde sonst ja sein eigenes Philosophiren aufheben, den Ast gleichsam absägen, auf dem er sitzt — mit Hartnäckigkeit fest; er bekämpft wiederholt den theoretischen Illusionismus — aber nur, um sich desto unbedingter dem praktischen in die Arme zu werfen. Auch bei dem Unbewußten darf er ebendeshalb nicht Anker werfen. Im Hintergrunde der Einigung mit dem Unbewußten winkt ihm — wir dürfen nicht sagen die Seligkeit, sondern der über Lust und Unlust erhabne Zustand der E i n i g u n g m i t d e m N i c h t s.

Dafür nun allerdings, daß eine kleine Brücke, und wäre sie so schmal wie die des muhamedanischen Paradieses, zwischen jener theoretischen und dieser praktischen Haltung geschlagen werde, wird von unsrem Philosophen doch Sorge getragen werden müssen. Wir getrauten uns allenfalls, woraus sie bestehen und wie beschaffen sie sein werde, a priori zu construiren. Der souveräne Verstand nämlich muß doch, um sich zu bewähren, einen Stoff haben, wäre auch die Endabsicht nur die, das Illusorische alles Daseins und alles Lebens nachzuweisen. Als einen reellen und reelle Lust gewährenden Zustand wird also Herr Hartmann den Zustand, in welchem er sich selbst mit so vielem Behagen bewegt, den Zustand des kritischen Philosophen, überhaupt des wissenschaftlichen Forschers anerkennen. Er braucht aber zweitens für seine eudämonistische Abschätzung des Lebens einen handgreiflichen letzten Stützpunkt, einen Baarbestand gleichsam, gegen den der Begriff der Lust, wie schwindelhaft sich derselbe in seinen meisten Anwendungen auch ausweise, unter allen Umständen und von Jedermann ausgewechselt werden könne. Es wird ihm nichts weiter übrig bleiben, als die Anerkennung der sinnlichen Lust oder doch irgend einer sich besonders fühlbar aufdrängenden Species sinnlicher Lust. Endlich drittens — doch wir wollen nicht weiter construiren, sondern uns einfach von ihm selber sagen lassen, welche Genüsse er, um seine

ganze Kritik nicht selbst wieder illusorisch erscheinen zu lassen, von dem Vorwurf des Illusorischen ausnimmt. Es sind „die Genüsse des Gaumens, der wissenschaftliche und der Kunstgenuß".

Gestehen wir nur: auf die letzte Rubrik wären wir von selbst nicht verfallen; im Gegentheil: wir waren darauf gefaßt, das Gaukelspiel der Musen, den süßen Wahnsinn der Dichtung und die Entzückung des in Harmonien schwelgenden Geistes als die feinste zwar, aber zugleich als die luftigste und unreellste von allen Illusionen nachgewiesen zu bekommen — waren um so mehr darauf gefaßt, weil der Verfasser gegen die ästhetischen Elemente in den übrigen „Hauptrichtungen des Lebens" hartnäckig die Augen schloß und gerade dadurch sein verwerfendes Urtheil ermöglichte. Indeß es ist nun einmal so; neben dem wissenschaftlichen gilt der Kunstgenuß unserm Verfasser als eine „Oase in der Wüste", als ein „freundlicher Sonnenblick in der Nacht des Ringens und Leidens". Und was wir nicht erwarteten, werden wir nun doch wohl begreifen. Vielleicht erschien ihm das Unternehmen, den Menschen die Freude am Schönen auszureden, geradezu hoffnungslos. Wahrscheinlich auch leiteten ihn die Spuren der Schopenhauer'schen Philosophie zu dieser Zusammenordnung von Kunst und Wissenschaft. Vor Allem endlich — es wird ihm gegangen sein wie den Aerzten, denen man nachsagt, daß ihre individuelle Vorliebe für das eine oder andre Gericht nicht ohne Einfluß auf ihre diätetischen Vorschriften bleibe. Der Philosoph, der seine höchste Befriedigung in der Arbeit des Erkennens und Forschens findet, kann unmöglich leugnen, daß die wissenschaftliche Thätigkeit Lust gewähre, und wenn nun dieser Philosoph zugleich einen hochentwickelten Sinn für das Schöne in Kunst und Poesie hätte, wenn er gar selber die Wonne poetischer Hervorbringung gekostet hätte — würde er nicht nothgedrungen zu Gunsten seiner eignen Steckenpferde auch noch diese zweite Ausnahme von der Theorie des menschlichen Elends machen müssen?

Nämlich unbenommen bliebe es ihm ja, von diesen bedenklichen Zugeständnissen hinterdrein wieder so viel wie irgend möglich abzuhandeln. Um nicht ganz aus seiner Rolle zu fallen, wird der Ankläger des Lebens wenigstens die Seltenheit und Kürze dieser Genüsse betonen, und wird hervorheben, wie sie durch allerlei begleitende Umstände und Vorstellungen den Menschen vergällt werden. Nur schade, daß diese nachträglichen Einschränkungen das einmal gemachte Zugeständniß in seinen Consequenzen nicht aufheben können. Wohl wahr, daß es nur wenige hochbegabte Künstler, nur wenige Dichter

von Gottes Gnaden und nur Wenige giebt, die den Werken der Kunst eine volle und ganze Empfänglichkeit entgegenbringen. Das Gefühl für das Schöne und die Lust am Schönen ist darum nicht minder geradezu allgegenwärtig und die eigentliche Kunst nur ein Maximum dieser köstlichen, auch das Leben der ärmsten Menschenseele vergoldenden Gabe. Mehr als das. Die Existenz des Schönen in der Welt und des Sinnes dafür ist geradezu Bürge aller Lust, die es überhaupt giebt, ist das unwegleugbare Urphänomen derselben. Auch der geringste Sinnengenuß hat seinen Antheil daran. In einer Welt des Jammers, wie sie Herr Hartmann schildert, wäre der Kunstgenuß ein unerklärtes Wunder, und der entzückte Dichter oder Componist ein déserteur de l'ordre général. Er ist in Wahrheit nur ein vorzugsweise glänzender Zeuge des Glücks, das in Strömen durch die Adern der Welt fließt. Unsere Sinne selbst sind die ersten Bildner und Maler, Dichter und Musiker, indem sie Luft- und Aetherschwingungen in Duft und Ton und Farbe verwandeln. Und nicht minder ist der Sinn für Wahrheit und die Freude am Wissen überall ausgegossen. Im einfachsten Gewahrwerden, desgleichen in der einfachsten Mittheilung durch die Sprache, ist etwas von der Freude, welche der wissenschaftliche Genius an der Entdeckung einer bisher unbekannten Thatsache oder eines neuen Naturgesetzes hat. Und zu theuer erkauft hat noch keinem Helden ein Sieg sei es auf dem Felde der Wissenschaft oder der Kunst geschienen. Das eigne Zeugniß der Berufenen wird doch wohl gelten müssen. Sie dachten Alle, und die Größten am meisten, wie die Alten, denen der Anblick des Zeus des Phidias als ein leidstillendes Mittel galt, und wie jener Demokrit, der lieber eine einzige Aetiologie auffinden als das Reich der Perser für sich gewinnen wollte. Nur einseitig entwickelte Naturen haben ihrer künstlerischen oder intellectuellen Reizbarkeit mehr Schmerz als Freude, und vielleicht auch dann kaum nach ihrer eignen Schätzung, geschuldet. Die großen Dichter und Künstler des Alterthums stellt sich wohl Niemand als die Märtyrer ihres eignen Kunstgenusses vor; erst die moderne und modernste Kunst hat einen starken pathologischen Beigeschmack. Nicht die Goethe und Schleiermacher waren Pessimisten, nicht „je feinfühliger und geistig hochstehender" die Menschen sind, desto geringer denken sie über den Werth des Lebens, sondern je mehr ihre Gefühls- und Geistesbildung in anomal einseitigen Bahnen — in solchen Bahnen z. B. wie die logische Phantastik der Philosophie des Unbewußten sich bewegt.

Mit diesen verclausulirten Ausnahmen also von der behaupteten

Eitelkeit aller Genüsse verstrickt sich unser Philosoph nur in immer mehr Schwierigkeiten und Widersprüche. Zwischen seinem theoretischen Realismus, dem moderirten Optimismus seiner Erkenntnißlehre und seinem praktischen Nihilismus, Illusionismus oder Pessimismus ist nun einmal ein wirklich haltbares Band nicht herzustellen. Er kehrt daher auch sehr bald zu Letzterem zurück. In voller Uebereinstimmung mit der Lehre vom Vorzug des Nichtseins vor dem Sein befindet er sich erst da wieder, wo er, den künstlerischen, den wissenschaftlichen und selbst den Gaumengenuß wieder vergessend, — den bewußtlosen Schlaf für den relativ glücklichsten Zustand sterblicher Wesen erklärt. Dieser Zustand ist ja wirklich, wenigstens annähernd, das Correlatum des Nichtseins. Sparte sich Herr Hartmann nur seine anderweitigen Beweise! Er hat damit ein für alle Mal kein Glück. Mag wohl sein, daß er anders träumt als andre Menschenkinder. Als eine allgemeine Wahrheit sollte er darum doch den Satz nicht hinstellen, daß sich im Traum eine Freude immer nur als Stimmung, Unlust dagegen in bestimmterer Einkleidung darstelle.

Daß ferner seine Liste nicht vollständig ist, daß er beispielsweise von Natur- und Reisegenuß ganz schweigt, ist uns ganz verständlich — er würde ja da immer von Neuem auf das Aesthetische stoßen, welches auf ein Geringstes zu beschränken in seinem Interesse liegt. Aber charakteristisch doch, daß er gar nicht aufhören kann, seine Kritik immer wieder gegen diejenigen Güter zu richten, die eben nur das Ziel des vulgären Glücksstrebens, der Glücksjagd der gedankenlosen Menge sind. So citirt er unter der Ueberschrift „Erwerbstrieb und Bequemlichkeit" das schöne neutestamentliche Wort: „hütet Euch vor aller Habgier, denn auch im Ueberfluß kömmt Keinem das Leben aus äußerem Besitzthum". Allein das Wort lehrt ihn nicht, was es doch lehren soll, daß alles Glück eben seinen Sitz im Innern des Gemüthes hat, daß Glück überhaupt kein nackt sinnlicher, sondern ein ästhetisch- und religiös-sittlicher Begriff ist. Mit der Nichtanerkennung dieser idealen Mächte, mit der Zurückführung alles Geistigen auf logisches und unlogisches Wollen ist eben diese Kritik von vorn herein bei ihrem Ergebniß „Alles ist ganz eitel" angelangt. Auch die Mühe, die er sich zum Schluß noch nimmt, das Glück der Hoffnung — der auf die Zukunft gerichteten Vergeistigung und Vergoldung des Lebens — zu kritisiren, konnte er sich erlassen. Ist es mit all' dieser Vergeistigung, zur Noth die künstlerische ausgenommen, eitel Täuschung, so ist es natürlich auch mit der Hoffnung so, ja, man mag sie mit Grund „die Illusion κατ' ἐξοχήν" nennen. Ist es nicht so,

so fallen auch die Berufungen auf die gemeine Erfahrung, die er zum Ueberfluß hinzufügt, in nichts zusammen. Alles Glück ist in Wahrheit eine ethisch-künstlerische Aufgabe. Daß „neun Zehntel aller Hoffnungen zu Schanden werden" ist recht eigentlich ein Gemeinspruch, den Herr Hartmann dem Pöbel nicht nachsprechen sollte. Wer seines Glückes Schmied in der Gegenwart zu sein versteht, dem vereitelt sich nicht leicht eine Hoffnung. Nicht Enttäuschung, sondern Aufklärung bringt das Leben, und das Philisterwort, welches der Verfasser anführt, man müsse an alle Dinge mit möglichst geringen Erwartungen herangehen, wird reichlich aufgewogen durch das Goethe'sche: was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle, — dem freilich das andre von der Erziehung durch Schläge mit Recht zur Seite geht. Für die im Güter- und Luxusleben unsrer Tage müde Gewordnen, für die im Börsen- und Lotteriespiel zwischen Haben und Nichthaben, zwischen Gier und Uebersättigung hin und her Geworfnen mag dies eine Lehre sein — wir Andre wissen nichts mit ihr anzufangen. Im Ganzen, denken wir, wird eine Generation, die, weit hinaus über die Träume ihrer Jugend, die Aufrichtung eines machtstolzen, in Freiheit strebenden deutschen Staates erlebt hat, nicht geneigt sein, den Pessimismus des Verfassers zu theilen und über kärgliche Erfüllung ihrer Hoffnungen zu klagen. — —

Und zur Genüge könnten wir also meinen, mit diesem Standpunkt abgerechnet zu haben — wenn sich nicht sofort die dialektisch raisonnirende Beweisführung des Verfassers in eine phänomenologische, historisch-dialektische verliefe.

Der Irrthum, daß die Welt schön und gut sei, so erzählt er uns, war die Ansicht des griechischen und jüdischen Alterthums. Die alte Welt indeß mit diesem ihrem Optimismus überlebte sich bis zum äußersten Ekel am Leben. Aus dem „ersten Stadium der Illusion" trat die Menschheit in ein zweites. Das Christenthum war es, welches das Elend des irdischen Daseins vollständig anerkannte, aber nur, um die Menschen von dem Diesseits hinweg auf ein jenseitiges Glück zu verweisen. Daß nun dieses jenseitige Glück abermals nur eine Illusion ist — den Beweis dafür erlassen wir wohl billig unserem Kritiker. Wir hoffen dafür, daß er uns den umständlichen Beweis erlassen wird, daß seine Kritik dabei ein wenig aus der Richte kömmt. Nicht das ist ja die Frage, ob die mythologische Vorstellung des Jenseits eine Realität oder eine Illusion sei, sondern die Frage ist nach dem Illusorischen des Glücks. Die Frage ist die, ob nicht, abgesehen von der Verlegung der Seligkeit in ein Leben nach dem Tode,

das Christenthum eine ganz neue Wendung in die Auffassung des Wesens der Eudämonie gebracht habe. Ueber diesen Punkt, der in und neben jener mythologischen Vorstellung so leuchtend schon in den einschlägigen Aeußerungen des neuen Testaments hervortritt, der für einen großen Theil der christlich gebildeten und gestimmten Welt der rechte Cardinalpunkt ist, herrscht bei Herrn Hartmann tiefes Schweigen. Wie sollte es auch anders sein! Denn es ist eben der Punkt, für den er schon bei der Kritik des „ersten Stadiums der Illusion" keine Augen hatte. Alles Glück des diesseitigen Lebens war ihm, wie wir nachgewiesen haben, einfach deshalb eine Illusion, weil ihm der rechte Quell alles Glücks, weil ihm der Idealismus des Gemüths und Gewissens, und fast auch der der Phantasie, eine Illusion oder vielmehr gar nicht vorhanden war. Gerade diesen Idealismus aber hat das Christenthum mit radicaler Schärfe, in übertreibenden Wendungen, wie sie durch die Umstände herausgefordert waren, umgeben von mythischen Phantasievorstellungen, wie sie durch die Zeitbildung bedingt waren, aber mit dem vollen Nachdruck und der siegreichen Gewalt des überzeugten Gefühls dem blasirten Pessimismus, dem seichten sinnlichen Eudämonismus und dem skeptischen Rationalismus der untergehenden alten Welt entgegengeworfen. Die Wahrheit ist: das Jenseits der christlichen Lehre, wie sehr es sich, als ein extramundanes vorgestellt, in nichts auflösen möge, — als das Jenseits des nur sinnlichen und nur verständig errechneten Glücks, um das sich das ganze damalige Diesseits drehte, ist es die gewisseste und größte aller Realitäten. Wir glauben an den Himmel, der in jedem reinen Herzen steht und alle Mängel des irdischen Daseins verklärend überglänzt.

Bei diesem Glauben nun sind wir außer Stande, unserem Verfasser in das „dritte Stadium der Illusion" zu folgen, das er sich als die Periode zurechtconstruirt, in welcher das Glück zwar wieder im Diesseits, nicht jedoch in der Gegenwart und nicht im Individuum, sondern in dem dereinstigen Gesammtzustande der Welt, in „der Zukunft des Weltprozesses" gesucht werde. Wir sagen: zurechtconstruirt. Denn wenn etwa sporadisch diese Ansicht von dem Einen und Andern gehegt werden sollte, so würde dies doch schwerlich ausreichen, von einer „Periode" zu reden und den Beginn dieser Periode in die moderne, in unsre eigne Zeit zu verlegen. Mit der beabsichtigten historischen Dialektik sieht es also recht windig aus. Weil diese drei Stadien dem Verfasser als eine zweckmäßige Stufenleiter für die Erreichung seines eignen Standpunkts erscheinen, weil die erste und zweite Stufe sich zur Noth als die Weltanschauung bestimmter Epochen nachweisen

lassen, so wird der historische Dialektiker flugs zum Propheten. Zu einem Propheten, der freilich wenig Aussicht hat, seine Prophezeiung erfüllt zu sehn. Denn dieser Glaube, den er dem neuen, dritten Weltalter in die Seele legt, ist doch ein gar zu wunderlicher. Als ob Jemand an ein Zukunftsglück glauben könnte, ohne das Herz voll Hoffnung, voll idealen Vorwegnehmens des Zieles zu haben, welches er selber mit jedem seiner Schritte näher herbeizieht, — als ob dieses Zukunftsglück noch Glück heißen könnte, wenn es nicht doch wieder als über alle Individuen sich ausbreitend, von Individuen empfunden vorgestellt würde! Als ob — doch das sagt Herr Hartmann selber! Er sagt, seine eigne Construction gleichsam corrigirend, daß „bei der menschlichen Schwäche" die Ueberzeugung des dritten Stadiums nicht wohl anders zu denken sei als „durch einen theilweisen Rückfall in das erste Stadium der Illusion". Und weil er dies denn sagt, so läuft im Grunde das Neue, was hier unsre Aufmerksamkeit herausfordert, auf den Einen Nachweis hinaus, daß es eine thörichte Hoffnung sei, die Welt könne jemals besser, die Menschheit jemals glücklicher werden: nothwendig vielmehr müsse jene immer schlechter, diese immer unglücklicher werden.

Man verstehe also wohl: unser Pessimist leugnet nicht etwa die Entwicklung der Welt, sondern das Ergebniß dieser Entwicklung ist ihm nur, Alles in Allem genommen, Verschlechterung. Gewiß eine sonderbare Begriffsverkehrung. Sehen wir zu, durch welchen Zwischengedanken der geistreiche Mann dieselbe zu bewerkstelligen weiß. Der Gedanke immanenter Entwicklung steht ihm auf das Zeugniß der Naturwissenschaft hin unerschütterlich fest. „Was die Einzelwissenschaften als Stückwerk darbieten, hat die Philosophie mit zusammenfassendem Blick zu überschauen und als die von der Allweisheit des Unbewußten nach festvorgezeichnetem Plane zu heilsamem Ziele providentiell geleitete Entwicklung des Weltganzen anzuerkennen." Also — wenn anders die Philosophie bei diesem ihrem Zusammenfassen die Resultate und den Sinn der Einzelwissenschaften nicht auf den Kopf stellen will — also überall Fortschritt vom Unvollkommneren zum Vollkommneren. So meint auch er es — aber das auf den Kopf Stellen bleibt darum doch nicht aus. Vollkommenheit und Unvollkommenheit nämlich sind Werthbegriffe, und so gewiß es nun ist, daß auch das rein Intellectuelle zu der Bedeutung eines Werthes nur durch die Empfindung erhoben werden kann, so hat doch die Hegel'sche Philosophie bereits diesen einzig verständlichen

Sinn des Werthvollen dadurch getrübt, daß sie den Fortschritt und die Entwicklung in erster Linie als eine logische Bewegung, als eine Bewegung im Aether des reinen Gedankens dargestellt, daß sie dem Begriff des empfundenen Werthes den Unbegriff des von der Empfindung isolirten Werthes, des Werthes an sich, untergeschoben hat. Nur uneingestanden und stillschweigend sind die je höheren Kategorien der Hegel'schen Entwicklungslogik durch ihren empirischen, ästhetischen, ethischen Gehalt höhere; die Prätension und das Vorgeben ist, daß sie als rein logische Existenzen, für das immer mehr zu sich selbst kommende Denken, höhere seien. In eben diesem Sinne faßt Hegel die historische Entwicklung nicht als den Fortschritt zu allseitiger Humanität, sondern als den Fortschritt im Bewußtsein dieser Humanität oder, wie er es noch abstracter formulirt, im Bewußtsein der Freiheit. Dieser Hegel'sche Panlogismus kreuzt sich nun bei unsrem Autor mit der Belehrung durch das Ergebniß der Naturwissenschaft. Wir wissen ja längst, daß ihm der werthhaltige Kern des Unbewußten einzig und allein im Logischen liegt, zu dem dann als Vollstrecker der Wille hinzutritt. Auf dem Gebiete des Bewußtseins mithin wird ihm aller Fortschritt einzig in der zunehmenden Klarheit und Schärfe liegen. Je bewußter, desto vollkommener. Und nun vollzieht sich nur eine unausbleibliche Consequenz. Für die reine Logik, für das isolirte Bewußtsein, wenn es auf der Höhe der Entwicklung angelangt ist, erscheint nothwendig die ganze Welt der Werthe fahl und entwerthet — das fortgeschrittenste Bewußtsein ist nothwendig das unglücklichste, ist Bewußtsein von dem Elend des Daseins. So kehrt sich der Panlogismus in seiner reinen Durchführung gegen seine eigne Voraussetzung und schlägt aus dem Optimismus, der ihn bei Hegel begleitet, in Pessimismus um. Seine Voraussetzung ist, daß es Entwicklung giebt, die Voraussetzung der Entwicklung, daß es ein mehr oder minder Werthvolles giebt, die Voraussetzung des Werthbegriffs die Gebundenheit des Bewußtseins an die Empfindung. Die letzte Voraussetzung fallen gelassen, fällt auch der Begriff der Entwicklung zusammen. Wird er in blinder Kritiklosigkeit festgehalten — so langen wir eben bei dem unsinnigen Hartmann'schen Satze an: der Fortschritt der Welt, weil einzig in Steigerung des logischen Vermögens bestehend, ist fortschreitende Entwerthung, Verarmung und Verkümmerung des Lebens.

Die Einzelausführung dieses Satzes braucht uns nach dem Gesagten nicht aufzuhalten. Greifen wir nur probeweise den einen und anderen Punkt heraus!

Obgleich unser Pessimist — wie wir demnächst hören werden — darauf rechnet, es werde letzten Endes die Menschheit den Entschluß der höchsten Selbstlosigkeit zum Zweck der Erlösung der Welt fassen: zunächst und hier sucht er uns den Glauben an eine allmälige Verringerung der menschlichen Unsittlichkeit auszureden. Mit Zugeständnissen freilich, die sich, consequent verfolgt, gegen seine Behauptung kehren. Er gesteht zu, daß die Unsittlichkeit immer mehr durch die Deiche des Gesetzes eingedämmt werde. Er gesteht zu, daß die Sittlichkeit sich mehr und mehr organisire. Er gesteht endlich zu, daß der Sittlichkeitsmaaßstab mit steigender Cultur sich verfeinere. So sage er uns denn: woher kömmt das Gesetz und woher dem Gesetze sein Ansehn? Wenn nicht vom Sinai, so doch wohl aus dem sittlichen Geiste der Nationen, der mit jedem solchen Gesetzgebungsacte ein Zeugniß seiner wachsenden Herrschaft über den Geist der Sittlichkeit ablegt. Woher ferner der Trieb zur Organisation der Sittlichkeit? Die Wurzeln einer Socialethik können doch wohl nirgends anders liegen als in der Individualethik, und unmöglich doch kann es ausbleiben, daß die Krone auch wieder der Wurzel neue Säfte zuführt. Woher endlich der verfeinerte Maaßstab? Wenn die Verfeinerung desselben zugleich Versittlichung bedeutet, wenn wir nicht etwa glauben sollen, daß das Bewußtsein gerade dadurch immer richtiger werde, daß es sich immer mehr von seinem Inhalt und der Empfindung dieses Inhalts loslöst — was hat dann die Behauptung für einen Halt, daß „die Steigerung des Sittlichkeitsfonds nicht gleichen Schritt halte mit der Verfeinerung des Sittlichkeitsmaaßstabes"? In der pessimistischen Stimmung des Verfassers, in seiner principiellen Verkennung der concreten, mit der vielseitigen Lebendigkeit des Geistes innig zusammenhängenden Natur des Bewußtseins — sonst nirgends hat sie einen Halt. Man leugne entweder die Thatsache zunehmender Veredlung des sittlichen Ideals, oder man gebe zu, daß dieselbe nur möglich ist auf dem Grunde der Veredlung der sittlichen Gesinnung und Thätigkeit.

Mit der Frömmigkeit verhält es sich nicht anders. Der Hartmann'sche Beweis, daß sich dieselbe nur fortschreitend verdünnen könne, ist der, daß ihr fortan „die Hauptadern, die individuelle Fortdauer und das Gebet, unterbunden seien". Die gröbsten Fäden der Frömmigkeit nennt unser Autor ihre Hauptadern! Die tiefe Frömmigkeit eines Schleiermacher oder Spinoza — hält er sie wirklich für „dünner" als die Frömmigkeit des italienischen Banditen, der die Jungfrau Maria um Schutz anfleht und Messe lesen läßt für die Be-

freiung seiner Seele aus dem Fegfeuer? Welch' ein fadenscheiniges Argument: die Frömmigkeit verdünne sich, weil Erbauung „im bisherigen Sinne“ — soll heißen in gewissen veralteten Formen und Gebräuchen — immer seltner werde!

Die Behauptung, daß auch die Wissenschaft sich verdünne, wäre, in dieser Nacktheit aufgestellt, ein gar zu arger Verstoß gegen die Thatsachen sowohl wie gegen den Satz von der wachsenden Bewußtseinsentwicklung. Hier daher geht die Beweisführung direct nur gegen die Meinung, als ob mit der zunehmenden Erkenntniß auch die Freude am Erkennen zunehmen müsse. Erheblich nämlich sei nur der Genuß der wissenschaftlichen Production; dieser aber werde immer mehr hinter den receptiven zurücktreten, es werde immer weniger wissenschaftliche Genies geben. Der Mann versichert es. Die Analogie der vergangenen Zeiten hat er nicht für sich. Das Zeugniß unsrer eignen erfindungsreichen Zeit spricht gegen ihn. Hat er andre Gründe? Denselben Grund, soviel sich sehen läßt, den schon Baco für dieselbe Prophezeiung aufbrachte. Die Methode der Zukunft wird immer ausschließlicher die inductiv-naturwissenschaftliche sein, und diese Methode ist dem Zirkel und dem Lineal zu vergleichen, mit deren Hülfe nun auch der weniger Geschickte einen Kreis und eine gerade Linie ziehen mag — exaequat fere ingenia et non multum excellentiae eorum relinquit, quum omnia per certissimas regulas et demonstrationes transigat. Und das mochte denn Baco von seiner scholastisirten Entdeckungsmethode, mit ihrer Verurtheilung jeder anticipatio mentis, nicht ohne einigen Schein behaupten. Kennt der Philosoph des Unbewußten keine höhere Form des inductorischen Verfahrens? Weiß er nicht, oder will er nur an dieser Stelle nicht wissen, daß dasselbe ohne den vorgreifenden Blick des Genies todt und unfruchtbar ist? Ist er mit all' seinem reichen Wissen so uneingeweiht in die Mysterien der Wissenschaft, daß er auch nur im Eifer der Beweisführung über den sonderbaren Tiefsinn der Wahrheit hinwegsehen mag, demzufolge jedes gelöste Problem den forschenden Geist durch neue und schwerere Probleme zum Aufgebot seiner verborgensten Kräfte spornt?

In Behauptungen verwandelte Stimmungen und nichts weiter sind ferner die Prophezeiungen über die fortschreitende Verarmung und das endliche Versiegen der Kunst. Denn das Argument, daß die Kunst Sache der Jugend und daher auch nur dem jugendlichen Alter der Menschheit angehörig sei, bewegt sich zu deutlich im Cirkel. Der Hinweis aber auf den bisherigen Gang der Entwicklung — Herr

Hartmann müßte uns seine eignen Augen leihen, wenn wir darin einen Beweis erblicken sollten. Wie unsere Augen diese Entwicklung überschlagen, so lehrt sie uns gerade im Gegentheil, daß die Kunst unsterblich ist, daß die Glanzepochen der Künste oft durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende getrennt sind, daß die schaffende und Alles verwandelnde Phantasie, von Volk zu Volk ziehend, auch sich selbst in immer neuen Verwandlungen darstellt und oft plötzlich, als sie eben schon von der Erde entrückt schien, in verjüngter Gestalt unter die überraschten Menschenkinder tritt. Wir überfliegen die Spanne Zeit und Raum, die zwischen Sophokles und Shakespeare, zwischen Homer und Goethe liegt, und die armselige Grille, daß es mit der Kunst nothwendig immer abwärts gehe, will uns nur noch ein Lächeln abgewinnen. Es ist gut, daß uns Herr Hartmann ausdrücklich sagt, er habe mit seiner Grau in Grau malenden Charakteristik der dilettirenden Genielosigkeit der Kunst der Zukunft nicht die Gegenwart bezeichnen wollen — denn nun wissen wir ganz gewiß, woher er seine Weissagung geschöpft hat. Es ist nicht leicht, an einem regnerisch-trüben Tage sich zu dem Glauben zu bringen, daß über der entfärbten Erde jemals wieder der sonnige blaue Himmel sich wölben werde.

Mit Stimmungen läßt sich nicht füglich rechnen. Solche Zwickmühlenbeweise dagegen, wie der, welcher uns einreden will, daß auch die praktischen Instinkte, als z. B. Liebe und Ehre die Menschen nur immer unglücklicher machen werden, darf man sich verbitten. Es ist nicht erlaubt, diese Instinkte zugleich als beglückende Genien und zugleich, von dem entgegengesetzten Standpunkt aus, als quälende Dämonen zu behandeln. Und auf diesem Herüber und Hinüber beruht doch die ganze Argumentation: wer sich davon losmacht, wird unglücklich, weil sein Leben verarmt; wer sich nicht davon losmacht, wird ewig von ihnen gequält werden; wer sie nur einschränkt, ohne sie doch völlig zu vernichten, wird die verbundene Qual des einen und des andern Zustandes zu tragen haben.

Und verbitten möchten wir gern auch alle die Rhetorik, in der sich weiterhin unser Philosoph zur Verkleinerung und Verunglimpfung der „gepriesenen Fortschritte der Welt" ergeht. Alle wissenschaftlichen Fortschritte — so perorirt er — sind doch am Ende nur der Vervollkommnung der Technik zu Gute gekommen, und was ist mit all' den Eisenbahnen und Telegraphen Positives für das Glück der Menschheit herausgekommen? Höchstens doch für die politischen und socialen Zustände sind ganz neue Bedingungen geschaffen worden, d. h. wir haben mit neuen Uebeln neue Mittel zur Linderung dieser Uebel

aufsuchen gelernt u. s. w. Ungefähr — nur mit ein wenig andern Worten — sagt das der Syllabus auch. Jeder Kapuziner könnte sich mit dieser Declamation hören lassen, und er würde mehr Recht dazu haben, als unser Philosoph. Nämlich bei jenem wäre es doch darauf abgesehen, seiner Zuhörerschaft im Hintergrund all' des heillosen Weltgetriebes die Zufluchtsstätte der alleinseligmachenden Kirche im vollen Glanze der Phantasie zu zeigen. Es ist der Hauptvorzug der katholischen Heilslehre, daß sie die Weltlichkeit verurtheilt, um mit deren Spolien zuerst die Kirche und dann den Himmel auszuschmücken. Wenn dagegen unser Philosoph fortwährend von einer positiven Lust redet, an der gemessen die gepriesenen Fortschritte der Welt in nichts oder doch in lauter negative Güter sich verflüchtigen, so redet er von einem Dinge, das für ihn eigentlich gar nicht existiren dürfte, das Schopenhauer consequent genug war, ganz bei Seite zu schaffen und das wir, nach der Zersetzung aller anderen Glücksmomente, uns schlechterdings unter keiner anderen Realität vorzustellen im Stande sind, als unter der eines ewig dauernden und sich in alle Ewigkeit steigernden Gaumengenusses. Eben diese schimpfliche Vorstellung aber paßt mit dem Schlußgliede des pessimistischen Systems schlechterdings nicht. Denn nicht in eine selbst wieder weltliche, den Sinnen schmeichelnde Kirche: sondern in einen Zustand, wo es weder eine Welt, noch Sinne, noch Bewußtsein giebt, — in den Frieden des Nichts möchte der philosophische Declamator uns hinüberdeclamiren. Eine überschwänglich große Wahrheit liegt sowohl seiner Rednerei wie der des Pfaffen zu Grunde, eine Wahrheit, die Heilige wie Philosophen oftmals in ergreifender Weise ausgesprochen haben, die Augustinus so nachdrücklich wie Spinoza bekannte — die Wahrheit, daß die Eitelkeit aller mutabilia bona die Menschen auf ein immutabile bonum hinweise. Wer nun dieses ewige Gut nach der Pfaffenlehre in weltentsagendem Gehorsam gegen eine selbst wieder verweltlichte Kirche findet, der vermengt nur unklarer Weise das Vergängliche und das Unvergängliche. Wer nach der Hartmann'schen Lehre den Begriff des höchsten Werths dem Begriff des Nichts gleichsetzt, der fixirt gedankenloser Weise mit dieser Gleichung den puren, blanken Widerspruch. — —

Doch wir greifen damit und wir haben wiederholt bereits dem E n d e d e s S t ü c k s vorgegriffen, das sich doch ganz dramatisch von Auftritt zu Auftritt — etwa in folgendem Gange entwickelt.

Positives Glück, das wissen wir aus den bis dahin vor uns abgespielten Acten, ist das Ziel des Weltprozesses nicht. Was denn also

ist dieses Ziel? Natürlich kann es nur auf dem Wege liegen, wo wir einen entschiedenen und stetigen Fortschritt wahrnehmen. Dies nun ist einzig und allein bei der Entwicklung des Bewußtseins der Fall. Letzter Zweck indeß, und also Selbstzweck kann das Bewußtsein nicht sein. Es wäre das, sagt Herr Hartmann, eine eitle und überdies eine qualvolle Selbstbespiegelung. Bleibt also doch nur übrig — es läßt sich schlechterdings kein anderer letzter Zweck ergrübeln, als Glückseligkeit. Damit aber stehen wir vor einer Antinomie. Die Thesis lautet: Glückseligkeit ist nicht das Ziel des Weltprozesses, denn je entwickelter das Bewußtsein, desto klarer erkennt es das Elend des Daseins und die Thorheit des Strebens nach Glück. Die Antithesis lautet: Ersinnen läßt sich dennoch kein anderes Endziel als jenes eudämonologische. Die Antinomie muß gelöst werden. Sie läßt sich aber lösen durch die Unterscheidung zwischen positiver und größtmöglicher, erreichbarer Glückseligkeit. Die letztere besteht in dem Zustand der Schmerzlosigkeit. Auf Erreichung dieses Zustandes zweckt als auf ein Letztes die ganze Bewußtseinsentwicklung, der ganze Weltprozeß ab.

Nur mit Mühe haben wir uns, Satz für Satz, zurückgehalten, dies Raisonnement zu unterbrechen. Zwei einander vollkommen aufhebende Standpunkte, der pessimistische und der eudämonologische, werden darin durch das seichteste, unhaltbarste Compromiß mit einander vermittelt. Das Relativste, was es giebt, der „größtmögliche, erreichbare Glückseligkeitszustand" soll das absolute Weltziel sein! Und das, nachdem doch früher die „bestmögliche Welt" dem Philosophen zu schlecht war, um sich bei ihr zu beruhigen! Wozu, wenn es nur das war, der ganze Lärm?

Die Sache wird jedoch tiefsinniger, wenn wir nur weiter still halten wollen. Aus den tiefsten Gründen seiner Metaphysik heraus motivirt der Verfasser das gewonnene Resultat.

Wir erinnern uns der Lehre von der Bewußtseinsentstehung. Danach war das Wesen des Bewußtseins Emancipation der Vorstellung vom Willen. Die Vorstellung wiederum hat ihr Wesen im Vernünftigen, Logischen, während der Wille seiner Natur nach das Vernunftlose, Alogische ist. Sollte sich nun zeigen — und so hat es sich gezeigt — daß thatsächlich das Wollen in seiner Vernunftlosigkeit geradezu widervernünftig wird, indem es ja Glückseligkeit will und Unseligkeit erlangt: so wird es nicht ausbleiben können, daß das Bewußtsein, die vom Willen frei gewordne vernünftige Vorstellung, über diese Widervernünftigkeit den Stab breche

und, wenn zur vollen Klarheit gelangt, jenes Glückseligkeitsstreben bis zur Vernichtung bekämpfe. Und *im Begriffe des Bewußtseins*, im Begriffe seiner Entstehung liegt somit dieser Kampf nothwendig vorgebildet. Bewundrungswürdig stimmt der empirisch-historische Nachweis des letzten Resultats des Weltprozesses mit der apriorischen Deduction überein, wie sie aus den Fundamentalbestimmungen sich von selbst ergiebt.

In der That so bewundrungswürdig, daß man auf den Verdacht kommen könnte, jene Fundamentalbestimmungen seien von Hause aus auf dieses Ergebniß zugeschnitten. Vielleicht nur um diesen Verdacht nicht aufkommen zu lassen, zeigt unser Systematiker selbst auf eine Stelle in der Kette, an der die Glieder doch nicht ohne Weiteres aneinander passen wollen. Nämlich der Wille ist doch seinem Begriff nach nur *nicht*-vernünftig. Der Vernichtungskampf aber, welchen das Bewußtsein gegen ihn führt, ist erst dadurch motivirt, daß er mit seiner Vernunft*losigkeit* in's *Wider*vernünftige geräth. Offenbar, wenn nicht auch hiefür noch eine begriffliche Erklärung gegeben werden kann so hat die Rechnung von der apriorischen Seite her ein Loch. Was sich nicht als begrifflich nothwendig nachweisen läßt, ist zufällig, und wo immer die Philosophie, behufs der Erklärung, zu dieser Kategorie greift, da dankt sie ab, da gesteht sie, daß sie mit ihrer Weisheit am Ende ist. Die *Hartmann'sche gesteht dies in der naivsten Weise*. Daß der seinem Wesen nach nur alogische Wille durch sein Wirken, durch die Folgen seines Wollens *anti*logisch wird, „*ist ein reiner Zufall*"! Ja, ganz gewiß ein reiner Zufall — das reine Gegentheil des Nothwendigen, des Begrifflichen, des Vernünftigen. Wie sollte auch das Widervernünftige etwas Andres sein! Es heißt nur zweimal dasselbe sagen: die eine der Federn, welche das Triebwerk der Welt in Bewegung setzen, ist das Widervernünftige, und: die Feder, die diese Feder in Bewegung setzt, ist der Zufall. Und wenn denn nun die andre Feder die absolute Vernünftigkeit ist: wie kann es dann noch ausbleiben, daß das Resultat das Verschwinden der Welt — das Nichts ist? O, diese zufällige Widervernünftigkeit, durch die das Drama des Weltprozesses zur lächerlichsten *Zufallstragödie* wird, das ist doch noch eine ganz andre Kategorie als das Hegel'sche „Sichentlassen" und „Entschlußfassen" der absoluten Idee!

Indeß, von dieser kleinen Irrationalität abgesehen, geht nun doch übrigens Alles höchst raisonnabel zu?

Wir hörten, daß die siegreiche Bekämpfung des widervernünftigen Willens im Begriff des Bewußtseins liege: es ist nur Ein Schritt von hier zu der weiteren Einsicht, daß eben diese Bekämpfung, die Erlösung des Willens von der Unseligkeit seines Wollens, der Zweck der Erschaffung des Bewußtseins war. Eben darauf hat es von Weitem her das allweise Unbewußte abgesehn. Belauschen wir es im Acte der Conception des Weltprozesses! Da haben wir denn zunächst nur die unbewußte Vorstellung neben und in Einheit mit dem Willen. Als unbewußte Vorstellung kann sie nichts weiter thun als den Willen vorzustellen als das Andre ihrer selbst, als ihre eigne Grenze, als das Unlogische; aber sie hat für's Erste, so lange sie nicht emancipirt ist, keine Macht über und gegen ihn. Bleibt ihr also nur übrig — sich eines Kunstgriffs zu bedienen! Sie wird „die Blindheit des Willens benutzen und ihm an ihr einen solchen Inhalt geben, daß er, durch eigenthümliche Umbiegung in sich selbst, in der Individuation, in einen Conflict mit sich selbst geräth, dessen Resultat das Bewußtsein, d. h. die Schaffung einer dem Willen gegenüber selbständigen Macht ist, in welcher sie nun den Kampf mit dem Willen beginnen und siegreich zu Ende führen kann".

Alle früher von uns erörterten Undenkbarkeiten der Entstehung des Bewußtseins aus dem Unbewußten kehren in dieser Darstellung wieder. Sie präsentiren sich jetzt nur noch greller, sie werden nur noch ein wenig abenteuerlicher durch die schlechteste und kindischeste aller teleologischen Ideen, durch die Idee eines „Kunstgriffs". Es ist die Carricatur der Hegel'schen „List der Vernunft". Es ist das genaue Seitenstück zu unserm jüngsten Bekannten, dem Zufall, der den vernunftlosen Willen widervernünftig machte. Wie Odysseus den ungeschlachten, des Auges beraubten Kyklopen übertölpelte, so die Vorstellung den Willen. Und wohlgemerkt: um selbständig zu werden, um sich aus der Höhle des blinden Ungeheuers zu befreien und diesem den Garaus zu machen — muß sie ja wohl schon angefangen haben, selbständig zu sein; wie könnte sie sonst an Kunstgriffe denken, wie auch nur den Plan der Verselbständigung fassen? Und was, endlich, hat sie davon? Ihr Sieg ist ein offenbarer Pyrrhussieg. Denn er endet mit dem Nichts; — die Ueberwindung des Willens ist zugleich der Siegerin eigener Tod; die Schlußscene des Weltdramas ist im Großen, was der „Ausgang" des stoischen Weisen im Kleinen ist. Fürwahr, der „Zufall" arbeitet dem „Kunstgriff" trefflich in die Hände, um die Tragikomödie zum Abschluß zu bringen. Dieselbe ist nicht bloß ein Zufalls-, sondern zugleich ein Intriguenstück.

Eine Ahnung wenigstens, daß es bei der Inscenirung des Stücks nicht ganz glatt abgehen dürfte, hat auch der Regisseur. Nur daß sich seine Sorge ganz auf die Schlußkatastrophe, auf den Auftritt unmittelbar vor dem Fallen des Vorhangs richtet. „Die Hauptschwierigkeit", gesteht er, „besteht darin, wie das letzte Ende des Kampfes, die schließliche Erlösung vom Elend des Wollens und Daseins zur Schmerzlosigkeit des Nichtwollens und Nichtseins, kurz, wie die gänzliche Aufhebung des Wollens durch das Bewußtsein zu denken sei." Mit dem Schopenhauer'schen Lösungsversuch, wonach das Individuum in asketischer Haltung die Einsicht von dem Elend des Daseins zum Quietiv des individuellen Wollens zu machen hat, kann er sich natürlich nicht befreunden. Denn einmal: was vermag das individuelle Wollen gegen den All-einigen Willen, von dem es doch nur ein einzelner Strahl ist? Und sodann: auch gesetzt, der Einzelne könnte sich in solcher Weise annihiliren, so wäre ja doch damit nur ihm geholfen, nur das Individuum wäre erlöst.

Beide Einwände, gewiß, sind richtig — nur daß der Fehler, welchen der letztere rügt, einem sehr richtigen Gefühl entsprungen ist. Der Begriff der Erlösung ist ein religiös-ethischer. Wer von einer Erlösung des Alls oder des Absoluten spricht, der überträgt einen religiös-ethischen Begriff auf eine Sphäre, in der er sinnlos wird. Etwas, was nur im Innern des einzelnen Bewußtseins erlebt werden kann, in ein metaphysisch-kosmisches Ereigniß verwandeln, heißt nicht mehr philosophiren, sondern gnostisch schwärmen oder vielmehr fabeln. Es ist der ausgesprochenste Gnosticismus, wenn Herr Hartmann an die Stelle der Schopenhauer'schen individualen eine „kosmisch universale Willensverneinung" gesetzt wissen will. Recht deutlich aber wird das Abenteuer des Gedankens, wenn sofort der Versuch gemacht wird, trotz der Verdampfung des Ethischen in Metaphysisches, für jenes doch wieder einen selbständigen Platz zu gewinnen.

Wenn nämlich das Universum sich selbst zu erlösen — gleichsam selbst die Rolle des sich vernichtenden Asketen zu spielen hat, so kann die praktische Aufgabe des Menschen nur die sein, dieser Universumserlösung sich zum Werkzeug hinzugeben. Nicht Gott erlöst hier den Menschen; der Mensch erlöst auch nicht sich selbst; sondern der Mensch erlöst die Gottheit: es ist die auf den Kopf gestellte christliche Heilsanschauung. Da aber weiter die Selbsterlösung der Welt durch den Prozeß der Entwicklung der Welt sich vollzieht, so ergiebt sich nach Hartmann als das allein richtige praktische Princip die volle Hingabe der Persönlichkeit an diesen Prozeß, Be-

jahung des, wenn auch noch so leid- und dornenvollen Lebenswillens, ein Princip, das somit, dem äußerlichen Anschein nach, auf wunderlich gewundenen Umwegen mit dem der gewöhnlichen Ethik wieder zusammentrifft und den Instinkt wieder in alle seine Rechte einsetzt.

Es fehlt, um dieses Raisonnement überzeugend zu machen, nur die Kleinigkeit, daß uns begreiflich gemacht würde, wo das Motiv zu einem derartigen Verhalten herkommen könne. Offenbar, um, wie Herr Hartmann fordert, die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken meines Bewußtseins zu machen, müßte ich allen Egoismus schon abgethan haben. Statt dessen jedoch soll ich den Instinkt zum Leben, aller pessimistischen Ueberzeugung zum Trotze, in mir rehabilitiren. Jener Instinkt kann nicht anders als egoistisch sein, er kann mithin, verbunden mit dieser Ueberzeugung, nur dazu führen, daß ich für mich nach dem Nichtsein strebe und die Welt im Ganzen und Großen ihrem Schicksal überlasse. Eine mit Lebenstrieb erfüllte Menschheit wird jene pessimistische Ueberzeugung von sich stoßen. Eine lebenssatte, die jene Ueberzeugung in Gefühl und Gesinnung aufgenommen hätte, würde, sehr unbekümmert um das Weltziel, einfach in allen ihren Individuen so schleunig wie möglich, sei es durch quietistische Askese, sei es durch Selbstmord, der Welt zu entfliehen versuchen. Die Hartmann'sche Forderung macht ohne Zweifel seinem Charakter und seiner Gesinnung Ehre, aber ebenso gewiß ist sie ein fremder Blutstropfen in seiner Philosophie. Es ist — wer sieht es nicht? — der Kant'sche kategorische Imperativ, jedoch von all' den Grundlagen entblößt, auf denen er bei Kant ruht. Hingabe an's Allgemeine, das war nicht mehr die Vernunft, ein Werth über alle Werthe, sondern das Grab der Vernunft, die Verneinung aller Werthe, die Verzweiflung am Sein, das alles begeisternden Gehalts beraubte Nichts ist. Die Formel dieses kategorischen Imperativs lautet: ertrage tapfer das Elend des Daseins, damit — nicht du, sondern die Welt, alles Elends und zugleich aller Lust ledig werde; sei pures Mittel zu einem dich nichts angehenden Zwecke; stürze dich aus höchster Vernunft in die Unvernunft des Wollens; mache dich, um alle Illusion mit der Wurzel auszurotten, obgleich selbst bereits ein Enttäuschter, dennoch zum Sklaven der Illusion; sei egoistisch aus Opferfreudigkeit — oder welche Variationen man sonst wählen will, alle gleich geeignet, den ganz vollkommnen Widerspruch klar zu machen, der in der Sache selbst enthalten ist. Nur versteckter liegt derselbe in der Hartmann'schen Formulirung: mache die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken deines Bewußtseins. Das Bewußtsein nämlich sträubt

sich eben mit allen Fasern gegen das, was uns als Zweck des Unbewußten angegeben worden ist. Das Bewußtsein strebt nach vernünftiger Gestaltung der Wirklichkeit — das Unbewußte, das angeblich allweise Unbewußte begeht die grenzenlose und obenein grausam Thorheit, das Bewußtsein als ein Mittel zur endlichen Erlösung von Schmerzen zu schaffen, die ohne die Existenz des Bewußtseins gar nicht als Schmerzen empfunden werden würden! Blitzartig, wie man sieht, erleuchtet der Nonsens des praktischen Princips dieser Philosophie den Nonsens aller ihrer Voraussetzungen. Es wäre nicht schwer, von diesem Punkt aus das ganze Gebäude bis zu den untersten Fundamenten von oben her abzutragen.

Ist aber solchergestalt die Hartmann'sche Lösung des pessimistischen Endproblems noch ein gut Theil unvernünftiger als die Schopenhauer'sche, so könnte es sich ferner auch herausstellen, daß der andre Einwand, welchen der Schüler gegen den Meister erhob, der Vorwurf, daß die Individualerlösung durch Askese *unausführbar* sei, in nicht minderem Grade auch seinen eignen Lösungsversuch träfe.

Zwar nur „problematisch" wagt er die *eschatologische Katastrophe*, die Art und Weise der schließlichen Aufhebung alles Wollens in's absolute Nichtwollen zu bestimmen. Auch eine problematische Lösung indeß wird nicht in sich unmöglich sein dürfen, und unsre Kritik wird sich daher in berechtigten Grenzen halten, wenn sie, die problematischen Detailbestimmungen bei Seite lassend, nur die leitenden Grundgedanken auf diese ihre Möglichkeit hin prüft.

Die Vorstellung ist diese. Nehmen wir an, daß der bei Weitem größte Theil des in der Welt überhaupt vorhandenen Geistes sich in der Menschheit befinde. Nur bei dieser Annahme nämlich wird „die menschheitliche Willensverneinung den gesammten actuellen Weltwillen ohne Rest vernichten können" — eben das, um was es sich ja handelt. Nun sei weiter die in's Greisenalter getretene Menschheit in ihrer überwiegenden Majorität von dem pessimistischen Bewußtsein und der damit verbundnen Sehnsucht nach dem Nichts durchdrungen. An den nöthigen Communicationsmitteln wird es der Erdbevölkerung nicht fehlen. Die pessimistische Mehrheit wird also keine Mühe haben, sich über einen gleichzeitigen gemeinsamen Beschluß zur Aufhebung des Wollens, zur Vernichtung der Welt zu verständigen. Der Erfolg aber dieses Beschlusses ist durch die Analogie aller der Fälle verbürgt, in denen irgend ein einzelnes Begehren durch ein entgegengesetztes Begehren paralysirt wird. So wird hier das pessimistische Bewußtsein zunächst einen „negativen Willen", den Willen, daß kein Wille sei,

einen „Oppositionswillen" hervorrufen, und sobald nun dieser die gleiche Stärke wie der aufzuhebende Weltwille erreicht hat, so werden sich eben beide auf Null reduciren — der Weltprozeß und die Welt wird ohne Rest aufhören.

Hier constatiren wir nun zunächst als ein neues Stück der dramatischen Maschinerie, ungefähr von demselben Werthe wie der „Zufall" und der „Kunstgriff", das parlamentarische Princip der Majorität. Der Einzelne, so wurde gegen Schopenhauer eingewandt, soll außer Stande sein, sein individuelles Wollen zu negiren, da dasselbe ja nur ein Strahl des All-einigen Willens sei. Ist die Unmöglichkeit geringer, wenn alle Einzelne diese Negation wollen? Sind sie nicht alle eben auch nur Strahlen des All-einigen Willens, der, außer in allen Bewußtseinsindividuen, doch noch in zahllosen unbewußt gebliebenen Actionen seine Strahlen wirft? Und nun soll gar schon eine Majorität von Bewußtseinsindividuen genügen, den Weltwillen zur Abdankung zu zwingen! Im crassen Widerspruch mit dem Princip des universellen Monismus soll der Theil über das Ganze, ein Collectivum über das unbedingte All-Eine Herr werden können! Es ist nicht anders: eine allerschlechteste empirische Vorstellung, die Vorstellung einer parlamentarischen Majoritätsregierung zersetzt die speculative Idee der All-Einheit des Absoluten.

Bei der Unmöglichkeit, daß jemals in allen oder in den meisten oder auch nur in einem einzigen Individuum die Einsicht in das Elend des Daseins zur Sehnsucht nach dem Nichtsein des Alls werden könne, verweilen wir nicht von Neuem. Der vollendete Pessimismus erstickt nothwendig das erhabene Mitgefühl mit dem All, und vor dem entwickelten Mitgefühl erblaßt nothwendig die pessimistische Ueberzeugung. Die individuelle Willensverneinung des Asketen und Selbstmörders wird vergeblich herbeigezogen; es sind das vereinzelte Krankheitserscheinungen, deren Motiv gerade im Gegentheil der Egoismus ist. Schon die Menge der Gründe, welche unser Verfasser rhetorisch häuft, um es annehmlich zu machen, daß das pessimistische Bewußtsein dereinst zu einer hinreißenden Macht werden dürfte, beweist die Schwäche seiner Sache. Weil, sagt er unter Anderm, auch andre Ideen je länger je mehr sich in das Gefühl der Massen umsetzen — und vergißt nur, daß die Voraussetzung immer die ist, daß dieselben nicht, wie die in Rede stehende, den Lebensinstinkt auf den Kopf stellen. Nahezu komisch ist der Grund: alles Schwere werde ja um so leichter vollbracht, von einer je größeren Gesellschaft es im Verein vollbracht

werde. Wir könnten uns die Freiheit nehmen, einiges Schwere anzuführen, welches, wenn es durchaus in Gesellschaft vollbracht werden sollte, dadurch noch schwerer werden dürfte: erheitern wir uns jedoch lieber an der dem Verfasser offenbar vorschwebenden Idee einer Weltvernichtungsactiengesellschaft. Abstoßend für unser Gefühl, ja scheußlich ist der Gedanke, daß sich durch Vererbung die pessimistische Stimmung potenziren werde. Es ist zum Glück wenig Gefahr, daß der Gedanke Wirklichkeit werde. Die Natur hat eben eine andre und in sich zusammenstimmendere Philosophie als der Verfasser des Unbewußten. Nicht auf Vernichtung, sondern auf immer andres wucherndes Leben hat sie es abgesehn: „Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben." Jene aussterbenden Indianerstämme zeigen, wie mit dem erloschenen Lebenstrieb auch der Trieb zur Fortpflanzung und also die Möglichkeit der Vererbung sehr bald zu Ende geht. Es ist eben unmöglich, aus der Sehnsucht nach dem Nichts ein positives Pathos zu machen.

Aber all' diese Unmöglichkeiten seien möglich, all' die geforderten Bedingungen gegeben — wird das große Experiment, die Welt in's Nichts zurückzuschleudern, nicht dennoch mißlingen, wird nicht der Hebel, auf den Alles zuletzt ankömmt, nothwendig versagen? Schon recht! Die bloße Vernunfteinsicht kann als solche nicht — wie Schopenhauer fordert — zum Quietiv des Willens werden; der Wille kann nur durch Willen, ein Begehren nur durch Erregung eines entgegengesetzt gerichteten Begehrens aufgehoben werden. Die in der That höchst fragwürdige Frage, ob der Vernichtungsentschluß auch den gewünschten Erfolg haben werde, ist die auf's Universum übertragene Novalis'sche Frage, ob man sich durch den bloßen Willen tödten könne? Nur der „negative", der „Oppositionswille" wird das schwere Stück fertig bringen. Daß uns Jemand diesen negativen Willen begreifen lehrte! Ist er nicht gerade wider solch' ein Ding wie die „objective Phänomenalität", deren Bekanntschaft wir früher machten? Die in's Absolute hinein fortgesetzte Analogie des Einzelbegehrens verliert sich in ein Wort ohne Gehalt. Denn dieses und jenes Wollen kann ich allerdings durch entgegengesetztes Wollen negiren; ich stehe dabei eben immer auf dem Boden des Wollens. Ein Wollen dagegen, absolut nicht zu wollen, ist eine einfache contradictio in adjecto; wie wir den Ausdruck auch wenden oder pressen: es ist eine Anticipation der Vernichtung des Willens, die nur als Vorstellung, nicht aber als Willen möglich ist. Ein solcher Wille fiele entweder zusammen mit dem Nichtwollen, oder verfehlte, wenn er

doch selbst wieder eudämonologisch motivirt wäre, das eigene Ziel, die Vernichtung des Wollens. Bei dem Nichts langen wir allerdings bei diesem Spiel des negativen mit dem positiven Willen an, allein es ist lediglich das dialektische Nichts des logischen Widerspruchs. Und genug, das ganze Stück, halb Posse, halb Tragödie — trotz der complicirten Maschinerie von Zufall und Intrigue und trotz des zu Hülfe gerufenen parlamentarischen Apparats, trotz des zuletzt als Deus ex machina erscheinenden negativen Willens — das Stück kann gar nicht gegeben werden; nur mit Mühe unterdrücken wir den Gedanken, der Mann, der es angekündigt, habe uns nur zum Besten haben wollen, wie der Quacksalber in der Fabel, als er sich anheischig machte, vor den Augen eines hochzuverehrenden Publicums in den Raum einer Flasche zu kriechen.

8.

Schwerlich doch wäre es ein zu harter Ausdruck, wenn wir den Gedanken, die Welt in Nichts zurückzuschleudern, als die fixe Idee eines methaphysischen Größenwahnsinns bezeichneten. Und wo fände ein Gedankenflug, der sich soweit bereits über die Grenzen der gesunden Vernunft hinausverirrt hat, einen Halt? Was kann es dem armen Thoren, der sich einbildet, einen Wechsel auf alle Herrlichkeiten der Erde ausgestellt zu haben, die doch ihm nicht gehören, — was kann es ihm groß kosten, auch noch Sonne, Mond und Sterne zu verpuffen, die ihm doch nur ebensowenig gehören? Es ist in der Natur der Fieberphantasie, daß sich in unendlicher Wiederholung eine und dieselbe, Schwindel oder Schauder erregende Vorstellung immer ungeheuerlicher, immer grotesker dem geängsteten Gehirn darbietet, concentrischen Kreisen ähnlich, von denen einer immer den andern wie auf unbegränzter Wasserfläche — bis zum endlichen Erwachen hervorruft.

Die Vernichtung der existirenden Welt ist noch keineswegs die letzte Begebenheit in der Hartmann'schen Eschatologie. Die erlösende Kraft jenes den Weltwillen aufhebenden Oppositionswillens reicht vielmehr über die Welt hinaus. Nicht bloß die innerweltliche, sondern auch die außerweltliche Unlust, nicht bloß das endliche, die Lust nur überwiegende Elend des in die Existenz getretenen — auch die unendliche, absolute Qual des nur erst werdenden, des „leeren" Willens ist durch den Erlösungsentschluß der endlich enttäuschten Menschheit zum Schweigen zu bringen.

Wie das? Was ist es mit diesem „leeren" Willen? Von welchem neuen Ereigniß ist die Rede?

Das Schlußcapitel unsres Buchs, von den „letzten Principien", liegt vor uns aufgeschlagen. Man höre!

Innerhalb der bestehenden Welt ist der absolute Wille zugleich That; alles Reale ist nichts Andres als die erscheinende Willensthätigkeit des Weltwesens. Aber etwas Andres ist der erscheinende und etwas Andres der Wille an sich. Diese Unterscheidung nicht gemacht, wäre ja nämlich der absolute Wille der Möglichkeit beraubt, auch nicht wollend zu sein; er wäre dann ein schlechterdings, ewig und unabänderlich Wollen müssendes. Ein ewiges actuelles Wollen würde überdies die Unendlichkeit des Weltprocesses bedingen, während derselbe als realer Prozeß doch wenigstens nach rückwärts eine Grenze, einen Anfang gehabt haben muß. Auf doppeltem Wege somit kommen wir nothwendig dazu, vor dem actuellen Wollen eine Potenz des Wollens zu supponiren, da denn der Uebergang aus dieser in jenes zugleich der Punkt sein wird, an welchem aus zeitloser Ewigkeit allererst die Zeit entspringt. Freilich dieser Uebergang enthält, genauer betrachtet, eine neue Schwierigkeit. Wie wir nämlich von früher her wissen, so kann das Wollen nur dann wahrhaft existiren, wenn es eine Vorstellung zum Inhalt hat, und die Vorstellung wiederum kann nur dadurch existentiell werden, daß ihr der Wille zur Existenz verhilft. Wir befinden uns also in einem Cirkel. Der noch nicht actuell gewordene Wille kann überhaupt nicht wirken, kann also auch die Vorstellung nicht in Existenz setzen: der actuell schon gewordene Wille kann dies nur geworden sein durch die in Existenz gesetzte Vorstellung. Wie durchbrechen wir diesen Cirkel? Es bleibt nur die Annahme übrig, „daß der Wille in einem zwischen reiner Potenz und wahrem Actus gleichsam in der Mitte stehenden Zustande auf die Vorstellung wirkt". Dieser Zustand repräsentirt „den Moment der Initiative". Der Wille in diesem Zustande bekomme den Namen leeres Wollen. Ihm wird noch nicht das Prädicat Sein zukommen, das nur erst dem actuellen Wollen gebührt; es „weset" aber auch nicht mehr bloß, wie der Wille als reine Potenz; wir werden nur sagen dürfen: das leere Wollen wird, es ist Ringen nach dem Sein, das Streben zum Wollen, d. h. zu sich selbst zu kommen, ein Streben, welches doch ohne das Hinzutreten eines äußeren Umstandes ewig ohne Erfüllung, ein ewiges Anlaufnehmen bleiben würde.

Ein ewiges Anlaufnehmen, ein ewiges Schmachten nach einer

Erfüllung! Was heißt das anders als — „absolute Unseligkeit, Qual ohne Lust, selbst ohne Pause"? Diese absolute Unlust und Unseligkeit bildet aber weiter den einzigen Inhalt des leeren Wollens, da es ja irgend eine Vorstellung eben noch nicht zum Inhalt haben kann. Der Satz endlich, daß „jede Nichtbefriedigung eines Willens" eo ipso Bewußtsein erzeugt, zwingt zu der Annahme, daß jener absolut unselige leere Wille Bewußtsein dieser absoluten Unseligkeit ist. Es ist das einzige außerweltliche Bewußtsein, sagt Herr Hartmann, welches wir anzunehmen Ursache haben. Außerweltlich, nicht vorweltlich. Denn nur momentaner Impuls ist ja das leere Wollen. Sofort daher ergreift es die mit ihm wesensidentische, „also sich ihm gar nicht entziehen könnende" Vorstellung als Inhalt. Ein Unglück freilich ist dabei dies, daß der Wille und folglich auch seine Initiative, das leere Wollen, unendlich, die Idee dagegen ihrem Begriffe nach endlich ist. Nur ein endlicher Theil des leeren Wollens daher kann von der Vorstellung erfüllt werden; nur eine endliche Welt kann entstehen, und neben und außer dem erfüllten Weltwillen bleibt also „ein unendlicher Ueberschuß des hungrigen leeren Wollens bestehen".

Entsetzlich und unausdenkbar fürwahr wäre das Unglück — wenn nicht — meint Herr Hartmann — zum Glück die Möglichkeit einer radicalen Erlösung gegeben wäre. Sie war, wie wir uns erinnern, in der Emancipation der Vorstellung vom Willen durch das Bewußtsein — das innerweltliche Bewußtsein — gegeben. Zwar unmittelbar nun wurde auf diesem Wege nur die existirende Welt vernichtet, nur der erfüllte, actuelle Weltwille zur Umwendung und Selbstaufhebung gebracht. Indeß — (komme ich über den Hund, so komme ich auch über den Schwanz!) — der erfüllte Wille ist doch eben der „allein actuelle und existentielle"; er „verhält sich folglich in Bezug auf seine reelle Macht zu dem bloß nach Existenz ringenden leeren Wollen als ein Wirkliches zu einem Unwirklichen, als ein Etwas zu einem Nichts". Das Spiel ist gewonnen! Denn wenn also das existentielle Wollen plötzlich durch einen existentiellen Oppositionswillen zu nichte wird, so hört „selbstverständlich" — sage: „selbstverständlich" — auch das leere Wollen auf, und die Rückkehr in die reine, an sich seiende Potenz ist vollzogen. Ob freilich für immer? — auch Herr Hartmann wagt uns das nicht mit absoluter Bestimmtheit zu sagen. Die ganze weltliche und außerweltliche Tragödie mit ihrem glückhaften Ausgang, die ganze göttliche Komödie also, spielt sich innerhalb des Unbewußten ab. Das Unbewußte kann keine Erfah-

rung machen, hat keine Erinnerung, kann sich keine Lehre nehmen, und offenbar also bleibt die Möglichkeit offen, daß die Potenz des Willens noch einmal und von Neuem sich zum Wollen entscheide, — die Möglichkeit eben damit, daß der Weltproceß sich schon beliebig oft in derselben Weise abgespielt hat. Zwei Erwägungen indeß wirken nach Herrn Hartmann zusammen, diese Möglichkeit äußerst unwahrscheinlich zu machen. Einmal die, daß die Potenz des Willens (das liegt in ihrem Begriffe) das absolut Freie, von keinem Grunde bestimmte, „so dumm wie der pure blanke Zufall, ja, das Urzufällige selbst ist"; und sodann die, daß die Potenz vor- oder vielmehr außerzeitlich ist, in den Fall also gar nicht kommen kann, sich „mit der Zeit" auch einmal wieder zum actuellen Wollen zu entschließen. Eine mathematisch formulirte Wahrscheinlichkeitsrechnung, auf die wir unsre Leser hiermit verwiesen haben wollen, thut das Uebrige, um ängstliche Gemüther zu beruhigen. —

Aber eben diese Leser, fürchten wir, werden nicht begreifen, daß wir es über uns gewinnen, über das Alles mit so mäßigem Spott und so ausführlich zu referiren.

Das macht: alle die Undenkbarkeiten und alle die halsbrechenden Gewaltsamkeiten oder Listen, die das Hartmann'sche Princip nöthig machte und denen wir bisher nachgeschlichen sind, um sie einzeln bald hier, bald dort auf der That zu ertappen, finden sich im Allerheiligsten, in diesem Capitel von den „letzten Principien", wie in einem Neste beisammen. Gleichsam unter dem Vergrößerungsglase stellen sich alle Risse und Unebenheiten des Systems in abschreckender Deutlichkeit unsern erstaunten Augen dar. Ein paar Fingerzeige werden genügen, um auch dem Kurzsichtigsten die abnormen Figurationen bemerklich zu machen, die dem ganzen mißgeborenen Gedankengebilde unmöglich machen, auch nur den ersten Athemzug zum Leben zu thun.

Da ist zuerst jener leere, überseiende Wille mit dem Bewußtsein der ewigen Höllenqualen, die er erleidet. Herr Hartmann beruft sich für die Annahme dieses Bewußtseins auf einen früheren Satz. Dieser frühere Satz jedoch lautete: die Nichtbefriedigung des Willens muß immer bewußt werden, weil sie immer nur entstehen kann durch etwas ihm von Außen Aufgezwungenes — durch die sich von ihm emancipirende, sich ihm selbständig gegenüberstellende Vorstellung. Und damit stimmte der andere Satz: der Wille selbst könne niemals bewußt werden, weil er nie mit sich selbst im Widerspruch sein könne. Eine offenbare Erschleichung demnach ist es, dem „leeren" Willen jetzt auf einmal durch das Mittelglied der Nichtbefriedigung Be-

wußtsein zuzusprechen. Ist er nur wirklich Wille, nichts als Wille, so kann er nicht mit sich selbst in Widerspruch sein. Ist er in einem Widerspruch, so kann er es nur durch etwas ihm von Außen Aufgezwungenes, und kann also gewiß nicht „leerer" Wille sein. Ferner: der ganze Zweck der Entstehung des Bewußtseins sollte ja darin bestehen, die Erlösung möglich zu machen, und auf einmal nun tritt uns hier ein Bewußtsein entgegen, welches diesem Zweck gänzlich fremd ist , ja, welches mit seiner unendlichen Unseligkeit die ganze Erlösung bei einem Haar unmöglich machte! Ferner: die conditio sine qua non des Bewußtseins ist nach Herrn Hartmann's eigenen Auseinandersetzungen das Zusammen von Vorstellung und Wille oder vielmehr die Zersetzung dieses Zusammen, die Losreißung der Vorstellung von dem Mutterboden des sie verwirklichenden Willens. Ein solcher Vorstellungsinhalt, eine solche Losreißung, ein solches Zusammen findet jedoch in dem außerweltlichen, dem leeren Initiativwillen eben noch nicht Statt: — unmöglich kann er Bewußtsein haben oder sein! Mehr noch. Die Entstehung des Bewußtseins ist nach Herrn Hartmann's eigenen Auseinandersetzungen an die Bewegung organisirter Materie geknüpft. Der leere Wille ist außerweltlich und ist vorzeitlich; in der überseienden Region, die wir ihm, wie auch immer, anzuweisen gemeint sein könnten, existirt weder Raum noch Zeit, weder Materie noch Bewegung: — wieder dasselbe Resultat — er kann unmöglich mit Bewußtsein verknüpft sein! Das außerweltliche Bewußtsein unsres Philosophen ist Herrn Hans Sloane's Messer ohne Stiel und Klinge.

Nur um so unbezahlbarer jedoch für unsre Kritik des ganzen Versuchs, die Welt aus dem Unbewußten zu erklären. Immer schon sahen wir, wie dies Unbewußte nur von dem verhehlten Raub der Thatsachen und Wirkungsweisen des bewußten Geisteslebens sein Dasein fristete. Jetzt sehen wir, daß ihm sogar geradezu ein Bewußtsein v o r a n gedichtet wird; dem Bewußtsein der organisirten Wesen, welches sich dem Schooße des Unbewußten entreißt, geht ein Bewußtsein ohne organisirte Materie, ein trostlos-unseliges, überseiendes Bewußtsein — *μόγις πιστόν* — voraus, ohne welches die Entstehung der Welt und des innerweltlichen Bewußtseins aus dem Unbewußten unmöglich erschiene. Den Gedanken, daß der objectiven Vernünftigkeit und vernünftigen Lebendigkeit alles Naturseins, die im Menschen sich zum bewußten Fühlen, Denken und Wollen zuspitzt, ein höheres kosmisches Bewußtsein, ein ursprünglicher göttlicher Gedanke zu Grunde liegen dürfte, weist Herr Hartmann als einen zu kindlichen

oder zu abgedroschenen weit von sich: jenes Zerrbild dagegen eines außerweltlichen, an seiner eignen Inhaltlosigkeit in unendlicher Unseligkeit würgenden Bewußtseins macht ihm keinerlei Scrupel! Er wartet nicht erst darauf, daß ihm das Argument vom τρίτος ἄνθρωπος durch einen Aristoteles entgegengehalten werde, sondern er setzt mit anerkennenswerther Unerschrockenheit diesen τρίτος ἄνθρωπος, will sagen den Pessimismus in einer überseienden Potenz und ein vorunbewußtes Bewußtsein, selber. Anders gesagt: nachdem er in wahrer Sisyphusarbeit die immer wieder auftauchenden Prädicate des bewußten Geistes immer wieder untergetaucht und hinwegnegirt hat, so brechen endlich doch an einer unbewachten Stelle die Dämme; neben der Welt, vor dem real existirenden Unbewußten stellt sich auf einmal wenigstens das Gespenst des bewußten Geistes als ein Prius des unbewußten, in jammernswürdigster Gestalt ein.

Doch nein! der Versuch wird ja gemacht, auch dieses Gespenstes wieder ledig zu werden, dem Bewußtsein auch in dieser letzten Gestalt den Gnadenstoß zu geben. Es ist gleich interessant, den Kunstgriff zu beobachten, mittelst dessen die unglückliche Figur eine Weile auf dem Brette erhalten wird, und den anderen, mittelst dessen sie zu guter Letzt in einer Versenkung wieder verschwindet. Der Hergang ist folgender.

Um einen unvermeidlichen Cirkel zu durchbrechen, braucht unser Metaphysiker jene Mittelinstanz zwischen dem potentiellen und dem actuellen Willen. Um dieses Gedankending zu hypostasiren, leiht er ihm unausdenkliche Bewußtseinsqualen. Zu diesem Behuf muß die Behauptung aushelfen, daß der Wille unendlich, die Idee — dieser zweite Factor der für's Erste noch unentstandenen Welt — endlich sei. Wir haben uns vorzustellen, daß ein Stück Unendlichkeit endlich wird, haben uns in der rohsten, sinnlichsten Weise den endlichen, erfüllten Weltwillen wie einen Ausschnitt aus dem unendlichen Initiativwillen vorzustellen! Und wenn doch nur die Unendlichkeit des Willens von der gleichen Art wäre wie die Endlichkeit der Idee! Statt dessen müssen wir uns sagen lassen, daß der Wille „potentiell unendlich", die Idee „ihrem Begriff nach" endlich, in sich dagegen allerdings „unendlicher Durchbildung fähig" sei. Das heißt denn doch: das Endlichsein der Idee ist ein bloßer Rückschluß von der Endlichkeit der realen Welt, die für Herrn Hartmann ein feststehendes Dogma ist; „potentiell" dagegen ist die Idee gerade so gut unendlich wie der Initiativwille. So existirt der überschüssig außer der Welt zurückbleibende leere Wille in Kraft eines elenden Wortspiels, — einer Sophisterei, die mit den Worten endlich und unendlich getrieben wird.

Aber es sei; die endliche Idee sei unfähig, dem ganzen, unendlichen Initiativwillen zur Actualität zu verhelfen: wird dann nicht dasselbe Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen auch die Erlösung jenes überschießenden, in unendlicher Unseligkeit schmachtenden Willens in alle Ewigkeit unmöglich machen? Gesetzt, die Vernichtung des Weltwillens durch den, kraft der fortgeschrittenen Bewußtseinsentwicklung gereiften Oppositionswillen gelänge — es ist das ja ein Kampf von Endlichem gegen Endliches —: wie kann denn, nach den eignen Voraussetzungen des Verfassers, dieser endliche Oppositionswille jemals Herr werden über den unendlichen leeren Willen, wie jemals dazu gelangen, auch ihn in die reine, sowohl bewußtseins- wie schmerzlose Potenz des Willens zurückzuwerfen? Nichts leichter als das. Ein Tritt, und eine neue Feder der künstlichen Gedankenmaschine springt vor, während die vorige in Ruhe versetzt wird. Insofern der Weltwille endlich ist, brächte er das Kunststück schwerlich fertig: er bewerkstelligt es dagegen ohne Mühe, sofern er ein „Wirkliches", und der leere Wille ein „Unwirkliches" ist. Was ist nicht Alles mit einem quatenus auszurichten: was ist es nicht für ein herrliches Ding um den Wechsel der Gesichtspunkte! —

Wenigstens um etwas ernstere Dinge als bei diesem Weltentstehungs- und Welt- und Willens-Erlösungs-Märchen handelt es sich bei der Analyse, welche Herr Hartmann von dem zweiten Ueberseienden, der Vorstellung giebt. Wir kommen damit auf einen Punkt zurück, der schon einmal, in unserem Ersten Artikel, zur Sprache gebracht wurde. Die wichtigen Begriffe der Causalität, des Zwecks, der Entwicklung, deren Klarlegung keine Philosophie sich entziehen kann, werden von jener Analyse berührt, und es ist schließlich gleichgültig, in welcher Region dieselbe vollzogen wird. Bei unsrem Verfasser natürlich in der mythischen Region des Vorweltlichen, Ueberseienden. Das ist nicht gerade bequem; aber möchte es doch! — wenn die feinen Linien der Begriffe, auf die wir uns hier gefaßt machen müssen, nur nicht unbestimmt in einander laufen.

Die Wahrheit ist: die haarspaltendste Feinheit wird zur ärgsten Verwirrung.

Vermittelst einer Distinction, die dem Doctor subtilis Ehre machen würde, sucht uns Herr Hartmann die Beschaffenheit der Vorstellung in ihrem jungfräulichen Stande, vor ihrem Erfaßtsein durch den leeren Willen begreiflich zu machen. Es fehlt, gesteht er, der Sprache zur Bezeichnung dieser überseienden Existenzweise der Vorstellung,

die doch eben noch nicht Existenz ist, jedes geeignete Wort. Allenfalls, meint er, könnte man von diesem „stillen, gelassenen, ganz in sich beschlossenen rein Seienden" sagen, daß es sich im Zustande des „latenten Seins" befinde. Aber daß nur bei Leibe Niemand meine, das latent-Sein bedeute soviel wie potentialiter Sein! Potenz ist etwas, was schlechterdings nur dem Willen zugeschrieben werden kann; denn Potenz bezeichnet eine active Beziehung auf Zukünftiges, wie sie nur dem activen Princip eignen kann. Die Vorstellung bezieht sich nur passiv auf das Zukünftige; sie ist nicht Vermögen, sich selbst in Existenz zu setzen, sondern nur Möglichkeit, durch den leeren Willen in Existenz gesetzt zu werden.

Fein ist diese Unterscheidung ohne Zweifel; daß sie aber nur durch einen gewaltsamen Entschluß aufrecht erhalten werden kann, dafür liegt eben in dem Sträuben der Sprache, sie durch ein geeignetes Wort zu ratihabiren, der beste Beweis.

Wie man sich auch stelle: der Begriff des Möglichen in Beziehung auf das Wirkliche läßt sich nicht ausdenken, es sei denn durch Einmischung jenes praktischen Moments, welches in der Philosophie des Unbewußten als Wille verselbständigt wird und welches in der That seinen psychologischen Grund nirgends anders als in der handelnden Natur unsres Geistes hat. Jeder Versuch, eine passive Möglichkeit von einer activen zu unterscheiden, hat Berechtigung nur, wenn dabei anerkannt wird, daß der Unterschied in alle Ewigkeit bloß ein gradueller ist. Die Möglichkeit durch Andres etwas zu werden, setzt immer zugleich eine active Mitwirkung des Werdenden, sei es auch eine verschwindend geringe voraus, sei es auch eine solche, die wir durch die Worte eines Angelegtseins, einer latenten Fähigkeit, einer Prädisposition u. dgl. möglichst verbergen. Dieses Mitwirken hinweggenommen, verliert die Möglichkeit jede Unterlage des Seins, wird das Werdende selbst zu Null. In dem Ueberseienden kann es sich nicht anders verhalten, es müßte denn eingestanden werden — was wir zwar sehr gern, unser Verfasser aber niemals eingestehen wird — daß das nicht Existirende auch ein nicht Seiendes sei. Folgt also, daß die überseiende Idee, mit ihrer passiven Möglichkeit zu existiren, dennoch bereits etwas Potentielles in sich enthalten, anders gesagt, daß ihr, wenn sie nicht Nichts sein soll, ein Willensmoment, ein Mögen, ein Können ursprünglich immanent sein muß. Gerade in Herrn Hartmann's übersubtilen Distinctionen mithin liegt die Verwirrung. Sie liegt, genauer, in der unhaltbaren Trennung, in dem Dualismus von Vorstellung und Wille, oder von „Was" und

„Daß", die weder außerweltlich noch innerweltlich jemals anders als in inniger Durchdringung und wechselseitigem Ineinanderscheinen gedacht werden können. Ganz dieselbe Noth, beiläufig, hat es natürlich mit dem Bestreben, an dem überseienden Willen verschiedene Momente zu unterscheiden. Schon die Erhebung der Potenz des Willens zum Initiativwillen kann nimmermehr im Vacuum des reinen Willens vor sich gehn. Auch dabei schon spielt — wie sehr sich Herr Hartmann anstrengt, jeden idealen Inhalt, jedes „Was" bei dem Hergang durch die Behauptung eines Alibi abzuleugnen — das Moment der Vorstellung mit. Kein Wille, und wenn er bis zur Ueberabstraction verdünnt wird, ohne Vorstellungsinhalt, keine Vorstellung, und wenn sie im außerweltlichen Raume hypostasirt wird, ohne Willensbeziehung.

Das Widersinnige des Hartmann'schen Dualismus kömmt aber am allerdeutlichsten in der Quälerei zum Vorschein, mit der er nun dem latenten Sein der Idee einen Inhalt zu geben sucht, der doch zugleich, weil noch nicht durch den Willen gesetzt, jeder Unterschiedenheit entbehren soll. Das unrealisirte Logische, darauf läuft die ganze Quälerei hinaus, ist zugleich das absolut Vernünftige und zugleich das absolut Chaotische, das Grab der Nacht, aus der die Welt zum Sein emporgestiegen ist. Die logische Idee im Stande der Möglichkeit soll in ihrem Schooße den ganzen Reichthum möglicher, in der Welt möglicher Entwicklungsformen der Vernunft tragen. Diese Letzteren sind sämmtlich „prädestinirt" — wir fragen vergeblich, wodurch prädestinirt; da doch keinenfalls durch den ganz anderswo und für sich wesenden Willen — für den möglichen Fall ihrer Geburt; sie stehen, nur eben als bloße ideale Möglichkeiten, „genau in demselben ewigen logischen Verhältniß, welches sich bei ihrem Heraustreten in's Sein an ihnen documentirt"; sie treten in's Sein heraus dadurch, daß der leere Wille sie als seinen Inhalt an sich reißt, aber als Erfüllung des Willens bestimmt doch „die Idee sich selbst und entwickelt sich kraft ihres logischen formalen Moments"!

Welch' ein Gallimathias — demjenigen freilich, der sich in den Schulen der Metaphysiker ein wenig umgetrieben hat, nicht ungewohnt, demjenigen nicht absolut unverständlich, der den gemeinten Sinn durch Analoga der Anschauung zu unterstützen versteht, etwa durch das Bild einer Schrift mit sympathetischer Dinte, die erst durch die Anwendung von Reagentien lesbar wird, oder durch das Bild der im Dunkel der Nacht liegenden Gestalten und Farben, die erst durch die aufgehende Sonne zum Vorschein kommen — aber Gallimathias

darum nicht weniger! Selbst wer nur diese Bilder weiter sich entwickelte, der würde sehr bald inne werden, daß sie sich gerade da von den uns zugemutheten metaphysischen Vorstellungen losblättern, wo sie erst ihre eigentliche Bedeutung bekommen sollen. Selbst das ärmste „Was" ist ohne das „Daß" ein Nichts, und ein überseiendes Nichts ist so gut ein Nichts wie ein seiendes Nichts; das Eine wie das Andre steht gleich sehr jenseits der Grenze des Denkbaren. Wenn nach Herrn Hartmann das Logische nichts wäre als der Satz vom Widerspruche, so wäre doch selbst dieser Satz geradezu nicht wahr, also auch nicht im Ueberseienden prädestinirt oder latent, wenn nicht Setzung und Verknüpfung, also ein Daß und ein intellectueller Act, ein Thun und Wollen dabei wäre. Allein es soll mehr sein. Mehr und zugleich nicht mehr. Herr Hartmann macht den Versuch, die Kategorie der Causalität und die des Zweckes als unmittelbar enthalten im Satz vom Widerspruch nachzuweisen. Die Wahrheit jedoch ist, daß dieser ganze Versuch auf die Zumuthung hinausläuft, uns anticipando unter Causalität und Zweck das zu denken, was sie erst sind, wenn sie durch das Hinzutreten des Unlogischen, des Willens, realisirt werden. Denn auf der andern Seite — gezwungen gleichsam von der Wahrheit — sagt er ebenso bestimmt, daß z. B. das Fallen des Steins nicht mehr logisch sein würde, sobald der Wille aufhörte, sein Fallen zu wollen. Es ist das deutlichste Eingeständniß, daß die logischen Kategorien von Hause aus nur in der Verflechtung unseres denkenden und wollenden Wesens ihren Ursprung haben. Nur ein Spiel der Abstraction ist es, diese Verflechtung unberücksichtigt zu lassen und — gleichsam den Schatten vor dem Körper — die „reine Idee" oder die „reine Möglichkeit" der Causalität, des Zwecks u. s. w. in einem anticipirenden Gedankenbilde zu setzen. Nur eine Potenzirung aber dieser Abstraction, eine Verkörperung gleichsam jenes Schattens ist die Hartmann'sche Annahme, daß alle diese Gedankenbilder eine Art von embryonaler Existenz haben im Schooße der überseienden, im latenten Zustande sich befindenden Idee. Psychologisches logisirt, Logisches hypostasirt — das ist die stehende Methode, nach der sich die ganze Hartmann'sche Metaphysik, bis in die höchsten Spitzen, Thürmchen und Schnörkel, in echt gothischem Geschmack aufbaut.

Vielmehr aber, es kann zweifelhaft bleiben, ob das Logische oder die Hypostase des Logischen das letzte Wort behält.

Endlich nämlich muß doch jener fatale Dualismus, mit dem sich der Verfasser bei seiner transscendenten Erörterung der „letzten Principien" so lange herumgeschlagen hat, beseitigt, und dem Monismus,

dem er ja früher das Wort geredet, die Ehre gegeben werden. Also noch Eine Staffel höher hinauf! Der Verfasser ist aufrichtig genug, zu gestehen — für uns freilich kömmt das Geständniß etwas spät — daß wir uns bei dieser letzten noch bevorstehenden Ansteigung „in einer Region des Ueberseienden befinden, wo unsere Begriffe uns nachgerade im Stich lassen". Zum Glück indeß giebt es einen Begriff, der schon öfter und in vorzugsweise klassischer Weise wenigstens Ein Mal in der Geschichte der Philosophie dazu gedient hat, die Gegensätze des Daseins friedlich zu lösen. Es ist das Schema der Spinozistischen Philosophie, das Verhältniß von Substanz und Attribut. Wille und Vorstellung sind nicht getrennte Substanzen, sondern Attribute des Einen, dem erscheinenden Unbewußten zu Grunde liegenden überwirklichen Unbewußten, der Einen Substanz, die man nicht unpassend auch den absoluten Geist nennen könne.

Durch eine logische Distinction also, eine durch Spinoza am meisten in Curs gekommene und Jedermann geläufige Distinction werden alle Scrupel, die wir über die Seinsweise, das Treiben und das gegenseitige Benehmen der überseienden Potenzen zu hegen uns nicht entbrechen konnten, mit Einem Schlage gehoben. In der That, wir begreifen vielleicht nicht, warum denn alle jene so wunderlich sich ausnehmenden überseienden Figuren überhaupt erst auf die Bühne gebracht wurden: aber wie dem sei — bei dem Verhältniß von Substanz und Attribut können wir uns doch wieder etwas denken; wer nur bescheiden genug ist, sich in Betreff des letzten Räthsels mit einer logischen Formel abfinden zu lassen, — solch' eine Formel wenigstens, eine recht bekannte und recht ehrwürdige, wird ihm hier dargeboten.

So, um am Ende nur zu einem Abschluß zu kommen, möchten wir die Sache so gern fassen, möchten auf Grund dieser Formel uns wenigstens taliter qualiter mit dem „Unbewußten" versöhnen. Allein der Spinozismus unseres Philosophen ist ernstlicher gemeint. Wie dem Spinoza die logisch höchste Voraussetzung alles Seins unmittelbar das Realste ist, so realisirt auch Herr Hartmann jene dem Spinoza entlehnte Formel zu metaphysischer Existenz. Zwar, wenn wirklich der Potenzwille etwas von dem Initiativwillen und Beide etwas von der latent seienden Idee Verschiedenes waren, wenn wirklich ein Stück des Initiativwillens außerhalb der Welt als ein vorweltliches Bewußtsein stehen blieb, wenn wirklich die Erlösung in der Wiedervernichtung der Verbindung von Idee und Wille, in der Zurückweisung des erfüllten sowohl wie des leeren Willens in den

bloßen Potenzwillen bestand, so kann schlechterdings die Vorstellung der substantiellen Identität von Wollen und Vorstellen nur logisch gemeint sein. Die Hartmann'schen Ausdrücke indeß fordern es anders. Nun auf einmal soll nur das Wollen und Vorstellen verschieden, das Wollende und Vorstellende dagegen substantiell identisch sein. Der Wille und die Idee, so wird, übereinstimmend mit der Schelling'schen Formulirung des Spinozismus, gesagt, „sind zwei Pole Eines Magneten mit entgegengesetzten Eigenschaften, auf deren Gegensatz in ihrer Einheit die Welt ruht".

Bringe das denn zusammen, wer kann! Entweder die Geschichten, die uns früher erzählt wurden, waren bloß logische Fabeleien, oder aber die Lehre von dem attributiven Charakter des Willens und der Vorstellung und dem substantiellen Charakter des Einen absoluten Geistes ist eine bloß logische Formel. Beide Lehren im Sinn metaphysischer Realsetzung gefaßt, vertragen sich nicht. Die gnostische Geschichte des Ueberseienden und die geschichtslose Spinozistische Auffassung desselben schließt sich wechselseitig aus. Jene kömmt über den Dualismus nimmermehr hinaus, diese hebt die Möglichkeit solcher Prozesse, wie sie uns erzählt wurden, schlechterdings auf. Gleich richtig können wir sagen, daß das Hartmann'sche System nicht fertig geworden, und daß es mit dem klaffenden Gegensatz von Gnosticismus und Spinozismus, oder, formell ausgedrückt, mit der Alternative von einer bloß logischen oder einer metaphysischen Lösung des letzten Problems endet.

## 9.

Nicht erst dieses Schlußeindrucks indeß bedurfte es, um uns zu überzeugen, daß wir es in dem Ganzen dieses Systems mit einem zwar geistvollen und künstlichen, aber zugleich übel zusammenstimmenden, einem üppigen und an dieser Ueppigkeit erstickenden Eklekticismus, nicht mit einer originellen speculativen Schöpfung, sondern mit einem raffinirten Gedankenfabrikat zu thun haben.

Die Ingredienzien, aus denen dieser für Manche so berauschende Trank gemischt ist, hat uns der Verfasser selbst mit dankenswerther Offenheit vor Augen gelegt. Wie es das Zeichen jugendlicher Frische und Unbefangenheit war, wenn am Beginn der neueren Philosophie die bahnbrechenden Führer des wiedererwachten freien Denkens auf die Neuheit und Eigenheit ihrer Principien pochten, so ist es das Zeichen der Schwäche und des Mißtrauens in die eigne Kraft, wenn

die Meisten unsrer heutigen Systemersinner sich nichts angelegener sein lassen, als sich einzupassen in den von ihnen für nothwendig erklärten Gang der Geschichte der Philosophie. Sie belegen im Voraus den Platz, den ihnen die Nachwelt dann doch wohl nicht streitig machen wird — es müßte denn sein, daß inzwischen die ganze Rechtsordnung hinfällig geworden, welche für jene Occupation die Voraussetzung war.

Diese Rechtsordnung ist im vorliegenden Fall der von Hegel durch die ganze Arbeit seines Systems, halb mit Anschluß an älter bestehendes Recht, halb mit List und Gewalt durchgesetzte Kanon, daß die zeitliche Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme eine stufenweis fortschreitende Entwicklung bilde, indem jedes spätere die Widersprüche der vorangegangenen auflöse, die Einseitigkeiten zusammengreifend ergänze. Die geistreiche Energie Hegel's führte diesen Kanon mit großer Liberalität durch, und war nur darin unerbittlich, daß das eigene System als die endgültige abschließende Spitze der gesammten bisherigen Entwicklung anerkannt würde. Nicht zu verwundern indeß, daß diese Liberalität bei den Nachtretern in die Willkür eines formalistischen Arrangirens der Systeme umschlug, die dem Princip des Meisters genuggethan zu haben glaubte, wenn sie nur immer irgend welche Gegensätze in dem geschichtlichen Verlauf des Philosophirens als vereint oder „aufgehoben" durch den späteren Denker nachwies. Und nun war die so veräußerlichte Methode auch für diejenigen prakticabel, welche in dem Hegel'schen System nicht mehr die Krone des ganzen Baues der Speculation erblickten, welche es vielmehr gelüstete, mit den von ihm erlernten logisch-politischen Künsten eine neue Dynastie zu gründen. Wer z. B. der Meinung wäre, daß das Moment der Anschauung und der thatsächlichen Wirklichkeit bei Hegel ideologisch verflüchtigt werde, wer der allmächtigen Dialektik die naturwissenschaftlich inductive Methode entgegensetzte, wer an der Hegel'schen Entwicklungslehre den real historischen Charakter vermißte — ein Solcher müßte ja wohl auch für die Geschichte der Philosophie mit dem Nachweis eines begrifflichen Zusammenhangs ihrer einzelnen Bildungen den Nachweis ihrer pragmatischen Bedingtheit durch die geschichtliche Lage und durch die individuelle Geistes- und Bildungsart ihrer Urheber verbinden. Auch nicht der leiseste Versuch dazu findet sich bei dem Philosophen des Unbewußten. Wo immer er sich mit fremden Systemen in Beziehung setzt, da spinnt er im reinen Aether der Begriffe die Fäden herüber und hinüber, da rückt er, beispielsweise, die Ansichten Plato's mit so kecker Dialektik zurecht, daß

der Unkundige kaum begreift, wie doch zwei Jahrtausende nöthig waren, um aus diesem Keime die entfaltete Blüthe der Hartmann'schen Lehre an's Licht zu bringen. Er macht ebendeshalb — und das allein wollten wir hier constatiren — den denkbar äußerlichsten Gebrauch von der Hegel'schen Geschichtsdialektik, um sich selbst als den Erben der Hegel'schen und nachhegelschen Gedankenarbeit zu legitimiren. Die neue Weltanschauung, so erklärt er, ist eine Synthese des Hegel'schen Panlogismus und des Schopenhauer'schen Panthelismus. Die Synthese indeß war im Princip schon gemacht — durch das spätere Schelling'sche System, durch jene sogenannte positive Philosophie gemacht, welche „in der historischen Entwicklung als der letzte Gipfel der speculativen Arbeit der Neuzeit sich darstellt". Hatte Hegel einseitig das Logische für das absolute Weltwesen erklärt, so Schopenhauer, ebenso einseitig, das Unlogische, oder den Willen. Schelling zuerst erkannte, daß die logische Idee zwar das Was, der unlogische Wille das Daß der Dinge setze, und eben damit wies er aus der Region der bloßen Speculation auf den Weg des inductiven Empirismus hinüber. Die systematische Entwicklung jedoch, welche Schelling diesem ganz richtigen Standpunkt zu geben versuchte, war in vieler Beziehung höchst unzulänglich. Und hier daher tritt die Philosophie des Unbewußten ein. Sie erfüllt eine wahrhaft geschichtliche Mission, indem sie zum System gestaltet, was bei Schelling ein bloßer Standpunkt, ja fast nur ein richtiges Aperçü war. Sie macht in ihrem ganzen Inhalt Ernst mit der Verbindung von Idee oder Vorstellung und Unlogischem oder Willen. Sie macht in ihrer Methode Ernst mit jener Anknüpfung des Speculativen an den inductiv empirischen Weg. Ganz von selbst steht sie eben damit in beherrschender Höhe über dem naturwissenschaftlichen Genius und dem sich immer wieder einstellenden metaphysischen Bedürfniß der Zeit, und gleichzeitig hören Materialismus und Idealismus auf, sich befeindende und ausschließende Gegensätze zu sein!

Niemand wird ohne Gewinn und Genuß die detaillirende Ausführung lesen, welche Herr Hartmann dieser Selbstconstruction seiner Philosophie in den beiden Aufsätzen über die nothwendige Umbildung der Hegel'schen und der Schopenhauer'schen Philosophie, sowie in der kleinen Schrift über „Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer" gegeben hat. Einzelne kritische Auseinandersetzungen, namentlich in den erstgenannten beiden Aufsätzen, sind geradezu musterhaft; sie zeigen, wo die eigentliche Stärke des Verfassers liegt, und gern möchte man sich der Hoffnung hingeben, daß

bei fortschreitender Selbstprüfung ihm auch über die Unreife und Haltlosigkeit seines eignen übereilten Systemgemächts die Augen aufgehen dürften. Wie wenig die Stücke, aus denen es zusammengeleimt ist, aneinanderpassen, glauben wir durch unsere ganze Abhandlung gezeigt zu haben. Der Rahmen historischer Entwicklung, in den er es schließlich hineinconstruirt, kann daher für uns dem Auseinanderbröckelnden keinen Halt geben: auch dieser Rahmen ist eben ein widerrechtlich — ein aus dem „überwundenen" Hegel'schen System entlehnter, ist ein neuer Beweis nur für den durchgehend im Innern herrschenden Eklekticismus. Keine Frage aber, daß dabei ein gut Theil Selbsttäuschung im Spiele war. In Betreff seines Verhältnisses zu Schelling gesteht Herr Hartmann ausdrücklich ein, daß sich ihm die Uebereinstimmung mit dem wahren Kern von dessen positiver Philosophie erst später enthüllt habe, nachdem er auf anderen Wegen bereits zu ähnlichen Resultaten gelangt sei. Auch wenn dies in Beziehung auf das Verhältniß zu Hegel und Schopenhauer nicht der Fall gewesen sein sollte — immer doch ist es ein Andres, sich fremde Systeme auf das eigne zurechtdeuten, und ein Andres, unbewußt oder halb unbewußt von fremden Systemen beinflußt werden. Es vollendet den Nachweis des eklektischen Charakters, wenn wir unsererseits dieses letztere Verhältniß in's Auge fassen und, unabhängig von der Selbstconstruction des Systems, einige Andeutungen wenigstens über den wirklichen Ort, die wirkliche Lage desselben zu den fremden Gedankenelementen geben.

Den unseligsten Einfluß zunächst hat augenscheinlich jene überstiegne, in dem Wolkenkukuksheim des Ueberseienden hausende Schelling'sche Philosophie geübt. Tausend gegen Eins zu wetten: in diese Regionen der beklemmenden, gehalt- und anschauungslosen Abstraction, in dieses Schattenreich einer impotenten und doch immer noch geilen Einbildungskraft, die nur noch logische Distinctionen träumen kann, wird dem Verfasser kaum Einer von allen Denen folgen, die ihm so bereitwillig mit seiner Vernichtigung der werthvollen Elemente des Lebens und Glaubens zujauchzen. Daß es aber dem Verfasser selber so wohl hier wird, daß er, allem Streben nach Popularität zum Trotze, dieses unpopulärste und mit vollem Recht in die Raritätenkammer verwiesene Stück deutscher Speculation seinem eignen System einzuverleiben ein unwiderstehliches Gelüst empfand: das ist für uns keins der geringsten Symptome von der Ungesundheit, von der zum Tode führenden Ohnmacht seines Philosophirens. Diese Schellingisirenden Partien seines Systems finden eine zum Erschrecken

schlagende Parallele in den nichtigen Gedankenflitterungen eines Proklus und Damascius — den letzten Athemzügen der verendenden antiken Speculation. Dieselbe synkretistische Unproductivität, dieselbe Mischung von trüber Phantasterei und logisch formalistischer Hell- und Uebersichtigkeit, dasselbe krankhafte Behagen, hoch, höher und immer höher über der Realität zu schweben, dieselbe Neigung, den Uebergang zu dieser durch das immer wiederholte Einschieben von Zwischenstufen so lange wie möglich zu verzögern. Wenn dann weiter, im Anschluß an Schelling, diese überweltlichen und vorzeitlichen Potenzen und Impotenzen durch ihre gleichsam geschichtliche Auffassung dem System jenen oft von uns hervorgehobenen gnostischen Anstrich geben, so bekömmt dasselbe endlich durch den psychologischen Hintergrund — abermals ganz wie bei dem Offenbarungsphilosophen — einen, freilich nur recht dünnen und oberflächlichen mystischen Schimmer. Auch wird dem wackeren Jacob Böhme gelegentlich ausdrücklich neben Schelling das Verdienst vindicirt, daß er schon die richtige Ahnung von der Geburt des Bewußtseins aus dem Unbewußten gehabt habe. Hier wie dort in der That eine sensualistische und mythologische Metaphysicirung von Gemüthsvorgängen — nur daß dieselbe von dem philosophus teutonicus tiefer aus dem Gemüth geschöpft und mit bunterem Farbenspiel umkleidet ist, nur daß der ungelehrte Mann mit den Abfällen der Paracelsischen Naturkenntniß, der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts mit den Ergebnissen der heutigen exacten Naturwissenschaft wirthschaftet.

Den nächst bedeutendsten Beitrag zum Aufbau des Systems, den Mörtel gleichsam, welcher die Steine zusammenhält, hat Hegel's tiefsinnig-gescheute Gedankenkunst geliefert. Wie hätte wohl unser Philosoph die Motive seiner Lehre zu einer bewegten Gestalten- und Scenenreihe verbinden können, wenn ihm nicht der durchgebildete Reichthum der Hegel'schen Logik zur Verfügung gestanden hätte? Es ist wirklich keine bloße Redewendung, wenn er sich „einen Hegelianer vom Jahre 1870" nennt. Mit Recht bekennt er sich dem Meister verpflichtet für den Gedanken des die Welt beherrschenden und den Prozeß der Welt zur Entwicklung gestaltenden Zwecks. Er ist ihm verpflichtet auch da, wo er ihn kritisirt. Wir haben hinlänglich gezeigt, wie er aus seiner angeblich inductiven Methode wiederholt in dialektische Manieren hinübergeräth, haben hinreichend angedeutet, daß auch dasjenige, was sich bei Herrn Hartmann vorweltlich begiebt, als z. B. die „Erhebung" des Unlogischen vom Nichtsein zum Sein, doch auch wieder nichts Anderes als Entwicklung — eine etwas matte Ent-

wicklung zwar, aber jedenfalls doch ein Hergang ist, der ohne das Aristotelisch-Hegel'sche Schema von Potenzialität und Actualität gar nicht zu denken ist. Völlig verfehlt und nur durch die Abhängigkeit von Schelling herbeigeführt ist der, in der Kritik Hegel's im Hintergrunde stehende Gesichtspunkt, daß bei Hegel das Moment des Willens und folglich der anschaulichen Realität, des Unlogischen oder des Daß fehle. Es fehlt in der That so wenig, daß vielmehr die ganze dialektische Bewegung in Logik, Natur- und Geistesphilosophie, der ganze „Evolutionismus" des Systems, nur durch das beständige Ineinandergreifen, den Kampf zwischen Logischem und Unlogischem zu Stande gebracht wird. Nur daß dies nicht offen eingestanden, nur daß dem Logischen, so zu sagen, die Vorhand gelassen wird, ist die Seite, von der die Hegel'sche Dialektik angefochten werden muß. In viel erstaunlicherer Weise begeht sein Gegner einestheils denselben Fehler und sucht er ihn anderentheils zu corrigiren. Er begeht denselben Fehler, indem er sich diese Hegel'sche Logik überall zu nutze macht und sie schon vor dem Weltprozesse, also vor dem Auftreten des Willens, im Schooße der „rein-seienden" Idee „prädestinirt" sein läßt. Er sucht ihn auf's Thörichtste zu corrigiren, indem er dem blinden, gedankenlosen Willen — wir finden kein besseres Bild dafür — lediglich die Rolle des galvanischen Funkens zuweist, der den todten Frosch der Idee, einen völlig gegliederten und lebensfähigen Organismus, zum Zappeln bringt. Hat sich nun mit alledem schon Herr Hartmann das Recht verscherzt, die Hegel'sche Entwicklungslehre wegen ihrer Ziel- und Ergebnißlosigkeit zu tadeln, um seinerseits statt dessen für die einzige Entwicklungswerkstätte der Idee den „Naturprozeß in seiner wahrhaft geschichtlichen Entwicklung" zu erklären, so ist vollends die Art und Weise, wie er verfährt, um die Entwicklung auf „realen Boden" zu stellen und sie zur „historischen" zu machen, die zugleich widerspruchsvollste und zugleich abenteuerlichste von der Welt. Denn der Sinn seines Weltprozesses ist ja nur die Aufhebung seiner selbst, und der letzte Zweck das Nichts. So kömmt es zu jener fabelhaften Geschichte des Seins, die mit einem ungeheuren Aufwand von Mitteln bei'm Nichts beginnt und im Nichts endet. Einen Anfang und ein Ziel weiß unser Philosoph der Weltentwicklung nur dadurch zu geben, daß er das reale Geschehen vorn und hinten durch ein intelligibles Geschehen begrenzt, wie wenn ein Romanerzähler nach dem Muster des Heinrich von Ofterdingen seine Geschichte aus einem Märchen herausspönne und sie in ein Märchen wieder auslaufen ließe. Wir haben in der Kosmogonie, Noogonie und Soteriologie des Systems

einen empiristisch-logischen Gnosticismus vor uns, den Versuch, die Anschauungen der Biologie, Geologie und Paläontologie nach rückwärts und vorwärts in's Metaphysische fortzusetzen. In roher, stilloser Construction liegen die bei Hegel geschickt verschmolzenen empirischen, historischen und logischen Gesichtspunkte bei unserem „Hegelianer von 1870" über- und nebeneinandergethürmt.

Selber erfunden hat er aber nicht einmal das Grundgerüst zu seinem baroken Gedankengebäude. In allen Hauptpunkten ist er dafür offenbar dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" verschuldet. Nicht wahr ist es, daß er diesem nur die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit des Willens für die Erklärung des Seins entnommen habe. Den subjectiven Idealismus Schopenhauer's ausgenommen, sind es übrigens für alle wesentlichen Motive seines Systems lediglich Schopenhauer'sche Gedanken, die er variirt hat. Nur im Detail der Ausführung Schellingianer und Hegelianer, ist er in der Hauptsache — alle Beurtheiler des Buches haben es rasch herausgefühlt — Schopenhauerianer. Keins der Systeme der Vorgänger hat er im Einzelnen gründlicher und einschneidender kritisirt als das Schopenhauer'sche, und trotzdem wirkt gerade dies wie mit magnetischer Kraft auf ihn, um ihn immer wieder in seine Sphäre hinüberzuziehen. Trotz aller Mühe, die er sich giebt sein Unbewußtes durch das Moment der Vorstellung von dem blinden Willen Schopenhauer's zu unterscheiden, bleiben sich die beiden zum Verwechseln ähnlich. Die „objective Phänomenalität", kraft deren sich die Einheit des Unbewußten zu mehrfachen Erscheinungsformen auseinandergiebt, ist nur ein anderer Name für die ebenso sinnlose „Objectität" des Schopenhauer'schen Willens. Auch bei Schopenhauer fehlen nicht die Objectivationsstufen des Absoluten, wenn auch das Hartmann'sche Absolute durch den von Hegel geliehenen Begriff der Entwicklung zu diesem Stufensystem vorbereiteter ist. Den wichtigsten Wendepunkt bezeichnet in dem einen wie in dem anderen System die Emancipation des Intellects vom Willen. Gleich einverstanden sind beide in der Tendenz ihrer Speculation, ein Abkommen mit dem Materialismus zu treffen. Sie sind, was das Entscheidende ist, einverstanden im letzten Grunde ihrer Stimmung und Denkweise. Die „große Errungenschaft eines wissenschaftlich begründeten Pessimismus" bildet den Mittelpunkt, um den sich der kosmische Roman der Schopenhauer'schen Willenslehre gerade so wie der der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten herumlagert. Wessen Pessimismus der radicalere ist, lohnt sich kaum

zu streiten, und ebensowenig, auszumachen, ob das ethisch-individuelle Nichts des Einen oder das universelle metaphysische Nichts des Andern ein reelleres, will sagen ein nichtigeres und verzweifelteres Nichts ist. —

Offenbar aber, eine solche nihilistisch-pessimistische Philosophie, die des Materialismus nur dadurch Herr wird, daß sie ihn durch das Ausspielen der crassesten spiritualistischen Trümpfe überbietet, muß ihre Wurzeln tiefer als in der Gedankenanregung durch frühere Systeme haben. Sie kann diesen wohl das theoretische Material zur Ausgestaltung ihrer Ueberzeugung verdanken: die Seele dieser Ueberzeugung kann sich, wie zuletzt jede Philosophie, nur in dem Körper der Zeit, nur unter dem Einfluß sämmtlicher das Leben ihrer Gegenwart bestimmenden Culturmomente gebildet haben. Nach den Ursachen nun, welche heutzutage eine bis zur Verzweiflung am Dasein gesteigerte Verstimmung gegen die Güter des Lebens erzeugen können, braucht man nicht eben weit zu suchen. Sie liegen in der Fülle der äußerlichen Macht- und Existenzmittel, welche die technische Erfindsamkeit des Zeitalters zu unserer Verfügung gestellt hat. Die uns in ungeahntem Umfang dienstbar gewordenen Kräfte aus der Werkstätte der Natur zwingen uns, wenn wir von ihren Wirkungen nicht überholt werden wollen, zu einem athemlosen Wettlauf, der uns über dem Gewinn und Genuß, welchem wir nachstreben, die Fähigkeit zu besitzen und zu genießen schmälert. In dem Sturm des aufgeregten Güterlebens der Zeit droht uns der Maaßstab für den wahren und letzten Werth der Dinge abhanden zu kommen. Wir sind — gestehen wir es — gegenüber der auf der Oberfläche liegenden mechanischen Gewalt, kraft deren sich die verbreiterten materiellen Grundlagen des Lebens unerbittlich durchsetzen, im Rückstand mit dem Verständniß und der Beherrschung der ethischen Kräfte, die gleichzeitig damit, im Guten wie im Bösen, entfesselt worden sind. Mit der bloßen Entsagung und Bescheidung ist es hier so wenig wie je gethan; wir sind gezwungen, auf dem Markt des Lebens mitzubieten, wenn wir überhaupt mitleben wollen, gezwungen, mitzustürmen, wenn wir nicht unter die Füße getreten werden wollen. So wächst mit dem uns aufgedrungenen Begehren die Begehrlichkeit, und die Begehrlichkeit enthüllt sich als Unersättlichkeit. Während aber die Begierde wie die Phantasie in's Unendliche schweift, so sind der Genußfähigkeit sehr bestimmte Schranken gesetzt — ein Widerspruch in unserer Natur, der, wenn er nicht durch Weisheit beschwichtigt wird, für sich allein schon eine Hölle ist. Aber jene materiellen Kräfte und Güter, wie sie durch

die Arbeit der exacten, messenden und wägenden Wissenschaft hervorgezaubert sind, haben überdies das Eigne, daß sie nur durch den rechnenden Verstand gehandhabt und bemeistert werden können. So erzeugt sich mit dem wuchernden Uebermaaß der begehrlichen und doch ewig unbefriedigten Sinnlichkeit zugleich eine einseitige Verstandesrichtung, eine selbstgenügsame Klarheit, die, in der Sphäre des Berechenbaren großgezogen, vor dem Unberechenbaren zurückweicht. Im grellen Lichte dieser Verständigkeit erscheint dann jene Kluft zwischen Genießen und Begehren als eine zwiefache Hölle, und das grenzenlose Elend als der eigentlich letzte Rest, als das Schlußfacit des Lebens. Es ist nur die Spiegelung dieser sich tausendfach wiederholenden individuellen Erfahrung, dieses in dem Gegensatz der besitzenden und der darbenden Klassen im Großen zur Anschauung kommenden Prozesses, was uns in dem philosophischen Pessimismus der Gegenwart gegenübertritt. Die in einem nicht geringen Theile der heutigen Gesellschaft epidemische Verstimmung und Verzweiflung, die natürliche Folge des verlorenen inneren Gleichgewichts, formulirt sich im Kopfe eines entschlossenen systematischen Denkers zu der Lehre, daß Alles, was entstanden, werth sei, zu Grunde zu gehen.

Daß nun trotz alledem das Werk, dem wir eine so überausführliche Betrachtung gewidmet haben, keine gewöhnliche und keine ganz unverdienstliche Leistung enthält, glauben wir durch den eingehenden Ernst unserer Kritik bereits hinreichend anerkannt zu haben. Immerhin ist dasselbe ein Zeugniß, daß uns Deutschen das metaphysische Bedürfniß, das zuletzt mit allen höchsten Bedürfnissen der Menschennatur Eins ist, mit nichten abhanden gekommen ist. Für die Wiederbelebung der philosophischen Wissenschaft kann es nur gute Hoffnungen erwecken, wenn, außerhalb ihres fach- und zunftmäßigen Betriebes an den Universitäten, der Anstoß zum Aufsuchen neuer Gedankenmotive gegeben wird. Die Gefahr des Herunterkommens und Aussterbens ist bei einer zu lange fortgesetzten bloß fachmäßigen Fortpflanzung wissenschaftlicher Bestrebungen um nichts geringer als bei jenen Adelsgeschlechtern, die mehr auf reines als auf frisches Blut halten. Nichts thörichter jedenfalls als von vornherein einer Philosophie den Vorwurf des Dilettantismus zu machen nur deshalb weil sie keine Kathederphilosphie ist, oder wohl gar deshalb, weil sie sich einer verständlichen und anschaulich-deutlichen Sprache befleißigt. Nur eine starke Intelligenz mochte sich in so weitem Umfange des methodischen Geistes und der Ergebnisse insbesondere der exacten Forschung unserer Tage bemächtigen. Wir können uns vorstellen, daß die Gedanken-

arbeit unseres Philosophen fördernd zurückwirke auf die mit so entschiedener Vorliebe von ihm berücksichtigte Naturwissenschaft; wir haben früher bereits anerkannt, daß sie nicht ohne Ertrag ist für den Ausbau der Erkenntniß- und Wissenschaftslehre, und wir müssen hinzufügen, daß auch die Psychologie und die Ethik sich wenigstens negative Anregungen aus ihr holen können.

Aber nicht sowohl trotz, als vielmehr wegen ihrer Ungesundheit sind wir geneigt, allen Ernstes uns dieser neusten Philosophie zu freuen. Dem Feuer muß Luft gemacht, wenn es gelöscht, das Geschwür muß aufgestochen werden, wenn es geheilt werden soll. Widersprüche mit Widersprüchen zuschüttend arbeitet dieses System an der hoffnungslosen Aufgabe, aus den trüben Hefen der Gegenwart einen durchsichtig hellen Trunk zu bereiten. Um den Punkt näher zu rücken, wo die großen wissenschaftlichen Errungenschaften der Gegenwart und die auf diesen sich gründenden Bewegungen des Verkehrslebens harmonisch wieder zusammenklingen mit den in der Tiefe arbeitenden ideellen Mächten, dazu ist es sicher kein schlechtes Mittel, wenn uns zunächst einmal der augenblicklich noch ungelöste Mißklang zwischen beiden möglichst laut und schrill zu Gehör gebracht wird. Alles was irgend gesund ist, wird und muß dagegen in die Waffen treten. Das Unternehmen, den Pessimismus mit dem Aufgebot aller möglichen Mittel, sogar mit Hülfe der Appellation an den kategorischen Imperativ und an das historische Pathos der Gegenwart, zur Herrschaft zu bringen, darf schon jetzt als gescheitert betrachtet werden. Wünschen wir uns daher Glück zu der von Herrn Hartmann versuchten Radicalisirung und Modernisirung des Schopenhauer'schen Systems: es ist die erschöpfende Probe, daß die Grundanschauung dieses Systems gleich unhaltbar ist, wenn sie auf Kant und wenn sie auf Hegel aufgepfropft wird, — gleich unhaltbar als das Impromptü eines genialen Sonderlings und als die sorgfältig nachgebesserte Arbeit eines talentvollen Grüblers.

---

# Eine Nachlese zu Novalis' Leben und Schriften.

Vor nunmehr acht Jahren hat W. Dilthey in diesen Jahrbüchern den Versuch gemacht, Novalis, den vielgenannten Dichter und Propheten der Romantik, dem gegenwärtigen Geschlecht von Neuem zu empfehlen, indem er zuerst statt phrasenhafter, bald bewundernder, bald verwerfender Charakteristik eine wahrhaft litteraturgeschichtliche Analyse seines Geistes gab. Manches ist seitdem, unter Anderm von dem Unterzeichneten, in seiner „Romantischen Schule", zur Ergänzung des Dilthey'schen Essays veröffentlicht worden. Am hundertjährigen Geburtstag des Dichters hat man andrerseits sein Grab auf dem Kirchhof zu Weißenfels mit einem würdigen, aus Schaper's Werkstätte hervorgegangenen Denkmal geschmückt. Jetzt erscheint ein Schriftchen, welches, das biographische Material über Novalis vervollständigend, sich als ein litterarisches Denkmal jenem steinernen an die Seite stellen will. Unter dem Titel „Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis" erhalten wir „eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitglied der Familie" (Gotha, bei F. A. Perthes 1873).

Gewiß verdienen die offenen und reichhaltigen Mittheilungen, die uns hier geboten werden, den wärmsten Dank. Was wäre auch da zu verbergen oder zurückzuhalten gewesen, wo es sich um das Bild des reinsten, offenherzigsten, edelsten und liebenswürdigsten Menschen handelte? Viel schwerer war es für einen so nahen Betheiligten, den panegyrischen Ton zu vermeiden: allein auch diese Klippe, die derartige Familienbiographien nicht leicht umschiffen, ist dem Herausgeber ungefährlich gewesen; wir lesen eine durchaus sachliche Darstellung, die nur da, wo Irrthum oder Parteisinn die echten Züge des Dichters entstellten, mit den Documenten in der Hand das urkundlich Richtige leidenschaftslos zur Geltung bringt. Bei so gutem Willen und so reinem Sinn hätte nichts destoweniger die kleine Biographie Erschöpfenderes und Abschließenderes leisten können, wenn sie vollständiger die schon anderweitig vorhandenen Materialien gesichtet und benutzt hätte. Sie bezeichnet sich selbst als eine „Nachlese", und wiederholt doch vielfach schon früher veröffentlichte Actenstücke. So erweitert sie sich thatsächlich zu einem in sich geschlossenen „Lebens- und Charakterbilde", und pflanzt doch Unrichtigkeiten fort, welche ge-

hörigen Orts bereits beseitigt, läßt doch Lücken bestehen, welche von Anderen bereits ausgefüllt worden. Das Neue, so reich und zum Theil bedeutsam es ist, ist doch nicht immer mit diplomatischer Genauigkeit gegeben. Der Zweifel, ob nicht ein weggelassenes Briefdatum, ein verschwiegener Name, ein nur stückweis mitgetheiltes Schriftstück uns eine, wer weiß in welcher Beziehung brauchbare Notiz vorenthalte — dieser kritische Zweifel will sich nicht unterdrücken lassen angesichts der Controle, die wir hin und wieder an solchen Stellen zu üben im Stande sind, wo schon bekannte Actenstücke mit willkürlichen Weglassungen eingeschaltet werden. Der ganze Geist der vorliegenden Publication bürgt uns dafür, daß dieses Verfahren ohne jeden Gedanken an absichtliche Fälschung eingeschlagen ist: aber unmethodisch ist es darum nicht weniger, und der Leser fühlt in Folge dessen den Boden unter seinen Füßen nur zur Hälfte sicher. Außer den Darstellungen zweier Litterarhistoriker, deren Urtheile gelegentlich citirt werden, scheint der Verfasser nur ältere Mittheilungen über Novalis, insbesondere die den Schriften vorgedruckte Tieck'sche Charakteristik und die Just'sche Biographie zu kennen. Bald ausdrücklich, bald stillschweigend bildet die letztere die Grundlage, auf welcher die neuen Mittheilungen nur aufgetragen werden. Es bedürfte also noch immer einer letzten überarbeitenden Hand, um eine wirklich vollständige und durchaus zuverlässige Lebensgeschichte Hardenberg's herzustellen. Versuchen wir es, unter Voraussetzung des allgemein Bekannten, wenigstens die hauptsächlichsten Elemente dazu zusammenzustellen.

In anschaulichster Weise wird uns in dem vorliegenden Schriftchen zunächst das Local von Novalis' Kindheit, Dorf und Kloster Ober-Wiederstedt an der Wipper im Mansfeldischen, sein Geburtshaus überdies durch ein beigegebenes Titelbild vorgeführt. Hier, und nicht in Weißenfels, wohin der Vater erst 1787 in Folge seiner Anstellung als chursächsischer Salinendirector übersiedelte, hat Novalis den weitaus größten Theil seiner Kindheit und Knabenzeit zugebracht. Daß nur durch Mißverstand einer Stelle der Just'schen Biographie die Notiz entstanden ist, er sei eine Zeitlang einem Geistlichen zu Neudietendorf anvertraut worden, wird nunmehr über jeden Zweifel klar. Des Vaters älterer Bruder, der Landcomthur Friedrich Wilhelm von Hardenberg zu Lucklum im Braunschweigischen, ein bedeutender, weltmännisch gebildeter Charakter, war es, der sich mit seiner Autorität in's Mittel legte, als der Knabe wider seine Neigung jener Herrnhutischen Erziehung übergeben werden sollte. Er ließ denselben zu sich kommen, und deutlicher als bisher erkennen wir aus der vorliegenden

Darstellung, wie mächtig und für die nächste Zeit entscheidend das bei dem Onkel zugebrachte Jahr auf den jungen Hardenberg wirken mußte. Denn in Wiederstedt lebte die Familie, Dank der strengen, peinlich frommen Richtung des Vaters, das stillste und eingezogenste, eine Zeitlang, in Folge der Kränklichkeit der Mutter, ein geradezu gedrücktes Leben; in Lucklum ging es nicht nur gesellig, sondern hoch und glänzend, weltlich und frei her. „Mein Onkel" — so schreibt Novalis in einem Brief aus seinen letzten Lebensjahren, der als eine fast vollständige Selbstbiographie zu den beachtenswerthesten Stücken der kleinen Schrift gehört — „mein Onkel gab mir von Jugend auf Gelegenheit, meine Eitelkeit zu befriedigen und versprach sich von meiner Lebhaftigkeit einen glänzenden Erfolg. Er schmeichelte mir mit den angenehmsten Hoffnungen, eine Rolle in der Welt zu spielen." Aber verständig genug war der alte Herr doch, die Gefahr vorzeitiger Frühreife richtig zu erkennen. Er fand, daß sein Haus für Friedrich's jungen Kopf „zu hoch gespannt" sei, und so sandte er ihn nach Jahresfrist nach Wiederstedt zurück. So gut es ging, suchte der Jüngling nun im Elternhause, in dem er gegen die Strenge des Vaters in der Zärtlichkeit der Mutter einen Schirm fand, seinen freieren jugendlichen Neigungen nachzugehen. Ein Jahr noch genoß er demnächst den Unterricht auf dem Gymnasium in Eisleben; Michaeli 1790 — (wir müssen dies Datum auf sein eigenes Zeugniß, Schr. III, 159, gegen die Angabe seines neuesten Biographen festhalten) — bezog er, um Jura zu studiren, die Universität Jena. Er bezog sie voll Verlangen nach einer möglichst mühelosen glänzenden Carriere, voll von den Aussichten, auf die der Onkel seinen Sinn hingerichtet. „Zum Glück", so erzählt er in dem schon erwähnten Briefe, „hatte ich von frühen Zeiten an einen unüberwindlichen Hang zu den schönen Wissenschaften bekommen." Die Liebe zu den Musen also wird zum Gegengewicht jener allzu äußerlichen und eitlen Gedankenrichtung. Schiller und Reinhold vor Allem wissen ihn zu fesseln, der Erstere sein junges Herz mit bewundernder Liebe und Begeisterung zu erfüllen. Die Fabel, daß hier und jetzt auch Fichte sich seiner auf's Wärmste angenommen habe, hätte der Biograph, da sie chronologisch unmöglich ist, an dieser Stelle nicht wiederholen sollen. Ebensowenig die, daß er bei seiner demnächstigen Uebersiedelung nach Leipzig Schelling und den in diesem wohnenden philosophischen Geist kennen gelernt habe. Nicht damals, sondern erst bei seinen späteren Besuchen in Jena trat ihm Fichte persönlich nahe: die Fabel hat ihren Ursprung in Novalis' nachmaligem Fichtianismus in Verbindung mit dem zufälligen Umstande, daß der

junge Fichte auf der Schule und Universität von Novalis' Vater mit unterstützt worden war. Ueber das richtige Datum andrerseits von Novalis' Bekanntwerden mit Schelling belehrt uns ein in der vorliegenden Schrift selbst mitgetheilter Brief des Ersteren (S. 173). Dasselbe fällt allerdings in die Zeit von Schelling's Aufenthalt in Leipzig, aber erst in den Schluß des Jahres 1797, in die Zeit, als Novalis sich auf dem Wege nach der Bergakademie in Freiberg befand. Dagegen schweigt unsere Biographie von der Freundschaft, die der angehende Dichter — (schon hatte Wieland ein Gedicht von ihm im Teutschen Merkur veröffentlicht) — in Leipzig mit einem jungen Manne schloß, der ihm für jetzt mehr sein mußte als die beiden erst später so bedeutend hervortretenden Philosophen. Es war kein Andrer als Friedrich Schlegel, dessen Leipziger Briefe in so anziehender Weise das Bild bestätigen und ergänzen, das des Dichters eigne Briefe in uns hervorrufen. „Ein noch sehr junger Mensch", — man gestatte, daß wir Schlegel's Worte an seinen Bruder Wilhelm hier wiederholen — „von schlanker, guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck, wenn er mit Feuer von etwas Schönem redet — unbeschreiblich viel Feuer — er redet dreimal mehr und dreimal schneller wie wir Andern — die schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit. Das Studium der Philosophie hat ihm üppige Leichtigkeit gegeben, schöne philosophische Gedanken zu bilden — er geht nicht auf das Wahre, sondern auf das Schöne — seine Lieblingsschriftsteller sind Plato und Hemsterhuis — mit wildem Feuer trug er mir einen der ersten Abende seine Meinung vor, es sei gar nichts Böses in der Welt, und Alles nahe sich wieder dem goldenen Zeitalter. Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewisse Keuschheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit. Denn er ist schon sehr viel in Gesellschaft gewesen (er wird gleich mit Jedermann bekannt), ein Jahr in Jena, wo er die schönen Geister und Philosophen wohl gekannt, besonders Schiller. Doch ist er auch in Jena ganz Student gewesen und hat sich, wie ich höre, oft geschlagen. Er ist sehr fröhlich, sehr weich und nimmt für jetzt noch jede Form an, die ihm aufgedrückt wird."

Lebendig steht das Bild des liebenswürdigsten Sanguinikers vor uns, dem, nach seinem eignen Geständniß, „die Natur ein wenig Aether und zuviel Empfänglichkeit für die angenehmen Eindrücke gab", das Bild eines Jünglings, der leicht durch unmittelbare persönliche Einwirkungen, schwer von weitem durch Lebenspläne zu leiten

war, welche Andre für ihn entworfen hatten. In der Absicht, ihn den schöngeistigen Einflüssen von Jena zu entziehen und ihn ernstlicher in die Jurisprudenz hineinzutreiben, hatte ihn der Vater nach Leipzig geschickt; es war, wie aus Friedrich Schlegel's Briefen und aus zwei Briefen Hardenberg's, deren einen unser Biograph selbst anführt, unzweifelhaft hervorgeht, nicht erst, nach des Letzteren Angabe, Michaeli 1792, sondern ein volles Jahr früher. Die väterliche Absicht indeß bei dieser Verpflanzung schlug gänzlich fehl. Viel gefährlicher als die Musen in Saal-Athen wurden dem jungen Manne die gesellschaftlichen Zerstreuungen und Ueppigkeiten von Klein-Paris, in deren Strudel ja auch Friedrich Schlegel nahe daran war unterzugehen. Hardenberg selbst erzählt: „Ich kam nach Leipzig und gerieth dort in reizende Gesellschaften, die mich wieder zurück zu den ehemaligen Ansichten und Wünschen führten und meine Eitelkeit wieder lebhaft rege machten.“ Vollends ist es aus mit dem Studiren, als ihn eine lebhafte Leidenschaft für ein Mädchen mit hohen Ansprüchen ergreift. Zuerst die Aussicht auf diese Partie, dann, als die Neigung erlischt, sein leichtblütiger Sinn, seine unruhige, Alles in's Rosige malende, auch das Thörichtste glänzend beschönigende Phantasie läßt ihn für den Soldatenstand schwärmen. Er schreibt darüber einen langen Brief an den Vater — einen Brief von entzückender, unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, so offen, so kindlich, so schmeichelnd, mit so strömender Beredsamkeit, so poetischer Mischung von Verstand und Phantasterei, daß wir uns vorstellen mögen, wie rathlos der ernste Alte diesem Erguß des Sohnes gegenübergestanden haben wird. Er fand darin ein, gewiß treues Bild — von sich selbst gezeichnet. Der Sohn spricht von der schüchternen Zurückhaltung, zu der ihn das Wesen des Vaters gebracht habe, und in demselben Moment zerschmilzt alle diese Zurückhaltung in die herzgewinnendste Offenheit: „so freundschaftlich und warm Du zuweilen bist, eine so hinreißende Güte Du so oft äußerst, so hast Du doch auch sehr viele Augenblicke, wo man sich Dir nur mit schüchterner Furchtsamkeit nähern kann und wo Dein feuriger Charakter Dich zu einer Theilnahme treibt, die zwar Ehrfurcht, aber nicht freies unbefangenes Zutrauen gebietet. Nicht gerade Deine Hitze meine ich, aber jene tiefe, erschütternde Empfindung, die Dich ergreift, wenn Du in einer anscheinenden Ruhe und Kälte bist.“ Sofort erzählt er in getreuer Beichte, wie jene „juvenile“ Leidenschaft und der Entschluß, Soldat zu werden, entstanden sei und sich bei ihm festgesetzt habe. Und er begründet diesen Entschluß — begründet ihn, indem er ihn in unwillkürlicher Selbsttäuschung auf die idealsten Motive zurück-

führt. Seine eigne Flatterhaftigkeit, Unzuverlässigkeit und Leidenschaftlichkeit müsse durch eine strenge Zucht gebändigt werden. Er müsse noch erzogen werden. Im Civilstande werde er verweichlicht werden: als Soldat sei er gezwungen durch strenge Disciplin, seine Pflichten gewissenhaft zu thun. „So ein Charakter wie der meinige bildet sich nur im Strome der Welt. Einem engen Kreise kann ich nie meine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf mich wirken. Ruhm und Tadel muß ich ertragen lernen. Mich und Andere werde ich gezwungen, recht zu kennen, denn nur durch Andere und mit Anderen komme ich fort. Die Einsamkeit darf mich nicht mehr schmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht schonen." Ob wohl der Vater, der das las, die schöne Goethe'sche Dichtung kannte, der diese Sätze entnommen waren? ob er wohl kopfschüttelnd bemerkte, wie hier in die erste Person übersetzt war, was dort Alphons und Leonore über Tasso sagen? Bemerkte er es ja, so hätte ihm wenigstens die Soldatenlust des Jünglings keinen Kummer zu machen brauchen. Uns jedenfalls ist es klar: der sich so gefiel, an die Stelle Tasso's sich zu setzen, der mochte eher ein Dichter als ein Krieger werden. Und nun beachte man: ganz wie er in einem früheren Briefe an Reinhold Wendungen aus Schiller's „Künstlern" in seine Prosa verflochten hatte, so jetzt Verse aus Tasso. Wir haben ein Zeugniß für die Epoche vor uns, in welcher der Einfluß der Schiller'schen Poesie durch den der Goethe'schen in seinem Geiste zurückgedrängt wurde.

Daß nun ein kurzer Aufenthalt im elterlichen Hause genügte, ihn nach dem Wunsche seiner Eltern und zumal der zärtlich von ihm geliebten Mutter umzustimmen, nimmt uns nicht Wunder. Nach Leipzig natürlich darf er nicht zurück. Während sein jüngerer Bruder Erasmus, der das letzte Halbjahr mit ihm zusammen in Leipzig studirt hatte, aus Gesundheitsrücksichten die gelehrte Laufbahn ganz aufgiebt und mit dem Forstfach vertauscht, geht er selbst zur Vollendung seiner juristischen Studien Ostern 1793 nach Wittenberg. Einige unangenehme Nachwehen des flotten Leipziger Lebens machten sich noch fühlbar. Friedrich Schlegel schreibt von einem Fleck, den seines Freundes Ehre bekommen habe; um dieselbe Zeit antwortet Hardenberg seinem Vater auf einen Scheltbrief über leichtsinniges Schuldenmachen, und wieder ist diese Antwort so, daß sie den Vater entweder vollständig entwaffnen, oder, wenn er sich auf den leichten Sinn der offenen, fröhlichen, gutartigen Jugend etwa gar nicht verstand, vollends zur Verzweiflung bringen mußte. Denn das ist der

Kern der Antwort, daß der Sohn, indem er alle seine Fehler eingesteht, auch sie in Zukunft zu meiden verspricht, seinerseits dem Vater eine Vorlesung darüber hält, daß man von den Willenserklärungen eines Jünglings nicht die Festigkeit wie von denen des gesetzten Mannes verlangen könne. Er ist sich bewußt, daß er jetzt auf dem besten Wege ist. In natürlichem Rückschlag gegen die bisherige Thorheit und das erlebte Fehlschlagen ist seine Ambition erwacht. Sein Glück führt ihm in Wittenberg vortreffliche Lehrer zu, — in fünfviertel Jahren ist alles Versäumte nachgeholt — das Examen wird mit Ehren bestanden.

Am liebsten wäre nun Friedrich in preußische Dienste gegangen. Hatte doch ein Stiefbruder seiner Mutter, ein Hauptmann von Bölzig durch seine begeisterten Schilderungen von Friedrich's des Großen Heldenthaten und durch sein Lob der toleranten, aufgeklärten Friedericianischen Regierungsmaximen schon den Knaben mit warmen Sympathien für den preußischen Staat erfüllt. Der Minister von Hardenberg, der spätere Staatskanzler, war bereit, dem jungen Verwandten zu dem Uebertritt nach Preußen die Hand zu bieten. Die Bedenken jedoch, die der Vater gegen das Haus und die Grundsätze des Ministers hatte, führten eine andere Entscheidung herbei. Hier, wie in dem ganzen Verhältniß zwischen Vater und Sohn, machte sich der Gegensatz ihrer Denkweise geltend. War dieser und ebenso seine Brüder lebhaft von dem neuen Zeitgeist, nicht am wenigsten auch von den französischen Revolutionsideen ergriffen, so hing der Vater, und in etwas andrer Weise auch der Onkel in Lucklum, in religiösen wie politischen Dingen zäh am Alten; sie hießen den Söhnen „altmodische Köpfe": wie die Zeiten, so schieden sich die Familienglieder. Das war die Kluft, welche durch alle väterliche und alle Kindesliebe nie überbrückt werden konnte. Das war es, was für jetzt Friedrich nöthigte, in Sachsen zu bleiben. In Tennstädt bekanntlich wurde er in den praktischen Justizdienst eingeschult und schloß hier die innige Freundschaft mit seinem Vorgesetzten, dem trefflichen Kreisamtmann Just. Und von Friedrich selbst erfahren wir nun das wichtige Datum seiner ersten, durch Amtsgeschäfte veranlaßten Reise nach dem nahen Grüningen. Es war am 17. November 1794, als er hier die Bekanntschaft der damals noch nicht zwölfjährigen Sophie v. Kühn machte, „des unvergeßlichen Mädchens" — wir wollen ihn selbst reden lassen — „der ich meinen Charakter zu verdanken habe. Nun war die Zeit der Thorheiten und Frivolitäten vorüber, und ich sah mich beim Eintritt in das männliche Leben von der edelsten Gestalt begrüßt und auf ewig gefesselt." Aber nicht bloß seinen Charakter

und die nächste Gestaltung seines Lebens verdankte er ihr: auch all' sein Dichten ist voll von ihr und pflanzt in den mannigfachsten Spiegelungen ihr Andenken fort. Oder sollen wir lieber sagen: sie verdankt dem Dichter mehr als sie ihm gab? Es wäre zuletzt bloßer Wortstreit. Nur soviel ist aus Allem, was das gegenwärtige Schriftchen Neues über Grüningen und „die Rose von Grüningen" beibringt, klar, daß Schleiermacher vollkommen richtig sah, wenn er nach der Schilderung Mathildens im Heinrich von Ofterdingen die Vermuthung wagte, die Geliebte würde dem Dichter zu wenig gewesen sein, wenn sie ihm geblieben wäre; denn sie erscheine in jener Schilderung „zu dürftig für den Geist". Die Schuld lag in der That nicht an der ganz in grenzenlose Innigkeit aufgelösten unplastischen Phantasie des Dichters, sondern mindestens ebensosehr an dem Gegenstande.

Des Neuen aber, was wir erfahren, ist nicht wenig. Zwar die Briefe leider, sind verloren, in denen Friedrich seinem Bruder Erasmus den ersten Eindruck schilderte, den Sophie — Sakontala, wie er das zur Jungfrau aufblühende, bald, gewiß, in vollem geistigen Glanze dastehende Mädchen nannte — auf ihn gemacht hat. Wohl aber die theilnehmenden Antwortsbriefe des Bruders. Diesen Bruder und das ganze brüderliche Verhältniß deutlich vor uns zu sehen ist ein nebenher abfallender Gewinn dieser Mittheilungen, den wir dem Biographen nicht genug danken können. Wir sind zweifelhaft, welchen von beiden Brüdern wir mehr lieben, wessen Schicksal wir inniger bedauern sollen. Giebt dem Aelteren der ideale Zug, der Tiefsinn des Gemüths, ein Anflug von grübelnder Weisheit, die er wiederholt in lehrhafter Weise gegen den Bruder geltend macht, ein Uebergewicht, so übertrifft der Jüngere jenen an praktischem Verstand, und nichts geht über die unbedingte Anspruchslosigkeit und Selbstlosigkeit, mit der er in hingebender Liebe und warmherziger Theilnahme sich unterordnet. Von innen heraus verklärt sich ihnen Beiden die umgebende Welt, aber die schwungvolle Heiterkeit Friedrich's erscheint bei Erasmus, dem so früh schon an's Sterben Erinnerten, in den prächtigsten Humor übersetzt. Jener, nachdem ihn das Schwerste getroffen, schmückt sich die Nacht des Todes in dichterischem Traum zum Paradiese aus: dieser blickt noch am Rande des Grabes humoristisch in's Leben zurück; „vorgestern", schreibt der Todtkranke, „mußte ich am Ende über mich selbst lachen, denn höher, dachte ich, können doch selbst, wenn du stirbst, die Unannehmlichkeiten nicht kommen."

Doch wir stehen einstweilen noch in den glücklichen Tagen des

Frühlings und Sommers von 1795, in der idyllischen Zeit von Novalis' Liebe. Grüningen bekömmt in den Briefen der Brüder den Namen „Elysium". Ein Herr von Roggenthin, ein jovialer Herr, übrigens ganz Landwirth, bewohnt das Gut mit seiner Familie. Sophie's Mutter, seine Frau, früher an einen Herrn von Kühn verheirathet, heißt in der Umgegend nicht anders als „die Mutter mit den schönen Kindern". Man lebt in dem gastfreundlichen Hause ein heiter geselliges Alltagsleben; in wirthschaftlicher Arbeit regen sich die fleißigen Hände vom Morgen bis zum Abend, daneben jedoch ist Jung wie Alt allezeit zu Spiel und Scherz, zu Lust und Lachen aufgelegt. In Wahrheit ein Elysium, — eine Welt der Unschuld und des Frohsinns, in welche die Sorgen der großen Welt keinen Eingang finden, in welcher sich Niemand um politische oder kirchliche Fragen, überhaupt um geistige Dinge unnöthiges Kopfzerbrechen macht. „Ueber Grüningen", schreibt Erasmus, nachdem er den Schauplatz von des Bruders jungem Glück aus eigner Anschauung kennen gelernt, „bieten sich Liebe, Freundschaft, Eintracht und alle häuslichen Tugenden schwesterlich die Hand." Besonders charakteristisch der Bericht, den der alte Roggenthin über das Leben in Grüningen nach dem ersten, bald wieder gehobenen Erkranken von Sophie an Friedrich richtet. Die Quintessenz des Berichts ist, daß Alles im Hause „auf die nämliche alte Leier noch so fort geht". Von seiner „Frau Alten" an bis zu dem „französischen Gesicht" — Fräulein Danscour, der alten Gouvernante, die bei Zeiten Friedrich's Vertraute geworden war und gelegentlich einem Nebenbuhler, der sich eingestellt hatte, ein Schnippchen schlägt — die ganze Familie läßt der Briefschreiber vor uns Revue passiren. „Sophie tanzt, springt, singt, fährt nach Greußen zum Jahrmarkt; ißt und trinkt gesund, schläft wie ein kleines Murmelthier, geht gerade wie eine Tanne, ist munter und lustig, hat Molken und Arznei und Alles abgedankt, muß noch zweimal baden und ist übrigens gesund wie ein Fisch im Wasser." Und nun kömmt weiter Karolinchen, „die Haushälterin", und Monsieur George und Hans und Jette und Fritz und Mimi und Günther an die Reihe — unwillkürlich tritt uns eine andere Idylle aus dem Leben eines andern Dichters in die Erinnerung, von der geschrieben steht: „und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden". Auch die Stimmung Friedrich's war ganz wie die des jungen Rechtspraktikanten in Wetzlar: „und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen, Hanf zu brechen, heute, morgen und

übermorgen, ja sein ganzes Leben". Was aber in Novalis' Falle dem Zauber seine größte Kraft verlieh, das war, wie der Biograph treffend hervorhebt, der Gegensatz des heiteren Geistes, der in Grüningen, gegen den freudlosen Ernst, der im Hardenberg'schen Hause herrschte, der Gegensatz der Einfachheit und Unschuld dieses ländlichen Elysium gegen den Prunk und Firniß der geselligen Kreise, in denen der Dichter früher, in Leipzig zumal, nicht ohne Leichtfertigkeit und Selbstgefälligkeit sich bewegt hatte. Die Keuschheit des Empfindens indeß hatte er auch damals nicht eingebüßt. Wir begreifen daher vollkommen, wie jetzt vor dem Wunsch, möglichst bald mit der Geliebten vereint zu werden, nachdem er im März 1796 ihr Jawort und einige Monat später auch die Einwilligung seines Vaters erhalten hatte, alle ehrgeizigeren Zukunftspläne einstweilen zurücktreten und er sich mit dem Gedanken des Eintritts in die Salinenverwaltung befreunden konnte. War doch der Sinn für Familienleben ein elterliches Erbtheil in seinem Geiste, hatte er doch schon viel früher einmal seiner Mutter gestanden, daß ihn deshalb vorzüglich sein heftiges Temperament ängstige, weil er zugleich „ein leidenschaftliches Gefühl für stille, häusliche Glückseligkeit" besitze.

Anziehender als alle biographischen Details ist nun freilich für den Litterarhistoriker die merkwürdige Thatsache, wie aus diesem Boden liebenswürdiger Gewöhnlichkeit die eigenthümlichsten und wunderbarsten dichterischen Schöpfungen emporwuchsen. Ein jugendlich heitres Liebesverhältniß, eine unbedeutende Umgebung, nur durch den Reiz von Unschuld und Frohsinn, von weiblicher Anmuth und Herzensgüte gehoben, verwandelt sich beim Eintritt eines herben Schicksalsschlages in dem reichen Geiste, dem erschütterten und tiefsinnig grübelnden Gemüthe des Dichters zu Traumgebilden, wie sie noch nie zuvor in eines Menschen Seele gekommen, zu Klängen, wie sie noch nie zuvor an eines Menschen Ohr geschlagen. Wieder drängt sich — unangesehen die größere Freiheit, die mächtigere Gestaltungskraft Goethe's — die Parallele des Gedichts von Werther's Leiden auf. Im Elemente der Zeitstimmung, der alle Ufer überströmenden Gefühlsseligkeit, bewältigt Goethe die leidenschaftlichen Kämpfe und Schmerzen seines Busens und tritt frei über sie hinweg. In die Region einer idealistischen Gedankenwelt, welche eine neue kühne Philosophie im Wetteifer mit dem Idealismus des christlichen Glaubens so eben errichtet hat, hebt Novalis die nur eben erlebte Seligkeit und Betrübniß seines Herzens hinüber, um sie stimmungsvoll ausklingen zu lassen. Wir haben dies hier nicht weiter zu entwickeln,

sondern nur darauf aufmerksam zu machen, um wie viel anschaulicher durch die jetzt vorliegenden Mittheilungen die Epoche wird, in welcher der springende Punkt für die Entstehung von Novalis' bedeutendsten Dichtungen liegt. Erst jetzt wird uns die ganze Schwere der tragischen Katastrophe klar, die ganze Pein der Situation, die das Herz des Dichters zusammenpreßte, bis es ihm vergönnt war, in einer selbstgeschaffenen Welt wieder frei zu athmen. Sophie ist tödtlich erkrankt; nur durch gewaltsame Anspannung seiner Phantasie hält ihr Geliebter den Glauben an ihre Genesung bei sich aufrecht. Gleichzeitig befindet sich der Oheim Comthur in Weißenfels, um nun erst von der beabsichtigten Verbindung seines Neffen zu erfahren. Der nüchterne Mann erkennt leicht das Thörichte dieser Verbindung; statt aber zu schweigen, da es zu spät war, regt er sich selbst leidenschaftlich auf, zürnt mit Sohn und Vater und bringt auch diesen in Aufregung, während die Mutter weint und klagt. Das Leid voll zu machen, trifft jetzt die Nachricht ein, daß auch Erasmus zum Tode erkrankt ist — so zur Unzeit, daß Niemand von den Seinen die Sache ernstlich nimmt, bis er, ein Sterbender, in das elterliche Haus gebracht wird. „Meine Noth war unbeschreiblich", so spricht Novalis selbst von dieser Zeit, „ein entsetzliches Vierteljahr verging, während mein Onkel in Weißenfels blieb und uns Allen, besonders mir, das Leben verbitterte und die Besuche bei meiner armen Geliebten erschwerte." Und nun stirbt ihm zuerst die Geliebte, nur wenige Wochen danach der Bruder. Aus der tiefsten Abspannung und Niedergeschlagenheit erhebt sich da die ideale Schwungkraft seiner Seele zu poetisch-metaphysischen Träumen. Schon in der Schule der Schmerzen, die er die ganze Zeit über durchgemacht, hat sein unvertilgbarer Sanguinismus die Farbe gewechselt. Was er schon dem kranken Bruder gepredigt, es gebe keine Krankheit, und selbst der Tod sei bloße Spiegelfechterei, das sagt er ebenso sich selbst zum Troste. Er versenkt sich in die Fluthen des menschlichen Wissens, um „in diesen heiligen Wellen die Traumwelt des Schicksals zu vergessen"; seine „Phantasie wächst, wie seine Hoffnung sinkt", und in dem Gefühl, wie prekär diese irdische Existenz sei, meint er „das Lebensgefühl der zukünftigen Welt" zu spüren. So schreibt er in einem schon in dem dritten Theil der Schriften mitgetheilten Brief, der, wie wir nun erfahren, an Frau von Thümmel, geborene von Kühn, gerichtet ist. Der Tod der Geliebten steigert nun nur diese Stimmung und Denkweise zur höchsten Intensität. Wie einst sein Vater nach dem Verlust seiner ersten Gattin sich in pietistische Religiosität hineingeworfen, so flüchtet auch er sich in eine höhere, unsichtbare

Glaubenswelt. Aber alles Herbe muß vor der weichen Innigkeit, alles Finstre vor der sonnigen Heiterkeit seines Gemüthes weichen. Selbst sein tiefster Gram, seine Todeshypochondrie trägt die Farben seligen Jugendmuthes. Die alte Lebenslust und Leichtigkeit bricht sich bei dem liebenswürdigsten aller Schwärmer in dem Medium der Sehnsucht nach der verlornen Geliebten. Die schöne Welt, in der er so hoffnungsreich gestanden, baut sich, indem sie versinkt, nur ewiger, unverlierbarer in seinem frommen Glauben sofort wieder auf. Und noch in einem zweiten Punkte scheidet sich die Frömmigkeit unsres Dichters von dem vulgären Pietismus, von der altmodischen Herrnhuterei. Sie ruht durchaus auf dem freien Willen, auf der Selbstherrlichkeit und Selbstseligkeit des eignen reinen Herzens und Gewissens. Sie ist ebenso sehr Christianismus wie Fichtianismus, absoluter, in selbstgeschaffene poetische Mystik getauchter Idealismus, der sich nur leise, je nach Bedürfniß und Gelegenheit, an die traditionellen Vorstellungen der gläubigen Gemeinde, an die Bilder und Gestalten der christlichen Phantasie anlehnt, dergestalt, daß dieselben immer wieder in die unnennbare Innigkeit des Gefühls zerfließen, das ihren specifischen Werth ausmacht. So ist die Entstehung und der Charakter der Hymnen an die Nacht, der geistlichen Lieder und des Heinrich von Ofterdingen, wie manche Einschlagsfäden auch noch sonst zu berücksichtigen sind, wenn es sich um eine vollständige Analyse dieser Schöpfungen handelt. In weltlicher Wendung haben wir denselben schwärmerischen Optimismus in den politischen Aphorismen „Glauben und Liebe", in historischer Wendung kehrt er in dem Aufsatz „die Christenheit", in philosophischer und naturwissenschaftlicher in den „Lehrlingen zu Sais" und in der Masse der Fragmente wieder. Um es mit zwei Worten zu sagen: der unvertilgbarste Optimismus, triumphirend über alle Härten und Mängel des Daseins, über Schmerz und Unglück, Krankheit und Tod, prägt den Aeußerungen des Novalis'schen Geistes überall den Stempel auf; sein Philosophiren war die Metaphysik und sein Dichten die Poesie eines durch und durch sanguinischen Idealisten, dem eben dieser Gemüthsverfassung wegen Poesie und Metaphysik ununterscheidbar in Eins flossen. Mit vollem Recht protestirt der Verfasser unsres Büchleins gegen die durch Tieck's Darstellung begünstigte Auffassung, als ob schwermüthige Todessehnsucht der Grundzug von Novalis' Charakter gewesen sei.

Weitaus am wichtigsten unter den ferneren Mittheilungen unsrer Schrift sind nun die an die beiden Schlegel und an Wilhelm's Frau Caroline gerichteten Novalis'schen Briefe. So taucht wieder ein

Stück mehr von dem persönlichen Hintergrund einer geistigen Wechselberührung auf, die wir in ihren litterarischen Früchten zur Genüge auch bisher schon erkennen konnten. In das Jahr 1797 wird das undatirte Fragment eines Schreibens von Novalis an Friedrich Schlegel zu verlegen sein, welches ein bestimmtes Zeugniß dafür enthält, wie dieser jenem zum Vermittler für das Verständniß und die freiere Auffassung der Fichte'schen Abstractionen wurde. Ueber Ursprung und Bedeutung von Hardenberg's Dichternamen lesen wir in einem Briefe an Wilhelm Schlegel endlich die so lange vermißte authentische Erklärung des Dichters — „ein alter Geschlechtsname der Hardenberg's, und nicht ganz unpassend" —, so daß also mit der historischen Beziehung sich die symbolische Bedeutsamkeit verbindet. Eingehender als man bisher denken mochte, stellt sich überhaupt Novalis' Correspondenz mit dem älteren Schlegel und dessen Frau dar. Denn die Aphorismen über Glaube und Liebe zwar schickt der Dichter unmittelbar an Friedrich, und zwar ausdrücklich für die Jahrbücher der preußischen Monarchie; der im Athenäum gedruckte „Blüthenstaub" dagegen gelangt durch Wilhelm's Hände an Friedrich, und in einem Brief aus Freiberg an Caroline Schlegel ist sogar von einem für uns verlorenen oder doch in die „Fragmente" zersplitterten Romanfragment „der Antikenbesuch" die Rede. Wenn Friedrich Schlegel von Berlin aus der Schwägerin das eine Mal für die Mittheilung eines „göttlichen" Briefs von Hardenberg dankt und sie dann wieder auffordert, nach Fragmenten in den Hardenberg'schen Briefen zu fischen, so rechtfertigen sich diese Aeußerungen aus dem, was uns jetzt gedruckt vorliegt. Denn trotz aller Unklarheit höchst anziehend sind doch immerhin die an Wilhelm gerichteten Grübeleien des Verfassers des Ofterdingen über das Verhältniß von Prosa und Poesie. Ganz schicklich hätte unter den Athenäumsfragmenten die schöne Bemerkung eine Stelle gefunden, wiefern der Schlüssel aller Bildung die Liebe sei, oder die andre, daß es mit dem sogenannten Eudämonismus Unsinn sei, da das flüchtige Wesen der Glückseligkeit in der geistigen Welt dieselbe Rolle spiele wie Aether und Licht in der körperlichen; wie diese sich von selber sammeln wo ein fester Punkt sei, so ströme jene von selber aus und ein, wo Pflicht und Tugend vorhanden seien. Der ganze Hardenberg mit seinem poetisch-laxen Idealismus steht vor uns in dem Bekenntniß, daß er sich allein stark und lebendig fühle in seiner lieben Speculation: „machen mir's die Empiriker zu toll, — da mache ich mir eine empirische Welt, wo Alles hübsch nach speculativem Schlendrian geht". Am wichtigsten aber

endlich ist uns der Brief an Caroline von Ende Februar 1799, in welchem der in Freiberg zu neuer Lebenslust Erwachte, von einer neuen Liebe Erfüllte uns ahnen läßt, wie sich in seinem Inneren der ehemalige mit dem gegenwärtigen Zustand vermittelte. Vor'm Jahre noch „schien Einer auf glühendem Boden zu stehen. Er sah sich immer um, und wer weiß, was ein hellgeschliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihn eine freundliche Gestalt, wie eine Gabe von oben, weihend und dankbar in die Höhe, und ein irdischer erquickender Schlaf hat seine Augen für eine andere Sonne wieder geschlossen. Also zurück im Lande der Träume, und nun mit voller Seele bei Euch, treffliche Mitschüler"! Ist es nicht, als ob uns aus diesen Zeilen der ganze Geist des Hardenberg'schen Romans verständlicher anspräche? Alles Lebensvolle und Heitre darin stimmt zu dem Tone dieser Briefworte. Nur daß ein anderer Ton denselben beständig begleitet und übertönt. „Ein sehr interessantes Leben", schreibt er fast gleichzeitig an seinen Freund Friedrich, „scheint auf mich zu warten — indeß aufrichtig wäre ich doch lieber todt." So wird der fröhlich Aufgelebte doch den Heiligenschein, den Blick nach rückwärts und nach oben, nach einer „anderen Sonne" nicht los, und es ist Selbsttäuschung, wenn er meint, daß er jetzt dem Mittag so nahe sei, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben und also die Bildungen seiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen. Es erinnert an Schiller's bekanntes Wort über Wilhelm Meister, wenn er in seinem Heinrich von Ofterdingen „Uebergangsjahre vom Unendlichen zum Endlichen" schreiben wollte. Unwillkürlich, kraft des natürlichen Schwergewichts, oder vielmehr der wirklichkeitsflüchtigen Leichtigkeit, der ätherischen Anlage seiner Natur, verwandelte sich die Absicht in ihr gerades Gegentheil.

Von selbst hat uns die Novalis-Schlegel'sche Correspondenz zugleich an den wichtigsten Momenten von des Dichters Leben nach dem Tode seiner ersten Braut vorübergeführt — dem Studienaufenthalt in Freiberg und seiner Verlobung mit Julie von Charpentier. Es mag etwa nur noch hervorgehoben werden, daß es, nach seinem eignen Geständniß, zunächst nicht die Absicht auf eine praktische Anstellung, sondern lediglich wissenschaftliches Interesse war, was ihn in Werner's Schule nach Freiberg trieb. Ueber das Zusammensein mit den romantischen Freunden in Dresden, im Sommer 1798, über die mit Tieck im folgenden Sommer geschlossene Freundschaft enthält unser Büchlein nichts; über die letzte Krankheits- und Leidenszeit des Frühvollendeten werden uns einzelne Mittheilungen gemacht, die wir mit

natürlicher Theilnahme an seinem und seiner Familie Schicksal lesen, die aber für ein näheres Verständniß seines Geistes ohne Bedeutung sind. Ihnen vorausgeschickt ist jedoch ein apologetisches Capitel, welches die in wissenschaftlichen Kreisen vielleicht noch heut hie und da fortbestehende Meinung, Novalis sei gegen das Ende seines Lebens katholisch geworden, zu widerlegen bestimmt ist. Die völlige Grundlosigkeit der Sage bedarf für diejenigen, die mit den inneren Motiven von Novalis' Dichtungen und Philosophemen vertraut sind, nicht erst des Beweises. Der, welcher hier gegeben wird, richtet sich gegen den falschen Schein, der durch die Marienlieder und den Aufsatz „Europa" veranlaßt sein könnte. In Betreff der ersteren macht der Verfasser wahrscheinlich, daß sie für die Fortsetzung des Ofterdingen bestimmt gewesen, und es fällt dabei ein eigenthümliches Licht auf die Willkür, mit welcher, in dem Bericht über den Fortsetzungsplan des Romans, mit den wenigen Aufzeichnungen von des Dichters eigner Hand verfahren wurde — sei es nun daß die Schuld auf Tieck, sei es daß sie auf den im Sommer 1802 zur katholischen Kirche übergetretenen Karl von Hardenberg, den Bruder von Novalis falle. In Betreff der „Europa" wird eine noch schlimmere Fälschung aufgedeckt, eine pia fraus, die sich ein anderer Apostat, Novalis' intimster Freund Friedrich Schlegel, erlaubte. Noch im Jahre 1806 protestirte derselbe, wie aus einem uns abschriftlich vorliegenden Briefe an Reimer hervorgeht, gegen eine Anzahl von Aenderungen in dem genannten Aufsatz, die Karl von Hardenberg in Vorschlag gebracht hatte. Schon damals war er für den Abdruck des ganzen Aufsatzes in der neuen Auflage der Novalis'schen Schriften, aber die Aenderung „einiger leicht mißdeutbaren Stellen" wies er zurück, da dies „wie eine Art von Retractation falsch ausgelegt werden könne". Im Jahre 1826 setzte er für die vierte Auflage, hinter dem Rücken seines Mitherausgebers Tieck, die Aufnahme des ganzen Aufsatzes durch, machte sich nun aber selbst durch Streichung zweier Absätze, in denen mit dürren Worten das Pabstthum ebenso wohl wie der Protestantismus für überwundene Standpunkte erklärt werden, der gröbsten „Retractation" schuldig. Die Absicht dieses Verfahrens ist ebenso deutlich wie ihre List kleinlich ist. Denn — und hier weichen wir von unserm Biographen ab — der ganze Zusammenhang des Aufsatzes und zahlreiche nicht gestrichene Stellen machen es für jeden Einsichtigen evident, daß Novalis mit jener geschichtsphilosophischen Phantasie auf nichts Anderes hinauswollte als auf eine neue, auch den liberalsten religiösen Anschauungen Raum gewährende Katholicität, auf ein allgemeines,

weder römisches noch lutherisches Christenthum. So gewiß der wackere Just Recht hat, wenn er den überschwänglichen Royalismus seines sonst so revolutionär gesinnten Freundes in den Aphorismen über Glauben und Liebe gegen jeden Vorwurf unlauterer Rücksichten in Schutz nimmt, so gewiß war es mit der Glanzschilderung der mittelalterlichen Hierarchie in der „Europa" auf nichts weniger als auf Apostasie und Proselytenmacherei abgesehen. Novalis that mit diesem Aufsatz in Wahrheit nichts, als daß er den flüssigen Gehalt von Schleiermacher's Reden über die Religion in einem mit phantastischen Geschichtsfiguren verzierten, goldig glänzenden Gefäß auffing und herumbot. Es war daher vollkommen in der Ordnung, daß an die Stelle der fragmentarischen Mittheilung des Aufsatzes endlich die Mittheilung nach der ursprünglichen, zusammenhängenden Form trat. Unser Biograph theilt die entgegengesetzte Ansicht Tieck's, die dieser in der fünften Auflage der Schriften wieder zur Geltung brachte. Aber die Angaben Tieck's in der Vorrede zu dieser fünften Auflage, von der einstimmigen Mißbilligung der kleinen Abhandlung durch die Freunde des Dichters, sind ungenau. Wir wissen vielmehr aus dem Schleiermacher'schen Briefwechsel, daß die Stimmen über den sofortigen Abdruck im Athenäum getheilt waren. Es hat unserm Biographen nicht gefallen, hiervon Notiz zu nehmen; ja, aus einer brieflichen Aeußerung Hardenberg's selbst will er den Schluß ziehen, auch dieser habe seine Arbeit lediglich für eine historische Studie, keineswegs für ein Glaubensbekenntniß genommen. Als ob, recht verstanden, nicht alle Arbeiten des Dichters bloße Studien, als ob nicht alle diese Studien und die in Rede stehende mehr als irgend eine andere den Namen von Glaubensbekenntnissen verdienten! Die Wahrheit ist, daß gerade die angezogene briefliche Aeußerung beweist, wie wichtig dem Verfasser die vollständige Veröffentlichung jener „Studie" war. Nicht unverändert zwar und nicht im Athenäum — wohl aber in einer eignen größeren Sammlung, zusammen mit einer Anzahl von Reden verwandter Tendenz — „Reden an Bonaparte, an die Fürsten, an's europäische Volk, für die Poesie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert" — sollte sie gedruckt werden.

Man sieht aus diesem Beispiel, man sieht aus allem Angeführten, daß die kleine Schrift, über die wir berichtet haben, die litteraturgeschichtliche Auffassung des romantischen Dichterphilosophen, wie sie sich aus gewissenhafter Durchforschung der Denkmäler seines Geistes ergiebt, nirgends erheblich modificiren kann. Wohl aber dient sie in vielen Stücken zur Bestätigung dieser Auffassung und wohl ist sie ge-

eignet, uns das Bild der persönlichen Erscheinung des Mannes in seinen biographischen Verhältnissen zu verdeutlichen und zu verlebendigen. Möge sie in diesem Sinne den zahlreichen Freunden des Dichters bestens empfohlen sein.

Anfangs April 1873.

---

# Hermann Baumgarten.

**Historische und politische Aufsätze und Reden von Hermann Baumgarten. Mit einer biographischen Einleitung von Erich Marcks und einem Bildniß des Verfassers. Straßburg, Karl J. Trübner 1894.**

---

Als im Jahre 1858 die Preußischen Jahrbücher gegründet wurden, um die auf dem Boden der praktischen Politik geschlagene Partei der Gothaer um eine litterarische Fahne zu sammeln, da wandte diesem Unternehmen außer dem Kreise, der dasselbe zunächst ins Leben gerufen hatte, kein Anderer ein so lebhaftes Interesse zu wie der damals in München an seiner „Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution" arbeitende Hermann Baumgarten. Er machte die Sorge um eine wirksame Leitung der Zeitschrift zu seiner eignen. Er war der treueste und theilnehmendste Berather, der aufrichtigste und wohlmeinendste Kritiker des ersten Herausgebers. Mit Beiträgen einzutreten mußte er sich zwar in der ersten Zeit nothgedrungen versagen, aber wie er von eigner Arbeit nur aufathmete, stellte er alsbald seine Feder den blauen Blättern zur Verfügung, zumeist um während der Zeit des italienischen Krieges die auseinandergehenden Stimmungen Nord- und Süddeutschlands ausgleichen zu helfen. Er ist seitdem bis zum Jahre 1875 theils als Essayist theils als Korrespondent „aus Süddeutschland" ihnen ein treuer Mitarbeiter geblieben. In den Jahrbüchern zuerst erschien die umfangreichste und bedeutendste seiner publizistischen Arbeiten, jene für ihren Verfasser so überaus charakteristische Selbstkritik des Liberalismus, im Jahre 1866. Die Wege gingen später auseinander, allein auch wie, nach allem Wandel der Dinge und der Meinungen, die Zeitschrift heute ist — sie steht noch immer auf verwandtem Boden, sie darf sich der Ehrenpflicht nicht entziehen, dem im Juni des vorigen Jahres aus dem Leben geschiedenen Historiker ein Wort der Erinnerung nachzurufen.

Es bleibt uns indeß wenig übrig, als die Leser zu dem Denkmal hinzuführen, das ihm, in Gemeinschaft und unter thätiger Mitwirkung Konrad Varrentrapps, von einem seiner jüngeren Schüler in der ansprechendsten und würdigsten Weise errichtet worden

ist. Nachdem Erich Marcks schon im Herbst des vorigen Jahres in der „Allg. Zeitung" ein Lebensbild Baumgartens veröffentlicht hatte, ist dasselbe jetzt in erweiterter Umgestaltung einer Sammlung historischer und politischer Aufsätze und Reden vorangestellt worden, die nach dem Urtheil der Herausgeber die Sinnesweise, vielmehr die ganze Persönlichkeit des Mannes zu zeichnen am geeignetsten erschienen. Es war die Absicht, „Einen von dem Geschlechte festzuhalten, dessen gesammtem Ringen wir das Reich verdanken". Indem in den mitgetheilten Stücken aus den Jahren 1863 bis 1888 der Mann sich selbst darstellt, wie er zu verschiedenen Zeiten immer derselbe war, indem die biographische Einleitung uns das Werden des Publizisten und Historikers aufzeigt und sein gesammtes schriftstellerisches Wirken zu den inneren und äußeren Beziehungen zurückverfolgt, aus denen dasselbe entsprang, ist diese Absicht vorzüglich erreicht worden.

Nicht an den ersten und leitenden Stellen, wenn auch oft ihnen nahe, hat Baumgarten gestanden. Tiefe Bescheidenheit war so sehr ein Grundzug seines Charakters, daß er sich fast durchweg die Rolle des Helfers und Dieners gab. So rege auch sein Gedankenleben war und so unaufhörlich er in patriotisch-politischen und wissenschaftlich-litterarischen Anschlägen sich erging, so gehörte er doch nicht zu der Klasse derjenigen, welche Anderen durch schöpferische Gedanken oder Thaten die Bahn vorzeichnen. Denn bei aller Begeisterungsfähigkeit seiner reinen Natur hemmte ein immer sich einstellender kritischer Zug den Schwung seines Strebens und drängte eine peinliche Gewissenhaftigkeit die Zuversicht, die er zu sich selbst hätte haben, die Freude, die er an seinem eigenen Gelingen hätte empfinden dürfen, zurück. Wechselreich und bedeutend ist sein Leben hauptsächlich dadurch geworden, daß es in die bewegteste Periode deutscher Geschichte gefallen ist. Die Schicksale seines Volkes hat er mit gespannter Antheilnahme, mit lebendiger und zugleich pflichtbewußter Hingabe mitdurchlebt. Wenige von denen, die nicht Beruf und Ehrgeiz an den Gang der öffentlichen Ereignisse knüpfte, haben gleich ihm das Unglück wie das Glück der Zeiten bis in alle Schwankungen hinein in bewegter Seele mitempfunden. Reizbarer und empfindlicher hat kaum ein Anderer zugleich mit der politischen Gestaltung der vaterländischen Dinge den Zusammenhang derselben mit den Hebungen und Senkungen, den Trübungen und Läuterungen der Volksseele gespürt. Keiner insbesondere hat so wie er die großen Erlebnisse, deren Zeuge und Beobachter er war, nach ihrem sittlichen Gewichte gewogen und sie mit dem Gewissen gemessen, sie für sich selbst zu eigener Selbstprüfung ge-

deutet. So fesselt uns seine zugleich ernste und milde, zugleich scharfe und liebenswürdige Persönlichkeit nicht minder um ihrer selbst willen als weil sie ein eigenartiger Spiegel der bewegtesten und wunderbarsten Zeiten ist.

Aus einer Braunschweigischen Pfarrersfamilie stammt Hermann Baumgarten. In Gesinnung und Haltung, in Lebensanschauung und Lebensgewohnheit ist er bis ans Ende ein echter Protestant gewesen. Auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel wird er Ende der dreißiger Jahre mit turnerischem Geiste erfüllt, der ihn auf der Universität zu Jena zum flotten, ja rauflustigen Burschenschafter machte, in Halle in den junghegelschen Radikalismus warf. Er ist hier von Max Dunckers Persönlichkeit gefesselt worden; aber fürs Erste war der von der Philosophie herwehende Geist der Kritik und die jugendliche in die Extreme drängende Sinnesart mächtiger in ihm als die zu Mäßigung und Vermittlung mahnende historische Gesinnung. Es waren die Jahre, in denen die Romantik Polizei spielte und dadurch allerorten zum Widerstand reizte, auch unschuldigen wissenschaftlichen Bestrebungen den Stempel der Opposition aufdrückte. In Folge eines Konflikts mit der beaufsichtigenden Behörde von der Universität verwiesen, verfolgte ihn die Hallische Untersuchung auch nach Leipzig und drohte eine geordnete Studienlaufbahn unmöglich zu machen. Im Herbst 1845 endlich durch Dahlmanns Vermittlung in Bonn zu den Universitätsstudien wieder zugelassen, erfuhr er von den Vorträgen des berühmten Historikers die tiefsten Eindrücke, die doch erst später in seinem Geiste sich setzen und durchringen sollten. Er war äußerlich und innerlich zu stark aufgeregt worden, als daß seine reizbare Constitution es hätte aushalten sollen. Eine schwere Krankheitskrisis brach aus, von der er sich nur langsam und allmählich erholte. Erst nach fünfvierteljähriger Ausspannung ist er wieder arbeitsfähig und bringt nun im Winter von 1847 bis 48 in Göttingen seine Studien zum Abschluß. Er hat nicht aufgehört, mit ganzer Seele dem politischen Ringen dieser Jahre sich zuzuwenden; aber die radikalen Tendenzen sind gewichen — er steht jetzt mit seinem Liberalismus da, wo ihn die Duncker und Dahlmann hingewiesen, und findet in der „Deutschen Zeitung“ sein Glaubensbekenntniß, in Gervinus, dessen Litteraturgeschichte schon den Jenenser Studenten angezogen, seine leitende Autorität. Im Sinne von Gervinus will er, daß das wissenschaftliche, daß alles geistige Leben in die politische Praxis münde und der staatlichen Entwicklung diene. Die Parole, welche der Verfasser der Litteraturgeschichte ausgegeben,

mußte ihm, der ähnliche innere Erfahrungen mit jener durchgemacht hatte, aus der Seele gesprochen sein. Diese Parole war vollkommen berechtigt. Sie formulirte eine thatsächliche Wendung der deutschen Lebensgeschichte zu einem sittlichen Gebot, und die Zeit war gekommen, wo es an dem Material und der Gelegenheit, dasselbe zu erfüllen, nicht fehlte.

Am 22. März 1848 bestand Baumgarten in Braunschweig sein philologisches Examen. Es war ein Triumph für den ehemaligen Burschenschafter, daß er an jenem Tage in den Straßen der Hauptstadt die Häuser in schwarzrothgoldenem Schmucke sah. Sein Eintritt ins Berufsleben fiel zusammen mit dem Eintritt Deutschlands in eine neue, in die verheißendste Epoche staatlichen Daseins.

Der regelmäßigen Entwicklung seines Studien- und Berufslebens war das nicht günstig. Für den, der es so ernst mit der Pflicht der Hingabe auch des Gelehrten an die öffentlichen Dinge nahm, lag in der revolutionären Bewegung der Zeit nur zu viel Versuchung. Der Probekandidat am Braunschweiger Gymnasium spielt bald in dem dortigen vaterländischen Verein eine leitende Rolle; hier und vor Allem auf einer Sendreise nach Hanau, die ihn auch als Zuschauer in die Paulskirche und in die Kreise hervorragender Parlamentsmitglieder führt, werden ihm die Gefahren, die der jungen Freiheit und der erhofften nationalen Einheit von der Demagogie drohen, anschaulich. Der wackere Braunschweiger Buchhändler Vieweg wußte wohl, was er that, als er, zur Zeit der Berliner Novemberereignisse, seiner im Frühjahr gegründeten „Reichszeitung", die eben auch in das demagogische Fahrwasser gerathen war, in dem verständigen und gemäßigten Baumgarten einen neuen Redakteur gab. So trat der junge Gelehrte, bei seinem Eifer für die gute Sache leicht, wie zu einer nicht abzulehnenden Pflichterfüllung überredet, in die Bresche, wie es sich in seinem späteren Leben ganz ähnlich noch oft wiederholen sollte. Er erlebte in dieser seiner Stellung das Scheitern des Frankfurter Verfassungswerkes, das Preisgeben Schleswig-Holsteins, die Demüthigung von Olmütz, die ersten trübseligen Zeiten der Manteuffelschen Reaktion. Er fühlte sich im Dienste der nationalen preußischen Einheitspartei, der „heiligen Schaar", deren Mitgliedern er vielfach persönlich nahe getreten war, und hielt sich zu denen, die am längsten im Kampfe ausharrten, endlich zu denen, die nur in der Verschärfung des Kampfes und in einem Bündniß der Altliberalen mit der nationalgesinnten Demokratie das Heil erblickten. Auf einer Urlaubsreise, in Heidelberg, bei Gervinus hatte er sich in dieser schärferen Wendung,

die sich nun bitter gegen das reaktionäre Preußen kehrte, bestärkt. Da war es denn nun persönlich gut für ihn, daß die Zeitung diese rücksichtslosere Opposition nicht vertrug. Nach viertehalbjähriger undankbarer Arbeit wurde er frei. Nicht verloren waren ihm die Jahre, während deren er im Redaktionszimmer gesessen hatte. Auf dem Wege der Publizistik, über dem Versuche, Geschichte der Gegenwart mitmachen zu helfen, war er seines Berufes zur Geschichte inne geworden. Wen er sich dabei als Führer und Lehrmeister wählen solle, darüber war er nicht zweifelhaft: es hat ihn glücklich gemacht, sich ganz in die Hand und in den Dienst von Gervinus zu geben. Zu diesem eilte er nach seiner Befreiung; von diesem ließ er sich bestimmen, an eine Geschichte Oesterreichs Hand anzulegen und dafür in München Vorstudien zu machen; für diesen, der eben jetzt wegen seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" unter Anklage stand, trat er mit einer anonymen biographischen Vertheidigungsschrift ein. Wenn Gervinus in jener „Einleitung" sich zu der geschichtsphilosophischen Weissagung hatte fortreißen lassen, daß die Monarchie ihre Zeit gehabt habe und daß die Zukunft der Herrschaft der Vielen gehöre, so bemühte sein Schüler sich zu zeigen, daß dieser Satz durchaus in der Konsequenz der ehemaligen Ueberzeugungen des Verfassers liege und ließ zwischen den Zeilen der Vertheidigung lesen, daß er selbst aus der dermaligen Lage der Dinge kein anderes Facit zu ziehen wisse. Erich Marcks nennt diese Wendung überraschend. Auf uns macht sie diesen Eindruck nicht. Dieses Preußen spielte doch damals seinen Anhängern gar zu arg mit. Aus jener Weissagung und aus der Verbitterung, der sie entsprungen war, sprach doch nur getäuschte Hoffnung und verschmähte Liebe. So wenigstens gewiß bei unserem jungen Historiker, der ja erst im Anfang seiner Lehrjahre stand. Es war doch überdies von der Konstruktionslust der Hegel'schen Schule noch etwas in ihm stecken geblieben, und mit dieser hatte die Geschichtsphilosophie seines neuen Meisters etwas Verwandtes. Noch weniger überraschend, daß dieser mit seinem charaktervollen Ernst, mit dem Gewicht seines Wissens und mit der Wucht seines beredten Wortes ihm imponirte. Wohl hat Baumgarten den Gestalten und Persönlichkeiten der Geschichte gegenüber sich immer das Recht der Kritik bewahrt, aber seine innerste Neigung, sein Verlangen ging vielmehr darauf, ohne Vorbehalt lieben und verehren zu dürfen. Kein Wunder, daß, der lebendigen Persönlichkeit gegenüber, die Kritik nicht zu Worte kam, daß er hier vielmehr, bei so viel innerer Uebereinstimmung, ganz Hingabe und selbstlose Unterordnung war.

Die Schrift für Gervinus war die Frucht fortgesetzten Verkehrs mit diesem gewesen. Er hatte sie im Sommer 1853 als Gast des Fallensteinschen Hauses, in welchem auch Gervinus wohnte, geschrieben und in diesem Hause noch einen andern Schatz, seine spätere Lebensgefährtin, gefunden. Gleichzeitig wurden auch die Bande, in denen Gervinus ihn hielt, immer engere. Die österreichische Geschichte, die er für Hirzels Sammlung hatte schreiben sollen, wurde fallen gelassen; der Versuch, in eine Seminarlehrerstellung zurückzukehren, scheiterte an seiner Mißliebigkeit. Mit Freude war er statt dessen auf den Antrag von Gervinus eingegangen, ihm für die Vorarbeiten zu dessen Geschichte des 19. Jahrhunderts an die Hand zu gehen. Es war — zum zweiten Mal — ein mühevoller und undankbarer Dienst. Er hat nichtsdestoweniger in dieser Dienstbarkeit mehrere Jahre ausgehalten, und zwar freien Willens, ohne sich bedrückt zu fühlen. Es waren Lehrlings- und Gesellenjahre, in denen er dann doch die Materialien zu eigner Arbeit — zu seiner spanischen Geschichte, sich zurechtzulegen Zeit und Antrieb fand.

In München förderte er diese Arbeiten seit dem Jahre 1855. Nach München aber war bald danach auch der Verfasser der Geschichte des Revolutionszeitalters, Heinrich von Sybel, übergesiedelt. Sybels Vorstellungen waren es, die ihn endlich zu selbständigem Auftreten ermuthigten, Sybels Einfluß, der ihn allmählich auch innerlich von den Banden des Heidelberger Meisters loslöste. Seit Sommer 1857 tritt er wieder näher heran an die aktiv für Preußen eintretende Partei. Grollend zurückzustehen lag so wenig in seiner auf frische ehrliche Arbeit gerichteten Natur. Reifer, durch seine historischen Studien gerüsteter als früher, fühlt er sich von Neuem zum Mitreden, zu publizistischer Bethätigung aufgelegt. Um so mehr, da sich seit der neuen Aera in Preußen die Dinge so viel hoffnungsvoller wieder anließen. Nur freilich: die Politik ist kein leichtes Geschäft — auch für einen hochgebildeten Geist, auch für ein historisch geschultes Urtheil und für das edelste, vom reinsten Patriotismus erfüllte Herz. Wie hat doch auch ihn der Sturm der schlechtberathenen öffentlichen Meinung während des italienischen Krieges mitgerissen, und wie langsam gelang es ihm, der damals besinnungslos für Oesterreich gegen Napoleon Chorus machenden Stimmung des Südens zu widerstehen! In München zumal war es nicht leicht, die Dinge richtig zu sehen und kaltes Blut zu bewahren. „Ich selber bekenne mich schuldig", so schrieb er nach der großen Abrechnung, die Preußen 1866 gehalten hatte, „dieser schweren Verirrung des fast in

allen Kleinstaaten Oesterreich zujubelnden Liberalismus keineswegs nach Gebühr widerstanden zu haben." Dennoch widerstand er ihr. Das Uebermaß des „großdeutschen Taumels", die gewonnene bessere politische Information wies unserem Publizisten die Aufgabe der „Verständigung zwischen Süd und Nord", dann die der Vertheidigung der kleindeutschen Politik gegen die österreichische Propaganda der „Allgemeinen Zeitung" zu. Mit Sybel und Brater unterzog er sich dieser Aufgabe. Nachdem der Friede von Villafranca der Haltung Preußens während des Krieges eine entschiedene Rechtfertigung gegeben, zauderte er nicht, sich völlig und mit seiner ganzen Person in den Dienst der preußischen Politik zu stellen. Während in München die „Süddeutsche Zeitung" unter Braters Redaktion zur Vertheidigung der preußisch-deutschen Interessen ins Leben trat, siedelte er selbst im Herbst 1859 nach Berlin über. Schon längst nämlich war er mit Max Duncker, dem damaligen Berather des Ministeriums Auerswald, dem Leiter der preußischen Regierungspresse, in Verbindung getreten. In diesem, seinem verehrten Halleschen Lehrer verkörperte sich ihm recht eigentlich der gute Geist der preußischen Politik; von diesem ließ er sich bestimmen, als Mitarbeiter in das Berliner litterarische Bureau einzutreten. Es galt, die liberalen und nationalen Absichten des Ministeriums zu unterstützen und sie vor der öffentlichen Meinung zu interpretiren. Hätte nur die unheilbare Schwäche und das unheilbare Ungeschick dieser Männer nicht all' diese Mühe vereitelt! Nur zu bald stellte es sich heraus, daß unser Freund abermals in die undankbarste und aufreibendste Stellung gerathen war. Duncker selbst rettete sich demnächst aus dieser unseligen Lage, die den Gesunden an einen hoffnungslos Kranken fesselte, die alle Hingebung mit immer neuen Fehlschlägen lohnte. Früher schon wurde Baumgarten, nachdem er in wechselnder Stimmung, bald hoffender, bald resignirter, gearbeitet und dem publizistischen Dienst seine Arbeit an der spanischen Geschichte geopfert hatte, nachdem er überdies mit Versprechungen einer gesicherteren Anstellung hingehalten worden war, erlöst. Einzig sein Verhältniß zu Duncker hatte ihm seinen Posten erträglich gemacht. Er hatte wahrlich in überreichem Maße gezeigt, daß er seine politische Pflicht zu erfüllen wisse; aber Einiges war er doch auch sich selbst, seiner Familie und seiner Zukunft, seinen wissenschaftlichen Zielen schuldig. Als daher ein schon früher einmal an ihn gekommener Ruf zu einer Professur für Geschichte und Litteratur an der technischen Hochschule zu Karlsruhe sich erneuerte, so entschied er sich rasch für die Annahme. Noch in Berlin brachte er seine „Geschichte

Spaniens zur Zeit der französischen Revolution" zum Abschluß: Ostern 1861 trat er — nunmehr sechsunddreißigjährig — sein Karlsruher Lehramt an.

Es war ein Lehramt, das seinen Neigungen wohl entsprach. Die Geschichte allein hatte an dieser Anstalt das Element der allgemeinen Bildung zu vertreten. In diesem Sinne, als Gegengewicht gegen die Einseitigkeit der naturwissenschaftlichen und der Fachbildung trug er die Weltgeschichte, darauf auch die deutsche Litteraturgeschichte seinen Zuhörern vor, in der bewußten Absicht, sie mit „Respekt vor den moralischen Mächten" zu erfüllen. Als Politiker und als Erzieher zur Politik hat er auf dem Katheder gewirkt. Auch übrigens aber blieb in der süddeutschen Hauptstadt neben und mit der Geschichte die Politik ihm Lebensluft. Im Kreise der Jolly, Roggenbach, Mathy athmete er diese politische Luft, und zwar eine freiere, ihm zusagendere als die Berliner gewesen war. Die Feder des Tagesschriftstellers rastete auch jetzt nicht: sie wurde namentlich für die ihm besonders ans Herz gewachsene „Süddeutsche Zeitung" in Bewegung gesetzt. Natürlich blieb er dabei auch jetzt jenem idealen Preußen, dem wir alle die dereinstige Einigung und Führung Deutschlands zugedacht hatten, treu, — aber mit der Treue der Verzweiflung, mit tiefem Schmerz über das wirkliche Preußen. Die Anstrengungen, die damals die Preußischen Jahrbücher machten, das liberale Ministerium noch immer, seiner eigenen Ohnmacht zum Trotz, zu halten, ihre Mahnungen, der Fortschrittspartei gegenüber eine gouvernementale Partei zu bilden, fanden bei ihm kein Gehör mehr. Drei Jahre angestrengter opfervoller Arbeit, um namentlich im Süden diesem Preußen einen guten Namen zu machen, meinte er verloren zu haben. Nur die schärfste Opposition schien ihm am Platze. „Wenn Preußen nicht von Grund aus sich umwandelt", so faßte er Anfang 1862 seine Ansicht zusammen, „so wird aus unseren deutschen Plänen nie etwas werden." —

Nur vier Jahre weiter, und die Umwandlung war erfolgt, die deutschen Pläne hatten sich verwirklicht. Aber anders, ganz anders freilich sah das umgewandelte Preußen aus als der Liberale es gemeint hatte. Die Thatsachen, unvoraussehbare Thatsachen, die verborgene, von Wenigen gekannte Lebenskraft des Staates Friedrichs des Großen, der staatsmännische Genius und die Energie eines Mannes, den Wenige kommen gesehen, dessen Name noch vor Kurzem von jedem Liberalen mit Abscheu genannt worden war, hatte eine völlig neue Situation geschaffen und mit Blut und Eisen die deutsche Frage gelöst.

Baumgarten hatte nicht auf den schließlich Alle überwältigenden Erfolg gewartet. Nur zu gern wurde der unwirsche Kritiker wieder zum Helfer und Bewunderer. Als im Sommer 1866 ringsum im Süden wie im Norden jenes wüste und feige Friedensgeschrei mit Verwünschungen gegen Bismarck, den Anstifter des „Bruderkrieges" erscholl, da bestand sein gesunder praktischer Verstand und vor Allem sein Patriotismus die Probe. Da richtete er an die verblendeten norddeutschen Liberalen die Mahnschrift „Partei oder Vaterland". Zu tiefer Beschämung derer, die die Partei über das Vaterland gestellt hatten, der Kurzsichtigkeit und Rechthaberei der Fortschrittspartei zum Trotz, vollzog sich die Auseinandersetzung mit Oesterreich, legitimirte sich Preußen endgültig als den Träger der Geschicke Deutschlands. Nicht Alle, die durch diese Entwicklung beschämt waren, schämten sich; es hätte ja auch anders kommen können — wenn nämlich das Glück einmal nicht der Verbündete der Einsicht und des Muthes gewesen wäre! Dieser Selbstgerechtigkeit des Liberalismus, der mit seiner Korrektheit sich selbst und seinen eigenen Zielen ins Gesicht geschlagen hatte, hielt Baumgarten den Spiegel vor. Er sah, daß derselbe sich allerdings zu schämen, daß er sich über seine Fehler Rechenschaft zu geben, sich das Recht seiner Existenz und seinen Platz als eines unentbehrlichen Faktors in der weiteren Entwicklung der vaterländischen Dinge von Neuem zu sichern habe. Er schrieb die köstliche, in der gegenwärtigen Sammlung natürlich wieder abgedruckte Schrift, ein unvergeßliches publizistisches Denkmal der großen Entscheidung, die über Deutschland gekommen war —, die Schrift: „Der deutsche Liberalismus; eine Selbstkritik." Wirksamer freilich tritt uns heutzutage die Kritik aus der aktenmäßigen Erzählung der Gründung des Reichs entgegen; die wiederkehrenden Betrachtungen, die, wenn auch mit lebendiger Beredsamkeit eiferartig entwickelten Lehren und Mahnungen ermüden uns vielleicht heute durch die Breite der Ausführung: aber etwas Anderes ist die Geschichte und etwas Anderes ist die Publizistik. Geschichtlich ist nichts desto weniger der Gang unserer Schrift. Anhebend von den Schicksalen unseres Volkes seit der Reformation, geht sie, immer im Sinne der Selbstprüfung, immer in lehrhafter Absicht, insbesondere auf die Geschichte des deutschen Liberalismus seit dessen Jugendtagen nach den Befreiungskriegen ein. Je näher der jüngsten Vergangenheit, desto eindringlicher, desto zudringlicher und anwendungsreicher. Wie unbeholfen haben sich während der neuen Aera in Preußen sowohl die liberale Regierung wie die Volksvertretung benommen! Dem Be-

kenntniß ist nicht auszuweichen: die preußischen Liberalen wie ihre Gesinnungsgenossen in den Kleinstaaten „trieben die Politik mit wenigen Ausnahmen als Dilettanten", sie „übertrugen unbewußt die wissenschaftliche Methode auf die politische Praxis". Darum, abgesehen von der Ohnmacht der kleinstaatlichen Verhältnisse, war die neue liberale Aera in Baden nicht glücklicher als die in Preußen. Und nun die Fehler des ungeduldigen, des „entschiedenen", des auf das Recht pochenden Liberalismus der Fortschrittspartei zu Anfang der sechziger Jahre; wieder springt eine große Lehre aus den Erfahrungen dieser Konfliktszeit hervor. Man muß in der Politik nicht Ziele aufstecken, zu deren Erreichung die Kraft der Aktion in kläglichem Mißverhältniß steht: „nur der Beweis, daß den Worten die entsprechenden Handlungen folgen, giebt in der Politik den Worten Werth". In demselben Maße wie die Fortschrittspartei dieser Lehre zuwider handelte, hob sich, durch die Klugheit und Energie seines Auftretens in den deutschen Dingen, das Ansehn Bismarcks. Auch aus dieser, von einseitigem blindem Parteihaß eingegebenen Mißbeurtheilung des großen Staatsmanns läßt sich lernen. Nur der Ohnmacht der theoretischen Opposition mochte die Konsequenz als die höchste politische Tugend erscheinen. „Das Recht an sich hat in der Welt noch nie gesiegt, sondern stets nur das mit männlicher Tapferkeit und Klugheit vertreten." Wie nun die Verblendung der Fortschrittspartei in dem Friedensgeschrei während des Sommers 1866 den Gipfel erreichte und zur offenen Versündigung am Vaterland wurde, das hatte der Verfasser nur aus jenem früheren Schriftchen: „Partei oder Vaterland" zu wiederholen. Er zieht endlich die Summe seiner Ausführungen dahin, daß der deutsche Liberalismus „einer Erneuerung an Haupt und Gliedern bedarf". Derselbe wird aufhören müssen, vorwiegend Opposition zu sein — er wird sorgen müssen, regierungsfähig zu werden. —

Auf 1866 folgte 1870. In einer kräftigen „Kriegspredigt", in der etwas vom Geiste Arndts lebt, bereitete Baumgarten sich und seine Landsleute und Volksgenossen auf den Ernst des bevorstehenden Krieges mit Frankreich vor. Seine Feder hatte Noth, mit den sich rasch entwickelnden Ereignissen Schritt zu halten. Es hatten noch mehr „Kriegspredigten" folgen sollen. Schon die nächste verwandelte sich in eine Sieges-, Dank- und Triumphschrift. Zwischen Wörth und Sedan schrieb Baumgarten das Seitenstück zu der Selbstkritik, das schöne Büchlein, das wir nun gleichfalls in unserer Sammlung wiederfinden: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind". Wie sich

der große Aufschwung von 1870 zu der Aktion von 1866, so verhält sich die neue zu der älteren Schrift. Das Meisterstück der Staatskunst war doch jene vorangegangene Umgestaltung der Machtverhältnisse innerhalb Deutschlands: nur auf dieser Grundlage war das Zusammengehen der deutschen Staaten, war die Niederwerfung Frankreichs möglich, die nun freilich jenem schweren und harten inneren Kampfe erst das Siegel welthistorischer Berechtigung aufdrückte und in der Gründung des Reiches das Zusammenwirken von Staats- und Kriegskunst, von genialer Führung und begeisterter Hingabe mit einem Erfolg ohne Beispiel und ohne Gleichen belohnte. Aehnlich, wie gesagt, das Verhältniß der beiden Schriften. Der Gedankenreichthum und der Freimuth, die politische Besonnenheit und der Gewissensernst der „Selbstkritik" wird durch die Schrift vom August 1866 nicht überboten, aber freier, gleichmäßiger und populärer strömt in dieser die Zuversicht des Historikers, die Begeisterung des Patrioten. Wieder ist die Anlage der Schrift durchaus historisch, ihre Haltung rednerisch, ihre Absicht zugleich aufklärend und paränetisch. Deutsches Volk in allen Landen und Stämmen, du einst so zerrissenes, ohnmächtiges, zertretenes, vergiß nicht: so viel Mühe hat es gekostet, dich zu gründen! Die starke Hand und die eiserne Zucht, die staatbildende Arbeit der Hohenzollern, daneben die Macht des deutschen Geistes, gepflegt von deinen Dichtern und Denkern, vertieft durch die Innigkeit des frommen Gemüthes — das sind die bald getrennten, bald zusammenschießenden Kräfte deines Wachsthums gewesen! Noch in den letzten Tagen — so wendet sich die Schrift zum Schlusse — ist vielen Söhnen des Vaterlandes schwer geworden, den Sieg des führenden Staates über die Ohnmacht und Scheinmacht der Mittelstaaten und über den Garanten ihrer Nichtigkeit anzuerkennen und das Recht dieser Wendung zu verstehen. Der Angriff Frankreichs hat ihnen jetzt dies Verständniß gebracht. Zum ersten Mal hat sich der deutsche Hader in herzlicher Eintracht aufgelöst; die Eintracht hat zu Erfolg und Ruhm geführt und wird sich, so Gott will, nach vollbrachtem Kriegswerk, im Frieden vollenden.

Der so schrieb, hatte in den Jahren, welche zwischen dem böhmischen und dem französischen Kriege lagen, der Politik Preußens in dem positiven Sinne seines Glaubensbekenntnisses von 1866 die lebhafteste Aufmerksamkeit zugewandt, ihr auch in der Tagespresse verschiedentlich das Wort geredet. Seine Situation begünstigte ihn dabei außerordentlich. Sein Schwager Jolly war, nachdem der Sieg Preußens über Oesterreich auch Baden auf die Seite des Siegers zu

treten gestattet hatte, zum badischen Minister ernannt, im Februar 1868 nach Mathys Tode an die Spitze des Ministeriums berufen worden. Hier wurde Regierung und Verwaltung vom Gesichtspunkte der national-deutschen Politik geleitet, hier wurde deutsche Politik im engen Raume eines kleinen Staates getrieben, der keinen innigeren Wunsch hatte als den, aus seiner preisgegebenen Sonderstellung in die Gemeinschaft des inzwischen aufgerichteten norddeutschen Bundesstaates hinübergehoben zu werden. Zwischen Jolly und Baumgarten bestand der vertrauteste und vertrauendste Gedankenaustausch. Einen besseren Berather hätte sich der Staatsmann nicht wünschen können als den umsichtigen, gewissenhaften, immer zur Diskussion aufgelegten, immer kritisch dreinredenden und doch nie bei bloßer Kritik stehenbleibenden Historiker; dieser hinwiederum keine bessere Gelegenheit, sein historisches und politisches Urtheil an den Schwierigkeiten der Praxis zu üben, zu erproben, zu berichtigen. Wie aber in der besten politischen Schule, so stand Baumgarten in diesen Jahren zugleich im ernsten Dienste der Wissenschaft. Mit dem Politiker trat der Geschichtsschreiber in das Alter der männlichen Reife. In Karlsruhe, zwischen 1863 und 1871 hat er seine drei Bände spanische Geschichte „vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage" geschrieben, — in demselben Geiste geschrieben, mit dem er mehr und mehr die deutsche Geschichte zu durchsinnen und an ihr mitzuarbeiten gelernt hatte.

In dem vorliegenden Bande ist die spanische Geschichte nur durch den, besonders in seiner zweiten, erzählenden Hälfte lebhaft interessirenden Aufsatz über Melchor de Jovellanos vertreten. Durch den warmen Antheil, den er an dem bedeutenden Mann und an seinem Schicksal zu erwecken weiß, durch den Farbenreichthum, den dieses Land und diese Gegend der Geschichte von selbst mit sich bringt und durch die ungesucht mit der Erzählung verflochtene nur hier und da stärker heraustretende Reflexion ist er wohl geeignet, eine Vorstellung von dem großen Werke zu geben. Darüber hinaus den Geschichtsschreiber Baumgarten zu charakterisiren kann nicht unsere Absicht sein. Vom Standpunkte der jüngeren Generation von Historikern, die der Ranke'schen Kunst bedingungslos die Palme zuerkennen, hat Erich Marcks mit vollkommener Objektivität und verständnißvoller Billigkeit die doch merklich davon verschiedene Art Baumgartens gezeichnet. Mit Recht hebt er den eminent politischen Charakter von dessen Geschichtsschreibung hervor, zeigt er, wie dieselbe, von der räsonnirenden Weise seines Lehrers Gervinus und der lehrhaft nachdrücklichen Dahl-

manns ausgegangen, sich zu der gemächlicher darstellenden, das Moment der Lehre seiner andeutenden und künstlerischer versteckenden Sybels allmählich hinübergeneigt habe. Uns dünkt, auch der schriftstellerische Stil Baumgartens bewegt sich in dieser mittleren Linie, indem er mit natürlicher Beredsamkeit dem Manierirten und Gesuchten wie dem Schwerfälligen und Herben entgeht und doch dabei eine entschieden rednerische Färbung bewahrt. Daß der Verfasser nicht eigentlich ein „Bildnißmaler" sei, sofern dazu die „ästhetische Versenkung in einen großen Menschen" gehöre, werden wir zugeben, aber zugleich behaupten müssen, daß herzliche Neigung und Abneigung die Wahrheit eines Charakters hervorzutreiben ebenmäßig im Stande sei. Es ist richtig, daß vor dem Interesse an dem Verfassungsleben und andererseits an der geistigen Bildung das Wirthschaftliche und Soziale, die Zustände der bürgerlichen Gesellschaft bei ihm zurücktreten. An einem so viel fordernden künstlerischen Maßstabe gemessen steht in der That Baumgarten nur in der zweiten Reihe historischer Meister. Allein für die mangelnde Vielseitigkeit und künstlerische Abrundung, die doch nur, wenn sie ganz echt ist, das Ideal der Geschichtsschreibung erfüllt, entschädigt der Verfasser der spanischen Geschichte durch die überall durchleuchtende Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters, durch die Schärfe und Umsicht seines Urtheils, die Wärme und Frische seines Antheils, den von seiner Persönlichkeit untrennbaren ethischen Grundzug, der zuletzt doch allein im Stande ist, die Geschichte zur Lehrmeisterin der Geschichte und des Lebens zu machen und jenen Enthusiasmus zu erwecken, der „das Beste ist, was wir an der Geschichte haben".

An Einem der drei großen Baumgarten'schen Aufsätze, welche unser Sammelband enthält, an dem über Herder und Georg Müller, einem Aufsatze, der unmittelbar nach der spanischen Geschichte durch einen ganz gelegentlichen Handschriftenfund veranlaßt wurde, rühmt der Biograph das, was er anderwärts vermißt: das liebevolle Eingehen auf die Eigenart des geschilderten Mannes. Genauer besehen ist jedoch auch hier Baumgarten über seine sonstige Art nicht hinausgegangen. Ein Gebilde psychologisch-biographischer Kunst hat er auch hier nicht liefern wollen. Gerade wie er in der Rede über Lessings weltbürgerliche Gesinnung — dem einzigen bisher ungedruckten Stück unserer Sammlung — dem Tendenzurtheil widersprach, daß Lessing der eifrigste Patriot gewesen, so tritt er hier den schiefen und unbilligen Anklagen entgegen, die in fast allen Litteraturgeschichten über den angeblich von sich selbst und von seinen großen Genossen ab-

gefallenen Herder ergossen wurden. Auf Grund neuer Akten schreibt er mit fast rednerischem Feuer eine „Rettung". Er tritt auf die schwächere Seite. Er nimmt mit beinahe gleicher Einseitigkeit für den Gescholtenen Partei. Mehr noch. Es ist in diesem Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der alte Gervinische Satz, daß der handelnde, am Leben seines Volkes sittlich betheiligte, nicht der ästhetische Mensch der ganze und volle Mensch sei, was ihm zum Leitmotiv seiner Ausführungen wird. Ethisch ist der Grundton dieser biographischen Rettung gerade so gut wie der seiner spanischen Geschichte. Nur die Uebereinstimmung seines persönlichen Lebensideals mit dem edelsten Kern der Herderschen Natur, mit dessen auf das Sittliche und Praktische gerichtetem Empfinden, dessen Wirkungsdrang, dessen Deutschheit und nicht am wenigsten dessen lebendiger Frömmigkeit macht ihn diesmal zu einem so schonenden, so verstehenden, so positiv sich hingebenden Beurtheiler. Wie er die Schwächen des Mannes mit dessen Stärken zudeckt, wie er voll Mitgefühl mit dem Wunden und Kranken das unzweifelhaft Große und Gesunde an ihm, dem Menschen, dem Freunde, dem Patrioten in eine helle Beleuchtung rückt, das ist in hohem Grade liebenswürdig und war ein zur rechten Zeit gesprochenes Wort; aber trotz alledem — mehr Rede als Geschichte, mehr Gervinus als Ranke.

Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle: auch Baumgarten hätte diesen Spruch über den letzten Abschnitt seines Lebens setzen können. Wenn ihm in seiner burschenschaftlichen Sturm- und Drangzeit, oder noch in seinen späteren politischen Kämpfen, vorausgesagt worden wäre, daß er in dem wiedergewonnenen Reichslande, an der Straßburger Universität als Lehrer der neueren Geschichte wirken, daß er als Rektor dieser neuen Pflegestätte deutschen Geistes die Ehre haben werde, vor dem Gründer des Reiches, dem neuen deutschen Kaiser zu reden — seine Bescheidenheit, sein Skeptizismus würde die Weissagung wie ein Märchen belächelt haben. Aber die Fülle ist nicht an sich selbst schon Genügen. Der ernste Mann faßte den Ruf, der ihn von Karlsruhe nach Straßburg brachte, durchaus vom Gesichtspunkte einer nicht leicht zu erfüllenden Pflicht. Er fand dieselbe noch schwerer zu erfüllen als er sich irgend vorgestellt hatte. Der Anfang in Straßburg war für ihn so reich an Mühe, Verdruß und Streit, daß er in unmuthigen Momenten sich einbildete, er könne den Schritt zurückthun und wieder auf und davon gehen. Er harrte dennoch im Bewußtsein der nationalen Mission, die ihm geworden, aus und verwuchs dann mit dem neuen Heimwesen

je länger je fester. Nunmehr ganz, wie es seine Absicht und oft seine Sehnsucht gewesen war, auf die Wissenschaft und auf seinen Lehrberuf konzentrirt, freute er sich, in seinen Vorlesungen die neuere Geschichte vom universalhistorischen Gesichtspunkte aus gründlich durchzuarbeiten, warf er sich mit eingehenderem Studium auf das Reformationszeitalter. Entscheidend für diese Wahl war neben dem Interesse des Protestanten das neue Lokal. Mit einem gewissen Bedauern, daß er dem achtzehnten Jahrhundert den Rücken habe wenden müssen, schreibt er um die Mitte der siebziger Jahre, daß er bei Sleidan und Jacob Sturm, kurz in dem Straßburg der Reformationszeit sitze, — natürlich, daß er diese Dinge im deutschen Zusammenhange ansehe. „Fast glaube ich", fährt der in diese mühseligen, die Mühe nicht immer lohnenden Forschungen Vertiefte fort, „als würde ich in meinem Leben keine Zeile mehr schreiben." Er hat dieses Wort bald genug Lügen gestraft. Einiges von dem, was ihm bei seinen Argoratensia am Herzen lag und was er über diese Dinge zu sagen hatte, verrathen uns No. X und XI der „Aufsätze und Reden", die Rektoratsrede über Jacob Sturm, und der Aufsatz „Straßburg vor der Reformation". Einen Blick in den äußeren Betrieb seiner Forschungen, in sein agitatorisches Wirken für die Zwecke der historischen Wissenschaft gewährt uns die aus den Preußischen Jahrbüchern wieder abgedruckte Abhandlung über „Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland" — eine Abhandlung, die doch wiederum keineswegs nur die Interessen der Gelehrsamkeit, sondern ausdrücklich nationale Interessen vertreten will und die in den Forderungen, die sich hinsichtlich der Quellenerschließung stellt, durchaus von politischen Gesichtspunkten geleitet ist. Anderes freilich, was das Bild des Historikers Baumgarten, wie er nunmehr von autodidaktischen Anfängen sich zu voller Gleichberechtigung mit den akademischen Fachgenossen durchgearbeitet hatte, erst vollenden würde, hat in die vorliegende Aufsatzsammlung keinen Eingang finden können. So namentlich die vortreffliche, mehr kritisch untersuchende als darstellende Schrift vom Jahre 1882 „Vor der Bartholomäusnacht". Hier eben tritt, die Probestücke der Sammlung ergänzend, die biographische Einleitung in der dankenswerthesten Weise ein, so zwar, daß immer die Persönlichkeit im Mittelpunkte bleibt, der bedeutende und liebenswerthe Mensch, der so viel leistete und noch mehr war, als er leistete. In einer ansprechenden, von der äußeren Erscheinung ausgehenden Schilderung faßt gerade hier der Biograph die Eindrücke zusammen, die er selbst seit Ende der siebziger Jahre von dem verehrten Lehrer

empfangen hat. Er zeichnet uns das häusliche und gesellige Leben desselben, er zeigt ihn uns, wie er auf dem Katheder, im engeren Schülerkreise, im Verkehr mit Freunden und Kollegen, überall hülfreich und freundlich, grenzenlos uneigennützig, gründlich, gewissenhaft, sorglich bis zur Peinlichkeit und doch im Großen voll Muth und Tapferkeit war.

Erst der letzte Abschnitt der Einleitung, der das Leben Baumgartens während des zweiten Straßburger Jahrzehnts bis zur Niederlegung seiner Professur im Jahre 1890 und von da bis zu seinem Ende fortführt, fügt dem Bilde noch einige weitere Züge hinzu. Wer auf die Frucht dieser Jahre voll angestrengter, oft resignirter Arbeit blickt, dem mehrt sich nur die Hochachtung vor dem willensstarken und pflichteifrigen Manne, der sich nicht eher Rast gönnte, als bis, leider vor der Vollendung seines zweiten großen Hauptwerks und ohne daß er über den Anfang einer Denkschrift auf seinen politischen Genossen Jolly hinausgekommen wäre, die Feder aus der Hand sank. Dieser Hochachtung giebt auch im Folgenden der Biograph den pietätvollsten Ausdruck. Dem großen Verdienste jenes zweiten Hauptwerks, der „Geschichte Karls V.", das dem Verfasser von der Hallischen Universität den theologischen Ehrendoktor eintrug, läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren. Mehr bedauernd als tadelnd deutet er an, daß auch hier wieder die starke Vorherrschaft der politischen Betrachtungsweise der fesselnden Wirkung des Buches einigermaßen Eintrag thue, und mit Feinheit bemerkt er in der überwiegend skeptisch-kritischen, vorsichtig abwägenden und diskutirenden Behandlung des Stoffes die Spuren einer Altersweisheit, die mit dem Temperament, den Neigungen und Herzensanliegen des Schriftstellers im Streit gelegen habe.

Unerfreulich dagegen scheint ihm etwas Anderes. Er kann nicht verhehlen, daß, der Geschichte der eigenen Gegenwart gegenüber, der älter Gewordene sich mehr und mehr einer sorgenvollen Verstimmung überließ, die sich nicht selten zur trübsten Schwarzseherei, ja zur Bitterkeit steigerte. An Aeußerungen, die dies belegen, ist in den brieflichen Bekenntnissen Baumgartens kein Mangel. Er, der die Energie der reichsgründenden auswärtigen Politik Bismarcks mit uneingeschränkter Bewunderung, ihre Erfolge mit hellem Jubel begrüßt hatte, glaubte jetzt zu sehen, daß die innere Politik desselben Mannes an der Vernichtung seines eigenen Werkes arbeite. Es wollte ihn bedünken, daß der große Diplomat, der mit so weitsichtiger Klugheit und Mäßigung die Verwirrung der deutschen Dinge entwirrt hatte, im

Innern Alles dem momentanen Bedürfniß opfere, daß er mit terroristischer Rücksichtslosigkeit jede staatsmännische Kraft neben sich zerbreche, die staatserhaltenden Parteien zerstöre, die parlamentarischen Institutionen verfälsche, und durch das Alles einem neuen Chaos und einer neuen Barbarei die Wege bereite.

Und wie eine solche Auffassung bei dem einsichtigen Patrioten sich habe festsetzen können? Die Arbeit und Aufregung der früheren Jahre war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Krankheit und Tod hatten trübe Schatten in sein Familienleben geworfen. In seiner nächsten Nähe, in Elsaß-Lothringen, war er Zeuge eines ungeschickt experimentirenden Verwaltungssystems, dessen romantische Launenhaftigkeit und Schwäche ihm so verhaßt war und so verderblich schien, wie jenes vormärzliche Regiment in Preußen, von dem es ein Nachklang war. Noch einen tieferen psychologischen Grund der Verstimmung findet der Biograph, gewiß mit Recht, in dem veränderten Standort des Urtheilenden. Er war aus der altgewohnten publizistisch-politischen in die stillere gelehrte Thätigkeit verschlagen. Die Lücke forderte Ersatz. Wenn ihm einzugreifen, unmittelbar mitzureden und mitzuwirken versagt war, so regte sich darum nicht weniger Trieb und Gewohnheit. Die früher öffentlich geübte Kritik, die sein Urtheil elastisch und gesund erhalten hatte, bekam, nach innen zurückgedrängt, eine krankhafte Schärfe, unter der er unzweifelhaft selbst am meisten litt.

Ganz recht! Nur daß doch vielleicht der ältere Baumgarten von dem jüngeren viel weniger verschieden war, als es nach der Darstellung von Marcks erscheint. Ein Anderer, oder gar sich selbst untreu war er mit alledem doch keineswegs geworden. Er hatte sich allezeit neben dem Parteiurtheil sein persönliches gewahrt und war gerade deshalb im Stande gewesen, der Partei eine so einschneidende Lektion zu ertheilen. Er war allezeit, in Folge der Erregbarkeit seines Temperaments, zu heftigen Ausbrüchen, zu scharfen Wendungen geneigt gewesen. „Verstimmungen" waren oftmals über ihn gekommen, und immer wieder hatten melancholische Anwandlungen mit sanguinischen gewechselt. Wenn die trübere Ansicht der Dinge jetzt öfter und dauernder die Oberhand gewann, so blieb doch der ethisch-politische Kern seiner Anschauungen davon unberührt. An seiner gemäßigt liberalen Gesinnung, an seinem nationalen Credo änderte das nichts. Von jeder Versuchung, sich durch die Verstimmung ins radikale Lager treiben zu lassen, war er so weit entfernt, daß er gerade deshalb mit dem „Allgewaltigen" haderte und über so manche Erscheinungen in der parlamentarischen Entwicklung des

neuen Reichs den Kopf schüttelte, weil er fürchtete, daß auf diesem Wege eben dem Radikalismus Vorschub geleistet werde. Unglücklicher freilich als in dem Streit mit Treitschke, dem er früher so nahe verbunden gewesen war, hätte sich der lange verhaltene Groll nicht Luft machen können. Die Motive waren darum nicht weniger die lautersten. Wenn er gegen Treitschkes „Deutsche Geschichte" i. J. 1882 eine scharfe, ja leidenschaftliche Polemik richtete, so geschah es in dem guten Glauben, daß er eine patriotische Pflicht erfülle. Er hatte nun einmal den Eindruck, daß der glänzende Geschichtsschreiber die Fehler der preußischen Politik und die der süddeutschen Kleinstaaten nicht mit gleichem Maße gemessen habe. Um den deutschen Staat mit der Hegemonie Preußens herbeizuführen, hatte er früher die deutsche Geschichte ungefähr ebenso, und zwar rednerisch genug, vorgetragen. Nachdem das Ziel erreicht war, klagte er über die rhetorische Parteilichkeit seines Gesinnungsgenossen. Was er als geschichtliches Ereigniß billigte, das mißbilligte er an der Geschichtsschreibung. Diese sollte nicht auch so arg preußisch sein, sie sollte nicht bismarckisiren. Er fand es unpolitisch, das Selbstgefühl des Südens, das er kannte und theilte, zu verletzen und dadurch die glücklich errungene Versöhnung wieder zu gefährden. Er glaubte endlich, wie Marcks treffend sagt, die Verwahrung dagegen gehe besser von erprobt nationaler als von partikularistischer Seite aus. Gewiß, hätte er sich, wie in früheren Tagen, seine kritischen Bedenken immer auf frischer That von der Seele wegschreiben können, so würde der Kritik, wie in früheren Tagen, die Selbstkritik auf dem Fuße gefolgt sein: sie würde sich nicht zum Unmuth verhärtet und zu einem weit über das Ziel hinausschießenden Angriff gesammelt haben.

Immer indeß erscheint der sogenannte „Pessimimus" Baumgartens in der, wenn auch noch so billig abwägenden Darstellung unserer biographischen Einleitung auf einem Hintergrunde, der ihn um einige Töne zu dunkel färbt. Den Darsteller erfüllt eine beneidenswerthe heitere Zuversicht. Es ist der Optimismus des Jüngeren, der uns versichert, daß der ältere Mann, befangen in den Idealen seiner Jugend, die Aufgaben und die Art eines neuen Geschlechts nicht zu würdigen vermocht habe. Nun sind wir die Letzten, welche diese hoffnungsfreudige Stimmung des neuen Geschlechts nicht zu schätzen wüßten; denn aus ihr fließt alle Kraft der strebenden und helfenden Arbeit an der Gegenwart. Allein so leichter Hand dürften denn doch die schweren Klagepunkte, die der alte Kämpe zu erheben pflegte, sich nicht abthun lassen. So ganz überholt sind seine Ideale, so ganz

gegenstandslos seine Befürchtungen denn doch nicht. Der politische Prozeß in einem großen Staatswesen, in dem der nationale Geist in freien Formen seine Arbeit thut, mag schwere Konflikte überwinden und über ernste Bedrängnisse der Lage Herr werden: aber die Voraussetzung ist, daß die tiefsten Lebensbedingungen, auf denen der Staat ruht, unversehrt bleiben. Zu diesen Lebensbedingungen zählte der Heimgegangene vor Allem das Festhalten an den Gütern humaner Bildung und an dem Ernst der freien religiösen Ueberzeugung. Hatte er nicht Recht damit? Er konnte nicht billigen, daß diese Werthe um vorübergehender Machterfolge willen zu Tausch- oder Handelsobjekten wurden. Hatte er nicht Recht damit? War die Besorgniß vor dem Umsichgreifen römischer List und Anmaßung nichts als Gespensterfurcht? Pessimistisch hat er sich jedenfalls diesen Gefahren gegenüber nicht verhalten; denn nicht bloß scheltend, nicht bloß mit bitteren Worten, sondern in positiver Gegenwehr hat er sich den Bestrebungen angeschlossen, die den protestantischen Geist in unserem Volke zu neuem Selbstgefühl aufzurufen beabsichtigten. Die Ergebnisse seines Werks über Karl V. hat er in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte in übersichtlich wirksamer Darstellung zusammengedrängt. Gegen die Verfälschung der geschichtlichen Wahrheit, wie sie mit methodischer Kunst in Janssens deutscher Geschichte geübt, und zum System geworden ist, hat er kräftige Verwahrung eingelegt. Am schönsten bezeugen seinen Eifer für die Sache des Protestantismus zwei Stücke unserer Sammlung. Der Vortrag über Loyola hebt die Fortschritte des Jesuitismus hervor, während der Aufsatz: „Römische Triumphe" die Mitschuld des deutschen Protestantismus an diesen Triumphen uns ans Gewissen legt.

Und ferner. So optimistisch ist doch wohl Niemand, daß er die Schäden unseres heutigen Parteiwesens, die Unzuverlässigkeit und Richtungslosigkeit unseres Parlamentarismus sich verhehlte. Niemand, dem die Zukunft des deutschen Staates am Herzen liegt, kann anders als mit ernster Sorge auf die Verhetzung der Massen gegen die besitzenden Stände, auf das alle gesellschaftliche Ordnung mit Zerstörung bedrohende Treiben der Sozialdemokratie, ihrer Verbündeten und ihrer Mitverschworenen blicken. Diesem wuchernden Unheil gilt es durch vorgreifende Reformen, durch gesetzgeberische Heilung die Wurzeln abzugraben. Es ist tröstlich und löblich, daß der neue deutsche Staat diese Pflicht erkannt hat und daß die Wissenschaft im Bunde mit den öffentlichen Organen den geheimen Quellen des Uebels nachzuforschen nicht müde wird. Löblich aber ist auch der Muth, der

sich nicht scheute, das Noli me tangere des Liberalismus als eine der hauptsächlichsten Ursachen der schweren Krisis unseres Staats- und Gesellschaftslebens zu bezeichnen. Es war das ceterum censeo unseres Freundes, daß das Wahlgesetz, nach welchem der deutsche Reichstag gewählt werde, ein Gesetz für Ultramontane und Sozialdemokraten sei. Daß, schrieb er, „das suffrage universel nicht nur den Staat, sondern unsere ganze Kultur bedroht, in allen Dingen die rohen Instinkte der Massen zur Herrschaft bringt, scheinen die Wenigsten zu ahnen". Er spricht ein ander Mal von der Macht der demokratischen Strömung, welche die Welt überfluthe, und eben dieser Macht, fährt er fort, „hat man bei uns in dem allgemeinen Stimmrecht eine Waffe gegeben, deren verderblicher Kraft bis heute noch kein Volk widerstanden hat".

Nach alledem, dünkt uns, ist es am Ende mit der Verbitterung und dem Pessimismus des trefflichen Mannes so schlimm nicht. Wie er Lessing vertheidigte, weil dieser nicht mochte, daß der Patriot den Dichter überschreie, so mochte er selbst nicht, daß der Politiker den Menschen überschreie. Wenn er für die ethischen und kulturellen Grundlagen des Staatslebens in seinen späteren Jahren mündlich und brieflich oft trübsinniger und heftiger eingetreten ist, als Grund war, und als der Erfolg gerechtfertigt hat, so klingt doch in den öffentlichen Aeußerungen, die uns in diesem Bande vorliegen, kein schriller Mißton der Verzweiflung, sondern nur schmerzliche Sorge und ernste, unverächtliche Mahnung durch, — Erinnerungen, welche tiefer, ehrlicher Liebe zu seinem Volke entstammten. Geflissentlich, und um sich das Herz zu erleichtern, hebt er in der „Gedächtnißrede auf Kaiser Friedrich", dem letzten Stück unserer Sammlung, die edlen Worte heraus, die bei verschiedenen Gelegenheiten der Kronprinz zu Ehren der Wissenschaft und Bildung, zum Preise des Freimuths und der Friedfertigkeit, zur Empfehlung von Gewissensfreiheit und Duldung gesprochen hat. Nachdem er aber so seiner eignen Ueberzeugung von dem, was noth thue, aus fürstlichem Munde eine Bestätigung gegeben, bricht am Schlusse der Rede, wie durch Wolken der Sorge, der Strahl der Hoffnung durch. Zum Beweise, daß er zu glauben und zu vertrauen mit nichten verlernt hatte, feiert er den denkwürdigen Moment, in dem der neue Kaiser, umringt von den Bundesfürsten, unter dem begeisterten Zuruf der Nation die Zügel Preußens und Deutschlands mit fester Hand ergriffen habe, und er schließt mit dem Bekenntniß: „So ist unser Herz zwar voll Trauer, aber auch voll Zuversicht und Dank".

